Digitized by Google

Enc.
2 ✗ Conversations-Lexicon
(11,2)

GESCH... K
FRESEN..US

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Supplemente
zum
Converſations-Lexicon
für
die Beſitzer
der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend
die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Zweite Abtheilung
F bis L.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Supplemente

zum

Converſations-Lexicon.

Zweite Abtheilung.

F bis L.

Digitized by Google

Dieſe Supplemente ſind mit dem in Leipzig erſcheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Beſitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in ſieben Bänden,

c) der erſten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge deſſen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzuſetzen hat.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F.

F, der ſechſte Buchſtabe des deutſchen Abc, der durch ein Zuſammenſtoßen der Lippen, verbunden mit einem ziſchenden Ausſtoßen der Luft zwiſchen dieſelben hindurch hervorgebracht, und deßwegen auch ein Blaſeton genannt wird.

Fabier, ein berühmtes altes Geſchlecht der Römer. Die ganze ſtreitbare Mannſchaft deſſelben (306 an der Zahl) kämpfte einſt vereint gegen die Vejenter, und Alle ſtarben den Heldentod für's Vaterland. Einer der berühmteſten Fabier iſt Quintus.

Fabre (Maria J. J. Victorin), ein junger franzöſiſcher Dichter und Schriftſteller, geb. 1785 zu Vals, im Ardechedepartement, der nach Ginguené's Urtheil einem Fruchtbaum gleicht, welcher mit dem erſten Jahre ſchon treffliche Früchte bringt. Seit 1805 hat er an allen Preisaufgaben des Inſtituts Theil genommen, und jedesmal bald den Preis, bald das Acceſſit, bald eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. Insbeſondere verdient ſein Gedicht sur l'indépendance des hommes de lettres und das sur les voyages Bemerkung. Auch als Proſaiſt erhielt er für ſein Eloge de Corneille den Preis im Jahre 1808. Noch mehr rechtfertigte ſein Eloge de la Bruyère, welches den Preis der Beredtſamkeit am 4. April 1810 erhielt, die Meinung des Publikums von den Talenten Fabre's. Ein feiner Beobachtungsgeiſt, eine ſehr gewählte Sprache und ein gereifter Geſchmack vereinigen ſich darin mit dem Glanze und dem Feuer ſeines jugendlichen Genies. Leider hat eine ſchmerzhafte Krankheit den jungen Dichter mitten in ſeiner Laufbahn aufgehalten. Er hat außer den genannten, noch herausgegeben: ein Eloge de Boileau. — La mort de Henri IV. poëme, suivi de notes histor. 1808. — Tableau litteraire du XVIII. siecle, suivi de l'Eloge de la Bruyère. — Eloge de Montaigne. G.

Fabricius (Johann Chriſtian), der berühmteſte Entomolog des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Tundern im Herzogthum Schleswig im J. 1742. Nachdem er im 20ſten Jahre ſeinen academiſchen Curſus vollendet hatte, begab er ſich nach Upſala, um unter Linné ſeine Studien fortzuſetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht deſſelben beſſer benutzt als Fabricius. Alle ſeine Werke über die Entomologie, die ihm einen ſo wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundſätze, die Methode, ja ſogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genoſſenen Unterricht höchſt dankbar, und ſuchte keinesweges zu verbergen, was er ſeinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendſte hinterlaſſen, was zur vollſtändigen Biographie des großen Naturforſchers gehört. Durch den Umgang mit demſelben wurde in ihm die erſte Idee ſeines Syſtems, die Inſekten nach den Organen des Mundes zu ordnen, rege, und er ſchlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe ſeines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Indeſſen munterte er den geiſtreichen Schüler auf, auf dieſem Wege fortzugehen. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers

Digitized by Google

der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kiel, und nun gab er ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium hin. Im J. 1775 ließ er ſein *Syſtem der Entomologie* erſcheinen, ein Werk, wodurch dieſe Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt bekam. Zwei Jahre nachher entwikkelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Claſſen und Arten und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile ſeiner Methode. Im J. 1778 machte er endlich ſeine Philosophia entomologica, nach dem Muſter der Philosophia botanica von Linné, bekannt. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode, alſo faſt 30 Jahre lang war er unaufhörlich beſchäftigt, ſein Syſtem zu erweitern und es unter verſchiedenen Formen, in Werken von verſchiedener Benennung, darzulegen. Er durchreiſete faſt jedes Jahr einen Theil Europens, beſuchte die Muſeen, knüpfte Bekanntſchaften mit Gelehrten an, und beſchrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Inſekten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter ſeiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und ſelbſt der Claſſen ungewiſſer und willkürlicher; ſo daß aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſeine neueſten Schriften den ältern faſt nachſtehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein ſie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem *Syſteme* der Natur, ſondern bloß zu einer *natürlichen Methode* führen. Er ſtarb im Jahre 1808.

Fabrikmaſchinen, ſ. Maſchinen.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Marradi 1732. Nachdem er ſeine erſten Studien in ſeiner Vaterſtadt vollendet hatte, erhielt er 1750 zu Rom eine Stelle an dem Collegio Vandinelli. Er hatte drei Jahre lang zu Rom Logik, Phyſik, Metaphyſik und Geometrie ſtudirt, als er dem Prälaten *Bottari* vorgeſtellt wurde, der ihn in der Folge zum Stellvertreter ſeiner Canonicatsgeſchäfte zu St. Maria in Traſtevere machte. In dieſem Zeitpunkte beſchrieb er das Leben des Papſtes Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit ſich dem Papſte Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genuſſe einer Art von Stipendium verhalf, welches die Prinzeſſin Camilla Roſpiglioſi geſtiftet hatte. Nun konnte er ſich ſeinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken, *das Leben der italieniſchen Gelehrten* zu beſchreiben, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte geblüht hatten, und auf dieſes Werk verwandte er von jetzt an ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit und Sorge. Den erſten Band davon gab er 1766 heraus. Seinem Glücke ſtellten ſich viele Hinderniſſe in den Weg, unter andern auch die Feindſchaft der Jeſuiten. Er begab ſich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzoge *Leopold* die Stelle eines Priors erhielt. Er theilte nun ſeine Zeit zwiſchen ſeinen geiſtlichen Geſchäften und literariſchen Arbeiten, reiſete nach 2 Jahren nach Rom und wurde vom Papſte Clemens XIV. (Ganganelli) mit großer Freundlichkeit empfangen, und zu einem Prälaten der päpſtlichen Kammer ernannt. Er kehrte jedoch nach Florenz zurück, und gab hier *Briefe von Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts* aus den Archiven der Medicis heraus. Er arbeitete mit außerordentlicher Anſtrengung, bis er vom Großherzog zum Erzieher ſeiner Prinzen ernannt wurde. Er trat dieſe Stelle im J. 1773 an, und nun gewann er auch Zeit, ſich wieder mit ſeinen *Biographieen* zu beſchäftigen, welche ſtets ſeine Lieblingsarbeit blieben. Er überarbeitete

Digitized by Google

ſie von neuem, und gab noch fünf neue Bände heraus. Er machte auch Reiſen ins Ausland, beſuchte Wien, Dresden und Berlin. In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Arbeiten, und ſtarb den 22. Sept. 1803. Fabroni's vornehmſte Werke ſind: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beſte Ausgabe iſt die zu Piſa 1778 in 8. angefangene, wovon nach und nach 18 Bände, der letzte 1799, erſchienen ſind. Der 19. und 20. Band kamen nach ſeinem Tode hinzu, wovon der eine ſein eigenes Leben enthält, von ihm ſelbſt geſchrieben bis 1800. Dieſes biograpiſche Werk enthält 165 Lebensbeſchreibungen, und gehört unter die vorzüglichſten ſeiner Art. Es umſchließt einen Schatz von Gelehrſamkeit. — Laurentii Medicis magnifici Vita, Pisae 1784. — Magni Cosmi Medicei Vita, 1789 — Leonis X. pontificis maximi Vita, 1797. — Elogi d'illustri Italiani, 2 V. Pisa 1786, 1789. — Elogi di Dante Alighieri, di Angelo Poliziano, di Lodovico Ariosto, e di Torquato Tasso 1806.

Facciolato, (Giacomo), ein ausgezeichneter italieniſcher Philolog des 18ten Jahrhunderts, wurde geb. unweit Padua im J. 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Kardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er reißende Fortſchritte und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie, Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft, ſo wie der Philoſophie, endlich Präfekt des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachläſſigt worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches unter dem Namen des Calepinſchen bekannt iſt. Er hatte bei dieſer Arbeit ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen, und ſo wurde dieſes Werk im J. 1715 angefangen, und 4 Jahre darauf beendigt. Es erſchien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Worte dieſer Sprache und alle verſchiedene Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert, nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca, enthalten ſollte. Dieſes ungeheure Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern gab Facciolato auch neue Editionen von dem Lexion des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli heraus. Er ließ auch viele lateiniſche Reden drucken, welche ſeinen Ruf noch vermehrten. Im Jahre 1702 wurde er als Profeſſor nach Padua berufen; verließ aber nach 16 Jahren dieſen Lehrſtuhl. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Pappadopoli bis zum Jahre 1740 gebracht hatte. Sein Styl hatte etwas Laconiſches aber Elegantes, daher man ſeine Schriften mit Vergnügen las. Er wurde ſehr alt, und ſtarb den 25. Auguſt 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der gu-

ten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. Im Jahre 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Es enthält nach Wuth in 1 Pfd. zu 16 Unzen luftſaur. mineral. Laugenſalz 30 Gr., Selenit 1 Gr., Kochſalz 1$\frac{2}{3}$ Gr., luftſ. Bittererde $\frac{1}{3}$ Gr., luftſaure Kalkerde 3$\frac{2}{3}$ Gr., luftſ. Eiſen 1 Gr., Luftſäure 36$\frac{2}{3}$ kub. Zoll. Es iſt folglich ein alkaliſch-saliniſches Stahlwaſſer. Vorzüglich wirkſam iſt es in der Gicht, in langwierigen rheumatiſchen und katarrhaliſchen Zufällen, in Engbrüſtigkeit, Schleimhuſten u. ſ. w. Außerdem gebraucht man dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze, und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte nach gehabten Strapazen oder ausgeſtandener Hitze ſehr ſchnell.

Fagel, eine niederländiſche Familie, die ſeit beinahe zwei Jahrhunderten der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Seit 125 Jahren, von 1670 — 1795, war die wichtige Stelle eines Staatsſecretärs bei den Generalſtaaten ſtets einem Gliede dieſer Familie anvertraut. Dieſe war dagegen ihrer Seits ſtets der oraniſchen Partei ergeben, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabſichten. Wir führen hier einige der berühmteſten Mitglieder dieſer Familie auf. 1. Der große Ahnherr dieſer berühmten Familie iſt Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629 und geſt. 1688. Er bekleidete die anſehnlichſten Staatspoſten, und zeichnete ſich insbeſondere bei der Invaſion Ludwigs XIV. durch Muth und Standhaftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlagen des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerſtand er allen Verführungskünſten des franz. Geſandten d'Avaux, und lehnte ſtolz eine Summe von zwei Millionen Franken ab, die ihm d'Avaux anbot, um ihn in das Intereſſe ſeines Hofs zu ziehen. Fagels Triumph war die Erhebung Wilhelms des dritten auf den engliſchen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifeſt bei dieſer wichtigen Begebenheit entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Er erlebte indeſſen den großen Erfolg ſeiner Maßregeln nicht, indem er, noch ehe die offizielle Nachricht vom vollſtändigen Gelingen derſelben eingegangen war, ſtarb. Er war unverheirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Ueber ſeinen Charakter iſt zu vergleichen, was Temple, Wicquefort und Burnet geſagt haben. — 2. Franz, Neffe Caspars, und Sohn Heinrich Fagels, war, wie jener, Staatsſecretär der Generalſtaaten. Er war geb. 1659 und ſtarb 1746. Auch dieſer war ein großer Staatsmann. Er hatte einen trefflichen Biographen an Onno Zwier von Haren gefunden. Leider wurde dieſe Biographie im Manuſcript bei einer Feuersbrunſt ein Raub der Flammen. — 3. Franz, geb. 1740 und geſt. 1773. Auch er war Staatsſecretär. Franz Hemſterhuis hat ſeine Lobſchrift meiſterhaft entworfen, und dieſe findet ſich im erſten Bande ſeiner Werke. — 4. Heinrich, geb. 1706 und geſt. 1790. Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalter-Würde im Jahr 1748 Theil. Er iſt der Vater des Generals Fagel, von dem wir unter 6. Einiges anführen. — 5. Franz Nicolaus, auch ein Neffe Caspars, hat ſich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben. Er trat 1672 in Dienſt und ſtarb 1718. Er war General der Infanterie im Dienſte der Generalſtaaten und kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant.

Digitized by Google

Er zeichnete ſich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus; die berühmte Vertheidigung von Mons im Jahr 1691 wurde von ihm befehligt; ſeine ſonſtigen Waffenthaten zeigte er bey der Belagerung von Namur, — bei der Einnahme von Bonn 1703; — bei dem Feldzug in Portugal in demſelben Jahre; bei den Feldzügen in Flandern im Jahre 1711 und 1712, und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet. — 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), jetzt Geſandter des Königs der Niederlande in London. Er hat ſich durch die treueſte Anhänglichkeit an das Oraniſche Haus auch in den Zeiten des Unglucks ausgezeichnet, die wichtigſten Poſten bekleidet, und die ſchwierigſten Unterhandlungen geleitet. Im Jahr 1814 unterzeichnete er den Friedensſchluß zwiſchen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieutenant Fagel, iſt niederländiſcher Geſandter in Paris.

Fairfax (Thomas, Lord), der in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls des Erſten eine bedeutende Rolle ſpielte, und endlich General der Parlamentstruppen wurde, war im J. 1611 geboren. Er ſtudirte in Cambridge, und, von Natur kriegeriſch, diente er nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio Lord Vere, um den Waffendienſt zu lernen. Bei ſeiner Rückkehr nach England faßte er eine außerordentliche Abneigung gegen Carl I. So wie dieſer Fürſt den Verſuch machte, zur Bewachung ſeiner Perſon ein Corps zu werben, erhielt Fairfax von ſeiner Partei den Auftrag, dem Könige eine Petition gegen dieſe Maßregel zu übergeben. Carl vermied die Gelegenheit ſie anzunehmen, allein Fairfax war ſo beharrlich, eine ſolche aufzuſuchen, daß er ſie endlich dem Könige im freien Felde und Angeſichts von hunderttauſend Menſchen auf den Sattelknopf ſeines Pferdes legte. Kurz darauf, als der Bürgerkrieg ausbrach, erhielt er vom Parlament eine Stelle als General der Reiterei. Er zeichnete ſich auf dieſem Poſten durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit aus. Im J. 1645 wurde er vom Parlamente zum Nachfolger des Grafen Eſſer erwählt, als dieſer das Commando verloren hatte. Zugleich wurde ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generale unter ſeinem Befehle zu ernennen, und gieng im April nach Windſor, wo er die neue Armee des Parlaments organiſiren wollte. Allein Cromwell hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durchſetzen konnte. Daher handelte auch dieſer eigentlich unter dem Namen von jenem. Der König war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zwiſchen ihnen zur Schlacht. Carl wurde geſchlagen und zog ſich nach Wales zurück. Fairfax unterwarf ſich in kurzem alles weſtlich von London gelegene Land, zog dann nach Süden, und blokirte Exeter. Er war überall ſiegreich, und begab ſich endlich vor Oxford, wo eine beträchtliche Beſatzung ſtand, die dem Könige noch ergeben war. Der König ſelbſt entſchlüpfte verkleidet aus der Stadt, um ſich den Schottländern in die Arme zu werfen. Oxford kapitulirte und Carl I. hatte keine Armee und keinen feſten Platz mehr in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das Parlament durch eine Deputation, allein er hatte kaum Zeit gehabt, ſich zu erholen, als er den Auftrag erhielt die 200,000 Pfund Sterling zu eſcortiren, welche das engliſche Parlament der Armee von Schottland für die Auslieferung der Perſon des Königs gab. Den 30. Januar 1646 wurde Carl I. den Commiſſären des Parlaments

übergeben. Fairfax begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung, und dieſer war mit ihm zufrieden. Das Parlament hatte ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten würde, denn man wollte einen Theil verabſchieden, und den Reſt nach Irland ſchicken. Die Truppen waren dieſer Maßregel nicht geneigt, weil ſie dadurch zu verlieren fürchteten. Cromwell benutzte dieſen Umſtand und ſuchte die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax bemerkte dieſes kaum, als er auch ſah, daß nun eine völlige Anarchie eintreten werde; er beſchloß daher zu reſigniren. Allein die Führer des Heeres wußten die Ausführung dieſes Entſchluſſes zu verhindern. Nun gab er ſich den Maßregeln hin, die man ergriff, die Macht des Parlaments zu ſtürzen. Er zog gegen Befehl deſſelben triumphirend in London ein, und erfuhr hier bald, daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden. Er eilte daher, denſelben bey Cambridge aufzuſuchen, und betrug ſich gegen ihn mit der größten Achtung. Er hätte ihn gern gerettet, allein Cromwell beherrſchte ihn und die Umſtände. Er konnte Carls Hinrichtung nicht verhindern. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedition, welche das Parlament gegen Schottland vorhatte, weil es ſich für Carl II. erklärte, weigerte er ſich zu dienen. So erhielt Cromwell den Oberbefehl. Fairfax ſehnlichſter Wunſch war die Wiedereinſetzung der königl. Familie, auch verſuchte er ſie thätig zu bewirken. Er brachte zu dem Ende ſelbſt ein Heer zuſammen, machte ſich zum Meiſter von York und erſchien noch einmal auf der Bühne der Welt. Er wurde von der Grafſchaft York zum Deputirten im herſtellenden Parlamente gewählt, und nach Haag geſandt, um Carl II. zu veranlaſſen, ſo ſchnell als möglich die Ausübung ſeines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflöſung dieſes Parlaments begab er ſich wieder auf ſeine Güter, und brachte den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu. Er ſtarb den 22. Febr. 1671. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften hat er auch durch mehrere Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens ſind, bewährt.

Faria de Souſa (Manoel), ein berühmter caſtilianiſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, wurde geboren zu Suto in Portugal, im Schooße einer alten und erlauchten Familie. Er verrieth ſehr frühzeitig bedeutende Talente, und ſchon im 9ten Jahre ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität zu Braga, wo er große Fortſchritte in Sprachen und in der Philoſophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Cavalier in die Dienſte des Biſchofs von Oporto, und bildete ſich unter deſſen Leitung weiter in den Wiſſenſchaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier ſein dichteriſches Talent, und er beſang ſie unter dem Namen Albania. Er vermählte ſich mit ihr 1618, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier ſein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er beſuchte auch Rom, und erwarb ſich die Aufmerkſamkeit des Papſtes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er ſich einzig den Wiſſenſchaften, und arbeitete ſo anhaltend, daß er ſich ſelbſt den Tod dadurch zuzog. Er ſtarb im 59ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen Schriften zeichneten ſich aus: Discurſos morales y politicos. 2. Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios ſobre la Luſiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las

Historias Portuguesas — und dann el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa, jedes ein beſonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46. (Aganippens Quelle), iſt von ihm vorhanden. Sein Styl iſt rein und kräftig, und ſeine Darſtellung voll dichteriſchen Lebens.

Farneſe, ein berühmtes italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto und lieferte der Kirche und der Republick Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich Pietro Farneſe († 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdankten. Pabſt Paul III., ein geborner Farneſe, verlieh ſeinem Hauſe in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Hoheitsrechte über Parma und Piacenza, deſſen erſter Herzog Pietro Luigi F., ein Sohn des Papſtes Paul III, war. Paul III. der auf Clemens VII. folgte, betrieb die Erhöhung ſeiner Familie mit leidenſchaftlichem Eifer. Nicht nur Pietro Luigi, ſondern auch deſſen fünf Söhne, wurden auf das herrlichſte von ihm verſorgt; vor allen aber ließ er ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſeyn, eines von allen Laſtern gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benvenuto Cellini bekannt ſeyn wird. Paul III. ſuchte für ihn von Carl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich damals ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mayländern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Auguſt 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei Beſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels ſeiner neuen Staaten begann. Als das Maaß der Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtändniſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adligen Familien. Sieben und dreißig Verſchworne begaben ſich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Widerſtand zu leiſten vermochte, und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel. Als Ottavio Farneſe, der Sohn und Nachfolger Pietro Luigi's, die Nachricht vom Tode ſeines Vaters erhielt, befand er ſich bei Paul III. in Perugia. Zugleich erfuhr er, daß Gonzaga im Namen des Kaiſers Piacenza beſetzt und Abſtellung aller Beſchwerden verſprochen habe. Zwar erklärte ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einer päpſtlichen Armee dorthin begab, allein er fühlte ſich zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach, und mußte mit Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Frankreichs bewarb. Durch den Tod Pauls III. (1549) ſchien Ottavio, faſt aller ſeiner Staaten beraubt, ohne Rettung verloren, doch der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III. verſchaffte ihm, aus Anhänglichkeit an das Farneſiſche Haus, 1550 das Herzogthum Parma wieder und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche. Allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchloß, zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, er gerieth abermals in große Bedrängniß,

Digitized by Google

aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöste. Mit dem Hauſe Oeſterreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner Gemahlin Margarethe und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche Monarchie wieder aus. Margaretha, die als Statthalterin in den Niederlanden mit weiſer Mäßigung regiert, aber 1567 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma und zog ſich dann nach Abruzzo zurück, wo ſie 1586 ſtarb. In demſelben Jahre ſtarb auch Ottavio, nachdem er dreißig Jahre eines ungeſtörten Friedens genoſſen und ihn benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingeriſſene Unordnungen zu verbeſſern, und das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein geſegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, Aleſſandro Farneſe, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen. Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Seeſchlacht bei Lepanto ab. Im Jahr 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die ſpaniſchen Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern hatte zurückſchicken müſſen. Aleſſandro fand ihn dort ſehr ſchwach und krank, auch erfolgte ſein Tod wirklich im nächſten Jahre. Indeß ſtanden die ſpaniſchen Angelegenheiten ſehr ſchlecht und die Inſurgenten gewannen allenthalben die Oberhand. Aleſſandro wurde nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück, und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzog von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, ſondern ſetzte den Krieg in Flandern fort, und ſahe das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie mehr wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, um Heinrich IV. zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben, was ihm, ohne eine Schlacht zu liefern, gelang. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moriz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen, allein nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV. ſtand Aleſſandro mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen ſiegreich entgegen; den letztern zwang er noch die Belagerung von Rouen aufzuheben. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm den Tod zu Arras, im ſiebenundvierzigſten Lebensjahre, zuzog. Ihm folgte als Herzog von Parma ſein älteſter Sohn Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden ſeines Vaters beſaß, ſondern finſter, ſtrenge, habſüchtig und mißtrauiſch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit ſeiner Regie-

rung veranlaßte ihn, den Häuptern der angeſehenſten Familien eine Verſchwörung anzudichten, ihnen heimlich den Proceß machen, ſie hinrichten (19. Mai, 1612) und ihre Güter einziehen zu laſſen. Dieſes unerhörte Verfahren empörte viele italieniſche Fürſten, und nur der Tod des aufgebrachteſten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volkes beſaß, ließ er in einem ſchrecklichen Kerker unbarmherzig verſchmachten. Er ſelbſt ſtarb 1622. Ungeachtet der Rohigkeit ſeines Charakters zeigte er Geſchmack für Wiſſenſchaften und Künſte; auch wurde unter ſeiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muſter der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (geſt. 1646) beſaß viel Talent zur Satire, große Beredtſamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Ein Hang zu Abenteuern und die Eitelkeit auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickele ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Pabſt Urban VIII., dem er große Summen ſchuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegsweſen faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich er es auch liebte. Nicht ſo grauſam wie ſein Großvater, auch nicht ſo voll Dünkel wie ſein Vater, war der nun folgende Ranuzio II. (geſt. 1694), aber ſchwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günſtlinge. Einer von dieſen, Namens Godefroi, den er aus einem franzöſiſchen Sprachlehrer zum erſten Miniſter und Marcheſe umgeſchaffen hatte, ließ den neuen Biſchof von Caſtro ermorden, den Farneſe nicht anerkennen wollte. Höchſt entrüſtet darüber ließ Papſt Innocenz X. Caſtro ſchleifen, und Godefroi, der ſich von den päpſtlichen Truppen ſchlagen ließ, verlor endlich die Gunſt ſeines Herrn, und bei ſeiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteſte Sohn Ranuzio's, Odoardo, wurde ſo dick, daß er erſtickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Franceſco und Antonio, folgte zuerſt Franceſco F. (geſt. 1727), deſſen ungeheure Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger geſtattete. Philipp V. von Spanien heirathete indeſſen Eliſabeth Farneſe, eine Tochter des erſtickten Odoardo und Nichte des Herzogs Franceſco. Da man die Kinderloſigkeit des letztern voraus ſah, ſo beſchloſſen die erſten Mächte Europa's, daß ein Sohn Philipps V. und Eliſabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farneſiſchen Beſitzthümer erben ſollte. Auf dieſe Weiſe fielen ſie dem Hauſe Bourbon zu. Auf Franceſco F., der ſich alle dieſe Anordnungen gefallen laſſen mußte, ohne dabei befragt zu werden, folgte ſein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (geſt 1731). Auch er blieb ſeines Alters und ſeiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während ſeiner ganzen Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu beſtehen. Er ſtarb endlich, und ſogleich wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Beſitz genommen. F — r.

Farill, Don Gonzalo O (o Farnill) ſpaniſcher Generallieutenant und jetzt aus ſeinem Vaterlande von Ferdinand VII. proſcribirt in Paris im Privatſtande lebend, iſt 1752 in Havannah geboren. Er trat 1766 in k. ſpaniſche Dienſte, zeichnete ſich durch Talent und Tapferkeit aus, namentlich bei der Belagerung von Gibraltar, und ward nach Berlin geſchickt, um die in jener Zeit bewunderte preußiſche Taktik zu ſtudiren. Dann war er Vorſteher der k. ſpan. Militär-Academien zu Puerto de S. Maria, und wurde in dem Feldzuge von 1795 bei der Armee von Catalonien Chef des General-

ſtabs. Nach dem Frieden mit der franz. Republik machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe faſt durch ganz Europa, und wurde dann 1807, als Napoleons argliſtige Politik die ſpaniſchen Linientruppen aus ihrem Vaterlande wegzog, befehligt, eine Diviſion derſelben nach Toscana zu führen. Die Revolution von Aranjuez fand ihn wieder als ſpaniſchen Kriegsminiſter. Er ergab ſich der Sache Ferdinands VII. und der Nationallehre mit Enthuſiasmus und widerſetzte ſich Mürats Anmaſſungen mit Nachdruck. Ganz veränderte Verhältniſſe beſtimmten ihn indeß bald darauf, ſich der neuen Ordnung der Dinge anzuſchließen, und die Stelle eines Kriegsminiſters unter Joſeph anzunehmen. Er behielt dieſen Poſten bis zur Schlacht von Vittoria. Nach dem Traktat von Valençay rechtfertigte er ſich mit Edelmuth und Charakterſtärke gegen Ferdinand VII., indem er ihm und dem Vaterlande ſeine Dienſte anbot, über die Motive ſeiner Laufbahn in den Revolutionsjahren. Allein Ferdinand blieb unerbittlich und O Farill wurde durch ein Contumazialurtheil der ſogenannten Centraljunta für einen Vaterlandsverräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Er gab hierauf in Vereinigung mit Azanza eine merkwürdige Rechtfertigungsſchrift heraus.

Fäſch, ſ. Feſch.

Fauche Borel (Louis), ein in der Geſchichte der franz. Revolution ſehr bekannt gewordener Intrigant, oder wie er ſelbſt und Andere wollen, ein ſehr eifriger Anhänger der Bourbons, der ſein ganzes Leben ihrem Dienſte geweiht hat, aber von ihnen mit Undank belohnt worden, und jetzt von einer mäßigen Penſion in London, lebt, die ihm die engliſche Regierung reichen läßt. Er iſt in Neufchatel 1762 geboren. Auch hat er ſich ſeiner Geburt als preußiſcher Unterthan oft bedienen müſſen, um aus den Verlegenheiten und perſönlichen Arreſten befreit zu werden, in die ihn ſeine Keckheit oder ſein Eifer für die genommene Partei geführt hatte. Er beſaß in Neufchatel bis 1795 eine Buchdruckerei, wurde als ein geiſtreicher und unternehmender Menſch bemerkt und von dem Prinzen Condé gebraucht, Pichegrü in das Intereſſe der Bourbons zu ziehen. Dies hatte viele Jahre lang dauernde Intriguen mit Pichegrü, Moreau, Barras, Antraigues, Puiſaye, Perlet und anderen Einfluß habenden Perſonen zur Folge, denen wir hier nicht folgen mögen, und die ohne Erfolg für die Bourbons geblieben ſeyn würden, wenn nicht andere Urſachen ihre endliche Reſtauration herbeigeführt hätten.

Fauvel, Correſpondent des franzöſiſchen Nationalinſtituts, iſt als Künſtler vortheilhaft bekannt durch ſeine Zeichnungen von den ſchönſten Denkmälern Griechenlands, die er auf ſeiner erſten Reiſe nach der Levante im J. 1780, und auf ſeiner zweiten im Jahr 1787, entworfen hatte. Zugleich bewährten ihn ſeine Nachforſchungen als einen wackern Alterthumskenner. Die Regierung ernannte ihn daher 1783 zum Conſul in Athen, wo er noch jetzt in allgemeiner Achtung lebt. Alle ausgezeichnete Reiſende, die dieſes Land beſuchten, wie Lord Elgin, Chateaubriand, Cockerell, Avramiotti, Aberdeen, Bartholdy u. A. erkennen den Eifer dankbar an, mit welchem Fouvel ſie durch ſeinen Rath und Einfluß unterſtützte. Die Denkſchriften dieſes Künſtlers, der Athen genauer kennt, als irgend ein Pariſer ſein Paris, ſind noch nicht gedruckt. Man verdankt ihm wichtige Entdeckungen über die Lage von Olympia, die Ebene von Marathon, das Grabmal des Themiſtokles u. ſ. w. Das berühmte Basrelief der Panathenäen, das Innere des Parthenon u. a. m. ſind nach Fau-

vel's Zeichnungen in dem Muſeum von Filhol, in der Galerie antique und in andern Werken in Kupfer geſtochen. Er arbeitet jetzt an einer Voyage pittoresque de la Grece.

Favier, ein berühmter franzöſiſcher Publiciſt und Diplomatiker, wurde geboren zu Toulouſe im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und folgte im fünf und zwanzigſten Jahre ſeinem Vater, in der Stelle eines Generalſecretärs der Stände von Languedoc; allein die Ausſchweifungen ſeiner Jugend nöthigten ihn, dieſe eben ſo ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen ſich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, ſtudirte er beſonders Geſchichte und Politik; und da er ein außerordentliches Gedächtniß beſaß, erwarb er ſich ſehr bald eine vollkommene Kenntniß der Traktaten, Allianzen, der Genealogie, der Rechte und Anſprüche aller regierenden Häupter. Zum Secretär des Herrn de la Chetardie, Geſandten am Turiner Hofe ernannt, erweiterte er unter Anleitung dieſes geſchickten Diplomaten nicht nur ſeine Kenntniſſe, ſondern wurde auch in die Geheimniſſe der alten europäiſchen Politik eingeweiht. Nach Chetardie's Tode wurde er von d'Argenſon ausgezeichnet, für den er mit ſeltenem Talente mehrere höchſt bedeutende Denkſchriften arbeitete. Auch der Miniſter leiſtete ihm wichtige Dienſte, und voll Vertrauen auf ſeinen Patriotismus enthüllte er ihm das ganze alte Syſtem der franzöſiſchen Politik gegen die andern europäiſchen Mächte. Dieſe Mittheilung erfüllte Favier's ganze Seele; auch verfaßte er nach Argenſon's Anweiſung ein Memorie, unter dem Titel Reflexions contre le traité de 1756 (zwiſchen Frankreich und Oeſterreich). Dieſe Schrift iſt eine der beſten über die Diplomatik jener Zeit, und noch jetzt für alle Staatsmänner ſehr wichtig. Er machte ſich damit aber viel Feinde und als d'Argenſon das Miniſterium verließ, konnte auch Favier ſeine Stelle nicht behalten. Er erhielt nun verſchiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland unter dem Miniſterium von Choiſeul. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs XV. Befehl mit den Geſandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwechſel führen mußte, trug ihm die Abfaſſung mehrerer Denkſchriften auf, worin er ſeine tiefen Kenntniſſe entfaltete. Favier gerieth dabey in große Gefahren, weil er dem Monarchen ſelbſt gegen die Miniſter diente. Er mußte daher aus Frankreich fliehen. In Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem er wichtige Eröffnungen über ſeine diplomatiſchen Miſſionen machte. Allein die Rückkehr nach Frankreich konnte er nicht für ſich gewinnen, ſelbſt im Auslande verfolgte ihn der Haß der Mächte, gegen die er geſchrieben hatte. Er wurde ſogar unter dem Vorwande einer Verſchwörung in Hamburg ergriffen, und als ein Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Sein Briefwechſel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen wurde für ſtrafbar erklärt und er in die Baſtille geſetzt, wo er mehrere Jahre ſaß. Auf des Grafen von Broglio Verwenden erhielt er endlich ſeine Freiheit, allein er lebte nun ohne Anſtellung bloß von den Früchten ſeiner Talente. Er ſchrieb Denkſchriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erſt bei Ludwigs XVI. Thronbeſteigung erhielt er eine Penſion von 2000 Thalern. Er ſtarb zu Paris den 2. April 1784. Ségür hat einen Theil ſeiner Schriften geſammelt und unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe in 3 Bänden herausgegeben (1802).

† Fellenberg (Ph. Eman. v.). Die Anſtalten zu Hofwyl

Digitized by Google

umfaſſen gegenwärtig: 1. eine Muſter-Landwirthſchaft, die von Fellenberg ſelbſt betrieben, einen fünffachen Ertrag giebt. Sie vereinigt alles, was man in der Landwirthſchaft nützliches entdeckt hat. 2. eine Verſuchs-Wirthſchaft, wo Felder zu den täglichen Verſuchsarbeiten, zum Unterrichte junger Landwirthe, die aus allen Gegenden Europa's nach Hofwyl kommen, beſtimmt ſind; 3. eine Fabrik für Ackerbau-Inſtrumente; eine Werkſtatt zur Vervollkommnung der mechaniſchen Werkzeuge des Ackerbau's, nebſt einer Induſtrieſchule für die Armen, welche hier, jeder nach ſeiner Fähigkeit, das Zimmer-, Tiſchler-, Drechsler-, Wagner-, Hufſchmiede-, Schloſſer-, Gießer-, Schumacher- und Schneiderhandwerk lernen; Sprechen, Schreiben, Zählen, Meſſen und Zeichnen ſind die Elemente des Induſtrieunterrichts; 5. eine Penſionsſchule für junge Leute vom Stand (von 8 — 20 Jahren), die alles umfaßt, was zur höheren Bildung erforderlich iſt; 6. eine theoretiſch-praktiſche Ackerbau-Lehranſtalt; 7. eine Normalſchule, welche im Sommer die Schullehrer aus den verſchiedenen Cantonen der Schweiz vereinigte, ſeit vier Jahren aber nicht mehr in Thätigkeit iſt. Doch bilden ſich in Hofwyl viele junge Ausländer, zum Theil auf Koſten ihrer Regierungen, zu Lehrern der Jugend nach Fellenbergs Methode. Alle dieſe Anſtalten machen ein Ganzes und unterſtützen ſich gegenſeitig. Sie ſind verbunden durch den höheren Zweck, alle Stände zur Humanität zu vereinigen, und zwar jeden in ſeiner Sphäre, die der Zögling eben ſowohl geiſtig als ſittlich begreifen lernt. Daher ſoll derſelbe Geiſt gegenſeitiger Achtung und des gemeinſchaftlichen Strebens nach Veredlung alle durchdringen, Lehre und Ausübung aber jeden für ſeine Beſtimmung reifer machen, d. h. geiſtig kräftiger, phyſiſch ſtärker, ſittlich edler, bürgerlich brauchbarer. Die Baſis iſt Religioſität, Entwickelung des Nachdenkens, Bildung des Gefühls (z. B. durch Geſang und Muſik), und Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit ſind die Regeln, nach welchen aller Unterricht und jede Arbeit angeordnet wird. Außer Herrn Fellenberg arbeiten in den Anſtalten zu Hofwyl 22 Lehrer, darunter Herr Wöhrli, ein junger Mann von ſeltner Fähigkeit. Von einem Thurme aus, der die ganze Gegend beherrſcht, kann Herr Fellenberg alles überſehen, und ſogleich mittelſt eines Sprachrohrs überall hin die nöthigen Befehle ertheilen. Damit die Anſtalt auch nach ſeinem Tode fortdaure, hat Herr Fellenberg eine immerwährende Commiſſion von drei ordentlichen Mitgliedern und vier Stellvertretern zur Vollzieherin ſeines Teſtaments zu Gunſten der Armenſchule, ernannt. Auf Befehl des Kaiſers von Rußland, erſtattete im Oct. 1814, der Graf Capo d'Iſtria an ihn einen Bericht über die hofwyler Anſtalt; und der Monarch überſandte an Fellenberg den St. Wladimir-Orden vierter Claſſe, mit einem beifälligen Schreiben. Auch läßt er mehrere junge Ruſſen und Polen daſelbſt zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vergl. in der Bibl. britannique die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles Pictet von Genf im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictet's Brief ebendaſ. Letzterer hat auch Fellenberg's Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz und die Mittel ihn zu vervollkommnen ins Franzöſiſche überſetzt. Ferner vergl. man die Berichte über die Anſtalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schweiz, von einem Commiſſär des Königs von Wirtemberg, von Chavannes an die Agriculturgeſellſchaft des Waatlandes, vom Grafen Capo d'Iſtria, und den von Rengger,

im Namen der zur Unterſuchung der Armenſchule zu Hofwyl, von der Regierung niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion, 1815. S. ferner Hofmanns Reiſe nach Hofwyl, in Auftrag der Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer. Ueber dieſe Schrift hat Fellenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaer's Annalen der Landwirthſchaft und in den Blättern von Hofwyl, die ſeit 1803 heftweiſe erſchienen ſind. Ueber die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Peſtalozzi's Grundſätzen beruhen, ſehe man außer den angeführten Schriften, insbeſondere den Bericht der Herren Kunzli und Vetſch, Mitglieder der Regierung des Cantons St. Gallen, welche in Auftrag derſelben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobachtet haben; ferner Jüllien's Précis sur les Instituts d'Education de M. de Fellenberg. Paris 1817. B.

Feodoſia, ſ. Caffa.

* Ferdinand I. (vorher IV.), König beider Sicilien (von Bourbon, Infant von Spanien), dritter Sohn Carls III. von Spanien und der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, geb. den 12. Jan. 1751. Er war noch minderjährig, als ihm ſein Vater, der das Königreich Spanien erbte (1759), den Thron von Neapel überließ. Er ward inveſtirt zu Rom den 3. Febr. 1760, und übernahm die Regierung ſelbſt 12. Jan. 1767. Seine und ſeines ältern Bruders (Carls IV. K. von Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtſchaffener Mann, aber von beſchränkter Einſicht, daher auch Ferdinand, obwohl nicht ohne glückliche Anlagen, ſehr unwiſſend blieb, und ſich ſpäterhin vergnügenden Zerſtreuungen, Jagd, Fiſchfang u. ſ. w. ganz überließ. (Vergl. Düclos: Voyage d'Italie.) Als Kind äußerte Ferdinand viel Liebe für das Volk; auf ſeinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben ſeines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud ſie ein, ihn zu beſuchen. An Feſttagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazzaroni, und er ließ ſeine liebe Cameraden, wie er ſie nannte, gut bewirthen. Ein ſolcher Knabe gewann ſogar ſeine Freundſchaft, und er ſorgte für deſſen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. Als Carl III. den Thron von Spanien beſtieg, ernannte er zu Neapel einen Regentſchaftsrath, unter dem Vorſitz des berühmten Marquis Tanucci, ehemals Prof. der Rechte zu Piſa. Im J. 1768 vermählte ſich Ferdinand mit Marie Caroline, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia (ſt. zu Hetzendorf bei Wien 8. Sept. 1814), aus welcher Ehe noch 4 Kinder leben. Dieſe geiſtvolle und liebenswürdige Fürſtin erlangte bald auf Ferdinand einen entſchiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung ſtand damals noch der erſte Miniſter Tanucci. Dieſer ſchaffte 1769 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papſt bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Carls III. v. Spanien, und nahm 1777 ſeinen Abſchied. An ſeine Stelle trat der Marquis de la Sambuca. Jetzt widmete der König, von ſeiner Gemahlin dazu aufgefordert, ſeine Zeit öfter den Regierungsgeſchäften, und zeigte viel Gerechtigkeitsſinn; doch that er nichts ohne den Rath der Königin. La Sambuca ſuchte daher den König durch eine ſchöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzoſen (Goudar) verheirathet war, von ſeiner Gemahlin abzuziehn; allein die Königin bemerkte dies, und H. und Mad. Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem ſtieg die Macht der Königin, und La Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Ma-

driber Cabinet eine ungünſtige Schilderung gemacht hatte, mußte ſich 1784 in ſeine Vaterſtadt Palermo zurückziehn. Nun wurde der Ritter Acton ſein Nachfolger. Dieſer folgte ganz dem Willen der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches ſich mehr an Oeſterreich und England anſchloß. Doch bald zog die franz. Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel ſchwankte, erſchien La Touche mit einer franz. Escadre vor der Hauptſtadt, und nöthigte den Miniſter Acton, die vorgeſchriebenen Bedingungen anzunehmen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Neapel zu der Coalition gegen Frankreich, und Ferdinand nahm von 1793 — 1796 an dem allgemeinen Kriege wider daſſelbe Theil. Nach zwei Friedensjahren machte ihn Nelſons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack ſich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeiſche Republik proklamirte. Der Hof nebſt Acton und der Lady Hamilton, der Freundin der Königin, hatte ſich bereits den 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch ſchon den 21. Juni 1799 fiel die Hauptſtadt wieder in die Gewalt der Royaliſten-Armee, die der Card. Ruffo anführte. Der König ſetzte nun eine Staatsjunta nieder, welche bis zum Dec. deſſ. J. eine Menge Anhänger der Republik hinrichten ließ. Erſt im Jan. 1800 kehrte der Hof von Palermo nach Neapel zurück, und Spanien ſchloß mit dem erſten Conſul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien geſichert wurde. Deſſen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Preſidj u. ſ. w. abtreten und franz. Truppen in ſeinem Königreich aufnehmen, auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 verſprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu geſtatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine ruſſiſch-engliſche Flotte vor Neapel erſchienen war und 12,000 Mann Ruſſen gelandet hatte, ſo ließ Napoleon, der in dieſem Schritte eine treuloſe Theilnahme Neapels an den Feindſeligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von ſeinen Heeren beſetzen, und nöthigte 1806 die königliche Familie, nach Sicilien überzuſchiffen. Hier wußte ſich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog ſich jedoch, da ſeine Gemahlin mit den Engländern entzweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geſchäften zurück, indem er proviſoriſch reſignirte und ſeinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Caroline aber mußte im Dec. 1811 Sicilien verlaſſen, und ging über Conſtantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König Ferdinand im J. 1812, die Regierung wieder zu übernehmen. Endlich hat der Wiener Congreß Ferdinand IV. in allen ſeinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814). Die königl. Familie iſt ſeitdem wieder nach Neapel gegangen, wo ſie am 17. Jun. 1815 einzog. Hierauf vereinigte Ferdinand den 8. Dec. 1816 ſeine ſämmtl. Staaten dieſſeits und jenſeits der Meerenge in ein Königreich beider Sicilien, und nannte ſich Ferdinand I. Den 17. Nov. 1813 vermählte er ſich mit der verwittweten Prinzeſſinn von Partana, nunmehr, ſeit 1815, Herzogin von Florida. Im J. 1801 ſtiftete er den Ferdinands-Verdienſtorden. Der Erbprinz Franz (geb. 19. Aug. 1777), in zweiter Ehe vermählt 1802 mit Iſabella, Carls IV. von Spanien Tochter, reſidirt ſeit dem Jul. 1816 zu Pa-

lermo als Statthalter von Sicilien, und erhielt den 4. Jan. 1817 den Titel: Herzog von Calabrien. Ferdinands I. zweiter Sohn, Leopold, Fürſt von Salerno (geb. den 1. Jul. 1790), vermählt 1816 mit Clementine, Franz I. Kaiſers v. Oeſterreich Tochter, iſt ſeit 1815 Generaliſſimus der neapolitan. Armee und Präſident des Kriegsraths. Im J. 1818, 16. Febr., ſchloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Papſte, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwiſchen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Ueber den perſönlichen Charakter dieſes Königs urtheilen ſelbſt parteiiſche Schriftſteller, wie Gorani u. A., günſtig. Das Wohl ſeines Volks liegt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Meſſina und in Calabrien, im J. 1783, erſchütterte ihn ſo, daß er vor Schmerz faſt wahnſinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen Anſtalten, um den Unglücklichen beizuſtehen. Auch hat er mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten geſtiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio, deren Beſchreibung er ſelbſt bekannt machte. Abbé Clemaron hat ſie ins Franz. überſetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès, avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Ferdinand legte ſie zu ſeiner Erholung im J. 1773 an, und ſorgte auch für die Erziehung der Kinder der daſelbſt angeſiedelten Familien. Gegenwärtig iſt ſein Miniſterium bemüht, nach dem Abzuge der öſterreichiſchen Truppen, das neapolitaniſche Heer neu zu bilden, die innere Sicherheit wieder herzuſtellen und die Armen durch öffentliche Arbeiten zu beſchäftigen, wozu 18 Mill. Fr. angewieſen ſind, während am Hofe ſelbſt eine ſtrenge Sparſamkeit eingeführt iſt. Ferdinands Miniſter Medicis iſt die Seele der Staatsverwaltung. In dem Frieden mit Algier, der unter Englands Vermittlung im J. 1816 abgeſchloſſen wurde, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährl. Tributs von 23,000 Piaſter eingewilligt, welcher auch im J. 1818 entrichtet worden iſt. (Vergl. d. Art. Neapel, Sicilien, Acton, Buonaparte, Joſeph und Mürat.)

† Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. den 14. Oct. 1784, Prinz von Aſturien ſeit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. Mai 1808 ſechs Wochen lang König von Spanien; darauf unter franz. Staatsaufſicht zu Valençay in Frankreich bis 1814. (Vergl. d. Art. Spanien ſeit 1808.) Sein Vater König Carl IV., und ſeine Mutter, Marie Luiſe von Parma, ernannten den Herzog von San Carlos zu ſeinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Alvarez, einen ausgezeichnet rechtſchaffenen Mann, zu ſeinem Gouverneur. Der Prinz zeigte Anlagen, und machte Fortſchritte in der Mathematik. Da er gegen den Günſtling Alcudia eine große Abneigung verrieth, ſo entfernte dieſer von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand ſehr lieb gewonnen hatte, unter dem Vorwande, daß er durch ſeine ſtrengen Grundſätze dem Charakter des Prinzen eine ſchiefe Richtung gebe. Man wollte ihm Vergnügen an der Jagd beibringen; allein der Prinz liebte dieſe Zerſtreuung nicht. Im Oct. 1802 ward er zu Barcellona mit Antoinette Thereſie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Dieſe Prinzeſſin war liebenswürdig, geiſtvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte ſich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Aſturien liebte ſie zärtlich. Da man über ſie die Königin vernachläſſigte, ſo entſtand Eiferſucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil ſie dem Günſtling, der vergebens ihre Gunſt

geſucht hatte, keine Ergebenheit bewies, ſo beſchuldigte man ſie, daß ſie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, ausübe, und ihm ihren Haß gegen die Franzoſen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, beſonders von Seiten der Königin, verzehrt, ſtarb die Prinzeſſin den 21. Aug. 1806, 22 Jahr alt, ohne ihrem Gemahl Kinder geboren zu haben. Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandtin des franzöſiſchen Kaiſers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widerſetzte ſich einer ſolchen Verbindung. Er gab vielmehr dem ſtolzen Günſtlinge bei mehrern Gelegenheiten ſeine Verachtung zu erkennen. Mehrere Große ſuchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Abſicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürſten Godoy zu befriedigen, als eine beſſere Ordnung der Dinge in Spanien herzuſtellen. An der Spitze dieſer Partei ſtand der Herzog von Infantado u. ſ. w. — Seinem Vater Carl IV. und ſeiner Mutter, ſo wie dem Infanten D. Francisco, die in Rom leben, hat König Ferdinand VII. ein Jahrgeld von 3 Mill. Fr. ausgeſetzt. Er vermählte ſich im J. 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Iſabella Franziska. Seit Cevallos Entfernung hat die Verwaltung einen mildern Geiſt angenommen; der Finanzminiſter Garay hat ein gleichförmiges Abgabeſyſtem durchgeſetzt, und der König Ferdinand gewinnt durch ſeine Perſönlichkeit die Liebe des Volks wenigſtens in etwas. Er iſt der heil. Allianz und im Juni 1817 auch der wiener Congreßacte beigetreten. Uebrigens iſt ſein Cabinet in ſehr geſpannten Verhältniſſen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Portugal. (Vergl. d. Art. Spanien, Weſtindien, Bourbon, Godoy, Cevallos, Escoiquiz, Infantado und Carl IV.) B.

Fernan Nunez (Graf von), Grand von Spanien der erſten Claſſe, Herzog von Montelano und Caſa, geboren zu Madrid 1778. Sein Vater, der Geſandter am franz. Hofe im J. 1790 war, und ſelbſt ein Buch (Madrid 1796) für die Erziehung ſeiner Kinder ſchrieb, gab ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Der junge Graf zeichnete ſich am Hofe zu Madrid durch Bildung und Charakter vortheilhaft aus. Er ſchmeichelte dem mächtigen Günſtling, dem Fürſten de la Paz, auf keine Weiſe, und erklärte ſich laut gegen die Verhaftung des Prinzen von Aſturien. Nach deſſen Befreiung trat er entſchieden auf ſeine Seite. Späterhin rieth er ihm dringend ab, nach Bayonne zu gehen, als es aber Ferdinand dennoch that, folgte er ihm dahin. Nach Ferdinands Verzichtleiſtung auf die Krone, ſuchte Napoleon die ſpaniſchen Großen durch hohe Stellen zu gewinnen, und der Graf Fernan Nunez mußte den 4. Jul. 1808 die Stelle eines Oberjägermeiſters bei dem König Joſeph annehmen. Allein kaum war er in Madrid, ſo ließ er Waffen unter ſeine Unterthanen austheilen, wies der allgemeinen Nationalhülfscaſſe monatlich 40,000 Realen (über 25000 Rthlr.) an, und beſoldete die Inſurgenten in Caſtilien. Auf die Anzeige davon ächtete ihn Buonaparte. Der Graf entfloh zu dem ſpaniſchen Volksheere, und ſchien anfangs auf die Seite der Cortes ſich zu neigen, trat aber zur Oppoſition, weil die neue Conſtitution die königliche Gewalt ſeiner Meinung nach zu ſehr beſchränkte. Darum unterſtützte er auch nach Ferdinands VII. Rückkehr auf den Thron, dieſen Monarchen in der Unterdrückung der Cortes. Im J. 1815 ging er als ſpaniſcher Botſchafter nach London, und ſeit 1817 bekleidete er denſelben Poſten an dem Hofe Ludwigs XVIII. C.

Digitized by Google

Ferrand (Graf Antoine) Staatsminiſter Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, der beredteſte Anwald des Grundſatzes der Legitimität, geboren 1752, vermählt 1780 mit der Tochter des Miniſters Roland, der 1793 in der Revolution umkam. Schon als Parlamentsrath zu Paris zeichnete ſich Graf Ferrand durch Beredſamkeit aus. Er ſprach 1787 gegen die königl. Anleihe-Edicte, und forderte den König auf, durch die Einheit des Thrones mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befeſtigen. Sein Rath ward nicht befolgt. Da er deßunerachtet den Grundſätzen der Revolution abgeneigt war, wanderte er im Sept. 1789 aus, und ſchloß ſich an den Prinzen von Condé an. Nach Ludwig XVI. Tode ward er Regentſchaftsrath, und hielt ſich 1795 in Regensburg auf. Nach ſeiner Rückkehr 1801 nach Frankreich, wo er an öffentlichen Geſchäften keinen Theil nahm, erſchien ſein berühmtes Werk: L'esprit de l'histoire, ou lettres politiques et morales d'un pére à son fils, sur la maniére d'étudier l'histoire en général, et particuliérement celle de France. (4 vol. 1809. 5. edit. 1816). Es athmet durchaus Abſcheu gegen alle Revolutionen, und iſt freimüthig geſchrieben; nur geht ihm hiſtoriſche Genauigkeit ab, weil ſich der Verfaſſer zu oft auf ſein Gedächtniß verlaſſen hat. Eine Stelle darin, die Rede des Viomandus, eines Generals, der den rechtmäßigen König Childerich auf den Thron zurückführt, machte Napoleons Argwohn rege. Das Buch mußte Cartons erhalten, fand aber um ſo mehr Gunſt beim Publicum, und der Kaiſer von Rußland überſandte dem Verfaſſer dafür einen koſtbaren Ring. Darauf ſetzte Graf Ferrand aus Rulhiere's Papieren deſſen Histoire de Pologne fort; ein Werk, das von Seiten der Polizei, weil Ferrand den Text von Rulhiere, wo er die Ruſſen Barbaren nannte, abgeändert hatte, ſehr angefochten wurde. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814, ſprach Herr Ferrand in einer Verſammlung der Royaliſten bei Herrn Lepelletier de Morfontaine, kräftig für die Zurückberufung der Bourbons. Dieſer Wunſch ward durch eine Deputation, die aus ihm, dem Herzog de la Rochefoucauld, Chateaubriand, u. A. beſtand, dem Kaiſer Alexander vorgetragen, und Herr von Neſſelrode, der die Abgeordneten empfing, verſicherte ſie von der Geneigtheit des Kaiſers. Den 13. Mai 1814 ward Herr Ferrand zum Staatsminiſter ernannt. Auch hatte er weſentlichen Antheil am Entwurfe der königlichen Verfaſſungscharte. Bei Napoleons Vordringen nach Paris im Jahre 1815 zog er ſich auf ſeine Güter zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs erhielt er ſeine Aemter wieder, und zeigte ſich als gemäßigter und conſtitutioneller Royaliſt. Der Graf Ferrand iſt Mitglied der franz. Akademie. Von ſeinen Schriften führen wir noch ſein neueſtes Werk an: Théorie des révolutions, 4 vol. 8. Paris 1817. C.

† **Ferrara.** Die Hauptſtadt Ferrara, in einer niedrigen und ungeſunden Gegend an einem Arme des Po gelegen, iſt eine ziemlich anſehnliche, aber von ihrer ehemaligen Größe heruntergeſunkene Stadt. So blühend und glänzend ſie unter der Regierung der Herzöge von Eſte war, welche hier reſidirten, ſo verfallen und melancholiſch iſt ſie jetzt. Ihre Straßen ſind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläſte groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päpſtlichen Legaten bewohnt, enthält noch Ueberbleibſel guter Freskomalereien von Doſſi und Tizian. In den Kirchen findet ſich manches gute Bild, beſonders von dem hier ein-

Digitized by Google

heimiſch geweſenen Garofalo, einem Schüler Raphaels. Der Dom, mit einer altgothiſchen Vorderſeite, aber inwendig in neuerem Style ausgebaut, iſt ein großes, doch eben nicht anſprechendes Gebäude. Deſto intereſſanter iſt die Bibliothek, wo außer ſehr ſchätzbaren Sammlungen von alten Handſchriften, Antiken, Münzen u. dgl. ſich mehrere Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintenfaß und den Stuhl des Arioſt, das Manuſcript ſeiner Satyren, mehrerer Briefe, und auch ſein Denkmal, welches aus der Kirche S. Benedetto, wo er begraben liegt, hieher gebracht worden iſt. Ferner bewahrt man hier die Handſchrift des Paſtor Fido von Guarino und ſehr viele Reliquien des Taſſo auf, unter dieſen ein Heft ſeiner Rime mit der Zueignung an Leonore von Eſte, ein Manuſcript des befreiten Jeruſalems von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbeſſert, mehrere Briefe u. ſ. w. Auf das wehmüthigſte wird man an den unglücklichen Dichter im St. Annenſpitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer ſtolzen Inſchrift über dem feuchten und finſtern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alfons II. ſieben Jahre ſchmachten ließ. (Vergl. d. Art. Eſte und Taſſo). Erfreulicher ſind die Erinnerungen an Arioſt; ihm zu Ehren heißt ein Platz der Stadt Piazza Arioſtea, und ſein Wohnhaus, von innen und außen mit Inſchriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Feſtungwerke Ferrara's waren ehedem nicht unbeträchtlich, ſind aber jetzt ohne Bedeutung; Wohlſtand, Induſtrie und Bevölkerung ſind geſunken; kaum zählt man jetzt 20,000 Einwohner, wo einſt gegen 80,000 den glänzendſten und gebildetſten Hof Italiens umwohnten. XX.

Ferreira (Antonio), einer der claſſiſchen Dichter Portugals, geboren zu Liſſabon im J. 1528. Er vervollkommnete die ſchon von Seide Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Epiſtel, und gab der Portugieſiſchen Poeſie überdies das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine Ines de Caſtro iſt die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa; nur Triſſino ging ihm mit der Sophonisbe voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Styls, von den Portugieſen als eins der ſchönſten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet. Uebrigens ſind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da ſein Richteramt, das er verwaltete, ihm wenig Muße übrig ließ, und er ſchon in der Blüthe der Jahre 1569 ſtarb. Dias Gomes ſagt von ihm: die Lectüre des Horaz, die Begierde Mirando nachzuahmen und die natürliche Strenge ſeines Geiſtes wurden ihm Veranlaſſung, nach Kürze in der Schreibart zu ſtreben; aber er geht darin ſo weit, daß er den Wohlklang faſt immer dem Gedanken aufopfert. In allen ſeinen Werken ſind Verſtand und Tiefe die charakteriſtiſchen Kennzeichen. Seine Gemälde ſind ernſt, aber ein wenig geringfügig; ſein Ausdruck, mehr kräftig als ſanft, iſt ſehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geiſt erhebt, das Herz erwärmt. Er verſtand das utile dulci des römiſchen Lyrikers.

Ferreras (Juan de), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, wurde geboren zu Labaucza den 7ten Juni 1652 von edlen, aber armen Eltern. Ein väterlicher Onkel übernahm die Erziehung des jungen Ferreras, und ſandte ihn Anfangs ins Jeſuitencollegium von Montfort de Lemos. Nachdem er hier Griechiſch und Lateiniſch ge-

lernt hatte, trat er nach und nach in drei Dominikanerklöſter ein, wo er Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie und Theologie ſtudirte. Ueberall zeichnete er ſich durch Scharfſinn und Fleiß aus; zugleich machte er ſich durch ſeinen ſanften Charakter, ſo wie durch ſeine gute Aufführung beliebt. Ferreras war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und um ſeine Studien zu vollenden begab er ſich auf die Univerſität zu Salamanca, wo er alle Orden erhielt. Nachher bewarb er ſich um eine Pfarrerſtelle, die er auch erhielt. Hier zeichnete er ſich durch ſeine geiſtliche Beredſamkeit aus. Als er Pfarrer zu Alvares war, lernte er den Marquis de Mendoza kennen, einen Freund und Kenner der Muſen und der Gelehrſamkeit. In dieſem Umgange gewann er nicht nur an Kenntniſſen, ſondern er lernte auch die ſchwere Kunſt des Geſchichtſchreibers. Späterhin erwachte ſeine Neigung zur Theologie von neuem, und er ſchrieb einen vollſtändigen Curſus derſelben. Sein Name wurde immer bekannter. Er ſtieg von einer Ehrenſtelle zur andern, und wurde ſelbſt bei der Congregation der Inquiſition angeſtellt. Mehrere andere Ehrenämter ſchlug er aus. Die neue ſpaniſche Akademie ernannte ihn im J. 1713 zum Mitgliede; er wurde ihr ſehr nützlich, indem er an dem 1739 erſchienenen ſpaniſchen Wörterbuche ein fleißiger Mitarbeiter war. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu ſeinem Bibliothekar. Hier ſetzte er ſeine früher angefangene Geſchichte Spaniens fort. Nachdem er mehrere Jahre in dieſem Amte geſtanden hatte, ſtarb er den 14. April 1735 im 83ſten Jahre des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht alle durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Unter den im Druck erſchienenen zeichnet ſich beſonders aus, die Historia de Espanna. Madrid 1700 — 1727. 16. Fol. 4. Dies iſt ſein wichtigſtes Werk. Er hat ſich dadurch ſehr um die Berichtigung und Aufhelluug der Geſchichte Spaniens verdient gemacht. Dieſes Werk geht bis zum erſten Urſprunge der ſpaniſchen Völkerſchaften hinauf, und endigt ſich mit dem Jahr 1589. Der Verfaſſer hat hier immer an die authentiſchen Quellen ſich gehalten, und verdient meiſt unbedingtes Vertrauen. Sein Styl iſt rein, männlich concis, aber nicht immer elegant und belebt. In dieſer Hinſicht ſcheint ihn der bekannte Mariana zu übertreffen.

Ferſen (Axel Graf von), ſchwediſcher Feldmarſchall und Senator, ſtarb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Er war aus einer alten liefländiſchen Familie entſproſſen, die ſich ſeit der Regierung Chriſtinens, Carls X. und XI. in Schweden ausgezeichnet hatte. Nachdem er mehrere Jahre in Frankreich gedient, wo er die Würde eines Maréchal de camp erhielt, kehrte er nach Schweden zurück und machte ſich hier durch ſeine militäriſchen und politiſchen Talente bemerklich. Er commandirte in Pommern, und wurde dreimal Reichs-marſchall oder Präſident des Adels. Sein Einfluß zeigte ſich beſonders bei der Ständeverſammlung im J. 1756, während deren man den Plan zu einer Revolution zu Gunſten des Hofs entdeckte. Der Graf von Ferſen führte das Wort in dem Ausſchuſſe, der die Angeklagten richten ſollte. Das Gericht verurtheilte den Grafen von Brahè, Baron Horn, Capitän Puole und Andere zum Tode. Als Guſtav III., von Frankreich und von ſeinen Talenten unterſtützt, im J. 1772 es unternahm die Regierungsform zu ändern, und Graf Ferſen ſahe, daß er nicht mit Glück gegen die Partei des Volks und des Königs kämpfen könnte, zog er ſich aus der Hauptſtadt zurück. Wenig Tage nach Annahme der neuen Verfaſſungs-

urkunde, erhielt er eine Stelle im Senate. Allein die Macht dieſes Corps war gebrochen, und die Grundſätze der Regierung änderten ſich, ſo wie die Zeit die Staatsveränderung befeſtigte. Mehrere Senatoren nahmen den Abſchied, auch Graf von Ferſen; allein er entfaltete von neuem ſeine politiſche Thätigkeit als Mitglied des Adels bei den Reichstagen von 1778 und 1786, wo er eine Oppoſitionspartei bildete. Da er denſelben Einfluß auch bei der Verſammlung von 1789 behaupten wollte, wurde er mit andern Adelsdeputirten, in Folge einer ſehr ſtürmiſchen Debatte zwiſchen dieſem Stande und ſeinem Präſidenten, verhaftet. Nun nahmen die Verhandlungen ſogleich einen andern Gang, und der Monarch gewann neue Vorrechte. Ferſen erhielt die Freiheit wieder, und erſchien an Guſtavs Hofe, ein Zeuge des Triumphs dieſes Fürſten zu ſeyn. Sein Glück in der Reichsverſammlung dankte er meiſtens ſeinem Rednertalente und ſeiner Uneigennützigkeit, welche ſeiner Ehrſucht ein minder gehäſſiges Anſehn gab.

*Feſtung wird ein Ort genannt, wo ſich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Dazu iſt nöthig, daß die Beſatzung gegen die Schuß- wie gegen die Stoßwaffen des Feindes möglichſt geſichert ſey: dies geſchieht aber durch zwei Dinge, den Wall und den Graben. Erſterer ſoll die Stadt und Beſatzung gegen feindliches Geſchütz ſichern, aus letzterem aber wird die Erde zum Wall genommen, und zugleich hindert er den Feind, ſich dem Walle ſelbſt zu nähern. Der Wall pflegt nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß hoch, und 50 bis 80 Fuß dick gemacht zu werden. Der Graben wird 12 bis 24 Fuß tief und 60 bis 120 Fuß breit gemacht. Er iſt entweder trocken, oder 6 Fuß tief mit Waſſer gefüllt. Wall und Graben umgeben die ganze Feſtung, jedoch werden ſie nach gewiſſen Grundſätzen einwärts und auswärts gebrochen. Bildet dieſer Umriß von Zeit zu Zeit Vorſprünge, welche nochmals rückwärts gebrochen ſind, ſo heißen dieſe Baſtionen und die Feſtung eine baſtionirte. (Nach dieſer Weiſe ſind die meiſten Feſtungen gebaut, und Marchi, Pagan, Freytag, Vauban, Coehorn und Cormontaigne die bekannteſten Namen unter den Ingenieurs, die auf dieſe Art befeſtigt haben. Die baſtionirte Manier theilt ſich wieder in die italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche und niederländiſche Befeſtigungsmanier, und jede von dieſen zerfällt wieder in ein Heer von Unterabtheilungen.) Der dem Feinde zugekehrte Theil der Baſtionen, heißt Facen, die der Feſtung näheren, Flanken. Das Stück Wall zwiſchen zwei Baſtionen heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Spitzen der Baſtionen pflegen 90 Ruthen von einander entfernt zu ſeyn; die Facen 30° die Flanken 10 — 14° lang gemacht zu werden. Zwiſchen zwei Baſtionen liegt bei regelmäßigen Feſtungen meiſtens ein Ravelin (halber Mond), welcher aus einem flaſchenförmigen Werke, das einen einzigen ausſpringenden Winkel bildet, beſteht. Es hat gleichfalls einen Graben vor ſich. Zuweilen liegt ein ähnlich geſtaltetes Werk vor der Baſtion, welches Contregarde genannt wird. Das Ravelin wie die Contregarde gehören ſchon zu den Außenwerken, zu denen noch die Grabentencillen, Lünetten u. ſ. w. gezählt werden. Alle dieſe Werke werden durch einen 24 — 30° breiten Gang umſchloßen, der durch eine Bruſtwehr, welche ſich ſanft in das Feld verläuft und das Glacis heißt, gegen feindliche Schüſſe gedeckt iſt, und daher der bedeckte Weg genannt wird. Vor dem Glacis befinden ſich oft noch andere Außenwerke. (S. d. Art.) Sie ſind jedoch nur

in beſondern, durch ſehr coupirtes Terrain erzeugten, Fällen anzurathen, ſonſt aber durchaus fehlerhaft und eher ſchädlich als nützlich. Die holländiſchen Ingenieurs haben dieſe Art Werke im 16ten und 17ten Jahrhundert in unglaublichem Uebermaß an ihren Feſtungen angebracht. Die Außenwerke hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, welches der Flügel des Werks genannt wird, wenigſtens mit dem bedeckten Wege des Platzes zuſammen. Eine andere Gattung Außenwerke aber liegt völlig iſolirt auf irgend einem wichtigen Punkte, oft mehrere tauſend Schritte vom Glacis entfernt; man nennt dieſelben detachirte Werke. Sie beſtehen aus Redouten, Fleſchen, Sternſchanzen und ähnlichen Werken. Ihr Zweck iſt, beſonders wichtige Punkte in der Gewalt der Feſtung zu erhalten. Sobald ſie oben mit keiner bombenfeſten Bedeckung verſehen ſind, haben ſie den großen Fehler, daß die einſchlagenden Bomben die Beſatzung in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, und die Geſchütze zertrümmern. Man hat daher in dem letzten halben Jahrhundert bombenfeſte Bedeckungen mancherlei Art erfunden, um dieſem Uebel abzuhelfen, und wirklich war dieſe Aufgabe durch die Montalembertſchen Thürme ſehr glücklich gelöſ't worden. Dieſe Thürme ſind rund, 2 bis 3 Stockwerk hoch, völlig bombenfeſt und auch durch Kanonen viel ſchwerer als andere Werke zu zertrümmern. Sie können 36 Geſchütze faſſen. Das untere Stockwerk iſt nicht rund, ſondern beſteht aus 6 — 12 ein- und ausſpringenden Winkeln, um Seitenvertheidigung zu erhalten. Solche bombenfeſte detachirte Werke verſtärken die Vertheidigungsfähigkeit einer Feſtung ungemein, und ihr Nutzen iſt jetzt durchgängig anerkannt. Gleichzeitig mit den bombenfeſten Thürmen kam auch, um mehrern ſehr wichtigen Fehlern der baſtionirten Form abzuhelfen, der Vorſchlag wieder in Anregung, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Baſtionen und Curtinen, ſondern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln beſtehen zu laſſen. Letztere ſollten dann immer rechte Winkel und erſtere nicht ſpitzigere als 60° bilden. Dieſe Einrichtung, welche man das tenaillirte Syſtem nennt, war ſchon früher von Dillich, Rimpler, Auguſt II. (König von Polen), beſonders aber von dem genialen Landsberg vorgeſchlagen; ſpäter iſt ſie von dem noch talentvollern Montalembert wieder ergriffen worden, und deſſen geiſtreiche Vorſchläge haben es jetzt, trotz aller Einwürfe ſeiner verblendeten Landsleute, die das handwerksmäßig Erlernte ihrer Kunſt blind vertheidigten, dahin gebracht, daß es wohl keinen in ſeine Wiſſenſchaft eingeweihten Ingenieur gibt, der nicht den großen Vorzug dieſer Befeſtigungsweiſe erkennt. Sie charakteriſirt ſich auch noch vorzüglich dadurch, daß ihre Anhänger die Zerſtörungen, welche die Ricochetſchüſſe und das Wurfgeſchütz in den gewöhnlichen Feſtungen anrichten, einſahen, und daher größtentheils auf die Anlage von mit Kanonen beſetzten Caſamatten und andern bedeckten Geſchützſtänden drangen. — Außer baſtionirten und tenaillirten Plätzen unterſcheidet man auch natürliche und künſtliche Feſtungen. Erſtere ſind ſolche, welche an den meiſten Stellen durch Terrainhinderniſſe, z. B. durch unerſteigliche Felſen, Sümpfe, Waſſer u. ſ. w. geſichert ſind, und daher nur an wenigen Orten durch Menſchenhände befeſtigt zu werden brauchen; letztere hingegen müſſen an allen Punkten durch künſtliche Werke in Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Nach einer dritten Eintheilung zerfallen die Feſtungen in reguläre und irreguläre. In erſtern ſind alle gleichnamigen Winkel und Seiten gleich groß, in letztern hingegen die

Lage der Werke dem Terrain angepaßt. Jene ſollten nur auf dem Papiere exiſtiren, indem Benutzung des Terrains und Koſtenſparniß die Hauptſache iſt: die reguläre aber, da ſie das Terrain nicht berückſichtigt, bei weitem mehr koſtet als die, welche dem Terrain angepaßt wird, und überdem,, da alle Seiten gleich ſtark ſind, dem Feinde freie Wahl der Angriffsſeite läßt, während bei den unregelmäßigen Plätzen nur ein oder zwei ſchwache Anzüge vorhanden ſeyn dürfen, auf denen man nun gehörige Vorbereitungen treffen kann. — Der Zweck der Feſtungen iſt von mannichfaltiger Art; ſie dienen zur Bewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung der Gebirgspäſſe, Stromübergänge und der Schifffahrt, zum Anlehnungspunkte feſter Stellungen, zum Sammelplatze geſchlagener Armeen, zur Baſis militäriſcher Operationen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an denen ſich die Kräfte einer offenſiv operirenden feindlichen Armee brechen ſollen, während die dieſſeitigen Truppen hinter dieſer ſchützenden Kette die Vorbereitungen zur Fortſetzung des Krieges machen. Es iſt in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, ob nicht die Feſtungen, ſtatt einem Staate zu nützen, ihm in Kriegszeiten vielmehr Schaden brächten? und die Vertheidiger dieſer Meinung haben die ſchnelle Uebergabe der preußiſchen Feſtungen im J. 1806 und den geringen Nutzen, den der franzöſiſche dreifache Gürtel von Feſtungen 1814 und 15 leiſtete, als Grund für ihre Behauptung angeführt. Indeß kann dieſer Satz doch nur von Profanen ernſtlich vertheidigt werden, da die ganze Theorie des Kriegs, beſtätigt von den Vertheidigern der Feſtungen Danzig, Sarragoſſa und anderer ſpaniſchen und italieniſchen Plätze, den hohen Werth dieſer Einrichtung beurkundet. Der ſchnelle Fall jener Plätze aber entſtand wohl aus der Ueberlegenheit der Kunſt des Angriffs, oder aus der Feigheit der Commandanten, dem Mangel an Ausrüſtung und aus geringer Anzahl der Vertheidiger. Der Werth eines Platzes muß offenbar nach der Vertheidigungsfähigkeit deſſelben, d. h. nach der Zeit, welche man ſich gegen den geregeltſten, mit allen Mitteln geſchehenden Angriff halten kann, beſtimmt werden. Nicht ohne Glück haben daher die neuern Franzoſen die Stärke der Feſtungen durch fingirte Tagebücher der zu führenden Belagerungen beſtimmt, und je nachdem die eingebildete Eroberung ſpäter oder früher erfolgte, den Platz für ſtärker oder ſchwächer gehalten. Bei dieſen Tagebüchern werden zwar Wetter, Boden und viele andere Zufälligkeiten nicht mit in Anſchlag gebracht, und es läßt ſich daher durchaus nicht beſtimmen, ob die Belagerung nicht vielleicht ſtatt, wie im Tagebuche geſagt, 30 60 und mehr Tage dauern werde; indeſſen können dieſe Zufälligkeiten bei allen Feſtungen eintreten, und jene Tagebücher ſind daher nicht als Vorausbeſtimmung der Dauer einer Belagerung, wohl aber als wechſelſeitiger Maßſtab der Vertheidigungsfähigkeit zu brauchen. Aeltere Schriftſteller haben die Feſtigkeit der Plätze nach der Zahl der Baſtionen, der Centriwinkel und dergleichen Dingen beſtimmen wollen, was indeſſen aus mehrern Gründen völlig grundlos und falſch iſt. Die nöthige Beſatzung einer Feſtung beſtimmt ſich nach den möglichen Angriffspunkten. Kleine Feſtungen können aus mehreren Gründen mit Laufgräben nur an einem Punkte angegriffen werden, und bedürfen nur der Beſatzung um einen Angriff abzuſchlagen. Hierzu werden aber 5 bis 6000 Mann hinreichend ſeyn. Iſt hingegen ein doppelter Angriff möglich, ſo wird es einer Beſatzung von 10 bis 12,000 Mann bedürfen, die ſich bis auf 15,000 ja ſelbſt bis 20,000

Digitized by Google

Mann ſteigern kann, wenn die Feſtung viele detachirte Werke hat. Mehr als dieſe Menge hat keine Feſtung nöthig, und es iſt ein großer Fehler, wenn man, wie z. B. 1813 in Danzig, mehr Beſatzung zurückläßt. Die angegebene Mannſchaft iſt zur Abwehrung jedes Sturmes völlig hinreichend. Die Beſatzung, wie bisher gewöhnlich war, dadurch zu beſtimmen, daß man auf jeden Fuß der Länge der Bruſtwehr einen Mann rechnete, beruht auf falſchen Grundſätzen, und iſt jetzt allgemein für falſch anerkannt. Außer der Beſatzung bedarf es noch der Artillerie und Lebensmittel, die nach ähnlichen Grundſätzen proportional der Beſatzung beſtimmt werden. P.

* **Feuerland** (Tierra del fuego), heißt ein Land an der ſüdlichen Spitze von Amerika, und von dieſer bloß durch die Magelhaeniſche Straße getrennt. Der Entdecker Magelhaens nannte es ſo, weil er zur Nachtzeit überall viel Feuer ſah, und glaubte, daß dieſes von Vulkanen herrühre. Aber es iſt wahrſcheinlich, daß die Eingebornen dieſes Feuer angezündet hatten. Es liegt zwiſchen dem 52ſten Grad 30′ und dem 56. Gr. S. Br., ſo wie zwiſchen den 65. und 75. Gr. W. L. von Greenwich, und erſtreckt ſich etwa 80 Meilen in die Länge von Oſten nach Weſten, und 40 Meilen von Norden nach Süden in die Breite. Eigentlich wird es durch ſehr ſchmale Meerengen in eilf Inſeln von bedeutender Größe getheilt. Das Clima des Landes iſt außerordentlich rauh; ſelbſt in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. Die Flora dieſes Landes iſt ganz eigenthümlich, und hat höchſtens einige Gewächſe mit Patagonien und den höheren Andes gemein. Inſekten hat man kaum bemerkt, wenigſtens keine läſtige; auch wenig Landvögel, als einige Geyer und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier, was man auf dem Feuerlande geſehen, iſt der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menſchen. Dagegen wimmelt die See von Wallfiſchen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von Waſſervögeln, unter denen beſonders eine Ente genannt wird, die auf dem Waſſer läuft. Auch erwähnt man einer Möve, des Port Egmonts Huhns, und ſehr ſchmackhafter wilder Gänſe. Die Eingebornen dieſes Landes ſind die beklagenswürdigſten, beſchränkteſten und verlaſſenſten Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Climas ſo zu Boden gedrückt, daß ſie ſich auch die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verſchaffen wiſſen, ein kleiner, häßlicher, magerer, bartloſer Schlag Menſchen, mit langen ſchwarzen Haaren und von einer Farbe, als wenn Eiſenroſt mit Oel vermiſcht, eingerieben wäre. Ihr ganzer Staat beſteht in dem Fell eines Seehunds, ſelten eines Llamas, wie es vom Thier abgezogen worden, welches ſie um die Schultern werfen, und beutelförmig um die Füße binden. Doch lieben ſie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen ſie von kleinen Muſcheln oder Knochenſtückchen; um die Augen malen ſie ſich weiße Ringe; alles, was roth ausſieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren alles, Seethiere vorzüglich, roh, oder halb verweſet. Kein anderes Getränk kennen ſie, als Waſſer. Auch feſte Wohnplätze haben ſie nicht, ſondern ſie ziehen von einem Ort zum andern, wo ſie Vorräthe von Seethieren finden. Die Bauart ihrer Hütten iſt höchſt roh. Etliche Pfähle, kegelförmig zuſammengeſtellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und eine Oeffnung unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornſtein dient: das iſt das Ganze. Kein Geräth ſieht man in ihren Hütten. Sie führen auch nichts anders, als eine Taſche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand, und eine Blaſe,

Digitized by Google

worin ſie Waſſer tragen. Wo ſie Halt machen, zünden ſie ein Feuer an; von dem beſtändigen Rauch haben ſie faſt alle rothe Augen. Auch ihre Kähne zeugen von dem Mangel aller Kunſtfertigkeit; ſie ſind bloß aus Baumrinden mit Sehnen zuſammengenäht, und auswendig mit irgend einem Harz überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunſt. Die Bogen, die Pfeile, die Wurfſpieße und die Fiſchangeln ſind nett gearbeitet, und ſie wiſſen ſie wohl zu brauchen. Man hört das Wort Peſcheräh am häufigſten von ihnen: doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt ſie daher jetzt ſelbſt ſo. Nach einigen Nachrichten ſind ſie Flüchtlinge, die aus beſſeren Gegenden in dies unwirthbare Land verdrängt ſind; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jeſuitiſchen Miſſionarien auf der Weſtküſte von Patagonien.

Feyerabend war eine Familie zu Frankfurt am Main, berühmt im 16ten Jahrhundert durch eine große Menge von Künſtlern und Literatoren, welche aus ihr hervorgingen. Der älteſte, den man kennt, iſt Johann Feyerabend, ein Holzſchneider. Er hat ſeine Werke mit den beiden Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet. Er ſoll ein neues Teſtament in lateiniſcher Sprache mit ſeinen Holzſchnitten verziert haben — Hieronymus Feyerabend war ein ausgezeichneter Buchdrucker. — Johann Feyerabend, auch ein Buchdrucker von Werth und Ruf — Chriſtoph Feyerabend, Verfaſſer einer deutſchen Ueberſetzung der Commentarien von Julius Cäſar. (Frankf. 1565, 1588 und 1620. Fol.) — Sigismund Feyerabend, Zeichner, Holzſchneider und Buchdrucker, beſorgte treffliche Ausgaben alter Schriftſteller, worunter ſich die des Livius (1568 Fol. mit ſaubern Kupferſtiſchen von Joſſe Amman) auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bibel an, (1569 in 4.) welche mehrere Blätter, mit den Anfangsbuchſtaben des Sigismund Feyerabend bezeichnet, enthält. Auch ſpricht er von Icones novi testamenti arte et industria singulari exprimentes (1571 in 4.), worin ſich Kupferſtiche von dieſem Künſtler befinden ſollen. Sigismund Feyerabend iſt auch noch Herausgeber folgender zwei Sammlungen: 1. Annales seu Historiae rerum belgicarum a diversis auctoribus ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae. Francof. 1580 II. Vol. fol.; 2. Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuris artificiosissimis expressa. Ibid. 1585. fol. Er war es auch, der auf ſeine Koſten das Gynaeceum, eine Sammlung von Frauentrachten darſtellend herausgab. — Carl Sigismund Feyerabend, folgte ums J. 1590 ſeinem Vater in demſelben Gewerbe. Er hat mehrere Kupferſtichſammlungen erſcheinen laſſen.

Ficinus, der gelehrte Dollmetſcher Platons.

Fiévée (Joſeph), der kühnſte Schriftſteller für die ultraroyaliſtiſche und antiminiſterielle Partei in Frankreich, geb. 1770; war anfangs Buchdrucker, wählte aber in der Folge die Laufbahn eines Schriftſtellers, im Fache der Politik, und arbeitete mit Millin an der Chronik von Paris. Mit einem vortheilhaften Aeußern und einer wohltönenden Stimme verband er alle Eigenſchaften eines guten Redners. Daher zeichnete er ſich im Oct. 1795, zur Zeit des 13. Vendemiaire in den Sectionsverſammlungen aus, welche ſich damals gegen den Convent erhoben. Als Präſident der Section des Théâtre François führte er in jenen ſtürmiſchen Tagen den Vorſitz mit ſolcher Kühnheit, daß er von der obſiegenden revolutionären Par-

Digitized by Google

tei heftig angefeindet wurde. Dennoch blieb er in Paris, und fuhr fort die royaliſtiſche Gazette françoiſe herauszugeben. Er wurde deshalb zur Zeit des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt, entzog ſich aber der Strafe, indem er ſich mit der herrſchenden Partei durch Reubell und Merlin auszuſöhnen wußte, und lebte mehrere Jahre auf dem Lande, wo er zwei artige Romane ſchrieb, die vielen Beifall fanden. Auch ſtand er fortwährend mit einigen bedeutenden Royaliſten im Briefwechſel. Zwei Briefe von ihm, die man bei den Agenten des Königs in Paris fand, und welche Bonaparte's Policei in der correspondence anglaise mit abdrucken ließ, zogen ihm gefängliche Haft im Tempel zu, die faſt ein Jahr dauerte. Bald nach ſeiner Freilaſſung reiſ'te er nach England. Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er das Werk: Londres et les Anglais, oder: Lettres sur l'Angleterre, 1812, in welchem er England mit der einſeitigſten Strenge beurtheilte. Zugleich übernahm er literariſche und politiſche Artikel in einigen Zeitblättern, vorzüglich im Journal de l'Empire, deſſen Cenſor und Miteigenthümer er wurde. Im J. 1810 ſandte ihn die franzöſiſche Regierung nach Hamburg. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er eine zeitlang Präfect. Er hatte mit Napoleon mehrere Jahre einen ſehr lebhaften politiſchen Briefwechſel unterhalten, und ihm darin manchen Wink gegeben, worauf jener aber wenig geachtet. Nach der zweiten Reſtauration Ludwigs ſchrieb er: Des opinions et des intérêts pendant la révolution. Paris 1615. Doch hat er ſeinen Ruf als politiſcher Schriftſteller vorzüglich durch ſeine Histoire de la session de 1815 gegründet, ſo wie durch ſeine dem Herrn von Blacas gewidmete Correspondance politique et administrative, (deutſch mit Anmerk. von C. F. Schloſſer) die er in d. J. 1815 und 1816 herausgab, und 1817 und 1818 fortſetzte. Er ſpricht darin über Politik und Verwaltung als entſchiedener Royaliſt, ohne Rückſicht auf Perſon und Sache. Sein Ausdruck iſt leicht; er unterhält, indem er belehrt, und mitten unter den einſeitigſten Behauptungen, durch die er als Wortführer der ultraroyaliſtiſchen Partei die Anſprüche des alten Adels und der alten Geiſtlichkeit verficht, urtheilt er über viele Gegenſtände mit eindringendem Scharfſinn; insbeſondere enthält jene Correſpondence eine gute Ueberſicht der innern Lage Frankreichs. Noch mehr reizte er die Parteien durch ſeine Histoire de la Session de 1816 (Paris 1817). Indeß ſchont er als Ultraroyaliſt auch die gegenwärtige Regierung nicht, daher wurde er den 2. Mai 1818, von dem Pariſer Zuchtpolizei-Tribunale, „weil er im 11ten Hefte ſeiner Correſpondanz durch Verläumdungen verſucht habe, die Achtung zu ſchwächen, welche man dem König ſchuldig ſey," zu drei Monat Gefängniß, 50 Fr. Strafe, 1500 Fr. Caution und ein Jahr lang unter Aufſicht zu leben, verurtheilt. Benjamin Conſtant trat für ihn als Vertheidiger auf in einem Hefte ſeiner Annalen der Sitzung von 1818. Fiévée ſelbſt appellirte an die Cour royale, welche jedoch das Urtheil des Zuchtpolizeigerichts beſtätigte. Allein der König begnadigte ihn; und die Art, wie dies geſchah, iſt ein Beweis von der Macht, welche die ultraroyaliſtiſche und antiminiſterielle Partei, deren beſtes Sprachrohr Fiévée iſt, noch jetzt bei Hofe hat. Gewöhnlich werden die königlichen Begnadigungsbriefe mit einem öffentlichen Siegel verſehen, an die Cour royale gerichtet, vor welcher der zu Begnadigende erſcheinen muß. Allein man erließ diesmal Fiévée die Beſchämung, den Spruch der Begnadigung öffentlich zu empfangen. Denn als er zum Präſidenten

Digitized by Google

Dupaty kam, um von ihm den beſtimmten Tag zu erfahren, antwortete ihm dieſer: er brauche gar nicht zu erſcheinen; um ihm ſeine Achtung zu beweiſen, wolle er ihm das Unangenehme einer öffentlichen Scene erſparen, und die Sache bei verſchloſſenen Thüren abthun. Uebrigens iſt Herr Fiévée als ein angenehmer Erzähler durch ſeine Romane: La dot de Susette, 1798; frédéric, 3 vol. 1809; le Divorce, 1805, und durch ſeine Novellen: Six nouvelles 1803 2 vol. bekannt. Zugleich mit Herrn Petitot gab er das Répertoire du Théâtre françois heraus (23 Bde.)

Figurirte Zahlen werden gebildet, durch die Glieder arithmetiſcher Reihen, deren erſtes Glied die Einheit iſt. Z. B.

I. 1, 2, 3, 4, 5, 6, ꝛc.
II. 1, 3, 6, 10, 15, 21, ꝛc.
III. 1, 4, 9, 16, 25, 36, ꝛc.
IV. 1, 5, 12, 22, 35, 31, ꝛc.

und insbeſondre heißt die Reihe II. Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, weil ſich deren Einheiten in lauter Dreiecke ordnen laſſen; die Glieder der Reihe III, Quadratzahlen, viereckige Zahlen oder auch Tetragonalzahlen; die Glieder der Reihe IV, fünfeckige oder Pentagonalzahlen ꝛc. Werden die Glieder der Polygonalzahlen nach der Ordnung wiederum ſummiret, ſo erhält man Reihen, wie:

a. 1, 4, 10, 20, 35, 55, ꝛc.
b. 1, 5, 14, 30, 55, 91, ꝛc.
c. 1, 6, 18, 40, 75, 126, ꝛc.
d. 1, 7, 22, 50, 95, 161, ꝛc.

und es bilden die Glieder derſelben Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden entſtehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie ſie ſummiret werden, ſo übereinander legt, daß die kleinern über die nächſt größern der nämlichen Gattung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe, a, dreyeckige Pyramiden, der Reihe b) viereckige und der Reihe c, fünfeckige Pyramiden. P. S.

*Finanzwiſſenſchaft, Finanzwirthſchaft, Finanzkunſt, Finanzkunde. Jeder Staatsverein hat zu ſeiner innern und äußern Sicherſtellung einen Aufwand nöthig, welchen zu beſtreiten aus dem geſammten Nationalvermögen ein beſonderes Staatsvermögen gebildet werden muß; die Einſammlung, Verwaltung und Verwendung dieſes Staatsvermögens macht den Gegenſtand der Finanzwiſſenſchaft aus. Im Privathaushalte muß ſich immer die Ausgabe nach der Einnahme richten, im Staatshaushalte umgekehrt, die Einnahme nach der Ausgabe, letztere aber wird durch den Staatsbedarf beſtimmt. Die Finanzwiſſenſchaft zerfällt daher in drei Haupttheile, wovon ſich der eine mit der Ausgabe, der andere mit der Einnahme und der dritte mit der Form Gelder, alſo der Art der Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staaseinkünfte, beſchäftigt. Was den erſten Theil, nämlich die Staatsausgabe betrifft, ſo iſt dieſelbe entweder 1. ordentliche, gewöhnliche Ausgabe, d. h. ſolche, welche ſie im ruhigen Gang der Staatshaushaltung immer wiederkehrt, oder 2. außerordentliche, ungewöhnliche Ausgabe, ſolche, welche durch außerordentliche Vorfälle, als Krieg, unglückliche Naturereigniſſe oder große Unternehmungen ꝛc. herbeigeführt wird. Hinſichtlich der ordentlichen Staatsausgabe findet ein Unterſchied ſtatt zwiſchen a. allgemeiner, welche aus dem

Digitized by Google

Staatsvermögen überhaupt und mittelſt allgemeiner Beiträge der Bürger gedeckt werden muß, wie z. B. die Koſten der Verfaſſung, alſo auch die Civilliſte des Regenten, die Koſten der innern Verwaltung, der Vertheidigung, der auswärtigen Verhältniſſe und der öffentlichen Schuld, weil dergleichen Anſtalten zum Beſten ſämmtlicher Staatsbürger angeordnet ſind, und b. beſonderer Staatsausgabe, welche vorzüglich durch Beiträge derer beſtritten wird, die ſich der beſondern Anſtalten bedienen, als z. B. die Koſten der Juſtiz durch den Ertrag der Sporteln, der Policei, durch die Strafen derſelben, der Staatswirthſchaft durch die Abgaben derer, welche ſich der Heerſtraßen, Canäle und ähnlicher ſtaatswirthſchaftlicher Anſtalten bedienen. Die außerordentliche Staatsausgabe iſt entweder a. öconomiſtiſch, d. h. dem Staatszwecke entſprechend, wie z. B. die Koſten eines nothwendigen Kriegs, die Unterſtützung der durch Ueberſchwemmung, Erdbeben und andere Naturereigniſſe verunglückten Einwohner ꝛc.; oder b. capitaliſtiſch, d. h. ſolche, wodurch ein neuer Theil des Nationalreichthums geſchaffen wird, deren Reſultat daher, wie ein zurückgelegtes Nationalcapital zu betrachten iſt, z. B. große Culturunternehmungen, Austrocknung von Sümpfen, Anlegung neuer Canäle, Straßen ꝛc. — Eine dritte Gattung der außerordentlichen Staatsausgabe, die unöconomiſtiſche, d. h. ſolche, welche dem Staatszwecke zuwiderläuft, wie z. B. Kriege der Ehrſucht, Aufwand des Luxus ꝛc. können kein Gegenſtand der Wiſſenſchaft ſeyn. — Der zweite Theil der Finanzkunſt beſchäftigt ſich mit der Staatseinnahme; auch dieſe iſt, wie die Staatsausgabe, doppelter Art, nämlich 1. ordentliche, welche zur Deckung der gewöhnlichen Staatsausgabe erforderlich iſt, und wie dieſe beſtändig wiederkehrt, alſo bleibend erhoben wird; 2. außerordentliche, welche nur in ungewöhnlichen Fällen ſtatt hat, und zur Deckung der außerordentlichen Staatsausgabe beſtimmt iſt. Die ordentliche Staatseinnahme ſchöpft ihren Bedarf aus zwei Hauptquellen, nämlich 1. aus einem unmittelbaren Staatsvermögensfonds, demjenigen, welcher von der Nation dem Staate zur Beſtreitung des Staatsaufwandes vorbehalten und überlaſſen worden iſt; dieſes unmittelbare Staatsvermögen iſt wiederum doppelter Art, es beſteht a. in einem dem Staate vorbehaltenen Theile des vorhandenen Stoffs, Urſtoffs, Grund und Bodens; dies ſind die Domainen (ſ. d. Art.), b. in einem dem Staate ausſchließlich überlaſſenen Theile der Kraft oder des Rechts, gewiſſe Naturproducte ſich zuzueignen oder gewiſſe Gewerbe zu treiben, dies ſind die Regalien (ſ. d. A.), 2. aus einem mittelbaren Staatsvermögensfonds, welcher durch Beiträge der einzelnen Staatsbürger gebildet wird; dieſe Beiträge heißen Abgaben, Steuern oder Auflagen (ſ. d. A.). Außerdem ſchöpft die Staatseinnahme noch aus mancherlei zufälligen Quellen, wie z. B. dem Heimfalls- und ähnlichen fiscaliſchen Rechten, Geldſtrafen, Chargen, Diſpenſations-, Conceſſions- und Privilegiengebühren. Dies alles ſind jedoch ordentliche oder gewöhnliche Quellen des Staatseinkommens; neben dieſen hat ſich die Finanzwiſſenſchaft auch mit den außerordentlichen Quellen zu beſchäftigen, zu welchen der Staat in ungewöhnlichen Fällen ſeine Zuflucht nehmen muß; ſie hat zu zeigen, wie der Staatsbedarf alsdann durch außerordentliche Steuern, oder durch Anticipation künftiger Einnahmen, oder durch Benutzung des öffentlichen Credits mittelſt Anleihen gedeckt werden könne; daher bildet das Staatsſchuldenweſen und deſſen Tilgung einen

Digitized by Google

vorzüglichen Gegenſtand der Finanzwiſſenſchaft. Die Anwendung ſolcher außerordentlichen Mittel nennt man gewöhnlich Finanzoperationen. — Der dritte Haupttheil der Finanzwiſſenſchaft endlich beſchäftigt ſich mit der Form der Einnahme und Ausgabe des Staats. Dieſe Form iſt entweder 1. eine innere oder 2. eine äußere. Zur innern Form gehört die Art und Weiſe, wie das Staatseinkommen geſammelt oder verwendet wird, z. B. ob die Steuerbeiträge in Naturalien oder in Münze erhoben und vertheilt werden? wie das Staatsrechnungs- und Caſſenweſen eingerichtet iſt? ꝛc. zur äußern Form hingegen iſt die Organiſation der verſchiedenen Finanzbehörden, z. B. ihre Eintheilung in abgeſonderte Einnahme- und Ausgabebehörden ꝛc. zu rechnen. — Die Finanzkunſt iſt eine eben ſo ſchwierige als wichtige Wiſſenſchaft, denn zur Beſtimmung keiner Sache wird, wie Montesquieu mit Recht ſagt, ſo viel Weisheit und Klugheit erfodert, als zur Beſtimmung des Theils von Vermögen, welchen man der Nation nimmt und des Theils, welchen man ihr läßt. Von den wahren Finanzwirthen ſind aber ſorgfältig diejenigen zu unterſcheiden, welche man gewöhnlich Plusmacher nennt, und von denen Sonnenfels ſagt: „dieſe verächtlichen Miethknechte der Tyrannei gleichen dem Jagdhunde, der den Jägern das Wild aufbringt, um auch ſich von deſſen Eingeweide zu ſättigen;“ ſie nehmen überall, wo ſie zu nehmen finden, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche aus ihren Maßregeln für Nationalwohlſtand und Sittlichkeit hervorgehen. Das Geheimniß der echten Finanzkunſt liegt in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emſiger Thätigkeit, nicht in Zahlen und todtem Metall; nicht der Ertrag einzelner Einnahmerubriken, ſondern der ganze dauerhafte Ertrag der Finanzanſtalt und ſeine Uebereinſtimmung mit den höhern Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte des Finanzſyſtems. K. M.

Finiguerra (Tommaſo, durch Verkürzung Maſo), ein berühmter Bildhauer und Goldarbeiter, ausgezeichnet durch die Erfindung der Kunſt von hohl gravirten Metallplatten Abdrücke zu machen, lebte zu Florenz um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Seine Familie hatte ſeit dem Jahre 1213 in dieſer Stadt geblühet. Das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt unbekannt; allein ſo viel iſt gewiß, daß er ein Zögling war von Laurent Ghiberti, der die berühmten bronzenen Thüren des Baptiſteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. An der erſten Thür, welche im Jahre 1400 angefangen und 1425 beendigt wurde, ſcheint Finiguerra nicht beſchäftigt geweſen zu ſeyn, wohl aber an der zweiten, die im Jahr 1425 angefangen und 1445 vollendet wurde, und ſo ſcheint er um das Jahr 1410 oder 1415 geboren zu ſeyn. So wie man ihm die Erfindung der oben bemerkten Kunſt nicht beſtreiten kann, ſo war auch ſein Ruf begründet in der Kunſt zu emailliren (nieller). Dieſe Kunſt, die erſt zu Leo X. Zeiten aufgegeben wurde, beſtand darin, daß in die Vertiefungen eines in Gold oder Silber ausgeführten Stiches, eine ſchwärzliche, metallartige Maſſe, lateiniſch nigellum genannt, eingelaſſen wurde, welche man durch Gießung mit dem Stücke befeſtigt, worauf ſie ſich befand, polirte, und nun erhielt die Arbeit das Anſehen einer Zeichnung mit Bleiſtift auf glattem Velinpapiere. Manche halten den deutſchen Maler Martin Schön für den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieſer hat erſt nach dem Jahr 1460 dieſe Kunſt geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra niellirt noch jetzt in der Kirche St.

Digitized by Google

Johanni zu Florenz. Ein Stich, die Krönung der Jungfrau darſtellend, iſt durch ſeine Ausführung merkwürdig. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel. Er führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der an großen Feſten, noch jetzt in der genannten Kirche ausgeſtellt wird. Nicht minder hat er eine große Anzahl von Zeichnungen in Acquarell colorirt hinterlaſſen. In der Gallerie zu Florenz werden noch 56 davon aufbewahrt. In Hinſicht der Erfindung Finiguerra's gibt das Werk des Abbé Zani: Materiali per servire alla Storia dell' origine, e de' progressi della incisione in rame et in legno. Parma 1802. hinreichende Auskunft; eben ſo Bartsch peintre graveur, Tom. XIII.

† Finnen. Die finniſchen Völkerſchaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteriſtiſchen Züge ihrer Geſichtsbildung ſind ein plattes Geſicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, braungelbes Haar und eine gelbliche Geſichtsfarbe. Dieſe Bildung iſt aber bei den Finnen, im engern Verſtande, ſchon durch Wohlſtand und Cultur veredelt; doch bleibt der Charakter der Phyſiognomie derſelbe. Die Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen aber kommen darin den Ruſſen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finnen ſind größtentheils Chriſten, und bekennen ſich entweder zur lutheriſchen oder griechiſchen Kirche; doch findet man auch noch unter den Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Finnen treibt ordentlichen Ackerbau, und hat eine gewiſſe Cultur erlangt, beſonders die eigentlichen Finnen, ein anderer Theil lebt nomadiſirend, ſowohl von Viehzucht, als Jagd und Fiſcherei. Unreinlichkeit und Trägheit iſt einem großen Theil der finniſchen Völkerſchaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, ſind ernſthaft, unermüdet, arbeitſam, zu allen Beſchwerlichkeiten abgehärtet, unerſchrocken, tapfer, ſtandhaft, aber auch ſehr eigenſinnig und ſtarrköpfig; dabei dienſtfertig und gaſtfrei. Es fehlt ihnen nicht an Geiſtesanlagen; eine beſonders ausgezeichnete Neigung haben ſie zur Dichtkunſt und Muſik.

Finnland, ein in Europa liegendes Gouvernement des ruſſiſchen Reichs, beſteht jetzt: 1. aus den ſchon 1721 und 1743 von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen des Großfürſtenthums Finnland (welche ſeitdem ein beſonderes ruſſiſches Gouvernement mit der Hauptſtadt Wiburg bildeten); 2. aus dem 1809 durch den Frieden zu Friedrichsham von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürſtenthum Finnland, und 3. aus den durch denſelben Frieden von Schweden abgetretenen Theilen von Weſterbotten und Lappland. Aus dieſen drei Beſtandtheilen iſt nun kürzlich Ein Gouvernement des ruſſiſchen Reichs errichtet worden, welches nach dieſem Umfange gegen 5,300 Quadratmeilen mit nur 1,100,000 Menſchen enthält. Die Hauptſtadt dieſes Gouvernements war bis jetzt Abo; aber nach einer kaiſerlichen Ukaſe iſt die mehr in der Mitte liegende Stadt Helſingfors zur Hauptſtadt beſtimmt worden, wohin mit dem 1. Oct. 1819 die höchſten Behörden von Abo verſetzt wurden. Dieſes neue Gouvernement Finnland gränzt an Schweden, den finniſchen und bothniſchen Meerbuſen, die Gouvernements Archangel, Olonez und Petersburg und den Ladogaſee. Der Boden iſt theils bergig und felſig, indem er von Fortſetzungen des ſcandinaviſchen Gebirgs durchzogen wird, theils

flach, ſandig, ſumpfig und mit einer großen Menge größerer und kleinerer Seen angefüllt. Unter den Flüſſen (lauter Küſtenflüſſen) iſt der Kommenefluß der beträchtlichſte. Obgleich Felſen, Sümpfe, Seen, Sandſtriche und Waldungen (ein Hauptreichthum des Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, ſo fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Gegenden, welche ergiebig an Getraide, Kartoffeln und Flachs ſind, und auch guten Wieſenwachs haben; daher die Viehzucht ziemlich anſehnlich iſt. An wilden Thieren, darunter viele Bären und Wölfe, iſt das Land, ſo wie die Gewäſſer an Fiſchen, ſehr reich. Jagd und Fiſchfang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner ſind größtentheils Finnen, die ſich meiſtens zur lutheriſchen Kirche bekennen (ſ. d. Art.), ferner Ruſſen, Schweden und Deutſche in geringerer Zahl. Eigentliche Fabriken und Manufacturen gibt es, mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland nicht. Die ſtärkſte Bevölkerung findet man an den Küſten. Das Innere dieſes weitläufigen Landes iſt ziemlich menſchenleer.

Fioravanti (Valentin), ein berühmter florentiniſcher Tonſetzer, ſeit dem Juli 1816 Capellmeiſter bei St. Peter in Rom, bekannt durch mehrere komiſche Opern. Im Jahr 1797 ſchrieb er für das königliche Theater zu Turin: Il furbo contro il furbo und Il fabro Parigino. Im Jahr 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm I virtuosi ambulanti aufführte; den Text dieſer Oper ahmte Picard nach in ſeinen Comédiens ambulans. Sie fand nicht weniger Beifall als ſeine Capricciosa pentita, die man in Paris 1805 gegeben hatte. In ſeiner zu Neapel aufgeführten Oper: Gli amori di Comingio e d'Adelaide iſt der Componiſt der ächten Muſikgattung treu geblieben, und hat ſich dadurch der allgemeinen Geſchmacksverderbniß kräftig entgegengeſetzt. C.

*Fiſche. Die Fiſche ſind Waſſerthiere mit rothem, kalten Blut, mit Knorpeln und Gräten, ſtatt der Knochen, und mit Floſſen, ſtatt der Gliedmaßen, welche die im Waſſer aufgelös'te Luft durch Kiemen, ſtatt der Lungen, einziehen und zerſetzen. Daß ſie außer dem Waſſer leben können, iſt nur für eine kurze Zeit möglich, wie man denn Aale oft auf dem Trockenen und zwiſchen Erbſenfeldern ſieht. Ja, bei Tranquebar kommt ein kletternder Barſch vor, der, vermittelſt der Dornen an ſeinen Floſſen, auf Palmenbäume klettert, und ſich dort ſehr wohl zu befinden ſcheint. Nachdem die Fiſche Knorpel oder Gräten haben, werden ſie in zwei allgemeine Claſſen getheilt. Die Knorpelfiſche haben entweder keine Kiemendecken oder ſie ſind damit verſehen. Zu jenen gehören die Lampreten, die Rochen und die Hayen, zu dieſen die Störe, die Stachelbäuche, die Meernadeln, die Aale und die Schwertfiſche. Die eigentlichen Grätenfiſche werden nach dem Stande der Bauch- und Bruſtfloſſen abgetheilt. Bei der Aalraupe, dem Dorſch und Schnellfiſch ſitzen die Bauchfloßen vor den Bruſtfloßen. Bei den Seebrachſen, Barſchen, Zandern, Makrelen und Kaulköpfen finden ſich die Bauchfloſſen gerade unter den Bruſtfloſſen; hinter den letztern aber ſtehen die erſtern, bei den Lachſen, den Hechten, den Häringen, den Karpfen und Karauſchen. Betrachten wir den Bau des Fiſchkörpers, ſo ſind die Floſſen, als die einzigen Bewegungsorgane, zuförderſt ſehr intereſſant. Sie beſtehen aus dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten befeſtigt, die durch beſtimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit ſeiner Floſſe dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung zu geben. Auch der erſte Antrieb zum Schwin-

men geht offenbar vom Schwanze aus; doch müſſen die übrigen Floſſen nicht allein die Lage des Fiſches führen, ſondern auch die Richtung ſeiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine Bauchfloſſen hat, eben ſo ſchwimmt, wie die Waſſerſchlangen, indem er mit jedem Theile ſeines Körpers wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fiſche ſind von dem Fleiſchgewebe warmblütiger Thiere gänzlich unterſchieden. Sie beſtehen aus weißen oder bleichen Schichten dickerer Faſern, als die Muskeln warmblütiger Thiere haben; zwiſchen dieſen Schichten befindet ſich Eiweißſtoff, der ſehr ſchnell nach dem Tode der Thiere in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnorgane und das Nervenſyſtem der Fiſche, ſo iſt erſtlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im Verhältniß zum übrigen Körper ſehr merkwürdig. Wenn bei dem Menſchen das Gehirn zwanzig bis dreißig Mal kleiner iſt als der übrige Körper, ſo iſt es beim Hay 2500, und beim Thunfiſch ſogar 37,400 Mal kleiner. Dabei iſt das Gehirn von geringerer Feſtigkeit als bei warmblütigen Thieren, und beſteht größtentheils aus Hügeln, den Nervenknoten ähnlich. Das kleine Gehirn iſt nur eine Querplatte, und es fehlt ihm völlig der Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höheren Thieren kennt. Die Nerven der Fiſche ſind im Ganzen weicher als die der höheren Thiere, und ſtellen bei fünf Arten von Fiſchen ſo ſtarke Erreger der Electricität dar, daß die mächtigſten Schläge gegeben werden, die aber ſogleich aufhören, wenn man die Nerven zerſchnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der electriſche Uſäls, der indiſche Spitzſchwanz und der electriſche Stachelbauch ſind die fünf Fiſche, die man als lebendige Volta'ſche Säulen betrachten kann; denn ſie haben zwei muskulöſe Säulen, durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigſtens beim Zitterrochen unter den krummen Knorpeln der großen Seitenfloſſen liegen, und von eigenen Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fiſche betrifft, ſo ſind die Riech- und Sehwerkzeuge unſtreitig am meiſten ausgebildet. Auch riechen die Fiſche den Köder viel weiter als ſie ihn ſehen; und der Hay wittert die Ausdünſtungen ſchwarzer Menſchen in unglaublichen Entfernungen. Zwar entbehren die Fiſche der großen Stirn- und Kieferhöhlen, welche bei höheren Thieren gleichfalls mit der Riechhaut überzogen ſind; zwar ſteht ihr Riechorgan in keinem Zuſammenhang mit den Athemwerkzeugen, und das Waſſer leitet die Riechtheilchen wahrſcheinlich viel weniger als die Luft; dennoch haben ſie ſehr große Riechnerven, deren Anfänge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden ſind. Was das Sehwerkzeug betrifft, ſo haben ſie im Ganzen ſehr große Augen, in der Regel aber keine Augenlieder, ſondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und ſcheint bei dem Blindfiſch ſogar nur eine geringe Durchſichtigkeit zu haben. Die Hornhaut iſt ſehr flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Kryſtalllinſe, die ſelbſt durch das Sehloch vortreten kann, ſo daß wenig Raum für die wäſſrige Feuchtigkeit iſt. Die Kryſtalllinſe der Fiſche iſt dagegen faſt kugelich, und dabei von einer viel größern Dichtigkeit als bei den Landthieren; ſie wird wahrſcheinlich von einem fächerförmigen Organ regiert, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und ſich an ſie anlegt. Die Regenbogenhaut hat meiſt einen außerordentlichen Glanz, und eine ſchöne rothe oder Goldfarbe; der Glaskörper iſt aber ſehr klein. Die Gehörwerkzeuge ſind wenig ausgebildet, obgleich der Sinn ſich durchaus den Fiſchen nicht ableugnen läßt. Ein äußerer Gehörgang kommt nur bei Knorpelfiſchen mit

Digitized by Google

innern Kiemen vor, wie bei den Hayen und Rochen; die eigentlichen Grätenfiſche entbehren dagegen des äußern Ohrs völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die ſich in einem Sacke mit Nervenmark gefüllt, welcher drei ſteinharte Knöchelchen enthält, endigen; dies iſt das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommener ſcheint das Geſchmacksorgan zu ſeyn. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die Nerven derſelben ſind Zweige derer, die die Kiemen verſorgen. Das Athmen der Fiſche geſchieht durch Hülfe der Kiemen; dieſes ſind bekanntlich ſehr gefäßreiche Blätter, viere an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befeſtigt ſind; der Knorpel hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zuſammen. Bei den Knorpelfiſchen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und es führen äußere Oeffnungen in beſtimmter Anzahl hinein; ſo haben die Lampreten und Neunaugen ſieben die Rochen und Hayen aber fünf dergleichen Oeffnungen. Außerdem haben mehrere Fiſche einen eigenen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemenhaut die ſich zuſammenziehen und ausdehnen kann. Sie enthält eine beſtimmte Menge von krummen Knorpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar kann durch die Kiemen nur die mit dem Waſſer gemiſchte Luft aufgenommen werden. Dazu kommt bei den meiſten die ſogenannte Schwimmblaſe durch einen eigenen Luftkanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Dieſe ſoll Stickgas enthalten; gewiß aber iſt es, daß ſie das Aufſteigen im Waſſer befördert. Daß mehrere Fiſche, wie der Beizker und der Bartgründel, auch durch den After athmen, iſt vollkommen erwieſen. Ja, den Längfiſch ſoll man in der Tiefe des Meeres ſchon an den aufſteigenden Laufblaſen erkennen. In der Regel haben die Fiſche keine Stimme; der Knurrhahn aber, der Beizker und einige andere geben, wenn man ſie drückt, einen knurrenden Laut von ſich, wobei ſie die größten Anſtrengungen beweiſen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Laut durch die aus der Schwimmblaſe mit Gewalt hervorgepreßte Luft bewirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fiſchen auf andere Art von Statten, als bei höhern Thieren. Das Herz beſteht nur aus einem Vorhof und einer Kammer; es nimmt das Blut aus dem Körper auf, und ſchickt es durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Berührung des Waſſers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerſtoff verſehen, durch eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zuſammenfließen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Herzens iſt bei den Fiſchen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark als bei höhern Thieren: daher jene Bewegung noch viele Stunden lang fortdauert, nachdem das Gehirn und Rückenmark ſchon zerſtört worden. Der Milchſaft aus dem Speiſebrei der Fiſche bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die ſich unmittelbar in die Venen endigen, ohne durch Drüſen durchzugehen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß, obgleich die meiſten Fiſche Eier legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, es doch mehrere Knorpelfiſche gibt, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fiſchen gibt, iſt neuerlich mit der größten Zuverläſſigkeit erwieſen worden; denn bei den Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Rogen zugleich. Die Fruchtbarkeit der Fiſche iſt größer als die irgend eines andern höhern Thieres. Bei der Schleye hat man 38000, bei der Makrele 546000

und beim Kabliau ſogar 1,357,000 Eier in einem einzigen Roggen berechnet.

Fitz-James (Eduard, Herzog von), Pair von Frankreich, einer von den eifrigſten Ultra's, iſt geb. 1776; ein Nachkomme der Stuarte, Urenkel des Marſchalls Berwick und Enkel des Marſchalls Fitz-James. Im Anfange der Revolution wanderte er aus und diente in der Armee der franzöſiſchen Prinzen. Nach der Auflöſung dieſes Heeres begab er ſich nach England, wo er ſich mit Fräulein de la Touche vermählte. Als Frankreich beruhigt ſchien, kehrte er dahin zurück. Sein Vermögen war verloren, und er lebte als Privatmann, ohne die glänzenden Anerbietungen der kaiſerlichen Regierung anzunehmen. Am Ende 1813 trat er als Corporal in die erſte Legion der pariſer Nationalgarde, und hatte am Tage der Schlacht bei Paris, den 30. März 1814, den Dienſt bei dem Schlage Mouſſeaux. Er trug hier viel dazu bei, die Nationalgarde in ihrer Paſſivität zu erhalten. Monſieur ernannte ihn gleich nach der Einnahme zu ſeinem Adjutanten und erſten Kammerherrn, und der König ertheilte ihm den 4. Juni die Pairswürde. Als Napoleon in Frankreich gelandet war, begleitete er Monſieur nach Gent. Als Mitglied der Pairskammer gab er häufig Beweiſe ſeiner unbegränzten Ergebenheit für den Prinzen von Angoulême und für das königliche Haus. Im Jahre 1818 ward er der Theilnahme an der Verſchwörung des alten franzöſiſchen Adels und der Ultra's gegen die Miniſter, öffentlich beſchuldigt; da jedoch der König den Urhebern verzieh, ſo entging er aller weitern Unterſuchung.

Flaccus (Cai. Valerius), ein römiſcher Dichter des 1ſten Jahrhunderts n. Chr., der in Padua (Patavium) lebte und jung ſtarb. Er beſang den Argonautenzug in einem epiſchen Gedichte (Argonautica), das wir noch haben. Iſt er auch nicht dem Virgil an die Seite zu ſetzen, ſo hat ſein Gedicht doch einzelne ſchöne und gelungene Stellen; ihm die höchſte Vollendung zu geben, wurde er durch ſeinen frühen Tod verhindert. Nach Nic. Heinſius und Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harleß (1781), und Wagner (1805) mit Commentar. Verdeutſcht von Wunderlich.

Fläche wird in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge und Breite genannt. Es gibt gerade Flächen, wo jeder Punkt eine auf ihnen gezogene gerade Linie berührt, und gekrümmte; erſtere werden insbeſondere Ebenen genannt. Unter den krummen Flächen wird diejenige bemerkenswerth, die nach ihrer Länge und Breite, nach einer Zirkelform gebogen iſt, und eine Kugelfläche heißt. Die Flächenmeßkunſt iſt ein Hauptzweig der Geometrie, der in ſeiner Anwendung auf Stücke unſrer Erde Meßkunſt oder Geodäſie genannt wird.

Flacius (Matthias), mit dem Beinamen Illyricus, ein berühmter oder vielmehr berüchtigter Theolog des 16ten Jahrhunderts, geboren zu Albona in Illyrien 1520, geſt. zu Frankfurt a. M. 1575. Er hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, ſeinem Namen eine lateiniſche Endung. Er war ein Schüler Luthers und Melanchthons, nahm an den kirchlichen Streitigkeiten ſeiner Zeitgenoſſen Antheil, war aber dabei ſo heftig und ungezogen, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutſchlands mit einer, von ſeinem Namen abgeleiteten, Benennung (Fläz), ein ungezogener und ungeſchliffener Menſch bezeichnet wird.

Flahaut (A. Ch. Graf von), geb. 1785, ward, nachdem er

früh als Adjutant bei Murat angeſtellt worden, bald einer der größten Anhänger und Bewunderer Napoleons, von ihm dagegen auch zu den wichtigſten, und ſolchen Geſchäften und Sendungen gebraucht, die große Zartheit und Gewandtheit erheiſchten. Als Soldat zeichnete er ſich bei Friedland, Ulm, Auſterlitz und bei Mohilow aus. Er erhielt öftere Aufträge an den König von Sachſen, unterhandelte mit Kleiſt und Schuwalow den Waffenſtillſtand in Schleſien (am 4. Jun. 1813,) und focht wieder bei Leipzig und Hanau mit Ruhm. In Luſigny ward er abermals mit den Unterhandlungen zu einem Waffenſtillſtande beauftragt, der bekanntlich nicht zu Stande kam. Nach der Rückkunft Napoleons von Elba ward Flahaut einer ſeiner Vertrauten; er ſandte ihn nach Wien, derſelbe ward aber in Stuttgart angehalten und nach Frankreich zurückgebracht. Jetzt focht er mit bei Fleurus und Waterloo, und bemühete ſich in der Pairskammer, Napoleons Sohn zum Nachfolger des Vaters erklärt zu erhalten. Er hielt ſich nachher eine Zeitlang bei Madame Louis Bonaparte auf, und lebt jetzt in England, wo er die Tochter des Admirals Keith geheirathet hat, und naturaliſirt worden iſt.

† Flanke iſt in der Feſtungsbaukunſt der Theil eines Werks, welcher einem andern Seitenvertheidigung gibt. Bei der Baſtion ſind die Flanken diejenigen Linien, welche an den Mittelwall anſtoßen. In ältern Zeiten pflegten ſie rechtwinklich auf dem Mittelwalle zu ſtehen, jetzt ſetzt man ſie beſſer rechtwinklich auf die Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals ſetzte man oft fünf Flanken hinter einander, jetzt höchſtens zwei. Die Beſtimmung der Flanken iſt, den Graben vor den Facen des Nebenbollwerks und vor der Linie zu vertheidigen, ein Zweck, den ſie indeſſen nur ſelten erfüllen, indem das Geſchütz auf ihnen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetſchüſſe und Bombenwürfe zerſtört zu ſeyn pflegt. — In der Taktik bedeutet Flanke das äußere Ende des Flügels einer Armee, und es iſt eins der gewöhnlichſten Manövers, den Feind beſonders in ſtrategiſchem Sinne, durch Umgehung, gerade auf dieſem ſehr empfindlichen Punkte anzugreifen, ein Unglück, dem nur durch eine Frontveränderung, oder, wenn ein kühner Feldherr an der Spitze ſteht, durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen iſt, auch wohl durch eine ſtarke Detachirung abgeholfen werden kann. P.

* Flaſſan (Gaetan de Raxis de), Ritter des Ordens des Königreichs von beiden Sicilien und vom Danebrog, ein franzöſiſcher Hiſtoriker, ſtammt aus einer urſprünglich griechiſchen Familie, welcher Papſt Paul III. im J. 1536 die Herrſchaft Flaſſan in der Grafſchaft Venaiſſin verlieh. Sein Vater war Militär. Der junge Flaſſan ward in derſelben Militärſchule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Clarke, Bourgoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen ſind. In der Folge hielt er ſich längere Zeit zu Rom auf, wo ſein Bruder Oberofficier in der königlichen Leibwache war. Papſt Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. Im J. 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine Question du Divorce herausgab. Im J. 1791 begab er ſich zu Coblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflöſung des Condéſchen Corps hielt er ſich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Schreckenſyſtem in Frankreich geſtürzt war kam er zurück, wählte die diplomatiſche Laufbahn, und wurde als Chef der erſten Abtheilung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt,

nahm aber bald ſeine Entlaſſung. Der Auswanderung verdächtig, ſollte er verhaftet werden; allein er rettete ſich, indem er den Policei-Commiſſär und die beiden Soldaten in ſeinem Zimmer einſperrte. Darauf verbarg er ſich in Marſeille. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, wo er ſein großes Werk über die Geſchichte der franz. Diplomatie ausarbeitete. Der erſte Conſul hatte dazu Veranlaſſung gegeben. Er äußerte nämlich gegen die Deputirten der hiſtoriſchen Claſſe des Nationalinſtituts, daß er ein Werk wünſche, welches die diplomatiſchen Acten Frankreichs an einander gereiht darſtellte. Flaſſan wurde bei der Abfaſſung deſſelben durch ſeine Verbindungen mit wichtigen Geſchäftsmännern und Gelehrten, z. B. Koch, ſo wie durch die Erlaubniß, die Archive zu benutzen, weſentlich unterſtützt. So erſchien zuerſt in 6 Bdn. 1808 ſeine Histoire générale de la diplomatie française jusqu'a la fin du règne de Louis XVI, avec des tables chronologuiques de tous le traités conclus par la France. N. A. Paris 1811, 7 Bde. Dieſes, aus den Verträgen, Manifeſten, Noten, Inſtructionen und Berichten der Zeitgenoſſen, die mithandelnde Perſonen waren, geſchöpfte, jedoch nicht ganz unparteiiſche Werk, wobei die Quellen mit kritiſcher Wahl benutzt, die Data mit Scharfſinn combinirt ſind, und das Ganze geiſtvoll zu einer beurtheilenden Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. zuſammengeſtellt iſt, hat dem Verfaſſer mit Recht einen berühmten Namen gemacht. Außer der Entwickelung der vorzüglichſten Unterhandlungen, der Mittheilung der bedeutendſten Staatsſchriften, der Analyſe der Verträge, wird man von der jedesmaligen Organiſation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchſt anziehend und belehrend zugleich iſt die Art, wie der Verfaſſer die Charaktere der Miniſter und Geſandten zeichnet. In dem Berichte über die des Preiſes würdigen Erzeugniſſe der letzten zehn Jahre im Fache der Literatur und Kunſt, hat die Jury den hiſtoriſchen Werth dieſes Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: il n'est pas remarquable par l'art de la composition; et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style. Bis zum J. 1814 war v. Flaſſan Prof. d. Geſchichte an der Kriegsſchule zu St. Germain en Laye. Er hat u. a. auch noch geſchrieben: de la colonisation de St. Domingue, 1804; de la restauration politique de l'Europe et de la France, 1814; und des Bourbons de Naples, 1814. Nach Napoleons Sturze hat v. Flaſſan auch eine Geſchichte der franz. Diplomatie vom J. 1791 an bis zum Pariſer Frieden in 6 Bdn. angekündigt, die aber bis jetzt (1818) noch nicht erſchienen iſt. Als Hiſtoriograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die franzöſiſche Geſandtſchaft 1814 zum wiener Congreß. Seine Histoire du congrès de Vienne (3. Bde.) iſt noch nicht gedruckt. — Sein Bruder, der Chevalier de Flaſſan, war Schiffslieutenant, und iſt 1786 auf der Expedition von La Peyrouſe mit verunglückt. dd.

Floren (Gulden), eine Münze, welche dieſen Namen darum bekam, weil auf den erſten zu Florenz geprägten Goldgulden eine Lilie ſtand.

*Florenz (ital. Firenze), die Hauptſtadt des Großherzogthums Toscana, gehört wegen ihrer Lage, Kunſtſchätze, Gebäude und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zu den ausgezeichnetſten Städten der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird

durch den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier ſteinerne Brücken mit einander in Verbindung ſtehen. Das Clima iſt mild und geſund, und die Bevölkerung gegen 80,000 Seelen ſtark. Ungeachtet aller Unruhen, welche im Mittelalter die italieniſchen Freiſtaaten und auch Florenz ſo gewaltſam durchtobten, ſchwang dieſe Stadt ſich doch zu einer ſeltnen Blüthe der Macht empor, welche beſonders durch die Familie Medici recht glänzend entwickelt und ſo befeſtigt wurde, daß Florenz ſein Haupt über alle Nachbarſtaaten erheben und dieſe unter ſeine Botmäßigkeit bringen konnte. Aus dieſen Zeiten ſchreibt ſich auch die heutige Geſtalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz angelegt ſind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechiſcher Formen abgeht, wie ſie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, ſo beſitzt ſie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene eines männlichen Styls. Von dieſer Art ſind z. B. der Palaſt Pitti (vom Großherzog bewohnt) mit dem ſeiner Lage wegen angenehmen Garten Bobolſ; die Paläſte Strozzi und Riccardi (ehemals Medici) und der alte unſymmetriſche Rathspalaſt am großen Stadtplatze (Piazza del Granduca). Die Außenſeiten der Kirchen ſind leider faſt alle unvollendet, das Innere hingegen in Rückſicht der Bauart und Ausſchmückung größtentheils würdig und vortrefflich. Der Dom, ein rieſenhaftes Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, von außen ganz mit ſchwarzem und weißem Marmor bekleidet, prangt mit einer hohen von Brunelleſchi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite ſteht der zierliche nach Giotto's Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte Taufkapelle (Battisterio), deren in Erz gegoßne Thüren von Ghiberti ſo ſchön ſind, daß ſelbſt Mich. Angelo ſie der Ehre würdig erklärte, Thore des Paradieſes zu ſeyn. Die Kirche S. Lorenzo enthält die mit Pracht überladene aber unvollendete Fürſtengruft, zugleich die Monumente der beiden Medici mit den berühmten Statüen des Tages, der Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, in welchen ſich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloſter befindet ſich die ihrer Codices und Handſchriften wegen höchſt koſtbare laurentiniſche Bibliothek. Die Kirche St. Croce beſitzt außer einem Schatze von Denkmalen alter und neuer Kunſt, die herrlichſten vaterländiſchen Mauſoläen, unter welchen vor allen andern hier nur die eines Mich. Angelo, Macchiavelli, Galilei und Alfieri genannt werden ſollen! S. Marco, S. Annunciata, S. Maria Novella, S. Spirito, S. Trinita ſind eben ſo würdige Tempel der Andacht als Muſeen der Kunſt und vorzüglich reich an den ſchätzbarſten Frescogemälden alter Meiſter, unter welchen die von Maſaccio in der Kirche del Carmine noch heute den Künſtlern eine Quelle der Bewunderung und des Studiums ſind, wie ſie es einſt für L. da Vinci, Mich. Angelo, Rafael u. A. geweſen. Auch in den Paläſten findet man häufig koſtbare Galerien und Sammlungen von Kunſtgegenſtänden aller Art. Reich an den trefflichſten Gemälden ſind die Paläſte Corſini, Gerini und beſonders Pitti, welcher letztere nun alle nach Paris entführten Schätze, und unter dieſen die Madonna della Sedia zurückerhalten hat. Doch nicht nur dieſe, ſondern vielleicht alle Sammlungen Europa's verdunkelt durch Anzahl und Werth ihrer Kunſtwerke die großherzogliche Galerie. Von antiken Statüen gehören zu ihren Hauptzierden die berühmte mediceiſche Venus, das einzige Kunſtwerk,

welches von den Franzoſen der Galerie geraubt, und einſtweilen durch die Statüe einer Venus von Canova vertreten wurde, die unter dem Namen der Venere Italica bewundert und überſchätzt, jetzt ihrer Vorgängerin hat weichen müſſen; ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe u. ſ. w. Unter den unzähligen Gemälden behaupten den erſten Rang die in der Tribune befindlichen von Rafael (das Bild der angeblichen Bäckerin, unter dem Namen der Fornarina bekannt, eine heil. Familie, Johannes in der Wüſte, Papſt Julius II.), Tizians Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolommeo u. A. Einzig in ihrer Art iſt die Sammlung von beinahe vierhundert Bildniſſen der berühmteſten Mäler, alle von den Meiſtern ſelbſt gemalt. Noch befinden ſich hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der koſtbarſten geſchnittenen Steine, die, wie alle übrigen, Jedermann mit uneigennütziger Höflichkeit gezeigt werden und der Benutzung offen ſtehn. Auch die Akademie der ſchönen Künſte, die unter der Leitung Benvenuti's und Raf. Morghen's tüchtige Schüler bildet, beſitzt eine ſehr ſchöne Galerie meiſtens alter florentiniſcher, aus aufgehobenen Klöſtern und Kirchen hieher verſetzter Gemälde. Nicht minder vortrefflich ſind die wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Außer der laurentiniſchen, und vielen andern Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die koſtbarſten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen ſammelt, ſind noch die Marucelliana und Magliabecchiana berühmt, welche letztere ſehr reich an Handſchriften und den ſeltenſten gedruckten Büchern aus dem fünfzehnten Jahrhundert iſt. Das Muſeum der Naturgeſchichte, welches in vierzig Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie enthält, verdient allein der meiſterhaften anatomiſchen Wachspräparate wegen, die unter Fontana's Aufſicht von Clemens Suſini verfertigt ſind, die Bewunderung der Laien und Eingeweihten, und rechtfertigt die faſt übertrieben klingenden Ausrufungen des begeiſterten Dupaty. In den Spitälern S. Maria Nuova und S. Bonifazio findet eine große Anzahl von Kranken Aufnahme und Pflege, und eine Menge junger Leute Gelegenheit, unter der Leitung geſchickter Lehrer ſich theoretiſch und practiſch mit der Heilkunde zu beſchäftigen, deren Studium überdieß durch med. Bibliotheken, anatomiſches Theater, botaniſche Gärten u. ſ. w. ſehr begünſtigt wird. Von mehreren Theatern ſind gewöhnlich zwei eröffnet; große Oper und Ballet, beide mit Pracht und Geſchmack ausgeſtattet, werden im Theater della Pergola, komiſche Oper im Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem gibt es mehrere Winkel- und Marionettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchſtergötzliche, witzige Pulcinella in einer ſchmalen wandernden Bretterbude ſein luſtiges Weſen. Wir würden ſchon bei einer trocknen Herzählung des bloß Sehenswerthen die Gränzen dieſer Blätter bei weitem überſchreiten, und begnügen uns daher, auf die flüchtig hingeworfenen Maſſen unſeres Bildes noch einige Farbentöne zu bringen. Der unbeſchreibliche Zauber, den Florenz auf jeden unbefangenen und empfänglichen Menſchen ausübt, iſt nicht nur in den Einflüſſen einer reichen und heitern Gegenwart, ſondern auch in den Erinnerungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufſtoßen, zu ſuchen. Mehr als das Andenken an ſeine kriegeriſche Größe, an ſeine Helden und Feldherrn im Mittelalter, be-

ſchäftigt den Geiſt der Gedanke, daß Künſte und Wiſſenſchaften hier vor allen andern Orten geblüht und die edelſten Früchte zur Erquickung und Wiedergeburt Europa's getragen haben. Die gefeiertesten Namen, welche die Geſchichte der italieniſchen Literatur und Kunſt mit goldner Schrift verzeichnet hat, ſind florentiniſchen Urſprungs. Bildung, Kunſtſinn und Geſchmack, die früh geweckt und genährt, das Zeitalter Lorenzo's von Medici zu einem der glänzendſten in der Geſchichte machten, ſcheinen ſo tiefe Wurzeln im Leben des Volkes geſchlagen zu haben, daß ſie auch heute noch hervorſtechend ſind. Die Sprache, ſelbſt des gemeinen Mannes iſt eben ſo rein und zierlich, als reich an feinen und witzigen Wendungen; überhaupt iſt das Volk heiter, gefällig, lebensluſtig, gottesfürchtig und ſchauſpielſüchtig wie alle Italiener, aber in Fleiß und Induſtrie die meiſten übertreffend. Florenz beſitzt Fabriken aller Art; ſeine Seidenmanufakturen und Färbereien ſind berühmt; Metallarbeiten, Kutſchen, Pianoforte, mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, Druckereien, kurz alle Gegenſtände, die dem Bedürfniſſe oder der Eleganz des Lebens zu ſtatten kommen, ſind ausgezeichnet gut; der Handel iſt beträchtlich. Der Reiz der Stadt wird durch die herrliche Umgebung erhöht. Das ganze Land gleicht einem blühenden Garten und ſcheint, von einer Anhöhe betrachtet, mit Villen und Dörfern überſäet, die, wie Arioſt rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man ſie zuſammenrücken und mit einer Ringmauer umſchließen könnte. Ein praterähnlicher Park mit einer Meierei dicht an der Stadt, die Caſcine genannt, wimmelt jeden Abend, beſonders an Feſttagen, von ſchöner Welt; auch die großherzoglichen Luſtſchlöſſer, Poggio imperiale, Carreggi, Pratolino, Poggio a Cajano, von der Natur und Kunſt reichlich geſchmückt, geben reizende Punkte zu den ſchönſten Ausflügen ab, und werden häufig beſucht. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem Recht, und genießt, faſt mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wanderer, welche den herrlichen Aufenthalt ſtets ungern verlaſſen. XX.

Florus (Lucius Annäus), ein römiſcher Geſchichtſchreiber, wahrſcheinlich aus Spanien gebürtig. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. und ſchrieb eine kurze Ueberſicht (epitome) der römiſchen Geſchichte in vier Büchern, von Erbauung der Stadt bis zur erſten Schließung des Janustempels unter Auguſtus. Sein Styl iſt blühend, aber nicht einfach genug. In der Erzählung weicht er oft von Livius ab, und iſt mit dieſem zu vergleichen, da er aus verſchiedenen ältern Schriftſtellern ſchöpfte. Die beſte Ausgabe iſt von Daker, Leyden, 1744.

Flugmaſchine, eine von dem Uhrmacher Jacob Degen in Wien (geb. 1756) erfundene Maſchine, welche aus einem Luftballon, zwei großen Flügeln, einem Fußgeſtelle, worauf der Fliegende ſteht, und zwei Flügelhebern, wodurch die Bewegung der Flügel bewirkt wird, beſteht, und den Vortheil gewähren ſollte, den Ballon, der nicht groß genug iſt, um die Laſt des Körpers allein zu heben, wo nicht zu lenken, doch nach Gefallen ſteigen und ſinken zu laſſen. Allein die Verſuche, welche er damit 1813 zu Paris machte, entſprachen den Erwartungen nicht, und neuerdings ſcheint der Erfinder ſeinen Plan aufgegeben zu haben. Schon früher hatte Degen gewagt, ſich ohne Ballon mittelſt ſeiner Flügel vom Stephansthurm in Wien herabzulaſſen, war aber dabei in die größte Gefahr gerathen und ſchwer verwundet worden. Dagegen waren einige Verſuche, mit den

Digitized by Google

Flügeln und einem verhältnißmäßigen Gegengewicht in der Reitbahn ſich emporzuheben, beſſer gelungen.

Flußſpath, ein undurchſichtiger, weicher blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dagegen aber mit ſtrengflüſſigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Foix (Gaſton de), ſ. Gaſton.

Folz (Hans), aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu ſeiner Zeit berühmter Meiſterſänger, von welchem noch mehrere poetiſche Erzählungen und kleinere Gedichte handſchriftlich exiſtiren. Einer der erſten führte er die dramatiſche Gattung in die deutſche Literatur ein, indem er den Faſtnachtsſpielen eine, ſo weit es unter den Umſtänden ſeiner Zeit möglich war, vollkommene Geſtalt gab. Wir beſitzen von ihm noch vier ſolcher Faſtnachtsſpiele, Salamon und Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäueriſche Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweiſe, daß ſie zu ihrer Zeit ſehr beliebt ſeyn mußten, dient, daß ſie noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans Folz intereſſirte ſich übrigens ſelbſt gar ſehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſoll eine Privatdruckerei beſeſſen haben.

Fontaine (P. H. L.), ein berühmter franzöſiſcher Baumeiſter. Er und Percier haben den Bau der meiſten öffentlichen Denkmäler unter Napoleons Regierung geleitet; z. B. den Bogen auf dem Carrouſel-Platze, für welchen ihm das Inſtitut im J. 1810 den großen Preis erſter Claſſe im Fache der Architektur zuſprach. Auch unter der königlichen Regierung iſt er Architekt des Louvre und der Tuilerien geblieben. Er hat mit Percier, außer der Description des fetes qui ont eu lieu pour le mariage de l'Emper. Napoleon avec l'Archiduchesse Marie Louise 1810. Fol., mehrere bedeutende Werke für die moderne Architektur herausgegeben.

* Fontanes (Graf Louis de), geboren zu Niort 1762, aus einer adeligen proteſtantiſchen Familie, ſeit dem 4. Juni 1814 Pair von Frankreich, und ſeit 1816 Vicepräſident der franzöſiſchen Akademie. Er war durch ſeine Ueberſetzung von Pope's Verſuch über die Menſchen, in Verſen (im J. 1783), durch ſein Gedicht le Verger (1788), beſonders durch ſeine von der franzöſiſchen Akademie 1789 gekrönte Epitre sur l'edit en faveur des noncatholiques, in der ſchönen Literatur vortheilhaft bekannt, als der Ausbruch der Revolution auch ihn auf das Studium der Politik hinführte. Er gab jetzt eine Zeitſchrift le Modèrateur heraus, worin er ganz den feinern Ton der altfranzöſiſchen Urbanität beibehielt. Zur Feier des 14. Juli 1790 ſchrieb er ein Poëme sèculaire: la Journée des morts ou Chant pour la fèdèration. Nach dem 9. Thermidor wurde er Mitglied des Inſtituts. Damals gab er mit Laharpe und dem Abbe de Vaucelles den Mèmorial heraus. Die Grundſätze, welche die Verfaſſer darin über Moral und Politik äußerten, zogen ihnen am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) die Aechtung zu. Fontanes verbarg ſich, bis er nach England ſich flüchten konnte, wo er ſich mit Chateaubriand aufs engſte verband. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Paris zurück, und arbeitete hier zugleich mit Laharpe, Esmenard und Chateaubriand am Mercur. Als die Nachricht von Washington's Tode nach Paris kam, übertrug man ihm die Todtenrede auf dieſen großen Mann. Er hielt ſie im J. 1800 im Tempel des

Mars, und gründete dadurch ſeinen Ruf als Redner. Bald nachher wurde er Mitglied, und im Jan. 1804 Präſident des geſetzgebenden Corps. Man bewunderte hier ſeine Gewandtheit als Redner. Am glänzendſten ſchimmerte dieſelbe bei Gelegenheit der Kaiſerkrönung. Die feine Kunſt, mit welcher er den Kaiſer lobte, ohne zur platten Schmeichelei herabzuſinken, erwarb ihm deſſen Gnade, und der Redner benutzte dieſe günſtige Stimmung, um zu Zeiten freimüthig treffende Bemerkungen, die der Kaiſer, aus jedem andern Munde, als dem ſeinigen, ſich nicht würde haben gefallen laſſen, mit Lobeserhebungen geſchickt zu verbinden. Endlich ward Bonaparte es auch müde, ſolche und ähnliche Wahrheiten länger anzuhören. Die Polizei wollte es deßhalb auch nie zugeben, daß die Sammlung der Reden des Grafen Fontanes gedruckt würde; denn, ſagte man ihm: c'est bien assez qu'on ait entendu ces discours une seule fois. — Er fiel in Ungnade, und verlor im J. 1809 die Präſidentenſtelle, zu welcher ihn 6 Jahre nach einander die Wahl ſeiner Amtsgenoſſen berufen hatte. Seitdem erſchien er nur noch bei feierlichen Gelegenheiten, als Großmeiſter der Univerſität (d. i. Vorſteher des geſammten Erziehungsweſens in Frankreich), wozu er im September 1808 ernannt worden war, an der Spitze dieſes neuen Corps vor dem Kaiſer. Den 5. Febr. 1810 ward er in den Senat berufen, und im Dec. 1813 faßte er den Bericht der Commiſſion ab, welche mit der Unterſuchung der mit den verbündeten Mächten eingeleiteten Verhandlungen beauftragt war. In dieſem Berichte zeigte er zwar die Nothwendigkeit des Friedens, ſagte aber die Wahrheit ohne Nachdruck. Bei der erſten Reſtauration ſchloß ſich Fontanes den Bourbons an, wurde aber als Großmeiſter der Univerſität über das öffentliche Erziehungsweſen ſehr angefochten. Um dieſelbe Zeit wurde er zum Mitgliede der Commiſſion des Senats gewählt, welche die Grundlage der Verfaſſungsurkunde entwerfen ſollte. Während Bonaparte's Uſurpation lebte Fontanes ganz zurückgezogen; nach der zweiten Rückkehr des Königs wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums der beiden Sèvres ernannt, hierauf zum Mitglied des geheimen Raths und zum Vicepräſidenten der franzöſiſchen Akademie. Bei Eröffnung derſelben, den 24. Aug. 1816, ſchilderte er die Verdienſte, welche die Akademie als „Tribunal de la langue et du goût“ um die Literatur gehabt habe, insbeſondere „pour le maintien du sentiment de toutes les bienséances.“ Anziehend war ſeine Darſtellung des Zuſtandes der guten Geſellſchaft in Frankreich vor der Revolution. — Seit 1790 arbeitete er an einem epiſchen Gedichte: La délivrance de la Grèce, und an einem Werke sur les principales époques de l'histoire de France. Unſtreitig iſt er, was Glanz und Feinheit der Diction, Wahl des Ausdrucks und Geſchmack in der Darſtellung betrifft, einer der erſten jetzt lebenden Proſaiſten Frankreichs. Doch vermißt man in ſeinen Erzeugniſſen das Feuer und den Schwung der Einbildungskraft, Originalität, Ideenreichthum, und die ſelbſtſtändige Kraft eines denkenden Kopfes. — B.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Gränzen von Poitou und Anjou unweit Candes in Frankreich, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionaire) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt, und daher Veranlaſſung, daß dieſe den Namen des Ordens

von Fontevraud erhielt. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz originelle Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen und die Mönche der jedesmaligen Aebtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie als Generalſuperiorin aller, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit eximirt, nur dem Papſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern und im 14ten Jahrhundert waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeachtet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider Geſchlechter geſorgt hatten. Er verlohr dadurch an Anſehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich. Seit dieſer Begebenheit iſt er erloſchen und ſeine Wiederherſtellung nicht zu erwarten. Die Kleidung war ſchwarz mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Forbiſher (Martin), ſ. Frobiſher.

† Forkel. Sein Tod erfolgte zu Göttingen den 20. März 1818.

Format, ſ. Bücherformat.

* Forſt, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geſchloſſenes Ganze für ſich bewirthſchaftet wird, alſo eine geſchloſſene Forſtwirthſchaft oder ungefähr das, was bei der Landwirthſchaft ein Landgut iſt. Der Verwalter derſelben heißt Förſter, daher auch die Benennung Förſterei. Die dabei angeſtellten Perſonen heißen Forſtbediente, richtiger aber Forſtdiener; ſie ſind Unterförſter, Zeichenſchläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht ſelten bezeichnet man mit dem Namen Forſt den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, die zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand, ſo wie die nach gewiſſen Regeln begränzten und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile Forſtreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, heißen Blößen, im Gegenſatz von beſtandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Dieſer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald) oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Sie werden weiter eingetheilt in Ober- und Unterholz. Jenes gibt ſtämmige Bäume, die eine gewiſſe Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachſen müſſen, ehe ſie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächst, ehe es geſchlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es gibt nur Reiſig, Stangen und ſelten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Oberholz, das auch Hochwald heißt, niedrig oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, daß letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächst, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in

welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammplatten, Schößlinge zu machen. Doch gibt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen und Eichenrevieren zu ſeyn. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einen gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſtweſen. Daſſelbe iſt erſt in neuerer Zeit zu dem geworden was es jetzt iſt. Die bis dahin bedachtloſe Wirthſchaft in öffentlichen und Privathölzern erregte, bei wachſender Bevölkerung und gefühlter Abnahme des Holzes, in der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit auf die entblößten Wälder. Unglücklicher Weiſe verfiel man aber darauf, den Jagdbeamten, die bisher Luſtdiener der Fürſten geweſen waren, beiläufig die Forſtwirthſchaft zu übertragen. Doch ſiegte die gute Sache, und ehe noch ein halbes Jahrhundert verſtrich, waren nicht nur Forſtämter geſchaffen, ſondern auch zur Bildung junger Forſtmänner Inſtitute und ſelbſt Akademien errichtet. Die erforderlichen Kenntniſſe verbreiteten ſich in manchen Ländern ziemlich ſchnell, und dieſes Fach konnte alsbald tüchtige Männer aufweiſen, wie einen Beckmann, Burgsdorf, Hartig, Laurop u. A. Der Staat verwandte um ſo lieber bedeutende Summen auf forſtwirthſchaftliche Unternehmungen, als die Forſte ſelbſt immer mehr anſehnliche Revenüen in die Caſſe lieferten. Die Früchte dieſes verbeſſerten Syſtems haben ſich in den holzarmen Ländern (denn in den holzreichen geht es immer noch üppig und ſorglos zu) trefflich ergeben, und in Verbindung mit den auf andere Brennmaterialien und auf ſparende Feuerung gewendeten Bemühungen doch ſoviel gewirkt, daß wir und die Nachwelt vor dem Erfrieren ſicher ſind. Das Holzbedürfniß jedes Staats erſtreckt ſich auf Nutzholz und auf Brennholz. Beides ſind hohe Staatsbedarfe, weil ein Theil jeder Wohnung nothwendig aus Holz beſteht, und weil da, wo die Surrogate nicht ſo reichlich vorhanden ſind, wie Torf und Steinkohlen in Holland und England, doch Holz das vorzüglichſte Brennmaterial bleibt. Beide gleichgeordnete Bedürfniſſe dem Lande zu ſichern, ſind gegenwärtig die Hauptzwecke der Forſtwirthſchaft. Für beide gleich dienlich, cultivirt man den ſogenannten Hochwald. Dieſer beſteht theils aus Nadel- oder Schwarzholz, theils aus Laubholz. Beim erſtern iſt die Cultur und Benutzung hauptſächlich auf Stammholz gerichtet. Man theilt die Nadelhölzer gewöhnlich in 50 — 60jährige Schläge für das Brennholz ein, wohingegen für das Bauholz ältere Schläge von 80 — 100 und 120 Jahr aufgehoben werden, und ſchlägt, wenn die Reihe daran kommt, Stamm für Stamm weg, rottet dann die Stöcke aus (welche die ſo-

genannten Stockſcheite und Stockklaftern, die Stämme aber die Kochſcheite, Böttcherſcheite ꝛc. geben), und muß die Schläge in ſolche Lage zu richten ſuchen, daß der gewöhnlich zur Samenzeit ſtreichende Wind von dem nächſtſtehenden erwachſenen Schlage den Samen in das hierzu durch Hacken und leichtes Pflügen aufgeriſſene Erdreich des abgetriebenen Schlages verſtreue und ſo die Saat der Natur gedeihe. Dieſes Aufreißen des Bodens geſchieht im Eintritt des Frühjahrs, wo der geflügelte Samen der Schwarzhölzer die Capſeln verläßt. Sind Boden und Witterung günſtig, ſo bedarf es keiner Nachhülfe im Säen, doch oft muß man aus freier Hand nachſäen, und wenigſtens die Lücken ergänzen. Das Anpflanzen einzelner Nadelbäume iſt bei den gewöhnlichen Gattungen, Tanne, Fichte und Kienbaum, ſelten von Nutzen, — die Bäume verbutten leicht, und ein einmal ſo zurückgebliebener Stamm wird ſeine krüppelhaften Verhältniſſe nicht los. Die Maſſen des Schwarzholzes müſſen, wie geſagt, einander ſelbſt treiben und halten; die alten ſtarken Schläge müſſen die jüngern und ſchwächern ſchützen, und alles muß in der Regel bleiben und weggenommen werden, ſonſt machen ſich ärmliche, dünne Holzlohden und oft ganz kahle Striche. Daher kommt es, daß in manchen Gegenden auf großen Plätzen, Berghöhen und Rücken, welche in alten Zeiten dicht bewachſen waren, jetzt keine Anpflanzung gedeihet, weil es an ſchützenden Nachbarhölzern fehlt. Der Hochwald des Laub- und grünen Holzes muß nach ganz andern Grundſätzen gehegt und behandelt werden. Gewöhnlich verbindet man ihn mit Buſchholz, und theilt ihn ebenfalls in Schläge oder Haue ein, welche nach Maßgabe des Wuchſes und des Bedarfes 8 — 20 Jahre wechſeln. Kommt der Hau an die Reihe, ſo nimmt man alles Buſchholz rein weg, hingegen von den ausgewachſenen Hochbäumen nur eine verhältnißmäßige Zahl, und erſetzt dieſe theils durch ſtehengelaſſene Aufſchößlinge (ſogenannte Laßreiſer), theils durch verſchonte junge Bäume (ſogenannte Vorſtänder), ſo daß immer eine richtige Proportion bleibt, und der Hau, wenn ihn wieder die Reihe trifft, ſo wohl ausgewachſene, als in gehörigen Abſtufungen auf- und nachwachſende Holzbäume hat. Die harten und weichen Holzarten erfordern hier ſehr verſchiedene Dispoſitionen. Die Eiche verlangt zur Ausbildung wenigſtens 120, ja 150 — 200 und 300 Jahre. Die Buche und Ulme verlangen 80 — 100 Jahre; Eſche, Ahorn, Birke, Eller und Linde 60 — 70 Jahre, und ſelbſt die weichſten Holzarten, als Pappel und Weiden, die Eſpe (Populus tremula L.) ausgenommen, die nicht über 30 J. alt werden darf, erheiſchen ein Alter von 40 — 50 J., wenn ſie tüchtige Scheite oder auch Bauholz geben ſollen. Man muß ſich ſehr hüten, daß man auf ſolchen Hauen nicht zu viel Hochbäume laſſe und erziehe, weil ſonſt das darunter ſtehende Buſchholz ſich verzehrt und verkrüppelt, und man am Ende von beiden Arten nichts Vorzügliches hat. Alle Hochbäume, einer mehr wie der andere, z. B. Eiche und Buche, ſo wie Birke und Eller, nähren ſich auf Koſten der dem Schafte nahe ſtehenden Geſträuche, und dulden nur niedere, keine hochſtrebende Umgebungen; ſie ſind das Bild der volkverzehrenden Ariſtokratie. Man hat daher die Frage aufgeworfen: ob es nicht beſſer ſey, in den Laubhölzern Hochwald und Buſchholz ganz zu trennen? Das von Stämmen gereinigte Buſchholz wächſt in luſtiger und üppiger Anarchie empor und in einander hinein, wie eine nomadiſche Heerde, und gewährt bei gutem Boden Haue von nur 10 — 12jäh-

rigem Umtriebe, liefert aber freilich weder Bau- noch Nutzholz, als etwa Stangen, Reifſtäbe und Flechten. Offenbar aber gewährt Buſchholz, wo guter Holzboden iſt, den ergiebigſten Ertrag, weil man das Capital von 10 zu 10 Jahren nutzen kann, beim Hochwalde indeß 30, 40, 50 und 100 Jahre warten muß. Am beſten gedeihen als Büſche Eller, Eſche, Birke, Haſel, Linde, Saalweide ꝛc., kurz die weichern Holzarten, wiewol auch die harten Hölzer in den erſten Jahren ihres Wuchſes nicht ſo langſam wachſen, als wenn ſie im Stamme ſtehen. Man pflanzt oder ſäet den Buſch gewöhnlich nicht, ſondern läßt aus dem abgehauenen Buſche die jungen Schößlinge erwachſen. Alle dieſe in einander oft ſtörend eingreifenden Vortheile nach Maßgabe des Staatsbedarfs zu erlangen, iſt nun der Zweck öffentlicher, wie auch bei der größern Privatforſtwirthſchaft, wohingegen geringere Eigenthümer und faſt die mehrſten Landwirthe nach ihren Verhältniſſen und ſo wirthſchaften mögen, daß ihr geſammter landwirthſchaftlicher Zweck vorherrſche. Darum iſt auf die einzelnen Bäume und kleinen Hölzer in den Fluren, an Waſſern und Wieſenrändern eine Forſtwirthſchaft nicht anwendbar. Der Landwirth ſchlägt Bäume weg, die noch nicht ſchlagbar ſind, wenn ſie ſeinen Grundſtücken zum Schaden ſtehen; er ſchneidet ſie, um leichtes Feuerholz zu haben, wenn er auch den Stammwuchs dadurch ſtört, kurz, er hat nur ſeinen ökonomiſchen Nutzen vor Augen.

*Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils bloß aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter, Werke angibt und in Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angibt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art war 1808 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 tief ſeyn darf, und mit einem 9 — 12 Fuß tiefen und eben ſo breiten Graben umgeben. In letzterem und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen und Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Fladderminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln, u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauren mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schuß-

ſpalten und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſeyn: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſeyn, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze dominiren; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſeyn, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſeyn. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber das natürliche Terrain zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. — Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur tritt in ihr das Princip der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung exiſtiren darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und gibt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig hat, daß das Terrain vorher die Annäherung des Feindes möglichſt aufhält, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig iſt, und daß man ſolche Begünſtigungen des Bodens zur Erſparung von Werken benutzt. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil der Menge, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſeyn, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen dominirt wird, es kömmt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxenburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Art. Feſtung auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. — Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Fe-

ſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man mit Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Communicationen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt. 3. Den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt bei ihm die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (ſ. d. Art.). Man verfährt hierbei gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörige Munition und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500 — 800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich parallel mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbenmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9 — 12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. Dreihundert Schritt vor der Feſtung wird nun eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50 — 60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 — 40° weſt. heraus, baut am Ende deſſelben, aus übereinander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg dominirt und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus denſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Trancheencachaline. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welche man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrerer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffnen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu evitiren und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und

Digitized by Google

bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen 5 — 8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trocknen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trocknen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergl. gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Capitulation zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn bie Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen aufwerfen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird. Die Vertheidigung einer Feſtung muß man vornehmlich darauf beſchränken, das Geſchütz wo möglich bis zum letzten Augenblick im Stande zu erhalten, und das Fortſchreiten des Feindes Schritt vor Schritt zu hindern. P.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſrer Zeit, geboren auf der Inſel Zante, gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr im Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den das Publicum dieſem Werke ertheilte, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Kritik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte und eine Demokratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der Grundſätze der franzöſiſchen Revolution; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß iſt es wohl weniger die Liebe, als die dem Werke durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ſein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803 in der Form eines gewaltigen Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satire gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo die Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Kritik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber er-

zürnt, beſchloß er eine andre Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuccoli's, nach den Originalhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge der Ilias hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andre Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er gieng nach der Schweiz, dann nach Rußland und lebte 1817 in London.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfieng er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornämlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. In einem Alter von neunzehn Jahren ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte und durch die Herausgabe ſeines Gedichts de Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb im J. 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze in Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel Syphilidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Kritiker haben es hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555, und ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben und Werke geſchrieben, Leipzig 1731.

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte,

heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der h. Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi ſtiftete (ſ. Franz von Aſſiſi). Erniedrigung zur äußerſten Armuth und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläßigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſeyn. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie in den 1210 und 1235 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. Orden) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Ablåſſe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaiblaß) reichlicher als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehen zu geben, mußte nun Milderungen der Regel entſchuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung als ein wirkſames Mittel der Herrſchaft über die Menſchen zugelaſſen, geiſtreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m. rechtfertigten durch ihre Verdienſte um die ſcholaſtiſche Philoſophie das Eindringen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Univerſitäten. So erhielten ſie, geſtützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die ſtolzen Dominikaner, und reichlichen Zündſtoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwiſchen den Scotiſten (Franciscanern) und Thomiſten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit dieſen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben ſie als Gewiſſensräthe, Regierungsgehülfen und politiſche Agenten der Fürſten, vom 13. bis in das 16te Jahrhundert, ganz im Widerſpruch mit ihrem damaligen deutſchen Namen Nullbrüder die Herrſchaft über die chriſtlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jeſuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluße zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten häufig zu den höchſten Kirchenämtern, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. und Clemens XIV. waren aus ihrem Orden. Solchen gelehrten und politiſchen Glanz ſahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchſtabens der alten Ordensregel ſtets als Folgen einer ungewiſſenhaften Abweichung von demſelben an, und bildeten daher die beſondern Congregationen der Cäſariner und Cöleſtiner oder Franciscaner Eremiten noch im 13. Jahrhundert, der Spiritualen, Clareniner, Amadeiſten im 14. Jahrhundert, welche, obwohl meiſt mit Gewalt unterdrückt, den Geiſt der Oppoſition und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reſte fortpflanzten, bis

ſie in der, 1368 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus geſtifteten und durch Wiederherſtellung der vom Stifter vorgeſchriebenen vollkommenen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten, Congregation der Soccolanti (Sandalenträger, Baarfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Dieſe Congregation wurde erſt vom Papſte, dann auch von dem Concilium zu Coſtnitz 1415, als ein beſonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Obſervanten, mindere Brüder von der Obſervanz" anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verſchiedenen Parteien niederſchlug, die Oberhand. Seitdem iſt der Obſervantengeneral Generalminiſter (Miniſter oder Diener nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagiſter führen darf, ihm untergeben. Unter den Obſervanten ſind im 16ten und 17ten Jahrhundert neue Formen im Punkte der Armuth und Kaſteiung des Leibes entſtanden, zufolge deren ſie ſich nach den verſchiedenen Graden der Verſchärfung ihrer Regel in regulirte ſtrenge und ſtrengſte eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger wegen ihres Gürtelſtricks mit Knoten), anderwärts Soccolanti, Obſervantiner genannt, unter welchem Namen ſie in Italien, der Schweiz, der pyrenäiſchen Halbinſel und Amerika, noch beſtehen. Zu den ſtrengen Obſervanten gehören die Baarfüßer in Spanien und Amerika, die Verbeſſerten (Riformati) in Italien und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil ſie bloß der Meditation ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almoſen ſammeln ließen. Die ſtrengſten ſind die Alcantariner nach der Reform Peters von Alcantara mit ganz bloßen Füßen; man findet ſie noch häufig in Spanien und Portugal, ſelten in Italien. Sämmtliche Zweige der Obſervanten machen unter ihrem gemeinſchaftlichen Generale, zwei Familien aus: die cismontaniſche mit 66 jetzt meiſt ſehr ſchwachen Provinzen in Italien, Oberdeutſchland, wo die Klöſter theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden ſind, in Ungarn, Polen, Paläſtina und Syrien, die ultramontaniſche mit 81 Provinzen in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen franzöſiſchen und nordiſchen Provinzen ſind von dieſer Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Aſien, Afrika und den Inſeln zu ſuchen, wo nur diejenigen kleineren Geſellſchaften von Franciscanerklöſtern, die noch blos als Miſſionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel ſchwächere Congregation der Beſchuheten oder Conventualen hatte vor der franzöſiſchen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöſter und 15000 Mönche; jetzt findet man ſie nur noch hie und da im ſüdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien, wo ſie Lehrämter bei den Univerſitäten bekleiden; denn nur ſie beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und unterlaſſen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelſtrick hängt, haben alle dieſe Zweige des Franziscanerordens gemein: ihre Capuze iſt rund und kurz. Eine lange und ſpitzige Capuze und ein langer Bart ſind die einzigen beſondern Merkmale der ſonſt in der Regel und Lebensart den ſtrengen Obſervanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und ſchmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Baſſi 1528 als eine

für ſich beſtehende Congregation der Minoriten ſtiftete. Seit 1619 haben ſie einen eigenen unabhängigen General, und ſowohl in Europa als durch ihre Miſſionen in Amerika und Afrika ſolchen Zuwachs erhalten, daß ſie im 18. Jahrhundert 1700 Klöſter und 15000 Glieder in 50 Provinzen zählten. Sie ſind als poſſenhafte Bußprediger und herumſchweifende Bettler bekannt genug. Nonnen ſeines Ordens ſammelte der heil. Franciscus ſelbſt ſchon 1209 und nannte ſie arme verſchloſſene Frauen, auch Damianiſtinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Aſſiſi; ſpäter wurden ſie nach der heil. Clara, ihrer erſten Priorin, Clariſſinnen genannt und theilten ſich, wie der erſte Orden, nach den verſchiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbaniſtinnen, die ihre Regeln vom Papſt Urban IV. haben, die heil. Iſabella (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für ſie das Kloſter Longchamps bei Paris ſtiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capucinerinnen, die unter den Capucinern ſtehen, die Alcantarinnen und Clariſſinnen oder Baarfüßerinnen, von der ſtrengſten Obſervanz, welche jetzt am ſchwächſten ſind. Dieſe Nonnen heißen insgeſammt auch Franciscanerinnen, ſtehen theils unter der Aufſicht des erſten Ordens, theils unter den Biſchöfen, haben mit Ausnahme der Beſtimmung zur Seelſorge die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrhundert zuſammen 28000 Individuen in 900 Klöſtern. Sonſt erhielten ſie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben ſie von den Beſitzungen ihrer Klöſter. Der heil. Franciscus ſtiftete 1221 auch einen dritten Orden für Weltleute beiderlei Geſchlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelſtrick von den eigentlichen Minoriten annahmen. Dieſe Tertiarier waren ſchon im 13ten Jahrhundert ſehr zahlreich und entſtanden überall, wo Franciscaner hinkamen. Menſchen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzeriſche Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, ſondern auch 1287 die regulirte Congregation förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuces genannt wurden, ſich zu den Obſervanten hielten, jetzt aber nicht mehr exiſtiren. Die Geſammtzahl aller Franciscaner und Capuciner belief ſich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern. Jetzt dürfte ſie kaum die Hälfte betragen, da dieſer Orden in Frankreich und in den meiſten Ländern Deutſchlands, zum Theil auch in Oberitalien ganz aufgehört hat, in den öſterreichiſchen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöſter verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen iſt im neueſten Concordat mit Neapel ausdrücklich gedacht. In Spanien, Portugall und den Colonien außer Europa blüht der Orden noch auf die alte Weiſe; Amerika iſt ſein Paradies; in Jeruſalem bewacht er das h. Grab; veredelt zeigt er ſich in der catholiſchen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden Geſchlechtern ſich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beſchäftigen. E.

Franciscus (St.), ſ. Franz von Aſſiſi.

François de Paule, ſ. Franz von Paula.

Franken, Fränkiſcher Kreis, war einer von den zehn Kreiſen, in welche Deutſchland vor der 1806 erfolgten Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung eingetheilt war, und begriff einen der ſchönſten Striche Deutſchlands, vom Main von Oſten nach Weſten durch-

Digitized by Google

floſſen, zwiſchen Schwaben, den Rheinlanden, Sachſen, Böhmen und Baiern, ungefähr 490 Quadratmeilen groß und mit 1,500,000 Menſchen, ſehr fruchtbar an Getraide, Wein und Obſt, wo Gartenbau und Viehzucht ſehr blühend ſind. Die Beſtandtheile dieſes Kreiſes waren: die Hochſtifte Bamberg, Würzburg und Eichſtädt; das Deutſche-Ordens-Meiſterthum Mergentheim; die Fürſtenthümer Anſpach, Baireuth und Hohenlohe; die gefürſteten Grafſchaften Henneberg und Schwarzenberg; die Grafſchaften Caſtell, Werthheim, Rieneck, Erbach und Limpurg; die Herrſchaften Seinsheim, Reichelsberg, Wieſentheid, Welzheim, Hauſen und Speckfeld; und die freien Reichsſtädte Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim. Jetzt beſitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 430 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner, nämlich Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Anſpach, Baireuth, Schwarzenberg, einen kleinen Theil von Hohenlohe, Caſtell, Rieneck, Seinsheim, Reichelsberg, Speckfeld, Wieſentheid, Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg. Dieſe Lande gehören jetzt zu dem Regen-, Rezat-, Ober- und Untermainkreis des Königreichs Baiern. Wirtemberg beſitzt von den fränkiſchen Ländern: Mergentheim, Hohenlohe, Limpurg, Welzheim und Hauſen, welche zu dem Jaxtkreiſe des Königreichs Wirtemberg gehören. Baden beſitzt die Grafſchaft Werthheim, jetzt zum Main- und Tauberkreiſe des Großherzogthums Baden gehörig; Heſſen-Darmſtadt beſitzt die jetzt zum Fürſtenthum Starkenburg des Großherzogthums Heſſen gehörige Grafſchaft Erbach. In die gefürſtete Grafſchaft Henneberg theilen ſich Preußen (deſſen Antheil zum erfurter Regierungsbezirk der Provinz Sachſen gehört), Churheſſen und die großherzoglich- und herzoglich-ſächſiſchen Häuſer. Die wichtigſten Städte Frankens ſind: Nürnberg, Würzburg und Bamberg. Bekannt ſind die zwei Univerſitäten Würzburg und Erlangen. Die Univerſitäten zu Bamberg und Altdorf hingegen ſind aufgehoben.

* Frankfurt am Main, eine von den vier freien Städten des deutſchen Bundes, die von der großen Menge der deutſchen Reichsſtädte allein ihre Unabhängigkeit gerettet haben, iſt als Sitz des deutſchen Bundes, und durch ihren Handel, Induſtrie, Reichthum, Cultur und ihre ſchönen Umgebungen, eine von den ſehenswertheſten Städten Deutſchlands. Sie liegt in einer reizenden Gegend, in einem weiten Thale des Mains, welches lebhafte, mit Alleen beſetzte Kunſtſtraßen in allen Richtungen durchſchneiden und prachtvolle Land- und Gartenhäuſer, ſchöne Luſtgärten, reiche Kornfluren und treffliche Obſt-, Gemüſe- und Weingärten ſchmücken. Frankfurt breitet ſich am rechten Ufer des Mains aus, über welchen anſehnlichen und mit Schiffen bedeckten Fluß eine 380 Schritt lange, auf 14 Bogen ruhende ſteinerne Brücke führt, und es mit dem auf der linken Mainſeite liegenden Sachſenhauſen verbindet, welches mit Frankfurt eine Stadt ausmacht. Sonſt hatte die Stadt Feſtungswerke und enge finſtere Thore; jetzt ſind ſtatt der letztern bloß eiſerne Gatterthore angebracht, neben welchen ſchöne Wacht- und Zollhäuſer ſtehen, die Feſtungswerke ſind alle niedergeriſſen, die ausgetrockneten Gräben mit Baumpflanzungen verſehen, die Wälle geebnet und theils mit ſchönen Häuſern und Straßen beſetzt, theils zu trefflichen Anlagen im engliſchen Geſchmacke benutzt, welche die angenehmſten Luſtgänge und mannichfaltige Abwechſelungen darbieten. Durch dieſe neue Einrichtung hat ſowohl die Geſundheit der Einwohner gewon-

Digitized by Google

nen, als auch die Stadt ein weit freundlicheres Anſehen erhalten. Frankfurt enthält mit Sachſenhauſen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3500 Häuſer, wovon ſich 470 in Sachſenhauſen befinden, und jetzt wohl 50,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner; doch ſind auch viele Catholiken, Reformirte und beſonders viele Juden (mehr als 7000) darunter, welche ſonſt eine beſondere, finſtere, mit Thoren verſchloſſene Straße bewohnten, jetzt aber in der ganzen Stadt wohnen dürfen. Die Bauart in Frankfurt iſt zwar nicht eigentlich ſchön zu nennen, denn es gibt darin viele enge, finſtere Straßen und eine Menge alter, mit abgeſchmackten Verzierungen bemalter Häuſer, aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptſtraßen viele geſchmackvolle, palaſtmäßige Häuſer, und es ſind in einem Zeitraume von acht bis zehn Jahren viele neue Häuſer in einem guten Style aufgebaut worden, ſo daß Frankfurt unter den freien Städten Deutſchlands wohl den Rang der ſchönſten behaupten kann. Die Straßen ſind wohl gepflaſtert und durch mehr als tauſend Laternen, zum Theil ſehr gut beleuchtet. Durch ihre Länge, Breite und herrlichen Gebäude zeichnet ſich vorzüglich unter den Straßen die Zeil aus. An der ſogenannten ſchönen Ausſicht (belle vue), am Main, oberhalb der Brücke, ſo wie überhaupt in dieſer Gegend der Stadt, ſind viele neue regelmäßige Straßen und in einem edeln Style erbaute Häuſer entſtanden, und man fährt damit noch immer fort, ſo daß ſich Frankfurt mit jedem Jahre verſchönert. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſämmtlich weniger anſehnlich ſind, als man es von einer ſo reichen Stadt vermuthen ſollte, bemerken wir, außer dem Römer, die catholiſche Stiftskirche St. Bartholomäi, oder gewöhnlich die Domkirche genannt, worin ſonſt die römiſch-deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt wurden. Sie iſt in Form eines gleichſeitigen Kreuzes gebaut, hoch und kühn gewölbt. Sie wurde zur Zeit der erſten Karolingiſchen Kaiſer geſtiftet, erhielt aber ihre jetzige Bauart in den Jahren 1415 bis 1509. Unter den vielen Denkmälern, die in dieſer Kirche befindlich ſind, iſt das des Kaiſers Günther das merkwürdigſte. Der zu dieſer Kirche gehörige Thurm, hat ſeiner künſtlichen Bauart ungeachtet, doch nicht das ſchlanke Anſehen anderer gothiſchen Thürme; denn ſein großer Umfang ſteht nicht im richtigen Verhältniſſe zu ſeiner Höhe. Die Ausſicht von der Gallerie dieſes Thurmes iſt über alle Beſchreibung ſchön. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, iſt eine Miſchung von mehreren Bauarten, die kein übereinſtimmendes Ganzes ausmacht. Die goldene Bulle wird darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxiſche Palais, ehemalige Reſidenz des Fürſten Primas, worin die Sitzungen des deutſchen Bundestages gehalten werden, ſteht in der Eſchenheimer Straße, und iſt in einem edeln Style erbaut. Das Innere überraſcht durch ſeine fürſtliche Pracht. Frankfurt enthält mehrere ſehenswerthe wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen, als die 60,000 Bände ſtarke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig ein neues Bibliothekgebäude errichtet wird, wohin auch das zur Beförderung der ſchönen Künſte errichtete Muſeum kommen ſoll; ferner die Gemäldeſammlung des Herrn Städel, der dieſelbe und ſein beträchtliches Vermögen der Stadt zur Errichtung eines Kunſtinſtituts vermacht hat, und endlich die Gerning'ſchen Sammlungen, beſtehend aus einer Schmetterlingsſammlung, welche vielleicht die erſte in Europa iſt, und 50,000 Stück enthält, und aus einer Sammlung von Münzen, Gemälden und Antiken, zum Theil aus Pompeji. Unter den

Wohlthätigkeitsanſtalten zeichnet ſich das Senkenbergiſche Stift aus, mit einem botaniſchen Garten, einer Bibliothek, einem anatomiſchen Theater und dem trefflichen Bürgerhoſpitale. Die frankfurter Handwerker und Künſtler liefern treffliche Arbeiten; auch unterhält man vielerlei Fabriken, darunter die ſiebzehn Rauch- und Schnupftabaks- und die Kupferdruckſchwärzefabriken die wichtigſten ſind. Aber wichtiger als dieſe Erwerbzweige iſt der große Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, theils unmittelbar in alle Gegenden Europa's und auch in andere Welttheile treibt. Derſelbe beſteht, außer einem nicht unbedeutenden Handel mit eigenen Fabrikaten (darunter Rauch- und Schnupftabak die wichtigſten ſind), und Landesproducten (beſonders Wein), in eigenem Handel en gros mit franzöſiſchen, engliſchen, ſchweizeriſchen, ſächſiſchen und ſonſtigen deutſchen Fabrikaten, wovon man hier äußerſt große Lager beſtändig antrifft; ferner in einem äußerſt wichtigen Speditions-, Commiſſions- und Zwiſchenhandel und einem großen Wechſelhandel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art ſind von Bedeutung. Dieſer Handel wird ſehr befördert durch die zwei ſchiffbaren Flüſſe, Main und Rhein, durch die zwei berühmten Meſſen und durch die hier durchgehende Hauptſtraße. Die Liebe zum Vergnügen und zu einem weitgetriebenen Aufwand herrſcht unter allen Ständen Frankfurts ſo allgemein, wie in wenigen deutſchen Städten. Das Schauſpiel, welches zu den beſſern Deutſchlands gehört, die öffentlichen Häuſer, Spaziergänge und die benachbarten Luſtörter ſind beſtändig angefüllt. Zur Unterhaltung der frankfurter erſten Stände dienet das aus 600 Mitgliedern beſtehende Caſino. Für Muſik hat das Publikum vielen Sinn; daher nehmen die Concerte unter den Vergnügungen einen vorzüglichen Rang ein. Zu den nächſten am häufigſten beſuchten Luſtörtern gehören; Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Ausſicht auf das ſchöne Mainthal und die Stadt ſelbſt, Bornheim, Hauſen, mit der romantiſchen Ausſicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, das Forſthaus, wo ſich ein angenehmer Wald und eine geſchmackvolle engliſche Anlage befinden, der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsörtern gehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wisbaden. Bis zum Jahr 1806 war Frankfurt eine kaiſerliche freie Reichsſtadt, aber in demſelben Jahre wurde ſie dem Fürſten Primas zugetheilt, und behielt noch manches von der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung. Als aber 1810 die geſammten Lande des Fürſt Primas in ein Großherzogthum Frankfurt zuſammengeſchmolzen wurden, erhielt die Stadt eine ganz neue Verfaſſung, und wurde die Hauptſtadt des ganzen Staates. Nach der Vernichtung der franzöſiſchen Uebermacht 1813 erhielt Frankfurt ſeine Selbſtſtändigkeit wieder, wurde hierauf zu einer freien Stadt des deutſchen Bundes erklärt, gab ſich 1816 eine eigene Verfaſſung, indem man die ehemalige reichsſtädtiſche mit einigen Abänderungen wieder einführte, und wurde der Sitz der deutſchen Bundesverſammlung. Frankfurt nimmt jetzt unter den vier freien Städten des deutſchen Bundes den erſten Rang ein, hat auf der Bundesverſammlung mit den übrigen zuſammen die 17te Stelle, und im Plenum eine eigene Stimme; auch beſitzt es außer der Stadt ein kleines Gebiet, worin gegen 7000 Menſchen wohnen.

† Frankreich ſeit 1814. Am 6. Jan. 1816 wurde das von beiden Kammern geſchärfte Amneſtiegeſetz vom Könige ſanctionirt, nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt und von Na-

Digitized by Google

poleon im März 1815 Aemter genommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Dieſes Geſetz gewährte der royaliſtiſchen Partei einen großen Sieg, indem ihre vorzüglichſten Gegner dadurch entfernt wurden, aber es fand auch bei den Gemäßigten lauten Tadel. Dieſes Schickſal hatten überhaupt die meiſten Maßregeln der Regierung. Denn jener Sieg der Royaliſten von 1815 ward mit der Abſetzung von vielen tauſend Beamten gefeiert; die bürgerlichen Spaltungen wurden durch willkührliche Maßregeln der Rache unterhalten, ſtatt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen, und zu ſtrafen! Gleichwol waren die Miniſter und der König einer Partei nicht royaliſtiſch genug! Dieſe im Juli 1818 durch ihre frevelnde Kühnheit, die Alliirten in ihr Ränkeſpiel, das die blutigen Unruhen in Grenoble (1816) und in Lyon (1817) abſichtlich erregt hatte, hineinziehen zu wollen, um die Charte umzuſtoßen, entlarvte Partei der *Ultraroyaliſten* iſt eine merkwürdige Erſcheinung im heutigen Frankreich. Dieſe Leute, für die es keine Geſchichte gibt, halten den Zuſtand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was ſeitdem geſchehen, iſt Verbrechen, und jedem Einzelnen iſt ſein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Sie nennen daher plein-purs oder echte Franzoſen, ſolche, die ſich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckten, die bereits Gegner der erſten Conſtitution waren. *Minderrein* ſind in ihren Augen diejenigen, welche zwar für die erſte Ständeverſammlung waren, aber darin feſt an dem König hielten; aber ſo nimmt ſtufenweiſe dieſe Reinheit ab, daß denen, die bei Buonaparte aushielten, und erſt nach ſeiner Abſetzung zu den Bourbons übergingen und ihnen im J. 1815 treu blieben, nur wenig jener Reinheit zugeſchrieben wird. Dagegen ſehen die heftigſten Gegner der Utra's, was ſich ſeit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geſchichtliche Entwickelung der Nation an; es war, ſagen ſie, unerläßliche Pflicht jedes Franzoſen, in dieſer Entwickelung nach ſeinen Kräften zu wirken. Wer in dieſer Zeit das Vaterland verlaſſen, wer ſich dem Dienſte deſſelben entzog, oder wer gar gegen daſſelbe, — die Form der Regierung ſey geweſen, welche ſie gewollt, — gewirkt und die Waffen geführt habe, der ſey ein Verräther an dem Vaterlande geweſen. Jede Partei nennt ihre Sache die der Gerechtigkeit; die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in den beiden Kammern auf die Miniſter, führten endlich zu dem entſcheidenden Schritte vom 5 *Sept.* (S. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflöſete. Die Sitzungen der neuen Kammern wurden am 4. Nov. 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, in welcher er die nicht ſehr günſtige Lage Frankreichs offenherzig ſchilderte. Das der Kammer von dem Finanzminiſter am 14. November vorgelegte Budjet für das J. 1817 war weit ſtärker als das für das J. 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden ſollte. Die vorzüglichſten Gegenſtände, mit welchen ſich die Kammern beſchäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen kämpften jedoch vergebens gegen die ſogenannten lois d'exceptions, welche die volle Gültigkeit der Charte beſchränkten. Indeß verloren die Ultra's viel von ihrem Anſehen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geſchloſſen wurde, hatte die miniſterielle Partei die Stimmenmehrheit. Erſt ſeit der im Juli 1818 entdeckten *weißen Verſchwörung* (S. den Art. Ludwig XVIII.)

Digitized by Google

ſcheint es, daß die Miniſter ſich mehr der liberalen Partei oder dem aufgeklärteren Theile der Nation nähern wollen. — Im Allgemeinen ſcheint die Lage Frankreichs jetzt (im Auguſt 1818) dem Zuſtand eines Kranken ähnlich zu ſeyn, deſſen Geneſung noch nicht entſchieden iſt. — Es gelang dem Miniſterio indeſſen, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weshalb von den verſchiedenen Truppengattungen, im Frühjahr 1817, 30,000 Mann zurückmarſchirten; es gelang dem Miniſterium ferner, die großen financiellen Schwierigkeiten des J. 1817 durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amſterdam, über 300 Millionen, zu beſeitigen. Schon im J. 1816 hatten bloß fremde Handelshäuſer die Anleihe gedeckt; und im J. 1817 verlangte man in den Kammern vergebens, daß auch franzöſiſche Handelshäuſer zugelaſſen würden; dennoch ſchloſſen Baring und Hope auch dieſe Anleihe allein ab. Endlich im J. 1818 wurden franzöſiſche Handelshäuſer zugelaſſen, und die am 9. Mai für den Dienſt des J. 1818 eröffnete Anleihe von 14 Mill. 600,000 Fr. Renten war ſchon d. 27. bloß von Franzoſen gedeckt, die ſogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geſchäft auf beſſere Bedingungen abſchloſſen als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des geſammten Occupationsheeres im Herbſt 1818 zu bewirken, nothwendig war, bloß mit den Häuſern Baring und Hope abgeſchloſſen, ungeachtet die franz. Banquiers Laffitte, Caſim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umſtand, der in Frankreich ſo großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuſer endlich einen Theil jener Summe franzöſiſchen Häuſern überließen. Mit dieſer Befreiung des franzöſiſchen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen-Verſammlung zu Aachen (Ende Sept. 1818) beſchloſſen werden wird, hängt auch die Tilgung der Privatfoderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franz. Regierung und Nation machten, zuſammen. Hier hat die franzöſiſche Diplomatik geſiegt. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieſer durch den Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. November 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeſchäft, welches die ganze Summe jener Forderungen von 1600 Mill. Fr. auf 1390 Mill. feſtſetzte bis zum J. 1818 hin; dann aber mußten, weil Rußland und Wellington dafür ſtimmten, auch die übrigen Commiſſarien es ſich gefallen laſſen, für die liquide Foderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 14 Mill. Fr. an Zahlungsſtatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreiſe ungefähr einem Capital von 275. Mill. Fr. entſprachen; ſie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Foderung zufrieden ſeyn! England ward für die Foderungen der brittiſchen Unterthanen in einer beſondern Convention eine Rente von 3. Mill. bewilligt. Dieſe günſtigen Umſtände zuſammen haben den Credit Frankreichs ſehr gehoben, der wiederum auf dem Vertrauen ruht, daß der Staat unter dem Schutze der Charte ſich immer mehr befeſtigen wird. Die Staatspapiere ſind daher im J. 1817 von 55 auf 66 Fr. und im J. 1818 von 66 auf 75 Fr. geſtiegen. Gleichwohl gibt es noch manche erhebliche Urſache zur Unzufriedenheit. Die Miniſter — unter denen der Herzog von Richelien an der Spitze ſteht, der Graf Corvetto die Finanzen, der Marſchall St. Cyr das Kriegsweſen, Lainé das Innere, und der

m meiſten verhaßte Decazes die allgemeine Polizei verwaltet, — haben ſich bisher in offnem Streite ſowohl mit den Conſtitutionellen und Liberalen, als mit den Ultraroyaliſten befunden. Ihre Macht iſt ſchon an ſich größer, und ihre Verantwortlichkeit minder ſchwer, als die der britiſchen. So haben ſie, nach Fiévée, ungleich mehr Stellen zu vergeben, als die engliſchen, obgleich verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger ſind, nämlich nur 255, in England hingegen 658. Um ſich in dieſer Macht zu behaupten, und den Widerſtand aller Parteien zu beſiegen, haben ſie mehrere Ausnahmen von den Beſtimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; dahin gehören die ſtrengen Verfügungen gegen indirekte Provocationen und die Cenſur gegen Journale und periodiſche Schriften politiſchen Inhalts. Hieraus entſtand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale, wie der Minerve françaiſe, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. A. gegen die Miniſter, für welche das Journal des Débats ſtreitet, ſo wie die Ultras in der Quotidienne ihre Stimme gegen die neue Verfaſſung laut werden laſſen. Geiſtvolle Schriftſteller treten von allen Seiten her in die Schranken, wie Benj. Conſtant, Comte, Dunoyer (ſ. d.) u. A. m. für die Liberalen; Fiévée und Chateaubriand (ſ. d.) für die Ultras. Da die Schriftſteller oft die Geſetze anders verſtehen, als die Richter und der Kronadvocat, der vom Volk öffentlich beſchimpfte H. Marchangy, ſo treffen nicht ſelten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen Schriftſteller. In der Provinz iſt ganz und gar keine Preßfreiheit vorhanden. Nur wenig haben die Liberalen bis jetzt erkämpft. Doch wurden am Schluſſe der Kammern (1818) die Prevotalgerichtshöfe aufgelöſet, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Aſſiſengerichte gewieſen. Ueberhaupt werden die Miniſter beſchuldigt, daß ſie mehr im Namen, als nach und im Sinne der Charte (selon la charte) regieren. Sie haben verſäumt, die Charte durch eine ihr analoge Geſetzgebung mit Nationaleinrichtungen zu umgeben, die allein ihre Dauer verbürgen können; und es gelten noch gegenwärtig Decrete aus den Zeiten der Revolution. Ein Uebel der Revolution war die Veränderung der Richter bei jeder neuen Kataſtrophe. Endlich hatten die Richter ſeit dem J. VIII ihr Amt 15 J. lang ungeſtört verwaltet, und durch pflichtmäßigen Eifer ihrer Würde neues Anſehen gegeben, als man in Folge der Staatsveränderung von 1815 an die Stelle dieſer Richter neue ſetzte, und dadurch jenen Fehler und jenes Uebel der früheren Revolutionen erneuerte. Ueberhaupt, bemerkt man ferner, hätten ſich die Miniſter, ſtatt der Nation zu vertrauen, an eine Partei angeſchloſſen, die ſie fürchten ſollten; dadurch hätten Ränkeſchmiede Einfluß erhalten, welche das alte Feudalweſen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente und die Lettres de cachet wiederherſtellen möchten. Die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 ſey daher nur ein halber Sieg über die Ultras geweſen. Man leſe die Minerve franç. (Heft 2) sur les conséquences de l'ordonnance du 5. Sept. Nach dem 24. H., Aug. 1818, haben die Miniſter den Parteien geſchmeichelt, ohne ſie zu verſöhnen ſie bedroht, ohne ſie zu ſchrecken, alle verfolgt, und keine unterdrückt. So ſtänden ſie allein, von der Nation getrennt, und ſchwankten in ihrer Politik nach dem Wechſel der Umſtände, ohne feſten Plan, ohne Kraft und ohne Achtung. Daher ihre beſtändige Furcht vor Verſchwörungen, die wie die Köpfe der Hydra ſich immer wieder erzeugten, und gewöhnlich viel Lärm

um nichts verurſachten; ſeit der Verſchwörung der rothen Eier bis zu der der ſchwarzen Stecknadeln. Durch ihre Ausnahmegeſetze in Anſehung der beiden Hauptſtützen der Charte: der Freiheit der Perſonen und der Preſſe, hätten ſie alle Parteien gegen ſich gereizt, ohne die Nation, welche die Charte ganz in Kraft ſehen will für ſich zu gewinnen. Mehrere Thatſachen beweiſen dies. Das Wahlgeſetz, z. B. war eine weiſe Maßregel; aber kaum hatten die Wähler von Paris, im Gebrauche ihrer Freiheit, drei oder vier den Miniſtern mißfällige Candidaten ernannt, ſo befiel die Regierung eine Furcht, als ob der Thron in Gefahr ſey, und die Miniſter näherten ſich wieder den Ultra's, um durch dieſe jene Wahlen zu hintertreiben. Noch gibt es unter dem Schutze der Miniſter geheime Geſellſchaften. Regierungsbeamte mißbrauchen ihre Gewalt und die Miniſter ſchweigen! Der Generalprocurator Marchangy vertheidigt ſogar Verordnungen von Präfecten, deren Publicität allein ſchon ihre Strafbarkeit darthut. Ueberhaupt leidet die Criminaljuſtiz an großen Gebrechen, und ſie iſt durchaus nicht mit der Freiheit der Perſonen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen. Man leſe Berton (Observat. crit. sur la procédure criminelle d'après le code qui règit la France) und Berenger (de la justice criminelle en France. Beide Schriften erſchienen in Paris 1818). Die Charte hat die Strafe der Confiscation abgeſchafft; aber die ſtarken Geldbußen, wie ſie das Geſetz vom 9. Nov beſtimmt, ſind wahre Confiscationen. Eine Art Folter und Strafe iſt die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauert, ehe man die Schuldloſen freiſpricht. In den Gefängniſſen miſcht man Verbrecher und bloß Angeklagte, Verurtheilte und bloß mit Haft Beſtrafte, den Abſchaum der Geſellſchaft mit achtbaren Männern, die man wegen politiſcher Verirrungen einſperrt, zuſammen. Ein andrer Grund der Unzufriedenheit beſteht darin, daß die Nation nicht eine ihrer Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipalbeamten und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt und die Departementsräthe ſprechen im Namen ihrer Departements die Wünſche der Nation aus, ohne von ihr bevollmächtigt zu ſeyn; daher ihre Stimme oft den Anſichten der Mehrheit in den Departements ganz entgegengeſetzt iſt. Haben ſich doch ganze Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Die Nationalgarde, welche nicht einen ihrer Officiere ernennen darf, iſt nicht etwa aus den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zuſammengeſetzt, ſondern nach Gunſt und Willkühr oft aus Heimatloſen und Unbegüterten, ſo daß ſie in manchen Departements nichts weiter iſt, als die Rotte einer durch ſie bewaffneten Partei. Daher konnten in mehreren Gegenden Frankreichs ſo viel Gewaltthaten gegen die Proteſtanten ſtraflos geſchehen! Lieſet man, was ein Mitglied der franz. Akademie, Aignan (in ſ. Schrift: De l'état des Protestans en France depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. Par. 1818) darüber ſagt, ſo glaubt man ſich in die Zeiten der Dragonaden zurück verſetzt. Doch ſchien die Regierung dies ſelbſt einzuſehen und im Auguſt 1818 wurde die Nationalgarde im Garddepartement aufgelöſet. – In der Armee ſieht man zwei Drittel der Rangſtufen nach dem Vorzuge der Dienſtzeit beſetzt. Der Adel ſchreit über Verfolgung, und dennoch beweiſet der Staatscalender daß er ſieben Achtel der Präfecturen, und die wichtigſten Maireſtellen inne hat. Er ſteht an der Spitze der Militärdiviſionen, der Legionen, der Gen-

Digitized by Google

ırmerie, der Tribunäle, der Geſandtſchaften; ſelbſt in der Finanzver-
altung findet man ihn! Daher die Klage, daß keine bürgerliche Gleich-
it in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größten-
eils in den Händen einer Kaſte ſey, die ihrer verlornen Vorrechte mit
aß gegen das neue Verfaſſungsgeſetz gedenkt! Daher die Furcht vor
ten Verſchwörungen und Verletzungen dieſer Urkunde! Daher der
Zunſch der gebildeten, begüterten und kunſtfleißigen Mittelclaſſe in
ınz Frankreich, durch eine conſtitutionelle Geſetzgebung und Verwal-
ng endlich geſichert zu ſeyn, gegen die Gewalt einer ränkeſüchtigen
riſtokratie, wie gegen den Druck einer unruhigen Demokratie! *)

† Frankreichs geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand
n J. 1818. Seit dem pariſer Tractat vom 20. Nov. 1815 beſteht
rankreich jetzt nur noch aus 86 Departements, und iſt in 22 Militair-
ivisionen eingetheilt, deren jede von einem Marſchall oder General-
eutenant befehligt wird. Die Bevölkerung des Ganzen, mit Ausſchluß
er Colonien, betrug im J. 1817, nach einer officiellen Angabe, über
Millionen. Sie wurde im J. 1818 repräſentirt von 255 Deputirten
ıd 213 Pairs; von jenen tritt jährlich ein Fünftheil aus; unter
eſen befinden ſich 65 Herzoge, 52 Marquis, 85 Grafen, 6 Vicomtes
ıd 5 Barone. — Das Königreich Frankreich (13° bis 26° L.
ıd 42 bis 51° N. B.) hat gegenwärtig eine Areal von 10,050 Q. M.
ein durch Canäle erweitertes Flußſyſtem verknüpft den Binnen- mit
m Seehandel. Der languedociſche Canal (Canal du midi) verbin-
t das mittelländ. Meer durch die Garonne bei Toulouſe mit dem
lantiſchen. Der Canal von Charolais oder du centre verbindet die
oire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und
r Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche
h in den Canal la Manche ergießt. Das Land iſt größtentheils
ne, mit Ausnahme der Heide (Landes), fruchtbare Ebene; nur
ı Süden und Oſten ziehen ſich die Bergrücken von Lozère,
ıvergne (mit dem Montd'or, Cantal und Puy de Dome) und die
evennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen.
eitenäſte der letztern ſind der Jura und die Vogeſen. Im nörd-
hen Frankreich zieht ſich ein Theil der Ardennen in das Land. Das
lima gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten der Erde. Haupt-
zeugniſſe ſind Obſt, Oliven (Provencer Oel) und Wein. Fünf
Millionen Arpens Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis
3 Mill. Muids. Getraidebau und Viehzucht werden immer mehr
rvollkommnet. So hat man z. B. ſeit der Revolution über 50,000
Morgen Moraſtboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert viel
iſen, Arſenik, Steinkohlen, Salpeter, Marmor, Flintenſteine u.
w. Auch gewinnt man viel See- und Quellſalz. Den innern Ver-
hr befördern 18 große neue Heer- und Landſtraßen, 500 Stunden
Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 80 Brücken und 30 Canäle,
n denen 7 ganz beendigt ſind, mit 300 Schleuſen. Frankreich hat
. Handelshäfen, von welchen der zu Cherbourg vom erſten Range
.. Die Hauptſtadt ſelbſt, Paris, hat 4 neue beendigte Brücken,
bei Ladeplätze und über 5000 Klaftern neue Kays. Die Finanzen

*) Das ſtrenge Urtheil der Minerve franç. (Heft 24. S. 534) möchte alſo wohl Grund haben. Parcourez, ſagt Etienne, toutes les branches de l'administration publique, vous verrez la charte entourée des débris du despotisme et des ruines de l'anarchie!

Digitized by Google

waren trotz der Vorſpiegelungen von ihrer Blüthe, unter Napoleon in einem ſehr zerrütteten Zuſtand. Die neue Regierung iſt bemüht, ſie wieder herzuſtellen, wozu viele Einſchränkungen erfodert werden. Das am 23. Dec. 1815 der Cammer von dem Finanzminiſter vorgelegte Budget gab für das J. 1815 eine Ausgabe von 945 Mill. und eine Einnahme von 815 Mill., mithin ein Deficit von 130 Mill. an, und für das J. 1816 eine Ausgabe von 800 Mill. Fr., worunter 116 Mill. für die Staatsſchuld, 33 Mill. für die Civilliſte und den Unterhalt der königl. Familie, 180 Mill. für das Kriegsdepartement 48 Mill. für die Marine, 140 Mill. als das erſte ſtipulirte Fünftheil der zu bezahlenden 700 Mill. Contribution, und 130 Mill. für die Unterhaltung der Occupationsarmee. Im Budget von 1817 wurde die conſolidirte (auf beſtimmte Einnahme angewieſene) Staatsſchuld zu 117 Mill. jährl. Renten (Zinſen) angegeben, wovon das Capital ſich auf 2340 Mill. Fr. beläuft. Seitdem iſt jene Summe um 54 Mill. jährl. Renten geſtiegen; jedoch dadurch auch die Laſt der Verbindlichkeiten, welche der Tractat vom 20. Nov. 1815 Frankreich auferlegt hatte, in Anſehung des Occupationsheeres und der an die fremden Mächte zu leiſtenden Zahlungen, beſeitigt worden. Im J. 1817 wurde die gewöhnliche Einnahme auf 774 Mill. Fr., die ordentliche und außerordentliche Ausgabe dagegen auf mehr als 1,088 Mill. berechnet. Das alte Abgabenſyſtem iſt geblieben. Es beruht größtentheils auf indirecten Steuern. Der Grenzzollzwang gegen Belgien, Deutſchland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendſte auf dem Continente; ſie betrug 650,000 M. regulaire Truppen und 600,000 M. Nationalgarden; jetzt iſt ſie bedeutend eingeſchränkt. Sie ſoll künftig aus 250,000 M. beſtehen: Artillerie, 14350 M. und 1219 Offiziere; Genie, 3728 M. und 587 Offiziere; Infanterie, 144 793 M.; Cavallerie. 33,685 M. und 2352 Offiziere. Ueberdies die Garde und die Verwaltungsbeamten. Der Etat beſtimmt: Infanterie, 90 Linien- und 15 leichte Reg.; Cavallerie, 14 Reg. Carabiniers und Cüraſſiers, 15 Reg. Dragoner, 15 Reg. Chaſſeurs, 7 Reg. Huſaren, 6 Reg. Lanciers; Artillerie, 8 Reg. Fußartillerie, 4 Reg. reitende, ohne Train und Pontoniers; hierüber noch: das Geniecorps, die Veteranen (70 Compagnien) und die 18,000 M. ſtarke Gendarmerie. Die Verbindung mit den Schweizer-Cantons (Capitulation), wegen Ueberlaſſung von Truppen, iſt wieder hergeſtellt, und in Folge derſelben ſind 4 Schweizer-Regimenter in franzöſiſchen Sold genommen worden. Bei der Reorganiſation der Armee wurden über 8000 Offiziere, die bei der aufgelöſeten Loire-Armee geſtanden hatten, außer Thätigkeit geſetzt. Doch ſind die Marſchälle größtentheils wieder angeſtellt. Eine königl. Ordonnanz vom 22. Jul. 1818 beſtimmt die Zahl der franz. Generale auf 130 Generallieut. und 260 Marechaux de Camp; und eine königl. Verordnung vom 2. Aug. d. J. die innere Verfaſſung des Heers. Die Seemacht wurde durch einen königl. Befehl vom 11. Mai 1814 auf 13 Linienſchiffe, 21 Fregatten, 27 Corvetten und 88 kleinere Fahrzeuge geſetzt. Am Ende des J. 1815 befanden ſich in dem Hafen zu Toulon 19 Linienſchiffe, 13 Fregatten und Briggs, und auf den Docken wurde noch an verſchiedenen Schiffen gebaut. Seit kurzem arbeitet eine Commiſſion zu Paris unter dem Vorſitze des Gen. Marescot an einem Plane, um die Vertheidigung der nördlichen und öſtlichen Gränzen in einen furchtbaren Stand zu ſetzen. Da nämlich

ie Vauban'ſche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg
nd Philippeville eine Lücke erhalten, ſo ſollen hier neue Feſtungen an-
elegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois
eckt, und die man für die undurchdringlichſte in Europa hält, iſt ge-
ieben. Frankreich hat 106 Feſtungen, darunter 5 vom erſten, 6 vom
veiten, 23 vom dritten und 72 vom vierten Range. Die **Manufac-
tren** und **Fabriken** ſind in einem der Größe des Reichs und den
mſtänden angemeſſenen Zuſtande Nach den neueſten Angaben beträgt
er Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren 2000 Mill.
r., und die Zahl der dadurch beſchäftigten Arbeiter 1,747,000. Der
rbeitsgewinn wird auf 700 Mill. geſchätzt. Vorzüglich ſind die Woll-
nd Baumwoll-, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincaille-
e-Waaren. In Anſehung der **Juſtizverwaltung** iſt es, nach dem
taatsgeſetze vom 4. Jun. 1814, in der Hauptſache bei der bis-
rigen Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht nämlich vom Kö-
ge aus. Er ernennt die Richter, und nur die Friedensrichter können
rer Aemter verluſtig werden. Außerordentliche Commiſſionen aber ſind
m Staatsgeſetze entgegen. Jedes Departement hat an ſeiner Spitze
nen **Präfecten**, deſſen Gewalt der eines Statthalters gleicht.
m ſind ein **Präfektur-** und ein **Departementsrath** bei-
ſetzt. Als Verweſer des Präfecten hat jeder Bezirk (Arrondisse-
ent commun) einen **Unterpräfecten** mit einem **Bezirks-
tbe.** Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen **Maire**
s Vorgeſetzten und einen oder zwei **Adjuncte**, nebſt **Polizei-
mmiſſär**, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen **Muni-
palrath**; in den Städten von 100,000 Einwohnern iſt noch ein
berpolizeicommiſſär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen
erichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departe-
ent; außerdem ſind Appellationsgerichte organiſirt. Das Caſſations-
richt zu Paris ſpricht in letzter Inſtanz, und macht das Reviſions-
richt aus. Die **römiſch-catholiſch-apoſtoliſche Religion**
ll nach der neuen Conſtitution die Religion des Staats ſeyn; doch
jeder Religion gleiche Freiheit und derſelbe Schutz zugeſtanden.
brigens wurde in Anſehung des Verhältniſſes der gallicaniſchen
irche zum römiſchen Stuhle einſtweilen das Concordat von 1801
genommen. Die von dem Biſchofe von St. Malo angefangenen
nterhandlungen in Rom, wegen der Freiheiten der gallicaniſchen
irche, ſind nachher von dem ehemaligen Lieblingsminiſter Lud-
gs XVIII., dem Grafen Blacas fortgeſetzt worden: das entwor-
ne Concordat aber iſt noch nicht von den Cammern angenommen.
nter Napoleon ſtand alles Kirchenweſen unter der Regierung. Der
aiſer ernannte die Erzbiſchöfe und Biſchöfe; in ſeine Hand ſchwuren
den Eid der Treue. Zwar ernannten ſie die Geiſtlichen ihres
prengels, aber der Kaiſer mußte ſie erſt beſtätigen. Die **Refor-
irten** haben Pfarrkirchen, die zugleich Conſiſtorialkirchen ſind, und
ynoden; auf 6000 Menſchen wird eine ſolche Conſiſtorialkirche ge-
chnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder iſt ein
nſiſtorium. Die Kirchen der **Lutheraner** haben auch ihre Local-
nſiſtorien, die in Inſpectionen eingetheilt ſind und unter General-
nſiſtorien ſtehen. Die **Juden** haben ein Conſiſtorium zu Paris.
iebenzehn Städte haben wieder Univerſitäten nach der ehemaligen
nrichtung erhalten. Das Nationalinſtitut iſt ebenfalls im J. 1816
ändert worden, und beſteht jetzt aus drei Claſſen: Akademie der

Wiſſenſchaften, franzöſiſche Akademie und Akademie der Geſchichte und Literatur. Die davon getrennte vierte Claſſe heißt: Akademie der Maler-, Bildhauer- und Tonkunſt. — Die dermaligen franzöſiſchen Ritterorden ſind folgende: 1. der Orden des heil. Geiſtes — dem Range nach der erſte — geſtiftet 1578 von Heinrich III. weil er am Pfingſttage erſt in Polen, und dann in Frankreich König geworden war. Bei der Revolution wurde dieſer Orden, wie die übrigen, abgeſchafft. Ludwig XVIII. hat ihn wieder hergeſtellt. Die Zahl der inländiſchen Ritter iſt auf 100 beſtimmt, es haben ihn aber ſeit der Rückkunft des Königs bis jezt (1817) nur 6 Franzoſen erhalten, die Ordensbeamte ſind. Von Ausländern haben ihn verſchiedene Souverains und einige fürſtliche Perſonen erhalten. 2. Der Orden des heil. Michael — der älteſte der franzöſiſchen Orden — von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren geſtiftet, von Ludwig XIV. 1665 erneuert, und von Ludwig XVIII. wieder hergeſtellt. Der König iſt Großmeiſter. Nach den von Ludwig XVIII. am 16. Nov. 1816 beſtätigten Statuten ſollen nicht mehr als 100 Ritter ſeyn. Alle die, welche den Orden des heil. Geiſtes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsorden, und heißen davon Ritter der königlichen Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Uebrigens iſt dieſer Orden beſonders zur Belohnung für Gelehrte, Künſtler und für nützliche Entdeckungen beſtimmt. In dieſer Hinſicht vertheilte ihn Ludwig XVIII. auch während ſeines Aufenthalts außerhalb Frankreich. 3. Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. im J. 1693 als militäriſcher Verdienſtorden für Land- und Seeoffiziere, catholiſcher Religion, geſtiftet. Der Orden, deſſen Großmeiſter der König iſt, beſteht aus drei Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Ludwig XVIII. ſtellte dieſen Orden ebenfalls wieder her, und beſtimmte durch eine Verordnung vom 30. Mai 1816 ſeine dermalige Einrichtung. Er ſollte anfangs den Orden der Ehrenlegion erſetzen, wird aber jetzt häufig mit dem letztern zugleich getragen, und die Anzahl der Mitglieder, unter denen auch mehrere ausländiſche Militärs ſind, iſt ziemlich groß. — Für franzöſiſche Offiziere, proteſtantiſcher Religion, ſtiftete Ludwig XV. im J. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn durch eine Verordnung vom 25. Nov. 1814. Nach dieſer neuen Einrichtung beſteht der Orden ebenfalls aus drei Claſſen, von welchen die beiden erſten eine beſtimmte kleine Zahl von Mitgliedern haben ſollen. Bisher haben ihn nur ausländiſche Offiziere, größtentheils von der preußiſchen Armee, erhalten. — 4. Der Orden des heil. Lazarus, ein ſehr alter Orden, deſſen Stiftungsjahr ungewiß iſt. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demſelben den von ihm geſtifteten Orden Unſrer lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geiſtliche und Weltliche vertheilt. Seit dem Jahre 1789 iſt er nicht mehr vertheilt worden, und es ſcheint die Abſicht zu ſeyn, ihn eingehen zu laſſen. — 5. Der königliche Orden der Ehrenlegion (ſ. d. eignen Art.). — (M. vergl. übrigens d. Art. Ludwig IX. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. und XVIII. Heinrich I. II. III. und IV., Franz I. und II., Napoleon, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m. K.

Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, geboren in der Stadt Paula in Calabrien den 27. Mai 1416. Er

ſoll aus einer edlen Familie entſproſſen ſeyn, welche aber ſpäter in Verfall gerathen war, obgleich andere ihm eine niedere Herkunft zuſchreiben. Sein Vater beſtimmte ihn für den geiſtlichen Stand, weil er ihm ſpät auf ſein dringendes Gebet, geboren worden war. Die Neigung des Sohnes unterſtützte die Wünſche der Eltern. So wurde er im zwölften Jahre in das Kloſter der Franciscaner von St. Marcus gebracht. Hier verlebte er ein Jahr, mit der Ordenstracht bekleidet, und erbaute die Mönche und das Publicum durch Leben und Lehre. Er entſagte dem Genuſſe des Fleiſches und dem Gebrauche der Leinewand, und führte ein Leben voller Caſteiungen. Seine Eltern wollten ihn wieder zu ſich nehmen, allein er wünſchte einige fromme Reiſen zu machen, beſonders nach Aſſiſi, um den heil. Franciscus anzurufen und die Kapelle St. Marie des Anges zu beſuchen. Die Eltern führten ihn hin. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apoſtel, von da weiter. Das Leben der Mönche beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe, ſich der Einſamkeit zu weihen. Als er nach Paula zurückkam — er war damals erſt 14 Jahre alt — entſagte er ſeiner künftigen väterlichen Erbſchaft, und begab ſich an einen einſamen Ort, auf einen ſeiner Familie zugehörigen Boden. Allein auch hier nicht einſam genug, ging er an's Ufer des Meeres in eine Felſengrotte, wo er auf dem nackten Boden ſchlief und ſich mit den gröbſten Nahrungsmitteln begnügte. Jetzt hatte er kaum ein 20ſtes Jahr erreicht, als ihn mehrere Perſonen, von ſo außerordentlicher Frömmigkeit gerührt, zum geiſtlichen Führer wünſchten. Er glaubte dieſem Begehren nicht widerſtehen zu dürfen. Seine geiſtlichen Kinder bauten ſich nun neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betſtuhl, wo ein Prieſter aus der Nachbarſchaft ihnen die Meſſe las. Da ſich aber die Anzahl derſelben immer mehr vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbiſchofe zu Conſenza die Erlaubniß, ſich ein Kloſter und eine Kirche bauen zu dürfen. Dieſer Bau wurde von allen Seiten unterſtützt, und kam wirklich 1436 zu Stande, dergeſtalt, daß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieſer Zeit an beginnt der neue Orden, der erſt unter dem Namen der Eremiten des heil. Franz exiſtirte. Die Demuth war die Grundlage deſſelben, und der Wahlſpruch: die Wohlthätigkeit. Er fügte den gewöhnlichen drei Gelübden noch ein viertes hinzu, nämlich das des Quadrageſimallebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleiſch nicht nur, ſondern auch von Eiern und aller Milchſpeiſe, außer in Krankheitsfällen. Er ſelbſt unterwarf ſich einer noch weit ſtrengern Regel. Demungeachtet vermehrten ſich die Anſtalten des Ordens; zwei Klöſter wurden neu gebaut, eines zu Palermo und eines zu Spezano. Bald ſtiegen noch mehrere Ordenshäuſer im Königreiche Neapel und Sicilien empor, wohin Franz reiſete. Papſt Paul II. wurde aufmerkſam auf ihn, und ließ ſich durch einen Abgeſandten genauer von dem Weſen des ſchon ſo merkwürdigen Mannes unterrichten. Allein erſt nach Pauls Tode erhielt der neue Orden durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV. ſeine Statuten beſtätigt, und Franz wurde zu deſſen General-Obern ernannt. Er legte jetzt mehrere Colonien an, und Papſt Alexander VI. veränderte den Namen, Eremiten des heil. Franz, in den der Minimen (von dem lateiniſchen Worte minimus, der Kleinſte). Das Gerücht von den Wunderkuren, welche der heil. Franz verrichtet haben ſollte, machte, daß ihn der kranke König von Frankreich zu ſich berief. Allein erſt auf

Digitized by Google

Befehl des Papſtes Sixtus IV. begab er ſich nach Frankreich, wo er mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde, ja, wo ſich der Monarch ſelbſt ihm zu Füßen warf, und ihn um Verlängerung ſeines Lebens flehte. Franz antwortete ihm mit Würde und ſchlug alle Geſchenke aus. Er konnte aber das Leben des Monarchen nicht verlängern, ob er ihm gleich ruhig ſterben half. Carl. VIII. und Ludwig XII. hielten ihn und ſeine Geiſtlichen in Frankreich zurück. Carl bediente ſich ſeines Raths in den wichtigſten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloſter in dem Parke von Pleſſis les Tours bauen, ein anderes zu Amboiſe, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andere Fürſten gaben den Minimen Beweiſe der Verehrung. Der König von Spanien wünſchte ebenfalls den Orden in ſeinen Staaten zu haben. Hier führten ſie den Namen der Brüder des Sieges, zum Andenken an die Eroberung Malaga's von der Gewalt der Mauren, welche Franz von Paula vorhergeſagt hatte. In Paris nannte man ſie die Bons-hommes. Noch bei ſeinem Leben ſahe Franz ſeinen Orden faſt durch ganz Europa verbreitet. Er ſelbſt wurde ſeiner ſtrengen Lebensordnung ungeachtet ſehr alt, denn er ſtarb im 92ſten Jahre zu Pleſſis les Tours den 2. April 1507. Zwölf Jahre nach ſeinem Tode wurde er heilig geſprochen, und die Kirche feiert ſein Feſt den 2. Apr. Die Minimen haben auch Frauenklöſter. In Frankreich befanden ſich ſonſt zwei derſelben, eines zu Abbeville und eins zu Soiſſons.

† Franz (Leop. Fried.), Herzog von Deſſau, geſt. im J. 1817.

Franzbrantewein, ſ. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger iſt ein neuangelegter Badeort, eine Stunde von Eger, in einer kahlen, mit Fruchtfeldern überſäeten Ebene, die in der Entfernung einiger Stunden rings um von Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Der daſige Sauerbrunnen entſpringt in mehreren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt iſt, und ſoll ſchon im 10ten Jahrhundert bekannt geweſen ſeyn. Die zuerſt benutzte Quelle mag näher an der Stadt Eger gelegen haben, woher der Brunnen Egerbrunnen genannt ward. Man ſcheint ſich hierauf ſchon 1584 dieſes Brunnens als Heilmittels bedient zu haben, worauf er im 17ten Jahrhundert in großen Ruf kam, dann aber wieder darin ſank. Im J. 1793 ward eine Summe vom Kaiſer ausgeſetzt, wovon ein Brunnenhaus, ein Trink- und Tanzſaal und einige andere Häuſer errichtet wurden. Zugleich wurden 12 Bauſtellen angewieſen, zu deren Bebauung jeder Competent 1000 Gulden Vorſchuß auf 28 Jahr und Steuer- und Rekrutenfreiheit erhielt. Zu Ehren des Kaiſers ward der Ort Franzensbrunn genannt. Hierauf bauten ſich immer mehrere an, ſo daß nun, außer der Hauptſtraße, noch 3 Straßen angefangen ſind, auch iſt nun eine geſchmackvolle Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. In dem Gaſthofe zum Schwan findet man ſehr gutes Unterkommen. Die Anlage des Orts war um ſo ſchwieriger, da der Moorboden keinen gehörigen Grund zu legen erlaubt. Ein ganzer Wald mußte im eigentlichen Sinne des Worts erſt verſenkt werden, ehe die Gebäude aufgeführt und die Spaziergänge angelegt werden konnten. Der Quellen ſind drei; die eine zum Trinken iſt unter Dachung und ſteht mit einem bedeckten Gange zum Luſtwandeln in Verbindung, die andern, weſtlich vom Orte, ſind unbedacht und werden zu den Bädern verwendet. In einem Pfunde zu 16 Unz. des daſigen Brunnens fand Reuß: Luftſ. mineral. Laugenſalz 13¼ Gr., Glauberiſches Wunderſalz 52 Gr., Koch-

ilz $8\frac{1}{6}$ Gr., luftſaure Kalkerde $2\frac{1}{6}$ Gr., Kieſelerde $\frac{5}{12}$ Gr., luft- ures Eiſen $\frac{2}{6}$ Gr., Luftſäure $43\frac{7}{36}$ Kub. Zoll. Das Waſſer iſt hell nd klar. Es iſt vorzüglich wirkſam bei den Krankheiten des Unterleibes n Verſtopfung der Gefäße, in ſchleimigen Anhäufungen aller Art, in rankheiten des Syſtems der lymphatiſchen Gefäße, in Hypochondrie, ämorrhoidenzufällen und verſchiedenen Uebeln der Urinwege, bei Be- hwerden des Bandwurms ꝛc. Auf die feſten Theile äußert es ſich ſtärkend. as Laxirſalz, welches hier gefertigt wird, nimmt man zu 2 Loth; über- aupt wirkt auch der Brunnen dahin. Man trinkt ihn in aller Frühe, nd wenn man die Kälte des Waſſers nicht gut vertragen kann, gewärmt der mit warmer Milch. Zwiſchen jedem Male Trinken geht man 10 Ninuten in den am Brunnen angebrachten Sandgängen, oder im bedeck- en Gange oder dem Saale umher. Eine Stunde nach dem letzten Be- her frühſtückt man. Bäder ſind in jedem Hauſe angebracht; man badet n Wannen und zahlt für jedes Bad 1 Fl. 30 Kr. Wer nur einmal badet, ählt am beſten die Stunden zwiſchen dem Frühſtück und Mittagseſſen; er zweimal badet, thut es dann noch um 5 oder 6 Uhr Abends. Der Spaziergänge in der Nähe ſind freilich nur ſehr wenige. Sie beſchrän- en ſich auf die ſchattenloſen Sandgänge nach der Schladerbrücke zu, nd auf den ſogenannten Park, ein Gehölz mit Gängen und einem Hü- el in der Mitte, von wo aus man die Hauptſtraße überſieht.

Franzöſiſche Bank. Bank von Frankreich. Pari- er Bank. Nach der engliſchen Bank (ſ. d. Art. Londner Bank) ebührt der franzöſiſchen die vorzüglichſte Stelle unter den Zettelban- en (ſ. d. Art.) in Europa. Schon im Jahre 1799 war in Paris ine ähnliche Anſtalt errichtet worden, aber unter den Stürmen der Revolution konnte ſie nicht gedeihen. Erſt vier Jahre ſpäter (1803), ls der Friede auf dem feſten Lande geſichert ſchien und Ruhe im Innern herrſchte, erließ die franzöſiſche Regierung eine Verordnung, ermöge welcher ſämmtliche Privat-Zettelbanken in Paris, in eine inzige große Nationalbank unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieſer Anſtalt urde auf 45 Millionen Franken feſtgeſetzt, und ſollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anſtalt erhielt uf 15 Jahr das ausſchließliche Privilegium, Noten zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht ſie der Re- ierung ſowohl als Privaten Vorſchüſſe auf hinlängliche Sicherheit, lei- et auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme on öffentlichen und Privatgefällen, und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweiſungen auf ſich ausſtellen, bewahrt Depoſi- engelder, und nimmt die Baarſchaften öffentlicher Caſſen und An- talten, ſo wie auch von Privatperſonen in Verzinſung, diſcontirt Wechſel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Per- onen Zahlung zu leiſten haben. Die innere Verwaltung wurde ſehr weckmäßig organiſirt. Zugleich war feſtgeſetzt, daß die Dividende ür das nächſte Jahr (1804) acht Procent nicht überſchreiten dürfe, er hiernach noch übrigbleibende reine Gewinnſt aber in den öffent- ichen Schulden-Fonds angelegt und als Reſerve-Fonds betrachtet verden ſolle. Unter dieſen Verhältniſſen begann die franzöſiſche Bank ihre Operationen und ſchon am Schluſſe des erſten Jahrs ſeit hrer Errichtung, betrug ihr reiner Gewinnſt die Summe von ,185,937 Fr., alſo über 15 pCt. vom urſprünglichen Bank-Capi- ale: davon wurden 8 pCt. unter die Eigenthümer der Bank ver-

theilt, der Reſt aber als Reſerve-Fonds aufgeſpart; im darauf folgenden Jahre war der reine Gewinnſt ſogar auf 4,652,398 Fr., geſtiegen. Aber zu Ende des Jahrs 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, und dieſe Verlegenheit machte im J. 1806 ſo raſche Fortſchritte, daß ſie die baaren Zahlungen einzuſtellen genöthigt war. Mehrere Urſachen vereint führten dieſe Cataſtrophe herbei; hauptſächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorſchüſſe, welche der Regierung von der Bank geleiſtet worden, zur Führung des Kriegs mit Oeſterreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten und des Publikums Beſorgniſſe wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen ſogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verluſt in Metallmünze umgeſetzt werden; mehrere bedeutende Banquerotte brachen aus und beſtärkten noch die ſchon allgemein herrſchende Unruhe. Zum Glük war indeſſen dieſe Verlegenheit nicht von langer Dauer; gleich nach Abſchließung des für Frankreich ſo günſtigen presburger Friedens wurden die der Regierung von Seiten der Bank geleiſteten Vorſchüſſe pünktlich zurückgezahlt, und mit dem Anfang des J. 1806 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demſelben Jahre erſchien ein kaiſerliches Decret, wodurch die zeitherige Verwaltung der Anſtalt eine Abänderung erlitt. Der bisherige Centralausſchluß hörte hiernach auf, u. an ſeine Stelle wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100 Actien, mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien, mit Beſoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur ſollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorſitz bei allen Bankgeſchäften führen. Zugleich ward das Bank-Capital das bisher aus 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., beſtanden, auf 90,000 Actien, alſo auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anſtalt von 15 Jahren auf 25 Jahre erſtreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand geſetzt, ihrem Wirkungskreiſe eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein ſpäteres kaiſerliches Decret vom Jahre 1808 ermächtigte dieſelbe, in mehreren Hauptſtädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen auch zu Lyon und Rouen, zum Behuf der Ausgebung von Banknoten und Discontirung von Wechſeln errichtet. Als im J. 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorſchießen; die damals von ihr in Umlauf geſetzten Noten und ſonſtige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Beſitz befindlichen baaren Münze und ſonſtigen Effekten; es herrſchte eine allgemeine Beſtürzung und man beſorgte nicht ohne Grund, die Bank werde ſich durch fortgeſetzte Baarzahlung binnen kurzem erſchöpfen. Da erſchien am 18. Jan. 1814 eine Verfügung, wornach die Baarzahlung zwar nicht gänzlich eingeſtellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beſchränkt und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden ſollten. Bereits im Februar hatte aber die Bank ſolche Einrichtungen getroffen, daß ſie wieder die Zahlungen ohne Einſchränkung zu leiſten vermochte, und ſowohl während ihrer Belagerung, als während der feindlichen Beſatzung von Paris, ja ſelbſt unter dem Donner der Canonen hat ſie fortgefahren zu zahlen; eben ſo ſind auch während der feindlichen Beſitznahme im J. 1815, die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden. Ihre Actien werden auch gegenwärtig mit 30 — 40 pCt. Gewinn verkauft. K. M.

Franzöſiſche Geſetzgebung ſ. Code civil.

Digitized by Google

Franzöſiſche Literatur*). So bedeutend auch Carl des Großen Verdienſte um Geiſtesbildung und Literatur, ſowohl die lateiniſche als die der Landesſprache waren, ſo daß man die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften überhaupt eigentlich mit ſeiner Regierung anfangen muß, ſo war man doch um die Zeit als Dante in Italien den feſten Grund zu einer claſſiſchen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien und Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geiſtesbildung entfernt. Das nördliche und ſüdliche Frankreich waren bis in das ſechszehnte Jahrhundert in literariſcher Hinſicht völlig geſondert. Die Normannen, welche bekanntlich nebſt den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantaſie der europäiſchen Nationen überhaupt einen ganz neuen Schwung zu geben, hatten entſchiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; ſie brachten die Liebe zum Wunderbaren ſchon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantaſie war mehr kühn und ſinnreich erfindend, als mit Innigkeit glühende Gefühle verarbeitend. Ihr Sinn war mehr muthig als ſchwärmeriſch. Sie liebten zu ihrer Geiſtesunterhaltung heroiſche, wunderbare und muthwillige Erzählungen und ſangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Sylbenmaßen als die Südfranzoſen. Dieſe, die Provenzalen, blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunſt der Troubadours viel früher als die Poeſie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die franzöſiſche Monarchie ſich in der Hauptſtadt Paris concentrirte, da gewann der Norden die Oberhand, und die Poeſie der Provenzalen gerieth in Vergeſſenheit. Ihre Literatur gehört zur Geſchichte des Mittelalters. Derſelbe romantiſche Geiſt der damals alle Völker beſeelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Intereſſe der Poeſie an alle Formen des geſelligen Lebens. Dieſelbe ritterliche Galanterie ergoß ſich in Verſen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, geborner Graf von Champagne, ſang im Dienſt der Dame ſeines Herzens eben ſo wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzoſen in der Poeſie ſtets mehr die Kunſt der geiſtreichen Unterhaltung als die Sprache der tiefſten Gefühle. Nur in der rohen Poeſie des eigentlichen **Ritterromans**, gefiel ſich damals der Sinn der Franzoſen ganz; ſobald aber das Ritterweſen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor ſich auch die Poeſie deſſelben. Durch die leichten muntern **Fabliaux** ging ſie in den unterhaltenden Anecdotenſtyl über. Die ſchon im zwölften Jahrhundert gegründete Univerſität Paris wurde der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie. Hier bildete ſich die ſcholaſtiſche Diſputirkunſt aus, und Sinn und Sprache neigten ſich, durch dieſe erzogen, nachher ſtets mehr zur Beredtſamkeit als zur Dichtung. **Natürliche**, nicht pedantiſche Proſa zu ſchreiben, bemühten ſich die Franzoſen eher, als irgend eine neuere Nation. Nach **Klarheit, Beſtimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau, und gefälliger Leichtigkeit** mußte hierbei beſonders geſtrebt werden; dieſe Vorzüge ſind es, durch deren Vereinigung ſich die franzöſiſche Proſa zur claſſiſchen Vortrefflichkeit, beſonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als überhaupt dem glücklichen Zeitalter der franzöſiſchen Literatur, erhob. Weder ſchwärmeriſche noch tiefſinnige Phraſen aber konnten in einen ſolchen Styl Eingang

*) im franzöſiſchen Sinne dieſes Wortes, nämlich die eigentlichen Fakultäts-Wiſſenſchaften, Theologie, Medicin und Jurisprudenz ausſchließend.

finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausſpruch: „Was nicht klar iſt, iſt nicht franzöſiſch," findet in der ganzen Geſchichte dieſer Literatur, bis auf die Revolution, ſeit welcher die literariſchen, und künſtleriſchen Talente der franzöſiſchen Nation nicht mehr ſo ſicher und zweckmäßig durch die Zucht der Kritik und des Geſchmacks geleitet werden, ſeine Anwendung. Um ſelbſt einen klaren Ueberblick zu gewinnen über das Merkwürdigſte, was in dieſer reichen Literatur geleiſtet wurde, (doppelt merkwürdig durch den Einfluß, den ſie bei der Verbreitung der franzöſiſchen Sprache, Sitten und Geſchmackweiſe auf das übrige Europa hatte), wollen wir ſie in 12 Hauptclaſſen der beſondern Fächer abtheilen, die wir jede einzeln betrachten werden. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chénier's trefflichem Tableau historique de la Littérature française.

1. Franzöſiſche Proſa. Grammatik, Kunſt des Denkens. Fünfzig Jahr, nach dem Bacon den Unterſchied der wirklichen von der philoſophiſchen Grammatik, erklärt hatte, ſchrieb Lancelot unter Arnaud's Leitung die unter dem Titel: "l'âme de Port-Royal" bekannte allgemeine Grammatik, mit welcher die wiſſenſchaftliche Literatur der Franzoſen anfängt. Robert und Henri Etienne ſchrieben unter Heinrich II. Regierung zuerſt über die franzöſiſche Sprache. Seit der Errichtung der Akademie ſchrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhors, Beauzée, Desmarais ꝛc. über dieſen Gegenſtand. Girard durch ſeine Synonymes, d'Olivet durch ſeine Abhandlung über die Proſodie, und Dumarſais durch ſeine Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch ſeine Grammaire générale noch helleres Licht darüber, und ſie wird als Meiſterwerk geachtet. Jetzt zeichnet ſich beſonders Domergue als großer Sprachforſcher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubſtummen, hat viel über Sprachkunde geſchrieben und nach Klarheit und Vollſtändigkeit geſtrebt; mit freundlich belehrender Weitläufigkeit weiß er dem verſchloſſenen Kinderſinn alles anſchaulich zu machen. Ein wichtiges Werk iſt Lemare's: Cours théorique et practique de la langue française. Sinnig und geſchmackvoll behandelte Marmontel in ſeinen „Leçons d'un Père" auch dieſes Fach. Wie viel durch das große Dictionnaire de l'Académie für dieſes Fach bewirkt wurde, iſt bekannt. Butet erklärte in ſeiner Lexicographie das Verhältniß der franzöſiſchen zur lateiniſchen Sprache. De Volney gibt in ſeinem Werk über die orientaliſchen Sprachen, die Idee an, zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile. Wir kommen nun zur zweiten Hälfte unſers Abſchnittes; wir dürfen hier das was die Franzoſen Philoſophie und Methaphyſik nennen, nicht für daſſelbe halten was wir unter dieſen Worten verſtehen. Alles tief Gedachte und tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einſiedleriſch und phantaſtiſch aus der Literatur wie aus der guten Geſellſchaft verwieſen. Gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bildete ſich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtſinnige Lebensphiloſophie im Gegenſatz zu der affektirten Moralität, die noch mit dem Altromantiſchen etwas zuſammenhieng. Beide Syſteme wurden durch elegante Cotterien verbreitet, an deren Spitze Damen ſtanden; die geiſtreiche Ninon de l'Enclos mit ihrem philoſophirenden Freund St. Evremond, war die glänzende Anführerin der erſtern, die feinfühlende liebenswürdige

Marquiſe de Sevigné wurde die Stütze der zweiten Partei; beide Cotterien gewannen literariſche Autorität; die Sprache bildete ſich in dieſen Zirkeln zur höchſten Feinheit, aber die Literatur bekam den converſationsmäßigen Charakter, ohne welchen ſie keine Literatur für Franzoſen hätte werden können. Der wiſſenſchaftliche Begriff der Philoſophie verlor ſich in Frankreich gänzlich. Descartes durch ſein Syſtem, Arnaud, Nicole und der achtungswürdige Malebranche hatten wohl einige Zeitlang Aufſehen gemacht, doch ſie wirkten nicht auf die herrſchende Vorſtellungsart, ihre Anſichten blieben von Dichtung und Leben getrennt. Buffier, Condillac, Charles Bonnet, Helvetius, Marmontel, ſtrebten höhere Anſichten zu verbreiten, doch da die Mehrſten ſich ſcheuten dunklere Tiefen zu ergründen, ſo blieb das, was ſie Philoſophie nannten, meiſt nur eine gewöhnliche Moral, veredelt durch eine bewundernswürdig feine Pſychologie. Die höhere Menſchenkenntniß, die nur durch philoſophiſche Richtung des Geiſtes auf das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geſelligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzoſen bald alle andere Nationen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann das, was man in Frankreich ausſchließend die geſunde Philoſophie nennt, allgemeinen Ruf. Dieſe Philoſophie iſt ein Kind der raffinirteſten Sinnlichkeit; ſie wirft alles, was ſich nicht auf der Stelle begreifen, oder durch ein Experiment beweiſen läßt in die Maſſe der Vorurtheile. Locke's ſyſtematiſche Philoſophie wurde bekannt; unter Condillac's fleißiger Bearbeitung wurde der Lockiſche Empirismus in ſeinen eigentlichen Senſualismus verwandelt; von da bis zu dem vollendeten Materialismus war nur noch ein Schritt, Voltaire und die ſogenannten Encyclopädiſten konnten ihn leicht thun. Chaulieu gab Voltaire zuerſt die Richtung zur Freigeiſterei; Voltaire hatte weder tiefen Forſchergeiſt noch höhern Enthuſiasmus, aber hellen Verſtand, unerſchöpflichen Witz, ſeltnes Talent alles lächerlich zu machen, und zügelloſe Geiſtesfreiheit. Voltaire's Einfluß iſt bei der Menge ſeiner Schriften, die auf 70 Bde. anfüllen, nicht zu berechnen; es war nichts heiliges in ihm; nach ſeinem Beiſpiel fuhr man in Frankreich fort, witzige Einfälle für Urtheile zu halten und mit dreiſter Frivolität jedes höhern Gefühles zu ſpotten. Weit entfernt von Voltaire's Richtung iſt die, welche J. J. Rouſſeau der franz. Philoſophie gab. Er wollte nur das Gute, er glühte für das Schöne, aber er war Schwärmer, befangen durch ſelbſtbethörende Eitelkeit; er verband einen ſchwachen Charakter mit einem höchſt energiſchen Geiſt. Das Feuer der edelſten Humanität durchglühte ſeine Schriften, aber es iſt von trübem Rauch der Sinnlichkeit und Eitelkeit verdüſtert. Der ſchwärmeriſche Ernſt ſeiner Werke ſteht einſam in der franzöſiſchen Literatur. Aber ſeine Beredtſamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die bei dem Ausbruch der Revolution tief in das Schickſal des zerrütteten Staates eingriffen. Unter den Encyclopädiſten (ſ. d. Art. Encyclopädie) verſteht man ſowohl die Herausgeber der großen Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, als alle die ſich ſehr für dies Unternehmen intereſſirten. Diderot ſtand an ihrer Spitze. Er gehörte zu den hellſten und kenntnißreichſten Köpfen und hatte viel Enthuſiasmus. Hätte er mehr poetiſches Gefühl gehabt, ſo würde ſein Verſtand ſich beſſer im Gebiet des Schönen zurecht gefunden haben. Er verließ ſich blindlings auf die

Natur und wurde der Stifter des falſchen Naturalismus und Moralismus. Nächſt ihm war d'Alembert der merkwürdigſte der Encyclopädiſten; er war beſcheiden, geiſtreich und klar, aber nur für die mathematiſchen Wiſſenſchaften geboren, war ihm ſelbſt die Poeſie der Franzoſen noch nicht proſaiſch genug. Helvétius ſtudirte die Menſchheit nur als eine beſondere Art von Thierheit. Dieſe drei Anführer der Encyklopädiſten bewirkten vollends, daß die Philoſophie der Franzoſen ganz antipoetiſch wurde. In neuerer Zeit zeichneten ſich M. Degérando, Maine-Biran, Laromiguière, de Tracy und Cabanis noch beſonders unter den franz. Denkern aus; die Idéologie des vorletzten und die Phyſiologie des letztern ſind bemerkenswerth. Garat arbeitet eifrig an ſeiner Analyſis der Begriffe und Gefühle; ſo fängt man an ein tieferes Streben nach Erkenntniß in Frankreich zu benennen, da das Wort: Philoſophie, dort einmal mißverſtanden iſt.

2. Moral, Politik und Geſetzgebung. In dieſer Claſſe bemerken wir zuerſt die Essais des geiſtreichen Montaigne. Dieſer eben ſo feine als ſelbſtſtändige Kopf lebte von 1533 bis 1592. Sein Geiſt und Styl iſt originell und durch die reizende Naivetät ſeines Zeitalters erheitert. Er bildete ſich nach den Alten ohne ſeine Nationalität zu verläugnen. Charron in ſeinem Traité de la Sagesse zeigte mehr Methode, aber weniger Originalität. Wie ſehr ſich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didactiſchen Proſa verlor, zeigt das politiſche Teſtament dieſes merkwürdigen Mannes ſelbſt. Er ſchrieb als ächter Staats- und Weltmann. Mit Recht zählt man Pascal zu den vorzüglichſten Autoren des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur. Ein himmliſcher Wahrheitsſinn ſpricht ebenſowol aus Pascals moraliſchen und religiöſen Betrachtungen, wie aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Spekulationen. Die natürliche Schönheit ſeiner Proſa iſt bis auf dieſen Tag nicht veraltet. Durch ſeine Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis, ſetzte er das gefährliche Unternehmen durch, die caſuiſtiſche Moral der Jeſuiten entſchleiernd zu zerſtören; ſie wurden fleißig geleſen; in wenig Werken wird ſich der ſtrengſte Ernſt ſo glücklich mit dem gefälligſten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große ſeelenvolle Moral und Wahrheit ſpricht aus ſeinem Werk: Les pensées. Zu gleicher Zeit wo dieſer fromme Gelehrte in ſtiller Einſamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeiſt des Herzogs de la Rochefoucauld. Seine Maximen gehören zu den Muſtern des claſſiſchen proſaiſchen Styls. Sie ſind ſchneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenſchen meiſt treffend. Man lernte durch ihn den ſcharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moraliſche Wärme erſetzen, die ſich, nach ſeinen Grundſätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyère's Werk: les Caractères, wurde durch ganz Europa berühmt; er iſt einzig in ſeiner Art. Theophraſt's Charakterſchilderungen ſind mit feſter Meiſterhand gezeichnet, aber es ſind allgemeine Formen; La Bruyère wußte das Individuelle zu treffen ohne in Carricatur auszuarten, er iſt der Van Dyk der Schriftſteller. Duclos ſtrebte ihm nach. Zwei Werke erwarben ſich noch unſterblichen Ruhm: Fenèlons Tèlemaque u. J. J. Rouſſeau's Emil; der erſte war beſtimmt fürſtlichen Jünglingen als Regentenſpiegel zu nützen; nie hat wohl die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten als in dieſem mythologiſchen Roman. Ueberdem zeichnen ſich

Fenélons Unterſuchungen über das Daſeyn Gottes, und ſeine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch ſanfte fromme Würde aus. Marmontel's Bélisaire und ſeine Leçons d'un père à ses enfans, kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber ſie ſtreben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didaktiſchen Schriftſtellern müſſen wir den witzigen St. Evremond, einen der geiſtreichſten Epikuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken, ſo wie Arnaud's Art de penser. Als Beiſpiel der falſchen Beredtſamkeit, die eine Zeitlang Mode war, ſteht Fontenelle; er kokettirt mit ſeinen Kenntniſſen und redet mit fadem Scherz über ernſte Dinge, um nur unterhaltend zu ſeyn; ſeine aſtronomiſchen Unterhaltungen gefielen einſt deshalb. Später verdankt man der geiſtvollen Wittwe Condorcet's eine treffliche Ueberſetzung der Theorie moraliſcher Gefühle von Smith, der die Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk der Frau von Staël über den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück der Einzelnen, und der bürgerlichen Geſellſchaft, bietet wie alle Schriften dieſer geiſtvollen Frau geniale Anſichten, Neuheit der Wendungen und ſeltne Geiſtesunabhängigkeit dar. De Volney's Catechismus des franzöſiſchen Bürgers, und Saint-Lambert's allgemeiner Catechismus, oder „Principes des Moeurs chez toutes les nations,“ verdienen Beachtung. Die politiſchen Schriftſteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Canzler de l'Hôpital an. Obgleich unter Carl IX. die Geſetze am meiſten übertreten wurden, ſo fing die Verbeſſerung der Geſetzgebung damals an. Dümoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel hiezu bei. Hubert Languet ſchrieb unter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürſten. La Béotie, Bodin, Boisguilbert, Lamoignon, d'Aguesseau, St. Pierre und Mélon, zeichneten ſich in dieſem Fache aus; die: Economies royales von Sully dürfen hier nicht vergeſſen werden. Vor allen ragt aber Montesquieu durch ſein großes Werk, vom Geiſt der Geſetze hervor; er lebte vom J. 1689 bis 1755. J. J. Rouſſeau entſchleierte in ſeinem „Contrat social“ Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke und beſonders durch ſeine Entretiens de Phocion, bekannt und geſchätzt. Servan, Dupaty, Forbonnais, Turgot, zeichneten ſich in dieſem Fache aus; aber beſonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzweſen und Adminiſtration. Mirabeau's kühne und energiſche Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftſteller dieſes Fachs hat ſich aber während der Revolution durch Scharfſinn und ausgebreitete Kenntniſſe mehr ausgezeichnet als Siéyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Beron, Paſtoret und La Cretelle, ſind ſehr geſchätzte Schriftſteller im Fach der Geſetzgebung und der Rechtsgelehrtheit.

3. Rhetorik. Kritik. Wiſſenſchaftliche Werke. Die Werke in den erſten beiden Fächern ſind ſehr zahlreich, doch verloren viele den Ruf, den ſie früher hatten, da ſie auf beſchränkte und einſeitige Anſichten gegründet waren. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le Boſſu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac ſtudiren wollen? Rollin's Traité des Etudes bleibt ein, um ſeiner Klarheit willen geſchätztes Elementarwerk;

Batteux's Cours de Belles-Lettres, Dubos's Werk über Poeſie und Malerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und ſeine: Elémens de Littérature, Rapin's Réflexions sur l'usage de l'éloquence; Buffier Traité philos. de l'eloquence, Fénèlon's Dialogues sur l'eloquence und Réflexions sur la Rhétorique, Corneille's Discours sur la Tragedie, Voltaire's Commentaires sur Corneille, ſeine Mèlanges, ſein Dictionnaire philosophique, ſeine Briefe, und der Essai sur les Eloges, von Thomas, ſind Werke dieſes Faches welche Epoche machten. Eine der wichtigſten und belehrendſten Schriften iſt des Cardinal Maury's: Traité sur les principes de l'eloquence de la chaire et du barreau, wovon eben wieder eine neue Auflage herauskommt. In neuerer Zeit müſſen wir Suard's: Mèlanges de littérature bemerken, die ſich durch ſinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunſtgefühl auszeichnen; in dieſer Sammlung zeichnen ſich auch die Aufſätze des Abbé Arnaud aus. Die Mélanges tirès des manuscrits de Madame Necker, ſind intereſſant; die Urtheile darin ſind oft gewagt, der Styl bisweilen geſucht, doch immer geiſtvoll. Die Etudes sur Molière von Cailhava; die Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française, von Paliſot, Chamfort's Mémoires und Ginguene's Aufſätze, ſind ſehr verdienſtliche Werke; letzterer beſchäftigte ſich zuletzt mit einem groſsen Werke über die italieniſche Literatur, das durch ſeinen Tod leider unvollendet geblieben. Das groſse Werk von La Harpe: Lycée de litterature, verdient beſondere Auszeichnung, beſonders die erſte Hälfte, die fünf letzten Bände ſind mit zu augenſcheinlicher Partheilichkeit geſchrieben. In wiſſenſchaftlichen Werken aller Art iſt die franz. Literatur ſehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Claſſiker macht ſie dazu beſonders geeignet. Buffon war einer der erſten, der mit ſeltner Genialität und Grazie über die Naturwiſſenſchaft ſchrieb, Lacepède und Cuvier folgen ſeinem Vorbild; Lavoiſier und Fourcroy in der Chymie; Corviſart und Puyſegur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunſtgeſchichte; J. J. Rouſſeau, Grètry über die Muſik; Percier, Fontaine, Miche über Baukunſt; Langlès' Sylveſtre de Sacy, Chezy, über die orientaliſchen Sprachen, Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftſtellern in dieſem Fach, doch iſt dieſs ſo reich, daſs es unmöglich iſt, nur alle wahrhaft bedeutenden Männer hier aufzuzählen.

4. Kanzelberedtſamkeit. Erziehungsſchriften. Zur Zeit Ludwigs XVIII. zeichnete ſich Lingendes zuerſt durch ſeine Predigten und Leichenreden aus. Maſſaron näherte ſich ihm. Boſſuet imponirte durch ſeinen edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit ſowohl, als durch ſeine glänzende Beredtſamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV trägt Seine berühmten Oraisons funèbres trugen ſehr viel zur Cultur der franz. Proſa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den gröſsten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte vom J. 1632 bis 1704. Anſelme und Flèchier waren beliebt. Maſſillon lernte viel von dieſen groſsen Vorgängern, und wuſste durch die rührendſte Sprache chriſtlicher Demuth die Herzen zu bewegen. Unter den proteſtantiſchen Kanzelrednern zeichnete ſich Saurin aus. Beau-

vais, Biſchof von Senez, ein trefflicher Prediger hielt am grünen Donnerſtag, vierzig Tage vor Ludwig XV. Tod, die berühmte Kanzelrede, wo er mit Energie ausrief: „Noch 40 Tage, dann wird Ninive zerſtört ſeyn.“ An Erziehungsſchriften iſt die franz. Literatur ſehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir ſchon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Duménil u. ſ. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geſchrieben. Die Lettres à Emilie sur la Mythologie, par Demoustier ſind ſeicht und unzweckmäßig.

5. Geſchichte, Biographien. In der hiſtoriſchen Literatur müſſen wir die älteſten Denkmale franzöſiſcher Beredtſamkeit ſuchen. Aber Mémoires ſind es, die ſich hier beſonders auszeichnen; den Franzoſen gefiel und gelang ſtets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben am beſten, beſonders wo ſie ſelbſt thätigen Antheil nahmen. Sie ſind voll Talent das Intereſſante im Einzelnen zu entdecken, aber ſelten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, ſelten hingeriſſen vom Antheil an den Fortſchritten ganzer Völker. Das Studium der mannichfachen Mémoiren iſt jetzt ſehr erleichtert durch die ſchätzbare: Collection universelle de Mémoires relatifs à l'histoire de France, wo die erſten zwölf Bände nur die vom 13ten bis zu Ende des 15. Jahrh. enthalten. Eine deutſche Ueberſetzung dieſer Sammlung, von verſchiedenen Mitarbeitern, gab bekanntlich Schiller heraus. An der Spitze aller Verfaſſer merkwürdiger Mémoires ſteht der bekannte Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Paläſtina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieſes Schriftſtellers hat eine wahrhaft romantiſche Anmuth. Er wollte mit redlichem Enthuſiasmus ſeinem frommen Könige ein literariſches Denkmal ſtiften. Chriſtine de Piſan, Tochter des Hof-Aſtrologen Carl des V. folgt ihm; ihr Styl iſt zierlicher, ohne Joinville's kräftige heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines ſchilderte treffend den finſtern und verſtellten Ludwig XI.; er war der geiſtreichſte, und in rhetoriſcher und pragmatiſcher Hinſicht, der erſte aller Verfaſſer franz. Mémoiren vom 13ten bis gegen das 17te Jahrhundert. Froiſſart ſchrieb ein größeres hiſtoriſches Werk, was er ſuchte durch den Reiz des Wunderbaren in die Nachbarſchaft epiſcher Dichtung zu bringen. In den Mémoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Mal die reizende Naivetät jener ältern Geſchichts- und Chronikenſchreiber. Eine Miſchung dieſer Naivetät mit einer cyniſchen Frechheit, die in der hiſtoriſchen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufnen Mémoiren des Brantome aus; ſie ſchildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendſte Sittenloſigkeit herrſchte. Sully ſchrieb anziehend und würdig über das intereſſante Zeitalter, in dem er lebte. Es iſt Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateiniſch und nicht franzöſiſch ſchrieb. Mézerai ſchrieb mit Freimüthigkeit die Geſchichte der franzöſiſchen Monarchie. Péliſſon war mehr Lobredner als Hiſtoriker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geſchichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Réal bildete ſich nach ihm, aber ſeine Sprache war reiner. Daniel, Joſeph d'Orléans

Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten ſich damals als Hiſtoriker aus. Boſſuet's Darſtellung der Weltgeſchichte iſt einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur gibt eine ſo kosmopolitiſche Ueberſicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthſel der Beſtimmung des Menſchen. Der Cardinal de Retz verſtand es, die unterhaltendſten Anecdoten auf eine geiſt- und lebenvolle Weiſe in die Geſchichte zu verweben. Bougeant ſchrieb über den weſtphäliſchen Frieden. Rollin's Werke ſind zur Belehrung der Jugend geſchrieben; ſie ſind weder genial noch tief und befriedigend, aber es ſind gute Compilationen für Anfänger und Dilettanten. Die Kirchengeſchichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640 bis 1723 lebte, iſt ausgezeichnet und trefflich. Henaut gab eine chronologiſche Ueberſicht der franz. Geſchichte; Montesquieu ſchrieb mit römiſchem Geiſt über die Römer; Voltaire nimmt als Verfaſſer der Geſchichte Carl XII., des Verſuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Hiſtorikern ein. Condillac zeichnete ſich in dieſem Fach weniger aus als Mably. Montesquieu's Geſchichte Ludwig XI. ging verloren; dieß bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos lieſt, deſſen Geiſt mehr fein als tief war; ſeine Mémoires secrets ſind vorzüglicher. Millot iſt correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und ſchüchtern. Gaillard verdunkelt durch ſeinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philoſophiſche Geſchichte des Handels der Europäer in beiden Indien, verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geſchichte der Revolution, durch welche Katharina II. auf den ruſſiſchen Thron kam, und ſeine Geſchichte von Polen, ſind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geſchrieben. Mirabeau's Geſchichte der preußiſchen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen, iſt überreich, aber der Mangel an Ordnung iſt fühlbar darin. Friedrich der Große ſelbſt aber iſt hier unter den erſten franzöſiſchen Geſchichtſchreibern durch ſeine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon tems zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret über die Revolutionen in der franzöſiſchen Regierung iſt höchſt merkwürdig. Es iſt ſehr belehrend und tief durchdacht, einfach, faſt ſtreng, aber bündig, rein und treffend geſchrieben. Im Gefängniß wurde dieß große Werk geſchrieben, und man ſchleppte dieſen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem er dieß Buch vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht iſt vom Gefühl für Volksrecht und von Freiheitsliebe. Anquètil und Deſodoards ſchrieben die Geſchichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müſſen wir noch Marmontel's Histoire de la Regence und der Mémoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiſeul, den Herzog von Aiguillon, und den Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politiſches Gemälde von Europa gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, iſt ausgezeichnet; Caillard's treffliches Mémoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland, macht den dritten Theil jenes Werks aus. Die neueſte Zeit bietet den Geſchichtſchreibern überreichen Stoff. Die franz. Literatur iſt bereichert durch treffliche Ueberſetzungen alter und neuer Hiſtoriker aller Völker, wir erwähnen ihre Verfaſſer nicht einzeln, da dieß unſerem Zwecke fremd wäre.

6. Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetiſch erfundene und ausgeführte, aber in Proſa geſchrie-

dene Erzählung bezeichnet, ſo iſt dieß höchſt wahrſcheinlich eine portugieſiſche Erfindung, denn dem Portugieſen Lobeira läßt ſich der Ruhm nicht abſprechen, der wahre Verfaſſer des Ritterromans Amadis zu ſeyn. Eine andere Gattung ſind die fabelhaften Chroniken in Verſen. Auf ſolche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13ten Jahrh. eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane iſt ganz verſchieden davon; es ſind diejenigen, welche allegoriſche Perſonen in ihre Erzählung verweben. Zu der erſten Art gehört der frühſte der franz. Romane: Triſtan du Léonois, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; erſterer wurde unter der Regierung von Philipp Auguſt gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut" der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum ſo nennen. Im 13ten Jahrhundert folgten die Romane der zwölf Pairs von Frankreich. Doch größeres Aufſehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Roſe, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es iſt durchaus verſificirt, freilich in ſehr holprigen Knittelverſen. Das Ganze bildet ein didaktiſch-allegoriſches Gedicht, welches manche Franzoſen ſo vermeſſen waren, dem in demſelben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu ſtellen! Wilhelm von Lorris ſchrieb ſchon in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. dies romantiſche Gedicht bis zum 4150ſten Vers; hundert Jahre ſpäter wurde es fortgeſetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieſes Romans iſt: daß er eine vollſtändige Kunſt zu lieben ſeyn ſoll. Ein Heer von allegoriſchen Perſonen erſcheint darin; alle Tugenden und Laſter erſcheinen perſonificirt; ſo daß ſelbſt die Gegengunſt als Bel Accueil auftritt; Alles moraliſirt und iſt doch zugleich mit den frivolſten Anſpielungen durchwebt, die ſich ſogar am Schluß in roher Obſcönität endigen. Räſonnirend zeigt ſich der poetiſche Geiſt der Franzoſen gleich in dieſem erſten Werke; es ſind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherem Enthuſiasmus. Doch wurde ungeachtet ſeiner ſchlüpfrigen Bilder und Scherze dieſer Roman ſo allgemein bewundert, daß man ſogar ſo weit gieng, ſelbſt dieſen Bildern einen religiöſen und moraliſchen Sinn unterzuſchieben. Aber der wahre Sinn war zu klar ausgeſprochen, als daß ſich nicht endlich eine Partei dagegen hätte erheben ſollen. Man fing an von den Kanzeln gegen dieſen Roman zu predigen, und ſo fängt mit ihm auch die Geſchichte der kritiſchen Fehden in Frankreich an. Eine der älteſten gedruckten Ausgaben davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein gewiſſer Jacques Gelée ſchrieb zu Ende des 13ten Jahrh. eine allegoriſch-romantiſche Dichtung: le Roman du nouveau Renard. Wahrſcheinlich gab dieß altfranzöſiſche Fabliau die Veranlaſſung zu dem deutſchen Gedicht: Reinecke der Fuchs; und ein Geiſtlicher Deguilleville ſchrieb 1330 drei große geiſtliche Allegorien, denen die Idee der Pilgerſchaft zum Grunde lag. Merkwürdig ſind die hundert Novellen der Königin Margarethe von Navarra, Schweſter Franz des erſten, die unter dem Titel: l'heptameron ou l'histoire des Amans fortunés de très-illustre et très-excellente princesse Marguerite de Valois, Reine de Navarre, 1559 herauskamen; ſie ſind ganz in der Manier des Boccaz, und es iſt kaum begreiflich, wie eine Fürſtin dem weiblichen Zartgefühl,

ſo ganz entſagen konnte. Doch erzählt ſie mit altfranzöſiſcher Treuherzigkeit Anſtändiges und Unanſtändiges durch einander, woran damals dort Niemand Aergerniß nahm. Früher ſchon, unter Carl VII., kamen die 100 Novellen des burgundiſchen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantiſchen Dichtungen: Gérard de Nevers und le petit Jehan de Saintré, welche Treſſan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die franzöſiſchen Ritter arabiſche Dichtungen kennen; dieſe veranlaßten die nachher ſehr beliebten Feenmährchen. In ſie und in die Rittergeſchichten zog ſich Alles zurück, was noch von romantiſcher Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Mährchen des Blaubart, der ſchönen Meluſine, des Kaiſers Octavian, und überhaupt faſt alle die alten Volksromane ſtammen aus Frankreich. Man nannte dieſe kleinen romantiſchen Erzählungen: Fabliaux, (mehr darüber in dem Art. über Poeſie). Die Ritterromane: Hüon von Bordeaux, Ogier der Däne, und andere ſolche Sagen von Carls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15ten Jahrh. geſchrieben. Hierhin gehört ein moraliſcher Frauenſpiegel, von einem Ritter de la Tour geſchrieben, der bald ins Deutſche überſetzt wurde. Der Chronikenſtyl liegt der Sprache aller dieſer Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erwachte noch einmal der Geſchmack an dieſer Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novelliſten, von denen wir nur Noel dü Fail, de la Mothe Roulland, Deſperiers, Belleforeſt, Chapuis und Tabouret nennen; der ächte Ritterroman ging durch ſie in den unächten oder hiſtoriſchen über, und aus dieſem entſtanden endlich die vielen galanten Intriguengeſchichten und Hofanecdoten. Eine neue Gattung: der ſatiriſche Roman wurde in der erſten Hälfte des 16ten Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er ſchrieb ſeinen Gargantua und Pantagruel, ein geniales aber durchaus rohes Carricaturgemälde. Seine burleske Originalität und Unerſchöpflichkeit im Ungeheuern reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und poſſenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Oeſterreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt nach dem Vorbild der ſpaniſchen. Nach franzöſiſcher Art durften die komiſchen dabei nicht fehlen. Ein gewiſſer Nicolas de Montreux hatte in ſeinen Bergeries de Juliette einen Anfang dazu gemacht. Der erſte Franzoſe, dem es gelang, im Geiſt und Styl einer ſolchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honoré d'Urfé in ſeiner Aſtrée, die mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Ein Ueberreſt von provenzaliſch-romantiſcher Sinnesart ſcheint aus dieſem Werke zu ſprechen, deſſen geiſtreicher und ſchwärmeriſcher Verfaſſer zu Marſeille geboren war; er webte ſeine eigene Lebensgeſchichte hinein; der erſte Theil kam 1610 heraus. Es hat fünf Bände. Hier iſt keine arkadiſche Hirtenwelt, ſondern eine ganz galant-ritterliche. Die romantiſche Sentimentalität dieſes Werks ging in den Ton der hiſtoriſchen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprenède erlaubte es ſich, Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer ſo zu bearbeiten, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben. Er hatte ſehr viel poetiſche Phantaſie, aber er gehörte zu der überſpannten Partei, die das Genie auf Koſten des Geſchmacks wollen triumphiren laſſen, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geſchmacksregeln ihr Ver-

lenſt ſetzt, den traurigen Sieg in die Hände ſpielte. Calprené de fand
ine Nachahmerin in dem Fräulein Madalaine de Scudéry. Sie
hrieb ſieben äußerſt weitſchweifige Romane, von denen der erſte: Cle-
ie, allein ſchon zehn Octavbände einnimmt. Außerdem hat man noch
ehn Bände „Conversations et Entretiens" von ihr. Die Zartheit der
mpfindungen verliert ſich bei ihr in pedantiſche Süßlichkeit und in
nen ſeichten Wortſtrom. Sie ſtarb 1701, über 90 Jahr alt. Die Da-
ien ſchienen von einem beſondern Beruf ergriffen, dieß Feld zu bearbei-
en, und ſie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirkli-
hen Welt herab. Die hiſtoriſchen Romane des Fräuleins Roſe de
Caumont de la Force wurden beſonders gut aufgenommen; ſie
ußte kunſtvoll ihnen das Colorit wahrer Geſchichte zu geben. Mad. de
Villedieu beſchäftigte ſich beſonders damit, Anecdoten aus der alten
Geſchichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre Galanteries Gré-
adines waren in ſpaniſcher Manier. Damals wurden die Feenmähr-
hen ſehr beliebt. Die arabiſchen: „Tauſend und eine Nacht," die An-
oine Galland ins Franzöſiſche überſetzte, fanden unendlichen Bei-
all und zahlloſe Nachahmungen. Früher ſchon wurden die Contes de
a mère l'Oye, von Perrault und die Mährchen der Gräfin d'Au-
oy, ſehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und
iele andere eiferten ihnen nach, Graf Antoine d'Hamilton über-
af ſie an Scherz und kühner Phantaſie; ſelbſt der ehrwürdige Féné-
on ſchrieb Feenmährchen zur Erziehung des Herzogs von Bour-
ogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen ſehr, ihre
rincesse de Clèves iſt immer einer der beſten hiſtoriſchen Ro-
ane; ihre Zaide iſt trefflich an Eleganz des Styls und zartem Aus-
ruck der Gefühle. Nicht ſo groß war die Anzahl der komiſchen
Romane; Paul Scarron, bekannt durch ſeinen Witz und ſeine
Verheirathung mit der Marquiſe de Maintenon, ließ in ſeinem Werk:
Roman comique, alle Talente glänzen, durch die er ſeinen Zeit-
enoſſen intereſſant wurde. Er verſtand ſich auf das Komiſche der
Situationen; ſeine Einfälle ſind keck, aber ſein Muthwille iſt oft
latt, ſeine Tändelei geſchwätzig. Die komiſchen Romane des Le
Sage entſtanden durch Nachahmung ſpaniſcher Werke; ſein Gil
Blas wurde bald durch ganz Europa geleſen, ſo wie ſein hin-
ender Teufel; er hinterließ außerdem noch ſechs komiſche Ro-
ane. Der ſogenannte bürgerliche Roman von Antoine Fü-
etière wurde eine Zeitlang geleſen und dann wieder vergeſſen.
ie Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Eng-
ändern, der Abbé Prévôt überſetzte Richardſons Werke, und ſeine
gnen Romane: Cleveland, le Doyen de Killerine und
eſonders Manon Lescaut rührten und gefielen. Eben ſo Se-
rais's Novellen. In Montesquieu's Lettres Persannes
ient die Romanform der philoſophiſchen Satire nur zum Rahmen.
n ſeinen komiſchen Romanen, der Prinzeſſin von Ba-
ylon, dem Candide, dem Zadig, dem Mikromegas,
länzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier iſt Originalität, pikante
Natürlichkeit, funkelnder Witz, intereſſanter Styl. Die neue Hé-
loïſe von J. J. Rouſſeau erſchien, deren hinreißende Beredtſam-
eit und glühende Gemälde der Leidenſchaften allgemeines Aufſehn
rregten, obſchon die langen Abhandlungen darin oft ſtören. In zwei-
er Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot, (deſſen: Ja-
ob der Fataliſt, und: die Nonne zu den früheſten morali-

ſchen Romanen gehören, ſo unmoraliſch auch das dritte Werk: les bijoux indiscrets, iſt, womit er ſeinen Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni, Marmontel's Beliſar und ſeine Incas, ſo wie ſeine Contes moraux, gefielen ſehr. Florian zeigte mit ſeltner Zartheit des Gefühls in ſeinem Gonſalvo von Cordova, wie der hiſtoriſche Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der Galathée des Cervantes; ſein Numa Pompilius würde ohne die muſterhafte Eleganz der Sprache, unbedeutend ſeyn. Aber die beliebteſten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Anderer hat die ausſchweifende Lüſternheit der Situationen mit ſo feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität ſelbſt ein ſo frecher abſcheulicher Spott getrieben wäre, wie die ſeiner Nachahmer, die Liaisons dangereuses und die verworfne Juſtine finden ſich in keiner andern Literatur. Neben dieſen iſt der jovialiſche Faublas, von Louvet de Coudraye noch unſchuldig. Einer der fleißigſten und beſſern Romanſchreiber war in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. Retif de la Bretonne. Zwei neuere Schriftſteller dieſes Fachs verdunkeln alle vorigen: Bernardin de Saint Pierre, und de Chateaubriand. Der erſtere hatte ſich durch ſeine Etudes de la Nature den gegründeten Ruf eines tieffühlenden und ſcharfſinnigen Schriftſtellers erworben, als er durch: Paul und Virginie und la Chaumière indienne ſich alle Herzen gewann; reizende Naturgemälde, ein eben ſo einfacher als unverkünſtelter Styl und ſeltene Innigkeit zeichnen dieſe Schriften aus. Sein neueſtes Werk: Harmonies de la nature enthält eben ſo neue originelle Anſichten und verdiente wohl allgemeinere Beachtung. Chateaubriand's religiöſe Tendenz und ſeine glühende ſchwärmeriſche Phantaſie, zeichnen ſich allgemein aus. Seine Atala, ſein René, ſeine Martyrs, ſind in einem Styl geſchrieben, deſſen rührende aber oft düſtere Romantik und Myſtik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand eben ſo enthuſiaſtiſche Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Wir erwähnen hier zugleich zwei ſeiner andern Werke, obgleich ſie ihrem Inhalt nach nicht in dieß Fach gehören, wohl aber ihrer romantiſchen Schreibart wegen, nämlich ſein: Génie du Christianisme u. ſein: Itinéraire d'un voyage de Paris à Jérusalem. Unter den neuern Schriftſtellerinnen glänzt Frau von Staël als Fixſtern erſter Größe; auch ſie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energiſchen Styl. Sie iſt mehr großherzige Weltbürgerin als Franzöſin. Ihre Corinne ou l'Italie iſt ein Meiſterwerk und würde allein ſie unſterblich machen; ihre Delphine hat ſeltne Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wohl die Unrichtigkeit des Hauptgedankens iſt. Ihr Werk: sur l'Allemagne iſt reich an feinen Beobachtungen, aber es enthält auch vieles Unrichtige. Aeußerſt fruchtbare Schriftſtellerin iſt die bekannte Mad. de Genlis, ſie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre frühern Schriften fanden großen Beifall, aber ſie ſchreibt zu viel und hat zu flache Anſichten, um ſich den der [illegible]ner erhalten zu können. Ihr neueſtes Werk: Dictionnaire des etiquettes, beweiſet ihre Vorliebe für altfranzöſiſche Hofſitten. Sehr lieblich, zum Herzen ſprechend, voll zarter Innigkeit ſind

e Romane der Madam Cottin. Ihre Malvina, Amélie
?ansfield, Eliſabeth und Mathilde manchen tiefen Ein-
uck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfaſſerin. Sehr
ſchmackvoll, voll feinen Beobachtungsgeiſtes und mit gebildetem Ge-
hl ſind die Romane der Madam de Flahaut (jetzt Mad. de
ouza) geſchrieben. Adèle de Sénanges und Eugène de
othelin zeichnen ſich beſonders darunter aus. Primeroſe von
?orel de Vindé, le Negre comme il y a pen de Blancs,
n Lavallée, les quatre Espagnols, und le Manuscrit trou-
é au mont Pausilippe von Montjoye, ſo wie die Valérie
r Frau von Krüdener, gehören zu den vorzüglichſten neuern
omanen. Der vielſchreibende Pigault le Brun erlaubt ſich oft
jedem Sinn zu viel; Fievée's Dot de Suzette gefällt. Mad. de
?ontolieu iſt beliebt ſowohl durch ihre Caroline de Licht-
eld als durch ihre trefflichen Ueberſetzungen lafontainiſcher Romane.

7. Briefſtyl. Reiſebeſchreibungen. Der franzöſiſche
riefſtyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als muſter-
ift nachgeahmt wurde, war bis auf das Zeitalter Richelieu's noch
emlich altväteriſch und roh. Die alte Naivetät hatte in demſelben
was Steifes. Heinrich IV. ſelbſt ſchrieb an die ſchönen Damen, de-
n er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetoriſche Fein-
it, aber in ſehr galanten und ſüßen Phraſen. Anziehend und le-
nswerth ſind die Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoise,
omtesse de Guiche, sa maîtresse. Amsterdam et Paris 1788,
orin er nicht müde wird zu wiederholen: „je Vous baisé un mil-
on de fois les mains." Die Geſchäftsbriefe aus jener Zeit ſind
nz im gewöhnlichen Curialſtyl geſchrieben. Selbſt den Briefen des
dendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu
rieb auch ſeine Geſchäftsbriefe mit männlicher Beſtimmtheit und
ichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredtſamkeit, ein hel-
r feſter Geiſtesblick zeichnen ſeine Briefe aus. Es entſtand unter
n geiſtreichen Köpfen ein allgemeines Streben darnach, ein elegan-
r Briefſteller zu ſeyn. Die Nationalrichtung ſich in allem auszu-
ichnen, was ſich ohne ſeelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und
ichtigkeit empfiehlt, mußte zur ſorgfältigſten Cultur des Briefſtyls
hren. Elegante Briefe für das Publicum zu ſchreiben, wurde plötz-
h die neueſte literariſche Mode in Paris, und ſich darin als feinen
eltmann zu zeigen, ſchmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort
Bel esprit" wurde da erſt gewöhnlich, und zwei dieſer ſchönen Gei-
r, die unter Richelieu für die feinſten bei Hofe galten, wetteifer-
n im Briefſtyl. Balzac machte ſich ein angelegentliches Geſchäft
raus, ſchön, prunklos und ernſthaft, wie Cicero zu ſchreiben; man
wunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voi-
re wurde ſein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu
ndeln verſtand. Er war ſehr geiſtreich aber ſelten zwanglos na-
rlich, ſeine Artigkeit war ſehr geſucht, in künſtliche Perioden aus-
ſponnen und in den raffinirteſten Antitheſen vorgetragen. Man
chte nun die Vorzüge dieſer beiden Männer zu vereinen. Mit vie-
Feinheit, Correctheit und Eleganz ſchrieb Pierre Coſtar; doch
meiſten zeichneten ſich die feinfühlenden, geiſtreichen Frauen in
eſem Fache aus. Unter ihnen ſteht die liebenswürdige Marquiſe
n Sevigné oben an; ſie war im J. 1626 geboren. Mitten
ter den Verlockungen des glänzendſten Hofes hatte ſie eine Rein-

heit der Seele, und bei ſeiner Klugheit, eine ſo echt naive Weiblichkeit ſich erhalten, daß es einen ſeltnen Reiz gewährt, ſie in den berühmten Briefen an ihre Tochter ſowohl über ſich ſelbſt als über ihre Umgebungen ſich ausſprechen zu hören. Frauen ſprechen über nichts ſchöner, zarter und charakteriſtiſcher als über ihre eignen Empfindungen, und dazu iſt nirgends beſſere Gelegenheit als in dem Erguß traulicher Briefe. Man beſitzt von ſehr vielen berühmten Franzöſinnen treffliche Sammlungen dieſer Art. Wir erwähnen hier nur die Briefe der Mlle. de l'Eſpinaſſe und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reizenden Ninon de l'Enclos haben bezaubernden Anmuth, doch bezweifeln noch viele ihre Echtheit. Ganz vorzüglich aber zeichnen ſich durch Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Werth durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Muſterbriefen gab Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontenelle in ſeinen „Lettres galantes;" die Briefe des Grafen Büſſy-Rabutin ſind voll raffinirter Schöngeiſterei, aber nicht unintereſſant. Chaulieu gab ein anlockendes Beiſpiel, Briefe mit Verſen zu durchweben. Die Kunſt gute Briefe zu ſchreiben, wurde unter den Franzoſen von Erziehung ſo als gewöhnlich vorausgeſetzt, daß man ſogar in Voltaire's Briefen mehr den Geiſt als das beſondere Talent zum Briefſtyl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art in Epiſteln zu räſonniren und zu ſcherzen, wurde ganz im Geiſt der franzöſiſchen Geſelligkeit vervollkommnet durch Greſſet, einen der feinſten Köpfe ſeiner Zeit, der auch durch muntere Erzählungen in derſelben Manier, beſonders durch ſeinen Vert-Vert, ſich ſehr auszeichnete. Dorat, Sedaine und de Pezay ſchrieben anmuthige Epiſteln dieſer Art. Die des Abbé de Vernis ſind beſonders reich an angenehmen Beſchreibungen. Montesquieu's „Lettres Persanes" müſſen wir als Muſter des eleganteſten Styls hier noch erwähnen. An trefflichen Reiſebeſchreibungen iſt die franzöſiſche Literatur ſehr reich; ſie hier aufzuzählen wäre überflüſſig, da ſie auf den eigentlichen Geiſt der Literatur doch keinen merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk iſt die bekannte Reiſe des jungen Anacharſis von dem verdienſtvollen und geiſtreichen Abbé Barthélemy, der vom J. 1716 bis 1795 lebte. Die Lettres sur l'Italie von Düpaty ſind beliebt. Volney, Denon, Delaborde und vor allen Humboldt und Bonpland gehören zu den merkwürdigſten neuern Reiſebeſchreibungen, ſo wie in Hinſicht auf Alterthumskunde Millin's Reiſebemerkungen höchſt intereſſant ſind. Eine gute Ueberſicht gewähren Malte-Bruns „Annales des Voyages."

8. Franzöſiſche Poeſie. Lyriſche Poeſie. Die älteſten Gedichte in nordfranzöſiſcher Sprache waren Lieder. Es läßt ſich nicht mit chronologiſcher Genauigkeit beſtimmen, wann das Volk an der Seine und Loire aufhörte in der Manier des uralten Rolandsgeſanges und in verdorbenem Latein zu ſingen. Gewiß iſt es, daß im 13ten Jahrhundert die provenzaliſche Poeſie ſehr auf die nordfranzöſiſche wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der älteſten franzöſiſchen Poeſie gibt das Werk von Claude Fauchet: „de l'origine de la langue et poésie française." Die Romane und Fabliaux ſind in der nordfranzöſiſchen Literatur weit älter als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete ſich dagegen die eigentliche

Poeſie weit früher; ſie wurde hier die fröhliche Wiſſenſchaft (gaya ciencia), genannt, und ſüdlich-romantiſcher Geiſt durchwehte ſie. Unter der Regierung Philipp Auguſts, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, waren vermuthlich die erſten Troubadours aus der Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Ein gewiſſer Chrétien de Troyes ſoll zuerſt den provenzaliſchen Geſang in franzöſiſchen Verſen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) lebte zwiſchen 1180 und 1223 am Hofe Philipp Auguſts, und dichtete und ſang da ſein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegoriſcher Anſpielungen auf Philipps Thaten. Der König Thibaut von Navarra richtete an die Dame ſeines Herzens, die Königin Blanca von Caſtilien, Lieder im Styl der einfachen provenzaliſchen Lais mit Abänderungen, die ſie zuweilen der Canzone nähern. Faſt alle ſeine Lieder, ſo verſchieden auch übrigens ihre metriſche Form iſt, haben fünf Strophen, und nach der fünften folgt gewöhnlich das provenzaliſche Anhängſel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch in ihren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht eben ſo ſehr von dem neuern Franzöſiſch ab, wie die Sprache der ſchwäbiſchen Minneſänger von dem neuern Deutſch. Die franzöſiſchen Trouvères und die provenzaliſchen Troubadours begrüßten ſich damals als Brüder in der Kunſt. Die Lieder König Thibauts werden nach einfachen Melodien mit der Harfe oder der Violine begleitet. Vom Monſeigneur Gaſſes Brülez ſind noch an fünfzig Lieder vorhanden; er war Thibauts Freund. Berühmter wurde durch ſein romantiſches Schickſal der Schloßhauptmann (Châtelain) von Coucy. Meſſire Thierry de Soiſſons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die dem König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Die Lieder mehrerer franzöſiſchen Dichter, die ſpäteſtens im 14. Jahrhundert lebten, überraſchen durch die Aehnlichkeit ihrer Silbenmaße mit den alten ſpaniſchen. Auch eine Dame wurde um dieſe Zeit als Dichterin berühmt; ſie hieß Doëte de Troyes; dieſe ſoll ihre Lieder ſelbſt in Muſik geſetzt haben. Eine andere Dame, Marie de France, überſetzte damals die Fabeln des Aeſop aus dem Engliſchen in franzöſiſche Verſe. Man verunſtaltete auch oft die vahre Geſchichte durch eine groteske poetiſche Ausſtaffirung; ſo ſchrieb Philipp Mousque von Arras eine Geſchichte von Frankreich n Verſen. Das Allegoriſiren war ſehr beliebt. Jean Froiſſart, ls Geſchichtſchreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; r wurde 1337 zu Valenciennes geboren, und gehörte zu den weigen poetiſchen Schwärmern, die ihr ganzes Leben in einen Roman u verwandeln wußten; durch ihn wurde die provenzaliſch-romantiche Schäferpoeſie in die franzöſiſche Literatur eingeführt. Die eiſten ſeiner Gedichte waren Pastourelles und Rondeaux; ſie haen die naivſte Anmuth und Lieblichkeit. Eine Menge Lais und irelais von ihm ſind noch vorhanden. Einen Theil ſeiner Gedichte reinte er in der Form eines Romans unter dem Titel: Meliaor oder der Sonnenritter. Ein allegoriſches Gedicht von m: das Paradies der Liebe, und ein geiſtliches: die drei arien, wurden mit viel Beifall aufgenommen. Die komiſchen abliaux in Verſen wurden im 12ten und 13ten Jahrhundert hr beliebt; ſie ſind oft über alle Beſchreibung unanſtändig. Dieſe eigung, einen unterhaltenden verſificirten Scherz für Poeſie anzuhen, dauert durch alle Perioden der franzöſiſchen Literatur fort.

Es gab außerdem noch moraliſche und ſatiriſche Fabliaux, ſo wie eine Art Contes dévots; zwei Mönche, Coinſi und Farſi, zeichneten ſich in dieſen aus. Das 15. Jahrhundert war die Zeit der höchſten Blüthe der provenzaliſch-lyriſchen Poeſie im nördlichen Frankreich. Das Triolett, das Quatrain, der ſogenannte Königsgeſang, wurden beſonders durch den Refrain, der zu ihrem Weſen gehörte, beliebt, denn in dieſem waren Spiele des Witzes anzubringen. Man liebte alle Verskünſteleien und trieb ſie ungemein hoch. Im 15. Jahrhundert zeichnete ſich Carl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in engliſche Gefangenſchaft gerieth, durch die Wahrheit und kunſtloſe Anmuth ſeiner Lieder ganz beſonders aus. Es gab damals während des Krieges, der die franzöſiſche Monarchie faſt zerſtörte, mehrere ſolcher fürſtlichen Minneſänger: Johann und Philipp, Herzöge von Burgund, René von Anjou, Johann von Lothringen und mehrere ſtanden in Verbindung, und man findet ihre Lieder in dem alten handſchriftlichen Liederbuche (Balladier); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht ſuchen. In dies Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bekannt gewordnen Werken einige gewiß echt ſind. Alain Chartier wird oft geprieſen, doch ſeine Lebensanſichten ſind eben ſo unpoetiſch als ſeine Tugendlehren trivial. Villon beſang mit keckem Witz ſeine eignen Gaunerſtreiche. Coquillart hat an burlesker Wortfülle und unlautern Einfällen wenig ſeines Gleichen. Cretin oder Du Bois und Bordigné müſſen als komiſche Dichter hier erwähnt werden; des letztern Geſchichtchen von Pierre Faiſeu pflegt man dem deutſchen Eulenſpiegel an die Seite zu ſtellen. Michault, der la danse aux Aveugles, dichtete, und Martial d'Auvergne, Olivier de la Marche, Chaſtellain, Michel d'Amboiſe und mehrere gehören zu den lyriſchen Dichtern im Anfange des 16. Jahrhunderts. Mit ihren Liebesklagen war es allen niemals Ernſt, und nur ihre komiſchen Einfälle haben einige poetiſche Kraft. Mit dem muthigen, oft unbeſonnenen, aber immer edeln und liebenswürdigen Franz I. glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Mal hell ins Leben; er war ſelbſt Dichter, mehr noch nützte aber ſein glühender Enthuſiasmus für alles, was groß und trefflich war. Er führte das Studium der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ein, und wurde mit Recht „le Père des lettres" genannt. Durch Catharina von Medicis verbreitete ſich ſchnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und beſonders ſein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in dieſem Zeitalter ſolche Epoche, daß man alle ihre Nachahmer Marotiſten zu nennen pflegt. Beide ganz am Hof lebend, waren witzige Wüſtlinge, die um ihrer Talente willen wohl von vielen geliebt, aber gewiß von Niemand geachtet wurden. Nur ſinnliche Anmuth belebt Marot's Gedichte, doch er hatte kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunſt. Man hat von ihm Allegorien, Eklogen, komiſche Gedichte, Elegien, Epiſteln, Heroiden, Epigramme und Chanſons in großer Menge; er zeichnete ſich auch durch ſeine metriſchen Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und Italieniſchen aus. Er hatte eben ſo warme Freunde als rüſtige Gegner; zu den erſtern gehört Mellin de St. Gelais, der mit ihm nach claſſiſcher Correctheit in der eleganten Tändelei ſtrebte und Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarra, ſo wie Maria Stuart, dichteten franzöſiſche Lieder.

it dem Dichter Jodelle fing die Schule der franzöſiſchen Sonet-
ten an; er und ſeine Freunde bildeten das ſogenannte Siebenge-
rn (la pléiade française); ſie lenkten zuerſt die Richtung der Poeſie
f etwas Ernſteres und Größeres. Ronſard war Vorſteher dieſer
rbrüderung und wurde noch im folgenden Jahrhundert der Fürſt der
nzöſiſchen Dichter genannt. Er riß ſich los von dem trivialen Allego-
nweſen und der wäſſerigen Witzelei ſeiner Vorgänger, aber es fehlte
n die Innigkeit des Gefühls und er verſank in endloſe Künſtelei und
ren Phraſenprunk. Unter den übrigen Bundesgliedern galten vorzüg-
h Bellay und Baif. Doch es wurde bald wieder ein Reformator
thig, um die latiniſirende Poeſie aus der Mode zu bringen: Ber-
and und Desportes waren ſolche Verbeſſerer des Geſchmacks, und
orgänger des berühmten Malherbe. Dieſer Mann, den die Franzo-
n als den erſten ihrer claſſiſchen Lyriker verehren, entdeckte zuerſt das
igenthümliche der franzöſiſchen Verſification. Er hatte gar keine Dich-
riſche Phantaſie und keine kühne Begeiſterung, aber deſto ſtrenger war
als Kritiker, als Wort- und Silbentyrann. Er ſtarb 1627 im 72.
hre. In ſeinen Oden und Stanzen zeigt ſich am meiſten die claſſiſche
ürde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Regnier zeich-
te ſich als claſſiſcher Satirendichter und Sittenmaler aus. Theo-
ile Viaud wetteiferte mit Malherbe, und beſaß das ſeltene Ta-
t des Improviſirens. Die Schäfergedichte oder Bergerien
rden beliebt; Racan und Mairet zeichneten ſich darin aus. Als
igrammatiſten waren Gombeaud und Brebeuf berühmt. Der
nfluß der Poetik des Ariſtoteles auf die franzöſiſche Poeſie war im
en Jahrhundert ſchon entſchieden. Die lyriſchen Gedichte Raci-
's haben mehr Spracheleganz als poetiſchen Werth. Allgemein
iebt und als le bon Homme bekannt, war Jean La Fon-
ine, geb. 1621, geſt. 1694. Unnachahmlich iſt in ſeinen Fabeln
Naivetät der ſcherzenden Darſtellung, die aus einem rein kindli-
n Herzen entſprang. Boileau Deſpréaux haßte mit redli-
m Ernſt alle Affectation und alle Schwärmerei; er hatte ſehr we-
Phantaſie, aber um ſo hellern Beobachtungsgeiſt. Seine kriti-
en Regeln wirkten um ſo mächtiger, da er ſie ſelbſt ſo pünktlich
olgte. Seine Satiren und ſein komiſches Heldengedicht. „le
trin" ſind berühmt, ſo wie ſeine verſificirte Poetik. Die Män-
aus ſeiner Schule wurden ſtolz auf ihre feine Nüchternheit und
nſeitigkeit. Benſerade gefiel durch ſeine galanten Lieder. An der
itze der jovialen Dichter ſtanden Luillier, genannt Chapelle,
achaumont, Chaulieu und La Fare. J. B. Rouſſeau,
. 1669, wurde berühmter Odendichter, der jeden Stoff mit Leich-
keit behandelte. Die ſogenannten Poésies fugitives wurden
mer beliebter; Pavillon, Des Yveteaux, St. Pavin ꝛc.
pfahlen ſich durch ſolche elegante Kleinigkeiten. Ségrais's
logen waren beliebt; noch anmuthiger ſind die der Mad. Deſhou-
ères, die von 1624 bis 1694 lebte, und mit ſanfter Weiblichkeit
rtenſcenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's ſind
kalten Hofton geſchrieben. Daß Voltaire auch in dieſem Fach
inzte, iſt bekannt; der Ausſpruch dieſes Mannes ſelbſt: „daß unter
en cultivirten Nationen die franzöſiſche am wenigſten poetiſch ſey,"
merkwürdig. Louis Racine, der Sohn des Trauerſpieldich-
s, zeichnete ſich durch den frommen Ernſt ſeiner Gedichte aus. Die
igiöſen Oden des Marquis Le Franc de Pompignan, der

Digitized by Google

von 1709 bis 1784 lebte, ſind edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Rose Levesque zeichneten ſich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßner's Nachahmer. Unter den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerſt Lebrun, deſſen Oden einen wahrhaft höhern und poetiſchern Flug haben, als die meiſten franzöſiſchen Gedichte. Die Epitres von Ducis und Mr. de Fontanes ſind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls und Melodie des Versbaues meiſterlich in ſeiner Gewalt. Drei ſeiner Dichtungen: „les Souvenirs, la Mélancolie und le Mérite des femmes" erhielten entſchiedenen Beifall. Arnault's Fabeln und Ginguené's Apologen ſtreben Lafontaine nach, ſo wie Andrieux ſeine reizende Erzählungsweiſe in ſeinem: Meunier Sans-Souci" trefflich wieder zu treffen verſtand. Raynouard's Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure" erhielt und verdiente den erſten Preis der Akademie. Mehrere Male wurde dieſer auch einem hoffnungsvollen jungen Dichter zu Theil, der leider ſehr früh ſtarb: Millevoye, deſſen Amour maternel, und Belzunce, viel reines und zartes Gefühl beweiſen. Victorin Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. Mr. de Boufflers und Mr. de Parny bewieſen, daß keine ernſten Schickſale die Vorliebe der Nation für die leichtfertige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tiſſot und Mollevaut zeichnen ſich als Ueberſetzer Pope's, Virgil's und Tibull's aus. Unter den Dichterinnen müſſen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de Salm, Verdier und Babois beſonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich tiefempfundene Elegien gedichtet.

9. Epiſche Poeſie. Dies Capitel iſt in der franzöſiſchen Literatur ſehr arm. Den erſten merkwürdigen Verſuch durch ein romantiſches Nationalheldengedicht das Gebiet franzöſiſcher Poeſie zu erweitern, wagte Jean Desmarets de St. Sorlin, ein Liebling Richelieu's; er ſtarb 1676. Boileau verfolgte ihn ſtreng, und doch fehlte dem verſpotteten Desmarets nur das, was die andern zu viel hatten: kritiſche Beſonnenheit und nüchterner Verſtand! Seine ſchöpferiſche Phantaſie verdunkelte alle übrigen franzöſiſchen Dichter. Sein Heldengedicht: „Clovis" hatte zwar keinen verſtändigen Plan, aber es iſt reich an poetiſcher Erfindung, und durchglüht von dem Reitz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maſchinerie ſeiner epiſchen Dichtung zum Theil aus dem chriſtlichen Himmel und zum Theil aus der romantiſchen Zauberwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöe über die Johanne von Arc zu reimen unternahm, die an Länge und Langweiligkeit nur Scudery's Heldengedicht „Alarich oder das befreite Rom" gleich kam. Ein viertes franzöſiſches Heldengedicht aus derſelben Zeit iſt „St. Louis ou la sainte couronne reconquise" von dem Vater Pierre Le Moine, einem Jeſuiten, der von 1601 bis 1672 lebte. Seine Phantaſie war nicht ſo reich und kühn wie die von Desmarets, aber auch nicht ſo verwildert, und Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter ſeiner Nation geworden, wenn er eben ſo viel Geſchmack als Enthuſiasmus gehabt hätte. Der weſentliche Fehler ſeines Gedichts iſt eine monotone Feierlichkeit. Limojon de St. Didier wagte einen fünften Verſuch in der epiſchen Poeſie, durch eine neue Bearbeitung der Geſchichte des Chlodwig nur die acht erſten Geſänge ſind gedruckt, und zeichnen ſich durch Feinheit und Ele-

ganz aus, aber ſie ſind unpoetiſch. Ronſard's Franciade darf bei dieſen mißlungenen epiſchen Verſuchen nicht vergeſſen werden. In Frankreich nennt man den Telemach von Fenelon als ein epiſches Meiſterwerk; aber ſo ſehr in dieſem Werke auch die edelſte und gefälligſte Sprache der Vernunft und des moraliſchen Gefühls herrſcht, ſo iſt es doch weit entfernt eine wahre Epopöe zu ſeyn. Voltaire's Henriade iſt unſtreitig das vorzüglichſte franzöſiſche Gedicht dieſer Art. Die Henriade hat einen gut durchdachten Plan, intereſſante Charaktere und gelungene Beſchreibungen; die Sprache iſt rein und edel, aber die poetiſche Magie vermißt man ganz. Beſonders ſtören die allegoriſchen Perſonen. Als komiſche Epopöe dichtete Voltaire ſeine Pucelle, und befleckte durch dies ſchändliche und verrufene Werk, dem man ſonſt den Rang des vorzüglichſten franzöſiſchen Heldengedichts komiſcher Gattung nicht abſprechen kann, ſeinen Ruhm. Thomas hatte angefangen eine Epopöe über Peter den Großen zu ſchreiben, aber er ſtarb ehe dieſe Petreide fertig war. Mad. Du Boccage wagte es, eine Colombiade ou la foi portée au nouveau monde zu ſchreiben, in der wenigſtens einige hübſche Beſchreibungen vorkommen. Maſſon's Gedicht „les Helvétiens" iſt mehr hiſtoriſch als epiſch. Auch Fenelon's Telemach, und des Grafen Florian Numa Pompilius und Gonsalve de Cordoue gehören hieher. M. de Fontanes beſchäftigt ſich ſeit geraumer Zeit mit einer Epopöe „la Grèce sauvée," welche den Sieg über die Armeen und Flotten des Xerxes beſingen ſoll, man verſpricht ſich viel davon. In dem heroiſch-komiſchen Fach, worin ſich die Franzoſen immer alles für erlaubt hielten, glänzt außer Voltaire, Boileau durch ſeinen Lutrin, der ein claſſiſches Anſehn erhielt, das ſich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung und Einkleidung dieſes Gedichtes gründet; und unter den Neuern: Mr. de Parny, ganz vorzüglich. Seine Werke „la Guerre des Dieux, les Rosecroix und le Paradis Perdu" zeugen von großem Talent, ſo ſehr ſie auch das reine Gefühl beleidigen. „Les Amours épiques" ſind nur Epiſoden, welche Parceval de Grandmaiſon aus andern Dichtern nahm. „Achille à Scyros" von Luce de Lancival, hat ſchöne Stellen, wenn auch der Plan ſehr mangelhaft iſt. Baour-Lormian ahmt in ſeinen Poëmes Galliques den Oſſianiſchen Styl nach. Wir ſchweigen von den Ueberſetzungen, die im Franzöſiſchen weder treu noch befriedigend ſeyn können.

10. Didaktiſche und beſchreibende Poeſie. Brebeuf, der von 1618 bis 1661 lebte, zeichnete ſich in dieſem Fache zuerſt durch ſeine Entretiens solitaires aus. Boileau's Art poétique iſt ſchon oben erwähnt. In der didaktiſchen Satire wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend ſtarb. Zwei Lehrgedichte des jüngern Racine: la Religion und la Grâce, ſo wie Voltaire's Discours sur l'homme, la Religion naturelle und le désastre de Lisbonne, und Dulard's la Grandeur de dieu dans les merveilles de la nature verdienen Erwähnung. Watelet ſchrieb ein Lehrgedicht über die Malerei, ſo wie Dorat verſuchte, eine Theorie der Schauſpielkunſt in Form eines Lehrgedichts zu ſchreiben. Man ahmte die beſchreibenden Gedichte der Engländer, beſonders Thomſons Jahrszeiten, viel nach. Bernard's Lehrgedicht; l'Art d'aimer, iſt dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille, der ſich beſonders in dieſer Gattung auszeichnete, wurde ſie eine der beliebteſten; in ſeinen Ge-

dichten über die Gartenkunſt: les Jardins und l'Homme des champs, wurde er Nachfolger Virgil's; ſeine Gedichte: la Pitié und la Conversation, erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber ſein großes Gedicht l'Imagination, welches beſonders reich an ſchönen Einzelnheiten und Epiſoden iſt. Der Geſchmack an dieſen beſchreibenden Gedichten wurde durch St. Lambert gegründet, der mit Bernis wetteiferte, die Tages- und Jahreszeiten zu beſingen. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun iſt nur erſt theilweiſe bekannt geworden, es heißt la Nature, und iſt in vier Geſänge abgetheilt: la vie champêtre, la liberte, la genie et l'amour. Die Gedichte: la Navigation von Esménard, l'Astronomie von Gudin, le Mérite des femmes von Legouvé, le Génie de l'homme von Chenedollé, les trois Ages von Roux, ſind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's ſind les trois règnes de la nature; es iſt reich an maleriſchen Schönheiten, ſinnigen Verbindungen und Uebergängen und reizenden Schilderungen.

11. u. 12. Dramatiſche Poeſie und Schauſpielkunſt. Die Geſchichte des franzöſiſchen Theaters iſt von zahlreichen Schriftſtellern Frankreichs, welche Fr. v. Blankenburg in ſeinen literariſchen Zuſätzen zu Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte (Art. Drama) verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk iſt noch immer die Histoire du Théâtre français depuis son orgine jusqu'à-présent. Paris 1734 und 1756 in 15 Bänden, von den Gebrüdern Fr. und Cl. Parfait, welche auch ein Dictionnaire des Théâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-present, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc. Paris 1756 u. 1758 in 7 Bdn. herausgegeben haben. In ſofern der Gang der Schauſpielkunſt von dem der Schauſpieldichtung abhängig iſt, gehören hieher auch die zahlreichen, auf die Geſchichte der franzöſiſchen dramatiſchen Poeſie beziehlichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in ſeinen Mélanges de litérature), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegel's Vorleſungen über die dramatiſche Literatur und Kunſt. Die Franzoſen ſelbſt geſtehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollſtändige und zuſammenhängende Geſchichte des franz. Theaterweſens unmöglich ſey. Der älteſte Zeitpunkt, mit dem man den Urſprung des franz. Schauſpielweſens bezeichnen kann, iſt die Regierung Carls des Großen. Denn unter ihr werden zum erſten Male in Frankreich die ſogenannten Hiſtrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Poſſenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Carl. d. G. verbannte ſie wegen ihrer Zügelloſigkeit, und dieſe Verbannung war ſo wirkſam, daß man ſelbſt unter ſeinen Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihrer Exiſtenz mehr antrifft. Das Volk gab aber deshalb ſeinen damals ſchon in ihm begründeten ſchauluſtigen Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und daher entſtand nunmehr an der Stelle jener Hiſtrionen das Narrenfeſt, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher ſelbſt die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche ſich bald die frechſten und unzüchtigſten Geſänge und Pantomimen erlaubten. Der Biſchof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um das Jahr 1197 auf das Nachdrücklichſte gegen dieſen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg; denn man findet dieſes Feſt noch zwei Jahr-

hunderte nach ihm in Frankreich wieder. Auch die Troubadours, die Schöpfer der franzöſiſchen Poeſie, führten ſelbſt ihre eigenen dialogiſchen Geſänge auf, und erhielten deshalb zuerſt den Namen les Comiques oder Komödianten. Aber auch dieſe Darſtellungen, die eigentlich bloß in Bänkelſängereien beſtanden, waren noch ſo ganz formloſer Art, daß man die eigentliche Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wie im übrigen Europa, zuerſt mit dem zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts erfolgten Urſprung der ſogenannten Myſterien annehmen kann. Wie im Alterthum nämlich, ſo entwickelte ſich auch unter den chriſtlichen Völkern der Urſprung des Schauſpiels aus der Religion. Gegen das Ende der Regierung Carls V. gaben die Geſänge, welche die von Jeruſalem, St. Jacob und andern Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzuſingen pflegten, die erſte Idee zu einem dialogirten geiſtlichen Gedichte, das man Myſterie nannte. Die darin ſpielenden Perſonen erhielten im J. 1402 durch öffentliche Briefe von Carl V. wegen eines ſolchen Drama's, das von der Paſſion unſers Herrn Jeſu Chriſti handelte, den frommen Titel: Brüder von der Paſſion. Die erſte Bühne dieſer Paſſionsbrüderſchaft (Confrérie de la passion) wurde in dem Hoſpital de la charité errichtet, und unter den Regierungen von Carl VI. (bei deſſen Einzug in Paris 1380 ſie ſich unter den damaligen Feſten beſonders auszeichnete), Carl VII. und Ludwig XI. gewannen dieſe Schauſpiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die damals Frankreich zerrütteten, einen ſehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden dieſe Stücke, deren Stoff gewöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr wie eine Handlung der Andacht, als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beſchleunigte ſogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes, um dem Volke Zeit für dieſe theatraliſchen Erbauungen zu laſſen. Bald aber arteten ſie zu wahren Mißgeburten von Traveſtirungen des Heiligſten aus, deren Urheber mit den heiligen Büchern nicht anders umgingen, wie Scarron mit der Aeneide; und in aufgeklärtern Zeiten ward es ein Räthſel, wie es Jahrhunderte geben konnte, in welchen man ſolche Fratzen, (von denen gleichwohl ſich noch bis zu unſrer Zeit, in den ſogenannten Frohnleichnamsfeſten catholiſcher Länder, Spuren erhalten haben) als Schauſpiele der Frömmigkeit zu religiöſer Erhebung betrachtete. Anfänglich führte die Paſſionsbrüderſchaft ihre Stücke auf freier Straße auf, dann erhielt ſie im Dreieinigkeitshoſpital ihr erſtes Theater, wo ſie an Feſttagen ſpielte; und ſpäterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingeräumt. In dem hier errichteten Theater befanden ſich die Zuſchauer, wie jetzt, auf Reihen hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchſter ſchon damals das Paradies, die andern der Palaſt des Herodes u. ſ. w. genannt wurden. Gott der Vater ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüſte ſitzend, dargeſtellt. In der Mitte der Bühne befand ſich die Hölle in Geſtalt eines Drachen, deſſen Rachen ſich aufthat, um die Teufel, die im Stücke ſpielten, ein- und auszulaſſen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Niſche mit Vorhängen angebracht, wo, wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Augen der Zuſchauer gebracht werden konnte, z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau, Beſchneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber ſtanden Bänke, auf die ſich allemal diejenigen Schauſpieler niederſetzten, die ihre Scene geendigt hatten; denn ein eigentlicher

Abgang von der Bühne fand nur nach Endigung der ganzen Rolle Statt, und das Publicum bekam daher gleich im Anfang alle Perſonen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal zu ſehen. Uebrigens waren dieſe Myſterien nicht in Akte, ſondern in Tage abgetheilt. Eine Vorſtellung dauerte alſo ſo viele Tage, als ſie dergleichen Abtheilungen hatte; und eine ſolche Tagabtheilung, journée genannt, ſpielte meiſtens ſo lange, daß man das Schauſpiel auf ein Paar Stunden unterbrechen mußte, damit die Schauſpieler nur Zeit zum Eſſen erhielten. Es waren im eigentlichſten Sinne des Wortes hiſtoriſche Schauſpiele, lange und breite, dialogirte Geſchichten, in denen man ganze Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie dargeſtellt ſah, ungefähr in dem Styl, wie die weitſchweifigen dialogirten Geſchichtsromane, die eine Zeit lang in Deutſchland Mode waren. Oft wurde in einem einzigen ſolcher Stücke ein Mädchen geboren und verheirathet; ſie bekam Kinder, die ebenfalls heiratheten, und deren Kinder wiederum wohlbetagt ſtarben. Auf gründliche hiſtoriſche Kenntniß kam es indeſſen hiebei keineswegs an; Herodes ward z. B. zum Heiden und römiſche Statthalter in Judäa zu einem Muhammedaner gemacht. Auch war das Tragiſche in dieſen Handlungen auf das Abenteuerlichſte mit dem Komiſchen gemiſcht, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Chriſti, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. ſ. w. die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Luſtigmachers der Truppe folgten. Bei aller Rohheit und Geſchmackloſigkeit hatten dieſe Dichtungen indeſſen doch etwas Großes, beſonders das berühmteſte und größte Myſter von der Paſſion unſers Herrn. Mehrere Scenen wurden geſungen, einige ſelbſt in Chören. Die Verſe beſtanden meiſt in jambiſchen Zeilen von verſchiedener Länge. So dürftig aber nun dieſe Schauſpiele, Schauſpieler und Schaubühnen waren, ſo kindlich genügſam waren dagegen auch die Zuſchauer, und ſo trug in Darſtellung und Beurtheilung die ganze Verfaſſung des franz. Bühnenweſens der damaligen Zeit noch ganz den Charakter der früheſten Kindheit der Kunſt. — Neben dieſen Schauſpielen der Paſſionsbrüderſchaft entſtanden ſpäterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten, Procuratoren und andern Juſtizbeamten, die ſchon lange im Beſitz des Vorrechts geweſen war, alle öffentlichen Feſte und Ceremonien zu reguliren. Unter Philipp dem Schönen hatten dieſe Procuratoren die Erlaubniß erhalten, weil ſie mit Prozeſſen überhäuft waren, Zöglinge zu ſich nehmen zu dürfen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem ſie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Zur Vergeltung ihrer Dienſte wurden dieſe Advocatenſchreiber oder Clercs in eine eigene Gilde gebracht, die auch ihr eignes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte. Dieſe Bazochiſten erfanden nun, veranlaßt durch das Glück, welches die Myſterien der Paſſionsbrüder gemacht hatten, eine neue Gattung von Schauſpielen, die Moralitäten und Farcen, welche ſie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im privilegirten Beſitze der Myſterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorſtellungen anfänglich in Privathäuſern, bis ihnen ſpäterhin im Schloſſe ſelbſt die Errichtung einer Bühne geſtattet wurde. Auch dieſe neue Geſellſchaft fand bald einen zahlreichen Anhang, ohne jedoch der alten zu ſchaden. Die Moralitäten unterſchieden ſich von den Myſterien vornehmlich dadurch, daß ſie allegoriſch - mora-

liſche Schauſpiele waren, in denen die Laſter und Tugenden perſonificirt dargeſtellt wurden, um Haß gegen die eine wie Liebe für die andere einzuflößen. Ja, die Zuneigung für dieſe allegoriſchen Perſonenſpiele ging ſo weit, daß man ſogar perſonificirte Formen eines Zeitworts erſcheinen ließ. Die Handlungen ſelbſt waren zum Theil mit vielem Witz und Humor erfunden, wie man aus mehrern uns noch übrig gebliebenen Entwürfen und Scenarien ſolcher Schauſpiele ſieht. In einem derſelben z. B., die Verurtheilung des Bankets betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Geſellſchaft, Ihre Geſundheit, Mich zu bedanken u. ſ. w. bei Herrn Banket zu einem Schmauſe zuſammen. Schlagfluß, Gicht, Colik und andere Krankheiten erſcheinen an einem Fenſter des Speiſeſaals, die Schmauſenden zu belauſchen. Banket ruft ſie herein, und nun entſteht zwiſchen den neuen und alten Gäſten ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Geſundheit und Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den Uebrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt und von dieſer wegen der vier verübten Morde verurtheilt, gehangen zu werden, welche Sentenz durch die Diät, die das Amt des Scharfrichters verſieht, vollzogen wird. — Die Farcen oder Poſſen, welche die Nachſpiele zu den Moralitäten machten, waren in verſchiedene Gattungen, als hiſtoriſche, fabelhafte, luſtige u. ſ. w., eingetheilt, und beſtanden in kleinen verſificirten Poſſenſpielen, ähnlich den Zwiſchenſpielen des ſpaniſchen Theaters, in denen auch Charakter aus dem wirklichen Leben voll ſatiriſchen Uebermuthes und komiſcher Kraft dargeſtellt wurden. Die berühmteſte darunter iſt die Farce vom Advocat Patelin (wahrſcheinlich um 1480 zum erſten Mal aufgeführt); eine ſehr witzig erfundene Compoſition, die mit vollem Recht eine große Celebrität erhielt, und in der ſpätern bekannten Bearbeitung von Bruéys und Palaprat ſich bis auf den heutigen Tag auf der franzöſiſchen Bühne erhalten, ja auf die nachmalige Richtung der komiſchen dramatiſchen Poeſie der Franzoſen entſchiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfaſſer. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch ſchon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Luſtſpiel ſeitdem immer auszeichnete. Die Idee dieſer Bazochiſchen Schauſpiele war alſo eine ziemlich glückliche, und ſie erhielten ſich zu Paris zwei ganze Jahrhunderte hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten ſich bald Unanſtändigkeit und perſönliche Satire, die zu öffentlichen Aergerniſſen Anlaß gaben, weßhalb das Parlament die Bühne der Bazoche mehrmals ſchließen, ja am 14. Aug. 1442 ſogar ihre ſämmtlichen Mitglieder bei Waſſer und Brod in's Gefängniß ſetzen ließ, bis ſie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. Der indeß durch dieſe beiden Schauſpieler-Geſellſchaften immer mehr beförderte Hang des Volks zu theatraliſchen Ergötzlichkeiten veranlaßte endlich unter Carl VI., der ſie förmlich autoriſirte, noch die Entſtehung einer dritten Geſellſchaft, welche ſich den Namen der Kinder ohne Sorgen, les Enfans sans souci, gab. Ihre Mitglieder beſtanden aus jungen Leuten von guten Familien, die zu dieſer Verbindung zuſammentraten, und ſich einen Vorſteher unter dem Titel eines Narrenfürſten, Prince des Sots, wählten, ſo wie ſie ihren Schauſpielen den Namen der Sottiſen (Soties) oder Narretheien gaben. Es waren eigentliche Dumbartsſpiele, ſatiriſche Stücke, die lediglich den Zweck hatten, alle Narren und Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Individuen wie ganze Parteien aus

der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verſpotten. Man wählte hiezu gleichfalls die Form der perſonificirten Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihre Großmama Dummheit, welche ſie bei der Welt in Dienſte bringt u. ſ. w. traten als dramatis personae auf. Auch dieſe Soties, welche auf beſondern, an öffentlichen Platzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüſten dargeſtellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, ſo daß die Bazoche gegen Mittheilung ihrer Myſterien und Poſſen von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauſchte, auch ihre Sottiſen aufführen zu dürfen. Schon unter Carl VI. erhielt dieſe muthwillige Geſellſchaft ein förmliches Privilegium. Aber auch ſie artete bald zu einer ſo ausgelaſſenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Cenſur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und als ſie ſelbſt dieſen Schranken, durch Masken und Aufſchriften, wodurch ſie die Perſonen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsſchlüſſe auch dieſen neuen Mißbräuchen ſteuern mußten. Ihre glänzendſte Periode war unter Ludwig XII., und kurz nach dieſer Epoche wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der groſſen Königin Margaretha von Valois, ſelbſt ein Mitglied ihrer Geſellſchaft, welche endlich im J. 1612 aufgehoben wurde. Dieſe beiden letzten Geſellſchaften ſpielten übrigens ganz unentgeltlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht aber ſo die Paßionsbrüderſchaft, deren Foderungen das Parlament ſogar beſchränken mußte. Dagegen ward ihnen eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armenadminiſtration aufgelegt, wofür ſie aber auch ein Privilegium für alle bezahlte Schauſpiele erhielten, weshalb ſie alle Schauſpieler, die ſich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von ſolchen Privatunternehmungen iſt die merkwürdigſte die des Jean de Pontalais, der zugleich Dichter und Schauſpieler, und als einer der witzigſten Köpfe ſeiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. und Franz I., und führte ſeine Schauſpiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heil. Euſtachius zu Paris auf. An einem Sonntage trommelte er, um ſein Schauſpiel anzukündigen, ſo gewaltig, daß der Pfarrer dieſer Kirche in ſeiner Predigt dadurch geſtört, und aufgebracht darüber, daß ſeine Zuhörer ihn verließen, um zu Pontalais zu laufen, voll Zorn von der Kanzel zu ihm eilte und ihn mit den Worten: „wer hat Euch die Kühnheit gegeben, zu trommeln, wenn ich predige?" zur Rede ſetzte. "Und wer hat Euch die Kühnheit gegeben," antwortete er, „zu predigen, wenn ich trommle? Der erbitterte Pfarrer machte hierauf die Sache bei den Gerichten anhängig; Pontalais kam ins Gefängniß, und ſeine Bühne ward auf 6 Monate geſchloſſen. Von ſeinen Stücken hat ſich übrigens keins bis auf unſre Zeit erhalten. Inzwiſchen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Bekanntſchaft mit der griechiſchen und römiſchen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehrere Tragödien des Sophokles und Euripides, ſo wie die Comödien des Terenz, waren bereits in die franzöſiſche Sprache überſetzt erſchienen, und ſo bereitete ſich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was ſich unter ſeinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat Et. Jodelle (geſt 1557), in der Schule der alten Claßiker gebildet, mit Schauſpielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz.

Bühne zuerſt aus ihrem bisherigen Chaos riſſen, und der dramatiſchen Poeſie der Franzoſen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. Er ſtudirte die Franzöſiſche Bühne und ihre Schauſpiele, und fand, daß man ihren Meiſter nicht in Frankreich ſuchen müſſe. Sein Genie entzündete ſich an der Kunſt des Alterthums, und er wählte dieſe zum Muſter, um ſelbſt Muſter ſeinem Vaterlande zu werden. So faßte er zuerſt den kühnen Gedanken, das griechiſche Theater zum Vorbilde des franzöſiſchen zu wählen; ſo ward er der Erſte, der in Frankreich ſowohl das Trauer- als das Luſtſpiel nach den Regeln der Alten, obwohl noch ſehr mangelhaft, darſtellte, und dadurch eine völlige Reform der dramatiſchen Poeſie in Frankreich bewirkte. Die erſten Originalſtücke dieſer Art in der franz. dramatiſchen Literatur waren ſein in achtſilbigen Verſen gedichtetes Luſtſpiel, Eugène ou le rencontre und ſeine Tragödie, (in der er ſelbſt den antiken Chor noch beibehielt) die gefangene Cleopatra, die Jodelle mit allem Feuer der Jugend ſchrieb, damit 1552 debütirte, und worin er zugleich ſelbſt mit einigen ſeiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Beruze, als Schauſpieler auftrat. Dieſe Darſtellung ward mit dem glänzendſten Beifall vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung und in Gegenwart Heinrichs II. ſelbſt gegeben, der dafür den Verfaſſer mit 500 Thlrn. aus ſeiner Sparkaſſe belohnte. Dieſer Tag entſchied den Fall der alten Theater in Paris. Jodelle's letztes und beſtes Werk war das Trauerſpiel Dido, welches in der That große, poetiſche Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien ſeinen Lope de Vega und England ſeinen Shakſpeare. Aber nur jenen, und auch nur an flüchtiger Schreibart, war Jodelle zu vergleichen. Er führte die ſtrengſte Beobachtung der Ariſtoteliſchen 3 Einheiten und der gereimten Alexandriner ein, wählte den reinhiſtoriſchen Styl, ſchloß alles Wunderbare aus, und ſchöpfte aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, ließ aber die antiken Perſonen wie moderne Franzoſen und in der grellſten Uebertreibung des rhetoriſchen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten ſeine Freunde, das ſogenannte franzöſiſche Siebengeſtirn' (la Pléiade françaiſe), als deren glänzendſter Stern Ronſard noch im folgenden Jahrhunderte geprieſen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat. Auch La Perouſe, Verfaſſer der 1555 erſchienenen Medea, des erſten franz. Trauerſpiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinern; Grevin als Luſtſpieldichter; Maſſin de St. Gelais, Verf. des in Proſa geſchriebenen Trauerſpiels Sophonisbe; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie la Famine; Garnier, der durch ſein tragiſches Meiſterwerk, Hippolite, 1573 alle ſeine Vorgänger an Eleganz des metriſchen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerſt es wagte, andre Nationen, als Griechen, Römer und Türken, darzuſtellen, wie ſeine les Juives und Bradamante zeigen; und Pierre de la Rivey, der ſich ein eben ſo großes Verdienſt um das Luſtſpiel erwarb, ſchloſſen ſich mit dem glücklichſten Erfolg an Jodelle an, und ſo ward die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem ſich der Styl der franz. dramatiſchen Poeſie mit eigenthümlichen Grundſätzen den alten claſſiſchen Meiſtern nachzubilden ſuchte. Das Vergangene gerieth in Vergeſſenheit, und man ſtrebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis

Digitized by Google

auf die Zeit Ludwigs XIII., der dramatiſche Vielſchreiber Alexander Hardy, von deſſen 800 Schauſpielen ſich 40 erhalten haben, Repee, Theophile u. ſ. w. vermochten bei der Kraftloſigkeit ihrer Werke freilich nicht, dieſe Fortſchritte zu beſchleunigen. Mayret, Rotrou, Duryer, Baro u. A., die mit geſundem Verſtande einen edlern Geſchmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele ſchon näher. Endlich erſchien der gewaltige Pierre Corneille, der, 1606 in Rouen geboren, alle ſeine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein ſeltenes Talent, energiſche Charaktere die kühne Sprache der Leidenſchaften mit Würde reden zu laſſen. Er zeigte ſeiner Nation zuerſt, was tragiſche Kraft und Größe des Styls iſt; doch ſchmiegte er ſich ſelbſt ängſtlich unter das Joch ſteifer Geſetze und Vorurtheile. Er iſt der einzige unter den Dichtern, den die Franzoſen den großen nennen. Medea war ſein erſtes Trauerſpiel; den Cid, Cinna, Polyeucte und Rodogune hält man für ſeine ſchönſten Werke. Jean Racine, geb. zu Ferté-Milon 1639, wurde in dieſem Fache der Liebling ſeiner Nation. Sein erſtes Trauerſpiel war: die feindlichen Brüder; als ſeine Andromache 1667 erſchien, wurde ſie mit eben ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen, wie der Cid 30 Jahre früher. Racine wurde der Mann ſeiner Zeit und ſeiner Nation; er iſt der eleganteſte aller tragiſchen Dichter; er ſchrieb mit unendlicher Sorgfalt und feinem Zartgefühl; jede poetiſche Kühnheit erſchien ihm geſchmacklos; der Ton ſeines Hofes war ihm ſtetes Vorbild. Seine Athalie iſt ſein höchſtes Meiſterwerk. Voltaire iſt der dritte große Tragiker der Franzoſen; mit entflammtem Ehrgeize ſtrebte er ſeinen Vorgängern nach, und was dieſe wirklich fühlten, wußte er mit oft noch beredterer Leidenſchaft zu ſcheinen und auszuſprechen. Seine Zaire, ſein Mahomed, wurden bewunderte Meiſterſtücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne und auf einen majeſtätiſchen Schmuck derſelben; doch die Coſtümes blieben höchſt geſchmacklos; römiſche und griechiſche Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken geſpielt! Erſt in der Revolutionszeit wurde dies durch Talma und David zur Vollkommenheit gebracht, nachdem die Clairon, wie man in Marmontels Memoiren ſehr anziehend erzählt findet, dazu den erſten Anſtoß gegeben. Die Declamation war hohl und ſehr affectirt. Crébillon, Thomas Corneille, Lafoſſe, Guimond de la Touche, Lefranc, Laharpe, Lemierre, de Belloi ꝛc. waren beliebte Tragiker. Diderot führte durch ſeinen Père de famille und ſeinen Fils naturel zuerſt das bürgerliche ſentimentale Trauerſpiel ein. Unter den neuern Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehrere Trauerſpiele Shakſpeare's für die franzöſiſche Bühne einrichtete, und ſelbſt in dem Abufar viel Originalität und Wärme zeigte, Arnault, deſſen Trauerſpiele: Marius, Cincinnatus, Oscar, les Venitiens und Germanicus, durch Gedankenfülle, Kraft und rührende Scenen ſich auszeichnen; Legouvé, deſſen Mort d'Abel und Epicharis et Néron ſehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch Etéocle et Polynice und la mort d'Henri IV. ſchrieb. Früher als dieſer hatte ſich Lemercier in ſeiner erſten Jugend als Trauerſpieldichter verſucht; ſein Lévite d'Ephraim und ſein Agamemnon wurden bewundert; ſeine ſpätern Werke gefielen weniger. Großes Aufſehen machten les Templiers von Raynouard, der nur dies eine Trauerſpiel ſchrieb, welches ihm unbeſtrittenen Ruhm erwarb.

Digitized by Google

Abdelaſis von Murville, Joſeph von Baour-Lormian, und Artaxerxes von Delrieu gefielen, doch machten ſie weniger Aufſehen, als das Trauerſpiel Manlius, deſſen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. — Was nun das franzöſiſche Luſtſpiel betrifft, ſo iſt bereits erwähnt worden, wie daſſelbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Patelin und den Sottiſen der Enfans sans souci ſeinen Anfang genommen. Jodelle bewirkte auch die Reform des franz. Luſtſpiels. Sein erſtes: der Abt Eugen, in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erſte regelmäßige Nationalluſtſpiel mit modernen Charakteren ohne allegoriſche Perſonen; der Witz darin iſt roh und ungezogen. Vom J. 1562 an ſuchten die Brüder de la Taille das Publikum an Luſtſpiele in Proſa zu gewöhnen. Man ſuchte damals auch die beliebte Schäferpoeſie mit der dramatiſchen zu vereinen. Die Moralitäten wurden beſonders in ſolche Schäferſpiele verwandelt, worin Chriſtus der Bräutigam und die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Luſtſpiele wurde von Pierre de la Rivey fortgeſetzt; ſie beruheten meiſt auf Intriguen und komiſchen Ueberraſchungen. Im J. 1592 verpachteten die Paſſionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauſpielergeſellſchaft, die unter dem Namen Troupe de la Comédie française bis jetzt beſteht. Dieſe etablirten ſich nun im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Poſſenſpielern, die er aus Venedig kommen ließ. Man nannte ſie li Geloſi. Als ſie im Hôtel de Bourbon zu ſpielen anfingen, ſtrömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt; ſelbſt Richelieu verſchmähte nicht die Scherze des ſogenannten Gros Guillaume, der der Casperl der Pariſer war. Den italieniſchen Harlekin erſetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen ſpielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. ſehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerſt das Bedürfniß eines wahren Charakterſtücks; weniger Vorurtheile beſchränkten ihn bei dem Luſtſpiele als bei dem Trauerſpiele. Seine jugendlichen Verſuche im komiſchen Fache ſind feiner, correcter und anſtändiger, als alles, was man zuvor von Luſtſpielen in Frankreich kannte. Er war erſt eben 18 Jahr alt, als er ſein Luſtſpiel Melite ſchrieb. Sein ſpäteres Werk, der Lügner, iſt das erſte franz. komiſche Charakterſtück von claſſiſchem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch ſeine Andromeda. Racine's Luſtſpiel: les Plaideurs, iſt nur eine Kleinigkeit, doch voll ächt komiſcher Kraft. Doch einzig berühmt als Luſtſpieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. L'Etourdi war das erſte Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war ſein Theater das beliebteſte in Paris; ſeine Geſellſchaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft und von allen äußern Umſtänden begünſtigt, entfaltete nun Molière das Innere ſeines reichen Geiſtes. Man hat 35 Luſtſpiele von ihm. Er ſpielte ſelbſt immer mit Beifall, und ſein Geiſt theilte ſich dadurch um ſo mehr ſeiner Schauſpielergeſellſchaft mit. Er verband tiefes Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauſpielkunſt. Seine Meiſterwerke: der Tartüffe und der Miſantrope, wurden Muſter des Haut comique. In die zweite Claſſe ſeiner Luſtſpiele gehören ſeine nicht verſificirten großen Charakterſtücke, wo l'Avare, George Dandin und le Bourgeois gentilhomme am berühmteſten ſind. Die ganze Manier derſelben

iſt volksmäßiger, freier und poſſenhafter. Den weiteſten Spielraum gönnte Molière ſeiner kecken Laune in den luſtigen Unterhaltungsſtücken, in die er oft Muſik und mimiſchen Tanz verwebte. Hierhin gehören: les fourberies de Scapin, Monsieur de Pourceaugnac und le Malade imaginaire; der komiſche Effekt war hier zu einer Höhe geſteigert, die man ſeit dem Untergange der altgriechiſchen Comödie nicht kannte. Molère's Feſtivitätſtücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit ſeines Talents. Die franz. Luſtſpieldichter erhielten ſich am freieſten von allem einſeitigen Pedantismus. Intriguenſtücke waren weniger beliebt als Charakterſtücke; dieſe gab es ſowohl edel= als niedrig=komiſche. Man ſahe gern Pieces à scènes detachées, nämlich eine Reihe komiſcher Scenen ohne Einheit der Handlung, ſo wie Sprichwörter, Parodien und Zwiſchenſpiele. Das italieniſche Theater wirkte mit, um den Nationalgeſchmack hierin frei von Einſeitigkeit zu erhalten. Keiner der ſpätern Luſtſpieldichter traf Molière's Ton mit ſolcher Feinheit und komiſcher Kraft, als der geiſtreiche Abenteurer Regnard, der von 1647 bis 1709 lebte. Er ſtreifte mit einer ſchönen Provinzalin von Algier bis Lappland herum, und ſchrieb nachher erſt im Vaterlande ſeine immer noch gern geſehenen Luſtſpiele. Unerſchöpflich in der Erfindung komiſcher Situationen war Dancourt. Nachläſſiger im Styl, aber höchſt jovial und burlesk war Le Grand; ſein Ami de tout le Monde wird noch gern geſehen. Divertiſſements und Ballets machten ſeine Luſtſpiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauſpieler ſeiner Zeit, ſtrebte ſich im Styl der edeln Charakterſtücke Molière zu nähern. Dufresny ſchrieb artige Converſationsſtücke. Montfleury dichtete Zwiſchenſpiele, durch die er das eigentliche Ambigu - comique begründete. Der feine und gewandte Le Sage ahmte die ſpaniſchen Dichter gern nach. Er ſchrieb auch viele beliebte komiſche Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der erſten, die durch Nachdenken über den Zweck der dramatiſchen Kunſt anfingen, die wahre Idee des Luſtſpiels zu erkennen, und den komiſchen Effect dem moraliſchen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner, als Destouches, hat es unter den Luſtſpieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Er ſtarb 1754. Zu den beliebten Farcendichtern gehörten Bergerac, Bourſault, Brueys, La Font, Palaprat und der jüngere Corneille. Seit Corneille's Andromede war auch viel für die Oper geſchrieben worden. (S. hierüber d. beſ. Art. Franzöſiſche Muſik.). Der Marquis de Sourdene gründete 1669 die Academie royale de musique. Quinault's reiche Phantaſie und melodiſche Poeſie eigneten ſich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen. Er iſt der muſikaliſchſte Dichter ſeiner Nation. Duché, Campiſtron und Fontenelle ſtrebten ihm nach. Die Schäferſpiele des letztern konnten nur in jener affektirten Zeit gefallen. Houdart de la Motte arbeitete in allen dramatiſchen Fächern mit großer Selbſtgefälligkeit. Die komiſche Oper war dadurch entſtanden, daß man im J. 1707 den Jahrmarktscomödianten (die ſo ſehr beliebt waren) verbot, auf ihrem Theater zu ſprechen. Sie gaben da ihren Vaudevilles mehr Zuſammenhang, und erſetzten den Dialog durch Pantomime; dies gefiel ſo, daß man gern das harte Verbot bald wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für dieſe Theater ſchrieb, behielt die italieniſchen Maskencharaktere noch ziemlich bei. La

Chauſſée veredelte den Ton der rührenden Schauſpiele, die er immer mehr einzuführen ſtrebte, durch treffliche Verſe; er näherte ſich mehr der wahren Poeſie als Diderot, deſſen bürgerliche Drama's ſich ganz in Proſa verlieren. Marivaux's Luſtſpiele ſind ſo geſucht und pretiös, daß dadurch der Spottname Marivaudage entſtand. Boiſſy, St. Foix und Piron bereicherten die franz. Bühne mit ſehr witzigen Luſtſpielen. Von letzterm kann man ſagen, daß er mehr dem Ariſtophanes als dem Molière nachſtrebte; ſehr beliebt iſt ſein Luſtſpiel la Métromanie; er ſtarb 1773. Sedaine's kleine Opern und Comödien gefielen. Beaumarchais, deſſen rührende Schauſpiele ſchon Beifall fanden, entzückte durch ſeinen Figaro. Collé, Fagan, Moiſſy und Fabre d'Eglantine glänzen im Anfange der neueſten Periode. Von letzterm gefallen beſonders l'Intrigue épistolaire und les Précepieurs. Cailhave, Laujon, Laya, François de Neufchateau gehören jetzt zu den beliebten Luſtſpieldichtern. Colin d'Harleville wurde leider durch einen frühen Tod weggerafft; ſein vieux Celibataire, ſeine Luſtſpiele l'Inconstant, l'Optimiste und les Châteaux en Espagne ſind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, deſſen Stücke: les Etourdis und le souper d'Auteuil, ausgezeichnet gefallen, ſchreibt ſehr geſchmackvoll; ſeine komiſche Muſe iſt zugleich Grazie. Aeußerſt fruchtbar iſt das Talent Picard's, welcher vor ſeinem 40. Jahre ſchon über 35 Luſtſpiele ſchrieb, und Fröhlichkeit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Chéron, Roger, und beſonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein beliebte Luſtſpiele geſchrieben. Der Trauerſpieldichter Lemercier ſchrieb auch zwei Luſtſpiele; Pinto und Plaute, welche durch ſeltne Originalität intereſſiren. Ribouté gefiel mit ſeinem erſten Verſuche: l'Assemblée de famille. Unter den neuern rührenden Dramen müſſen wir die Mélanie von Laharpe, l'Abbé de l'Epée von Bouilly und la Mort de Socrate von Bernardin de St. Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfaſſer der Vestale, Etienne, Esménard und Hoffman ſind die vorzüglichſten jetzigen Dichter der ernſten Oper, ſo wie Monvel, Marſollier, Duval, Dieulafoi, Piis und Barré der komiſchen Oper und des Vaudeville's — Blickt man nun noch einmal auf den Gang der dramatiſchen Literatur in Frankreich zurück, ſo zeigt ſich unverkennbar, wie es hauptſächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire geweſen, welche die Geſtalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerkſamkeit auf Shakſpeare, noch die von der Nationalanſicht mehr oder minder abweichenden Anſichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Weſentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Luſtſpiele ſind die Franzoſen, ſeit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Collin d'Harleville, Duval, Picard u. ſ. w., von der molièreſchen Charakter-Comödie mit großem Erfolg zum Intriguenſtücke übergegangen. In Rückſicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene Syſtem der dramatiſchen Kunſt als das Einziggültige praktiſch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geſchmack betrachtet. Wie es nun mit dieſem Syſtem ſteht, das haben vor Allen Leſſing in ſeiner Dramaturgie und A. W. Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen ſo ſcharfſinnig, gründlich

und unwiderſprechlich auseinander geſetzt, daß man zu einer vollſtändigen Charakteriſtik deſſelben nur auf dieſe beiden Kunſtrichter zu verweiſen braucht. Hier erlaubt die Beſchränkung des Raums nur noch ferner das Hauptſächlichſte, was die Geſchichte der eigentlichen Bühne, oder alles deſſen, was die theatraliſche Darſtellungskunſt betrifft, anzuführen. Dieſe hielt, wie überall, ſo auch in Frankreich, natürlich mit dem Fortgange der dramatiſchen Dichtkunſt gleichen Schritt. Die Geſellſchaft, die ſich mit Jodelle zur Aufführung ſeiner Stücke verband, nahm zuerſt den Namen der Comédiens an. Schon der Reitz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eiferſüchtigen Paſſionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu ſpielen verboten. Dagegen erhielten jene 1548 einen Hofbefehl, der ihnen die Myſterien unterſagte, und nur anſtändige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt war die glückliche Periode der Paſſionsbrüderſchaft vorüber. Der Geſchmack des Publikums hatte durch Jodelle's Schauſpiele eine völlig andre Richtung genommen. Das konnten die Paſſionsbrüder ſich ſelbſt auf die Länge nicht verbergen, und da ſie eben ſowohl einſahen, daß ſie den Kampf nicht ſiegreich beſtehen würden, ſo traten ſie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. Indem ſie vorgaben, daß für Geiſtliche die Aufführung weltlicher Stücke ſich nicht gezieme, verpachteten ſie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für ſich, an die neue Geſellſchaft der Comédiens. Dieſe etablirten ſich nun alſo im Hôtel de Bourgogne, und ſo entſtand hier 1552 das Théatre français, auf welchem unter Heinrich II. Jodelle, la Derouſe und Baïf ihre Stücke gaben. Bald darauf aber zog Heinrich III. italieniſche Poſſenſpieler nach Paris, die er aus Venedig kommen ließ und die ſich li Gelosi, d. i. Leute, die zu gefallen ſuchen, nannten. Dieſe eröffneten 1577 im Hôtel de Bourbon ihre Vorſtellungen, und da ſie ihrem Namen entſprachen, ſtrömte ihnen Alles zu. Andre Schauſpielgeſellſchaften aber, welche auch jetzt noch zu Zeiten aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden ſtets von den Comédiens im Hôtel de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorſtädten ſpielten. Eben dieſe aber ſollten bald eine nicht gemeine Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem ſolchen Jahrmarktstheater (Théatre de la foire) entſtand nicht nur ein zweites ſtehendes Theater, du Marais genannt (durch Uebereinkunft mit den Paſſionsbrüdern, welche noch immer im Beſitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de Bourgogne waren), ſondern es entwickelte ſich auch aus dieſen Jahrmarktsſtücken (Spectacles de la foire) eine ganz neue Gattung von dramatiſchen Darſtellungen. Nachdem dieſes Théatre du Marais geraume Zeit mit dem der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der mit ſeiner Geſellſchaft bisher in der Provinz geſpielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit, auch in Paris auf, und fand bald ſo viel Beifall und Unterſtützung bei Hofe, daß ihm ein Theil des Palais royal zu ſeinen Vorſtellungen eingeräumt ward. Nach Molière's Tode (1673) wurden ſie eine zeitlang unterbrochen; dann aber vereinigte ſich dieſe Geſellſchaft mit dem Théatre du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten ſich endlich alle Schauſpieler in Paris von der Paſſionsbrüderſchaft frei, und die Geſellſchaft des Théatre français im Hôtel de Bourgogne erhielt nunmehr den Titel der königlichen

Schauſpieler (Troupe royale). Inzwiſchen hatten die italieniſchen Schauſpieler abwechſelndes Glück. Die Gelosi hielten ſich auf die Dauer eben ſo wenig, als eine zweite italieniſche Geſellſchaft, die ſeit 1662, jedoch ohne feſten Platz, Vorſtellungen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es beſſer. Sie ſpielte abwechſelnd mit der franzöſiſchen Truppe, und erhielt, als ſich ſieben Jahre nach Molière's Tode beide franz. Geſellſchaften im Palais-royal zu dem Théâtre français vereinigten, das Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Dieſe Bühne iſt das bekannte Théâtre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geſchloſſen werden mußte. Der Prinz Regent eröffnete es wieder, und die Mitglieder nannten ſich ſeitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de France. So hatten ſich alſo nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigentlich franzöſiſche und das italieniſche. Zu dieſen kam 1678 noch ein drittes: das Theater der komiſchen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo ſie ſich aus den Vaudevilles entwickelte, entſprang. Mehrere der feinſten und vorzüglichſten Köpfe unter den komiſchen Dichtern Frankreichs nahmen ſich dieſes Schauſpiels an, und ſo erhob ſich das Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erſt im Jahre 1715 dieſen Namen erhielt, bald zu gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entſtand endlich auch die ſerioſe Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieſelbe bloß in Italien beſtanden hatte, zuerſt eine Geſellſchaft italieniſcher Operiſten nach Paris kommen ließ, welche dort die italieniſche Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hierdurch veranlaßt, machte Perrin den erſten Verſuch mit der franzöſiſchen großen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium, und dieſes Operntheater den Namen einer königlichen Akademie der Muſik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ballets ausgeſchmückt ward, und an Quinault u. A. auch ſehr vorzügliche Dichter gewann. (S. hierüber d. Art. Ballet, franzöſiſche Muſik, Noverre, Oper, Pantomime u. ſ. w.) Alle dieſe Theater zählten nun auch bis auf den heutigen Tag eine Reihe der berühmteſten Schauſpieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre français einen Lekain, Baron, Fleury, Talma, eine Gauſſin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Ducheſnoy und Georges, oder vom Théâtre italien einen Carlin, Lelio Riccoboni u. A. m.? (S. d. Art.) Die Fortſchritte, welche die theatraliſche Kunſt der Franzoſen auf dieſen Bühnen gemacht hat, müſſen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Molière mit ihren Stücken erſchienen. Voltaire und die Clairon erwarben ſich um die Verbeſſerung der tragiſchen Bühne, wie erwähnt worden, ſehr weſentliche Verdienſte. Deſſen ungeachtet aber blieb beſonders in Rückſicht auf die Kunſtwahrheit der Darſtellungen ihren Nachfolgern noch ſehr viel zu reformiren übrig, und erſt Talma (der durch den berühmten Maler David dazu veranlaßt ward) verdankt man die Einrichtung des ächten antiken Coſtüme's auf der franz. Bühne, wo bis dahin die griechiſche Tragödie in Perücken, Federhüten und Reifröcken geſpielt wurde. Man vergleiche in dieſer Hinſicht die beiden wichtigen Coſtume-Werke, die alten Costumes des grandes théâtres de Paris, 1786 u. ff. und die neue Galerie théâtrale, 1810 ff. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der pariſer Theater aber und das

Digitized by Google

Geſchichtliche dieſer einzelnen Bühnen, ſo wie den Charakter der franzöſiſchen Schauſpielkunſt überhaupt, ſ. d. A. Pariſer Theater. Wl.u.S.

† Franzöſiſche Muſik. Unter den neuern echt franzöſiſchen Tonſetzern müſſen wir Grétry zuerſt nennen. Sein Styl iſt ungemein einfach und echt naiv; er opfert alles der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Herzen wieder. Seine komiſchen Opern erhielten ungetheilten Beifall. Ihm verwandt an Geiſt und Gefühl iſt Dalayrac; er beſitzt vielleicht weniger komiſche Kraft, aber eben ſo viel ſanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls; auch er bereicherte die komiſche Oper ſehr. Monſigny, älter als beide, wird beſonders um der Wärme ſeines Ausdrucks willen, geſchätzt. Della Maria ſtudirte in Italien; der frühe Tod dieſes überaus lieblichen Compoſiteurs wurde allgemein beklagt. Méhul gehört zu den größten jetzt lebenden franzöſiſchen Tonſetzern; Gluck ſelbſt weihte ihn in den philoſophiſchen Theil der Kunſt ein. Energie, Originalität der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kraft und Schönheit des Ausdrucks charakteriſiren ihn; oft wirft man ihm einen Hang zum Bizarren vor, und einen Mangel an Melodie, doch werden ſeine zahlreichen Werke in- und außerhalb Frankreich ſtets gern gehört. Er componirte viele ernſte und komiſche Opern, und die berühmteſten neuen Nationalgeſänge ſind von ihm. Boyeldieu wurde zuerſt durch ſeine lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit und Grazie ſind ihm eigen. Nicolo Iſouard aus Malta, bildete ſich in Italien, wo viele ſeiner Opern Beifall fanden; in neuerer Zeit ſchrieb er viel für die Pariſer komiſche Oper, und ſeine Werke erregten und verdienten Enthuſiasmus. Er iſt zugleich trefflicher Piano-, Orgel- und Harmonikſpieler. Berton iſt einer der fleißigſten Tonſetzer; ſeine zahlreichen Werke ſind ſehr beliebt und zeichnen ſich durch ihren ſchönen Geſang aus. Catel iſt beſonders durch ſein Handbuch der Harmonie bekannt, worin er eine ganz neue Anſicht aufſtellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclaſſen: die natürlichen und die künſtlichen eintheilt. Das Conſervatorium hat ſeine Lehrſätze angenommen. Er hat einige beliebte Opern und viel Inſtrumentalmuſik geſchrieben. Unter den Kirchencompoſiteurs können wir nur Goſſec auszeichnen. Sein dreiſtimmiger Geſang „O salutaris hostia" iſt mit Recht berühmt. Le Sueur gehört unſtreitig noch zu den vorzüglichſten franzöſiſchen Tonſetzern für das Theater und die Kirche. Er ſchrieb nur ernſte große Opern; ſein Styl iſt einfach, rein und oft groß, bisweilen aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzoſen ſind mit Recht ſtolz auf ihn, er hat viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und ſchrieb mehrere Werke über Theatermuſik. Noch müſſen wir zwei berühmte Italiener erwähnen, die in Paris leben und deren Meiſterwerke unſtreitig jetzt den bedeutendſten Einfluß auf den dortigen Zuſtand der Muſik haben; dies ſind: Spontini und Cherubini, in deren Werken eine Gluth der Phantaſie iſt, deren kein Franzoſe ſich rühmen kann. Zu den Hauptanſtalten für Beförderung der Tonkunſt gehört das trefflich eingerichtete Conservatoire; es verdankte ſeine Stiftung der Revolution, die alle frühern herrlichen Concertanſtalten zerſtört hatte. 1793 fing es an ſich zu bilden; die trefflichſten Künſtler wurden Profeſſoren in dieſer Anſtalt, und die ausgezeichnetſten Virtuoſen gingen aus ihr hervor. Nirgends in Europa konnte man Mozarts und Haydn's Symphonien ſchöner aufführen hören.

als in den öffentlichen Concerten dieſer Zöglinge. Keines der italieniſchen Conſervatorien war nach einem ſo großen Plan eingerichtet. Es leiſtete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geſchrieben wurden, der Tonkunſt die weſentlichſten Dienſte. Man hofft, daß die jetzige Regierung dies in ſeiner Art einzige Inſtitut nicht ganz aufheben, ſondern wohl nur anders benennen wird. Wir fügen dieſer Ueberſicht des Zuſtandes der Muſik in Frankreich hier nur noch die Namen der dortigen berühmteſten Virtuoſen neuerer Zeit bei. Für den Geſang: Garat, Lays, Lainez, Ellevion, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Piano: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimiſch iſt: Marin, Nadermann, Bochſa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreutzer, Baillot, Lafond; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefevre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Frederic Duvernoy und Domnich, für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Inſtrumenten, die in Paris gebaut werden, ſind beſonders die Erardſchen Piano's und Pedalharfen berühmt. WI.

* Franzöſiſche Schule oder Malerei. In den älteſten Zeiten erhielt Gallien zuerſt durch die Römer Begriffe von Kunſt. Unter der fränkiſchen Monarchie ſtanden die Künſte wohl noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, ſchon mit Gemälden auf Goldgrund geſchmückt. Muſiviſche Malereien waren in dem Zeitalter der Fregunde gebräuchlich, ſo wie auch damals ſchon die Glasmalerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Karolinger haben ſich faſt gar keine Kunſtwerke erhalten, da nur einige wenige Bildniſſe von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künſte; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder im J. 824 ein Concilium in Paris zuſammen. Die bald darauf folgenden Zerſtörungen der Normänner verſcheuchten die Künſte wieder ganz. Die erſten Spuren findet man ſpäter in mehreren ſehr ſaubern Miniaturmalereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königlichen Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handſchrift der vier Evangeliſten mit dem Bilde des Kaiſers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen. Dieſer Fürſt liebte die Künſte und berief Künſtler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Freskomalereien ausgeführt. Unter Ludwig VII. Regierung fingen, beſonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künſte an zu blühen, vorzüglich die koſtbare Glasmalerei. Er ließ die Fenſter der Kirche St. Denis malen. Jetzt gewannen auch die Emaillemalereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IX. oder dem Heiligen, fängt eine glücklichere Periode für die Künſte an; ſeine Schickſale und Züge in das heilige Land boten den Künſtlern reichen Stoff. Alle Darſtellungen gewannen in dieſem Zeitraume mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantaſie müſſen in das Leben übergehen, wenn die Kunſt erwachen ſoll. Carl V. that alles mögliche, um die Künſte zu befördern. Wir finden noch viele Denkmale aus dieſer Zeit, in Freskogemälden, gewürkten Tapeten und mit Miniaturen verzierten Handſchriften. Die Geſchichte der Johanna von Arc wurde der Gegenſtand verſchiedener Malereien, und das Denkmal, welches ihr Carl

VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans ſetzen ließ, war das zweite bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürſt, gehörte ſelbſt zu den berühmteſten Malern des 15ten Jahrhunderts. Man bewahrte zu Aix in der Provence ſein eignes, von ihm ſelbſt gemaltes Portrait. Doch erſt unter Franz I. wurde der Kunſtgeſchmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geſchichte der Malerei in Frankreich an. Der kunſtliebende König zog große italieniſche Künſtler nach Frankreich und wußte ſie zu ſchätzen. Der berühmte Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich, und ſtarb in Franz des I. Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in ſeine Dienſte. Roſſo de' Roſſi, unter dem Namen Maître Roux bekannt, wurde 1530 erſter Hofmaler und Oberaufſeher aller Verſchönerungen zu Fontainebleau. Da man damals gern die Malereien mit Stuckaturarbeiten vereinigte, ſo berief Franz I. zu dieſem Behuf den Primaticcio nach Frankreich. Letzterer zog mehrere italieniſche Künſtler dahin, welche hier eben ſo eine Künſtlerkolonie bildeten, wie einſt die Griechen in Rom. Alle franzöſiſchen Maler wurden nur durch ſie gebildet und erzogen. François Clouet genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die erſten beſſern einheimiſchen Portraitmaler aus dieſer Zeit. In der Glas-, Emaille- und Miniaturmalerei, ſo wie in der Tapetenweberei, zeichneten ſich aber die Franzoſen beſonders aus. Ihr Streben richtete ſich immer dahin, die Kunſt mehr zum Schmuck zu benutzen, als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen. Bramante, der vom Papſt Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenſter des Vaticans durch Glasmalereien zu zieren, berief die franzöſiſchen Künſtler Claude und Guillaume de Marſeille dazu nach Rom. Mit Jean Couſin, zu Coucy bei Sens geboren, der noch im J. 1589 lebte, fängt die Reihe der berühmten franz. Maler an. Er beſaß gründliche Kenntniſſe von der Perſpektive und Architektur. Seine Glasmalereien, beſonders die Kirche von St. Gervais in Paris, ſind berühmt. Sein Oelgemälde: das jüngſte Gericht, in der ehemaligen Sacriſtey des Minimes bei Vincennes, war das erſte größere Hiſtoriengemälde. Franz I. foderte ihn und ſeine Zeitgenoſſen auf, wetteifernd edle Kunſtwerke hervorzubringen; er ſammelte ſie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Raphaels und Michel Angelo's damit; dies war der Grund des pariſer Muſeums. Damals wurde auch die Manufaktur der Gobelinstapeten eingerichtet. Martin Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete ſich beſonders nach Michel Angelo Buonarotti und wurde erſter Hofmaler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunſt in Frankreich die erſten Stufen des Wachsthums erreicht, ſo kränkelte ſie wie eine Treibhauspflanze, die nur blüthenloſe Zweige hervorbringt. Am meiſten trugen die ausſchweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Carls IX. dazu bei. Die Kunſt wurde entwürdigt zu üppigen Darſtellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war incorrect, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582 geſt. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünſtler, der eine Schule ſtiftete und den Geſchmack wieder reinigte. Er hatte den Orient geſehen, und bildete ſich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt beſonders auch die von Philipp von Champagne angefangene Gallerie berühmter Perſonen zu malen. Er verfiel zuletzt in das Manierirte. Aus ſeiner Schule

gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard, du Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und ſeine eignen Brüder Aubin und Claude Vouet hervor. Seine berühmteſten Zeitgenoſſen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. a. m. Der letztere war der Lehrer des großen Nikolas Pouſſin, den man den franzöſiſchen Raphael nennt. Dieſer war zu Andely 1594 geboren, und ſtammte aus einer armen aber adeligen Familie (ſ. d. Art. Pouſſin); er bildete ſich ganz in Rom. Richelieu zog Pouſſin von Rom nach Paris (1639), wo man ihn mit Aufträgen überhäufte. Doch ſein ideales Streben, ſein tiefer Sinn und ſeine edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwig XIV. nicht verſtanden; ſeine Kunſt war mehr geiſtig als körperlich ſchön, denn Gedanke, Ausdruck, Zeichnung, Studium des Alterthums waren ihm das Wichtigſte, aber ſein Colorit war matt und kraftlos, er malte immer nur in halber Lebensgröße, nicht in Fresco, und ſo fehlten ihm die äußern Mittel, um zu einer Zeit Eindruck zu machen, wo die luxemburger Gallerie, die Rubens für Maria von Medicis gemalt hatte, alle Augen durch blendenden Glanz und regelloſe Kühnheit auf ſich zog. Vuets Partei verfolgte ihn dabei heftig, und er eilte aus ſeinem Vaterlande, wo man ihn ſo verkannte, nach Rom zurück, wo er im J. 1665 ſtarb. Er war ein philoſophiſcher Maler; die Gelehrſamkeit, die er ſelbſt in den Nebendingen zeigt, macht ihn intereſſant für den Alterthumsforſcher; er wollte mehr für den Geiſt als für die Sinne malen, und oft wollen ſeine Werke nur unter der Hülle des dichteriſchen Bildes ernſtes Nachdenken wecken. Er war der erſte Landſchaftsmaler im heroiſchen Styl. Sein Schüler Dughet, der nach ihm auch Gaſpard Pouſſin genannt wird, zeichnete ſich beſonders als Landſchaftsmaler aus. Die berühmteſten franzöſiſchen Maler dieſer Zeit waren: Le Valentin, geb. zu Colomiers 1600, geſt. 1632; er bildete ſich ganz nach Caravaggio, und hatte mehr kühne Kraft als ſeine franzöſiſchen Vorgänger; Jacques Blanchart, geb. 1600, geſt. 1638, erwarb ſich den Beinamen des franzöſiſchen Tizian; er war der vollkommenſte Coloriſt unter ſeinen Zeitgenoſſen; Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, geſt. 1682, der trefflichſte Landſchaftsmaler aller Zeiten, welcher ſich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers ſeiner Compoſitionen gerühmt. Die Mignards aus Troyes in Champagne, zeichneten ſich ſehr aus; der ältere Bruder, Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war beſonders Portraitmaler; der jüngere, Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geboren und ſtarb 1695. Dieſer wurde ſehr berühmt ſowohl durch ſeine meiſterhaften Portraits, als ſeine großen Frescomalereien; eine der ausgezeichnetſten unter letztern iſt die Kuppel der Kirche Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargeſtellt ſind. Auch zu dem täuſchenden Kopiren alter Meiſterſtücke hatte er ein ſeltnes Talent. Die Grazie ſeiner Manier und die Lieblichkeit ſeines Colorits ſind bekannt, und erheben ihn zu einem der erſten Künſtler Frankreichs. Sebaſtian Bourdon verdient hier genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künſtler war unſtreitig Euſtache Le Sueur, geb. 1617, geſt. 1655. Frankreich kann um ſo ſtolzer auf ihn ſeyn, da er ſich bildete, ohne jemals Paris zu verlaſſen. Er ſtudirte eifrig Raphaels Werke, mit deren Geiſt er ſich durch Kupferſtiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches,

Edles, Stilles, ſeine Zeichnung iſt rein, ſein Colorit ſanft harmoniſch, obſchon etwas matt. Berühmt iſt die Folge von 22 Gemälden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darſtellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid ſeiner Mitbürger hätte bitter verfolgen ſollen. Selbſt nach ſeinem Tode mußten ſeine Gemälde in dem Carthäuſerkloſter mit Gittern umgeben werden, um ſie gegen verſtümmelnde Bosheit zu ſchützen. Seine Werke ſind außer Frankreich wenig bekannt. Sehr berühmt iſt Charles le Brun, geb. 1619, geſt. 1690; er ſtammt aus einer ſchottiſchen Familie. Mit kühner Phantaſie und wahrer Leidenſchaft widmete er ſich der Malerei, die er zu Rom unter Pouſſins Leitung ſtudirte. Alle dieſe Künſtler waren eigentlich ſchon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron beſtieg, deſſen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunſt nicht ſehr günſtig war. Nur le Brun feierte unter ihm ſeine glänzendſte Zeit, und gewann eine Alleinherrſchaft über Alles was Kunſt betraf. Sein berühmtes Meiſterwerk: „Alexander, der die gefangene Familie des Darius beſucht" malte er ganz unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in ſeiner Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten ſind ungemein zahlreich, überall ſieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch echt franzöſiſche Manier und ein Hinneigen zum theatraliſchen Effekt. Da er auf den Miniſter Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die franzöſiſchen Akademien der Kunſt in Rom und in Paris, die noch fortblühen, und wovon die letztere ſich beſonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lukas in Paris entgegenſtellte. Nach le Bruns Zeit verließen die Franzoſen die gute Bahn und das Studium der großen italien. Meiſter. Le Brün hatte viele ausgezeichnete junge Künſtler beredet, Kupferſtecher zu werden, um ſeine Werke durch ſie vervielfacht zu ſehen. Unter dieſen zeichnen ſich Gérard Audran, J. Mariette und Gabriel le Brun ganz beſonders aus. Die genannteſten Künſtler der folgenden Zeit ſind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmaler, Noël Coypel und deſſen Sohn Antoine, deren reiche Phantaſie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, doch die auch den wahren Ausdruck in theatraliſche Uebertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Malern. Vivien, Jouvenet (deſſen Werke Peter dem Großen beſonders gefielen, als dieſer 1717 Paris beſuchte), Chèron, Parrocel, Sylveſtre, de Largillière, Rigaud, Audrê, La Fage, waren fleißige und geſchickte Künſtler dieſer Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieſer allein huldigend wurde Watteau der Liebling ſeiner Zeit, indem er lauter ſcherzhafte kleine Gegenſtände, mit der affektirteſten Grazie darſtellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Paſtellmalerei und der Geſchmack an Cameengemälden ſo herrſchend, daß wahre Kunſt völlig verdrängt ward. Loriot entdeckte damals die Kunſt, Paſtellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerſt an, dem ſinkenden Geſchmack entgegenzuarbeiten, ſo auch Antoine Pesne, der wackere Pierre Subleyras und le Moine; es würde dieſen beſſern Künſtlern gelungen ſeyn, wenn nicht zwei Männer: Chriſtophe Huet und François Boucher, den völligſten Verfall der Kunſt herbeigeführt hätten; letzterer, der 1704 geboren war und 1770 ſtarb, gehörte zu den verworfenſten Menſchen. Er fröhnte mit ſeiner Kunſt nur der gemeinſten Sinnlichkeit und Unſittlichkeit. Kein Maler ir-

Digitized by Google

gend einer Zeit hat die Kunſt ſo entweiht wie er. — Wir müſſen hier ei-
nes geſchickten Malers gedenken, wegen ſeiner ſonderbaren Laufbahn,
da er die franzöſiſche Kunſt in einen andern Welttheil verpflanzte. At-
tiret, 1702 zu Dole geboren, wurde von den Miſſionären 1737 nach Pe-
king berufen, wo ſeine Arbeiten dem chineſiſchen Kaiſer und allen Gro-
ßen des Reichs ungemein gefielen; ſo daß er dort eine Zeichenſchule er-
richtete und ſtets für den Kaiſer beſchäftigt war, der ihn zum Mandarin
erheben wollte. Er ſtarb dort 1768. In Frankreich iſt die erſte erfreu-
liche Erſcheinung wieder der Landſchaftsmaler Joſeph Vernet, geb.
1714, geſt. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunſt wieder zurück-
führen. Seine Darſtellungen der See in allen Bewegungen derſelben,
und ſeine Hafengemälde ſind einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl,
reiche Phantaſie und raſtloses Studium der Natur bildeten ihn. Der
Graf Caylus, 1692 geb., 1765 geſt., that als eifriger Alterthumsfor-
ſcher viel für die franzöſiſche Kunſt, und ſtiftete Preiſe zur Aufmunterung
der Künſtler. Greuze, den man oft den Grazienmaler nennt, trat
jetzt auf; er war 1726 zu Touren geb. und ſtarb 1805. Man kann ihn
den wahren Volksmaler der Franzoſen nennen, denn ſeine ganz aus
dem häuslichen Leben genommenen Bilder zeichnen die eigenthümlich-
ſten Züge der Denk- und Empfindungsweiſe ſeiner Mitbürger. Seine
Gemälde ſind einfach und lieblich, an das Sentimentale gränzend,
natürlich, aber pariſer Natur darſtellend, die nie frei von Manier
iſt. Er ſtiftete die Gattung, die man mit dem Namen: Tableaux
de Genie bezeichnet, und ſeitdem ſo beliebt wurde. Wien,
geb. 1715 zu Montpellier, wurde der erſte Verbeſſerer des Kunſtge-
ſchmackes und der Vater und Neſtor der neuen Schule. Eine edle
Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nachahmung der Natur, zeich-
nen ſeine Gemälde aus. Aus ſeiner Schule ging der berühmte Da-
vid hervor, der eigentliche Stifter der jetzigen Schule. Dieſer führte
zuerſt wieder das ſtrenge Studium der Antike und der Natur ein,
und bewirkte ſo mit kräftigem Eindruck einen reinen Styl und rich-
tigere Zeichnung, als ſie noch nie in Frankreich geherrſcht hatten.
Seine Verdienſte um den geläuterten Kunſtgeſchmack ſeiner Nation,
ein Feuereifer und raſtloſer Fleiß, ſeine Liebe für alle ſeine Schüler
und ſeine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach
zu bilden, ſind ſehr rühmlich und wohl einzig in ihrer Art. Er iſt ein
zu ausgezeichneter Künſtler, als daß ſeine Werke nicht hätten eben
ſo harten Tadel als enthuſiaſtiſches Lob erfahren ſollen! (ſ. d. Art.
David.) Vincent, Regnault und Ménageot ſind gleich-
zeitige brave Künſtler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die
Nationalverſammlung jedes artiſtiſche Inſtitut auf. Die herrlichſten
Kunſtwerke gingen durch die rohen Ausbrüche der zerſtörenden Frei-
heitswuth verloren; doch ein neuer Geiſt entflammte zugleich die Ge-
müther und die Phantaſie der Künſtler. Die Patrioten unter ihnen
traten unter dem Namen einer Volks- und republikaniſchen Künſtler-
geſellſchaft zuſammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhal-
ten, und ihren Verſammlungen im Louvre beiwohnen konnte. Die
Hauptereigniſſe der Revolution beſchäftigten die Künſtler, wurde der
Ausdruck dadurch auch an grelle Uebertreibung gewöhnt, ſo war doch
die fade frühere Manier ſolcherweiſe plötzlich vertilgt. Süvee, ein
ſehr geſchätzter Künſtler, wurde Director der franzöſiſchen Akademie
in Rom. Unter Napoleons Regierung wurde Alles aufgeboten, um
die Künſte kräftig zu unterſtützen, und eine außerordentliche Anzahl

bedeutender Künſtler entfalteten ihre Talente ſchnell und glänzend. Die drei berühmteſten Malerſchulen waren die von David, Regnault und Vincent. Wir nennen hier nur die vorzüglichſten ihrer Zöglinge, weil über die berühmtern eigene Artikel nachzuſchlagen ſind. Aus Davids Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, der ſo wie Harriet in früher Jugend in Rom ſtarb, im J. 1788; bei ſeinem Enthuſiasmus für Alles, was erhaben, gut und edel war, ſeinem zarten Schönheitsſinn und ſeiner nie mit ſich zufriednen Beſcheidenheit, wäre er wahrſcheinlich Frankreichs größter Künſtler geworden. Gérard, der ſich neuerlichſt durch ſein großes hiſtoriſches, vom König gekauftes Tableau des Einzugs Heinrichs IV., in Paris beſonders berühmt gemacht hat, ſteht an der Spitze der lebenden Schüler Davids; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, Serangeli, Mad. Laville Leroulx, Madame Angelique Mogés, Mad. Barbier Valbonne und van Brée gehören zu den ausgezeichnetſten ſeiner Schüler, unter denen beſonders noch Richard aus Lyon zu erwähnen iſt. Dieſer Künſtler ſchuf ſich ein ganz eignes Fach, indem er romantiſche Scenen aus dem Mittelalter wählt, die er in ganz kleinen Dimenſionen mit überaus zartem Pinſel und allem Zauber der gewählteſten Beleuchtung und der Luft- und Linienperſpective auszuführen weiß. Dieſe kleinen Gemälde ſind überaus reizend und werden ſehr geſchätzt. Die berühmteſten ſind: ſeine Valentine von Mailand, Carl VII. Abſchied von Agnes Sorel, Franz I., Jakob Molay, Louiſe de la Valliere in ihrer Zelle betend, Maria Stuart im Gefängniß ꝛc. Regnault iſt das Haupt einer zweiten Schule, ſeine eignen Werke ſind correct und lieblich, wenn ſchon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmteſter Schüler iſt Guérin, Künſtler vom erſten Rang. Unter ſeinen zahlreichen übrigen Schüler ſind: Landon (der die Annales du Musée herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau, und beſonders der vortreffliche Portraitmaler Robert le Févre, bemerkensweth. Regnault hat ein eignes Attelier für Künſtlerinnen, und bildete viele ſehr ausgezeichnete wie: Mad. Auzon Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Benoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grenée, Taillaſſon, Peyron, Monſiau, Le Thiers und Prudhon (der ſich beſonders nach Correggio zu bilden ſtrebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künſtlern in Paris. Girodet aber als Hiſtorienmaler, Iſabey und Auguſtin als Miniaturmaler, Drolling als Maler von Converſationsſtücken, Rédoutée als trefflicher Blumenmaler, Valenciennes als Landſchaftsmaler, Mad. Claudet, Gattin eines geſchickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemalerin, und Desnoyers als ausgezeichnet trefflicher Kupferſtecher, ſind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichſten Kunſtwerke aller Nationen, die mehrere Jahre lang im Muſeum in Paris aufgehäuft waren, und der ſehr rege Kunſteifer des damaligen Directors Vivant Denon, der ſelbſt trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes ſchlummernde Kunſttalent, und brachten alle glänzenden Wirkungen raſcher Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen ſtillen heiligen Geiſt der Kunſt ſind wenige dieſer zahlloſen neuern franzöſiſchen Künſtler durchdrungen; ihre Darſtellungen ſind oft mehr theatraliſch als wahr, mehr ſentimental als gemüthlich. Daher rührt auch der entſchiedene Mangel an Empfänglichkeit der Franzoſen für das Studium

und die Erkenntniß der altdeutſchen Malerei. Nur der Sinn für die echte Antike iſt endlich unter ihnen durch David geweckt worden. Das Praktiſche ihrer Kunſt beherrſchen ſie aber meiſterhaft, mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seit der König zurückkehrte, iſt der Graf Forbin, ſelbſt ein geſchickter Künſtler, Director der Muſeen und Kunſtanſtalten, welche auch jetzt von der Regierung thätig unterſtützt werden. Wl.

† Franzöſiſche Sprache. Den außerordentlichen Reichthum derſelben an Wortformen für alle Beziehungen des geſelligen Verkehrs, lernt man am beſten aus dem ſehr ſchätzbaren und intereſſanten Dictionn. comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial par Philibert Joseph le Roux (Lion 1735) kennen, das in Deutſchland leider minder als es verdient bekannt geworden iſt. Dieſer Reichthum, der es uns Deutſchen noch immer unmöglich macht, in den Socialverhältniſſen des menſchlichen Lebens franzöſiſcher Ausdrücke ganz zu entbehren, iſt ſelbſt die Veranlaſſung zu der höchſt ſeltſamen Erſcheinung geweſen, daß die Deutſchen ſogar franzöſiſch klingende Worte gebildet haben, die kein Franzoſe kennt, wie z. B. Chatoulle, Chatouilles, Tabelle, Friseur, etc. In unſern militäriſchen Commando-Worten haben wir mit ihnen den artigen und für unſere Zeit beſonders bezeichnenden Tauſch getroffen, daß wir von ihnen das Wort Marſch, ſie von uns den Ausdruck Halt (auch als Subſtantiv: une Halte) angenommen haben. Wl. u. S.

Freienwalder Geſundbrunnen. Er entſpringt eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeſchloſſenen Thale. Der Weg von der Stadt führt im Thale hin, nach dem Bade, und iſt mit Bäumen beſetzt. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erſt 1736 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen verſehen. Unter den vielen hier emporquellenden Brunnen, ſind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen und überbaut. Das Waſſer gehört zu den alkaliſch-erdigen Stahlwaſſern, iſt kalt, hell, perlt ſtark, und hat einen dintenähnlichen Geſchmack. Es hält in 1 Pfd. zu 16 U., nach Roſe Bitterſalz $\frac{12}{25}$ Gr., Selenit $\frac{1}{10}$ Gr., Kochſalz $\frac{6}{25}$ Gr., Kochſalzſaure Bittererde $\frac{4}{25}$ Gr., Luftſ. Bittererde $\frac{1}{10}$ Gr., Kieſelerde $\frac{1}{20}$ Gr., Luftſ. Eiſen $\frac{13}{50}$ Gr., Extractiv- und Harzſtoff $\frac{4}{25}$ Gr., und eine geringe Menge Luftſäure. Nützlich iſt dies Waſſer in Schwäche des Magens, beim Samen- und weißen Fluße, bei Lähmungen nach Schlagflüſſen, Mattigkeit der Glieder, Hypochondrie, Schwindungen, Flüſſen, Gicht, Podagra, Mutterbeſchwerden, Bleichſucht, Unfruchtbarkeit von Erſchlaffung u. ſ. w. Vor den Brunnengebäuden iſt ein großer, grüner Platz, wo die Brunnengäſte zu frühſtücken pflegen.

Freundsſchafts Inſeln, ein Gruppe von 150 Inſeln, die zu Auſtralien gehören, vom 18 bis 23° ſüdlicher Breite und vom 182 bis 186° öſtlicher Länge von Greenwich in dem ſtillen Ozeane liegen. Der Holländer Tasmann entdeckte zuerſt 1643 einige dieſer Inſeln. Cook fand dieſelben auf ſeiner zweiten Reiſe 1773 wieder, beſuchte ſie 1777 zum zweiten Mal, und nannte ſie, wegen der gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme, die er bei den Einwohnern gefunden hatte, die freundſchaftlichen Inſeln. Die meiſten derſelben ſind niedrig, und ſcheinen keine andere Grundlage als Corallenfelſen zu haben: andere ſcheinen vulkaniſchen Urſprungs zu ſeyn. Die vielen Korallenriffe und die dadurch verurſachten Brandungen machen die Schiff-

fahrt zwiſchen dieſen Inſeln ſehr gefährlich. Das Clima iſt äußerſt ſchön und der Vegetation und Geſundheit ſehr zuträglich. Keine dieſer Inſeln iſt ganz ohne ſüßes Waſſer. Die Produkte des Pflanzenreichs ſind ſehr mannichfaltig, die vorzüglichſten ſind Piſangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Ueberfluſſe, Sagopalmen, Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kowa bereitet wird, Bambus, Flaſchenkürbiſſe, Pompelmuſen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachſen, und viele andere. Auch haben die Miſſionäre mehrere europäiſche Gartengewächſe mit Glück angebaut. Aus dem Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fiſche, Schildkröten, Auſtern u. ſ. w. Die Einwohner, deren Zahl von Einigen auf 80 bis 90,000, von Andern noch einmal ſo hoch geſchätzt wird, ſind von mittlerer Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und zeichnen ſich durch freundſchaftliche Geſinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunſtfleiß vor den andern Südſeebewohnern aus. Doch herrſcht auch die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer. Ihre Kleidung beſteht in Matten, vom Papiermaulbeerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben ſie ganz beſonders, und baden ſich daher oft. Die Wohnungen ſind ſehr kunſtlos. Starke Matten oder geflochtene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Dach ruhet auf wohl verbundenen Pfoſten und Querbalken. Ihre Schlafſtelle iſt eine Matte, ihre Decke die Kleidung, welche ſie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkchen ihr Kopfkiſſen. Außer dieſen Dingen beſteht ihr ganzer Hausrath nur in einigen Schalen zum Kowatrank, einigen Flaſchenkürbiſſen und Kokosſchalen. Die Weiber beſchäftigen ſich mit Verfertigung der Matten, worin ſie ſehr geſchickt ſind, und die Tahiter übertreffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fiſchfang, und verfertigen die Häuſer und Kanots. Die ſchön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Grasplätzen durchſchnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehmen umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern beſtehen, welche die Stelle der Gräber bezeichnen, geben dieſen Landſchaften ein gefälliges Anſehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung, eine Art von Lehnſyſtem. Die meiſten Inſeln ſind dem Könige von der Inſel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbeſitzer oder Fürſten und Herren Abgaben entrichten und Gehorſam leiſten. Die Einwohner haben auch einige Religionsvorſtellungen. Homoa heißt die größte Inſel, und auf Tongatabu oder Amſterdam reſidirt der mächtige König dieſes Archipels.

Freyre d'Andrade (Gomez), einer der ausgezeichnetſten portugieſiſchen Offiziere aus einer der vornehmſten portugieſiſchen Familien und Verwandter von Pombal, geb. um d. J. 1762 in Wien, wo ſein Vater portugieſiſcher Geſandter war; hingerichtet zu Liſſabon, als das Haupt einer Verſchwörung gegen das brittiſche Heer und die Regentſchaft von Portugal. Er diente von Jugend auf in der portugieſiſchen Armee, dann auf der Flotte als Schiffslieutenant; trat in ruſſiſche Kriegsdienſte, und war bei der Erſtürmung von Oczakow (22. Sept. 1789) der Erſte, welcher die ruſſiſche Fahne auf den Wällen der eroberten Feſtung aufpflanzte. Catharina II. erhob ihn deswegen zum Oberſten, und gab ihm einen koſtbaren Degen nebſt dem St. Georgsorden. Hierauf kehrte er nach Portugal zurück, kommandirte ein portugieſ. Regiment in den Feldzügen in Catalonien und Rouſſillon, von 1792 bis 1794, und wurde nach dem

frieden Generallieutenant. Als ſolcher trat er in Folge der Begebenheiten von 1808 in franzöſiſche Dienſte, und commandirte eine portugieſiſche Diviſion. Er zeichnete ſich in dem ruſſiſchen Feldzuge von 1812 aus, wurde 1814 Commandant in Dresden, unter dem Befehle des Marſchalls Gouvion St. Cyr, und blieb, als Dresden capituliren mußte, Kriegsgefangener bis zum J. 1814. Hierauf kehrte er über Frankreich im J. 1815 nach Portugal zurück, wo er anſehnliche Güter beſaß. Den 25. Mai 1817 wurde er auf Befehl des in Portugal commandirenden Marſchalls Beresford als das Haupt einer Verſchwörung, welche zur Abſicht hatte, den Marſchall Beresford zu ermorden, die Engländer aus dem Lande zu jagen, und den Herzog von Cadaval, einen Prinzen aus der königl. Familie, an die Spitze der Regierung zu ſtellen (angeblich auf den Thron von Portugal zu erheben), in Liſſabon verhaftet. Dieſe Verſchwörung, welche Beresford entdeckte, ſollte vom 25. Mai bis zum 5. Juni ausbrechen. Er ward nebſt elf Mitverſchwornen aus den erſten Familien des Landes, unter andern dem Oberſten Montiera, zum Tode verurtheilt, und ſtarb mit der Entſchloſſenheit eines kühnen Mannes, der für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes Alles gewagt hatte, den 19. Oct. 1817. Der furchtbare Urtheilsſpruch, nach welchem die 12 Verurtheilten in einer 7 Stunden langen Marter erſt gehenkt, dann geköpft und verbrannt wurden, worauf man ihre Aſche ins Meer ſtreute, ward nicht dem Könige von Portugal in Braſilien zur Beſtätigung vorgelegt; noch konnte derſelbe das Vorrecht ausüben, ſeine Unterthanen zu begnadigen oder ihre Beſtrafung zu mildern. In dieſen Proceß war auch ein Deutſcher im britiſchen Generalſtabe, der Baron von Eben, verwickelt. Er ward für ehrlos erklärt und aus der Armeeliſte geſtrichen. Die übrigen 19 Mitverſchwornen wurden theils verbannt, theils mit Gefängniß beſtraft. Die meiſten waren portugieſiſche Offiziere. Der General Freyre, ein ſanfter menſchenfreundlicher Mann von ſeltnen Talenten und Kenntniſſen, war bei der portugieſ. Armee eben ſo ſehr beliebt, als Beresford und die Engländer überhaupt verhaßt waren. Ein Vetter des hingerichteten Freyre d'Andrade, D. Joaõ, geb. zu Liſſabon 1773, diente ſeit 1790 bis 1815 im portugieſiſchen, dann im franzöſiſchen Heere, und nahm unter Napoleons Fahnen an allen Feldzügen in Portugal, Spanien, Rußland und Deutſchland einen rühmlichen Antheil; zuletzt commandirte er in der Schlacht bei Waterloo ein Regiment. Er lebt jetzt als franz. Oberſter auf halbem Sold in Paris. B.

Frobiſher (Sir Mart.) oder Frobiſer, auch Forbiſher, ein berühmter engl. Seefahrer des 16ten Jahrh., geb. zu Doncaſter in Yorkſhire. Er faßte den Plan, eine nordweſtliche Durchfahrt nach China aufzuſuchen. Nachdem er ſich fünfzehn Jahre vergebens bemüht hatte, die zu dieſer Unternehmung nöthigen Mittel herbeizuſchaffen, gelang es ihm auf Verwenden Dudleys, Grafen von Warwick, eine Geſellſchaft zuſammenzubringen, welche ſo viel Geld herſchoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinaſſe ausrüſten konnte. Mit dieſen ſegelte er am 8. Juni 1576 von Deptfort ab. Er nahm ſeinen Lauf nördlich, dann nordweſtlich, und erblickte am 11. Juli unter 61° N. B. ein Land, das er für Friesland Zeno's hielt. Das Eis hinderte ihn zu landen. Er fuhr ſüdweſtlich, dann nördlich und glaubte am 28. die Küſte von Labrador zu ſehen; am 31. ſah er ein drittes Land, und am 11. Aug. befand er ſich in einer Meerenge, die

er 50 Stunden hinauffuhr und nach ſich benannte. Die Bewohner glichen den Tataren. Er bemächtigte ſich eines derſelben und nahm ihn mit ſich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem entdeckten Lande Beſitz genommen. Einer ſeiner Matroſen hatte einen ſchwarzen Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht ſehr ſchwer war. Man hielt ihn für goldhaltig und träumte von großen Schätzen. Die Geſellſchaft unternahm eine zweite Ausrüſtung, mit welcher Frobiſher am 26. Mai 1577 abging. Er kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, beſuchte das Land, nahm ſeiner Inſtruction gemäß auf einer Inſel eine Ladung von jenem ſchwarzen Stein ein, und kam Ende Septembers glücklich nach England zurück. Die Königin Eliſabeth war mit dem Erfolg ſehr zufrieden. Die von den gemachten Entdeckungen zu erwartenden Vortheile wurden von einer Commiſſion geprüft; man beſchloß in dem neu entdeckten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Beſatzung nebſt Arbeitern dort zurückzulaſſen. Zu dem Ende ging Frobiſher den 31. May 1578 mit drei Schiffen von Harwich ab, denen zwölf andre folgten. Den 20. Juni entdeckte er Weſtfriesland, das er Weſtengland nannte und für ſeine Königin in Beſitz nahm. In die Meerenge konnte er vor dem Eiſe nicht einlaufen; einige Schiffe ſcheiterten, andere wurden beſchädigt. Die Jahreszeit war zur Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte ſich daher, 500 Tonnen des vermeintlichen Goldminerals einzunehmen und kehrte zurück. Da ſich indeß zeigte, daß jenes Mineral den erwarteten Werth nicht habe, ſtand man von weitern Unternehmungen ab. Frobiſher commandirte 1583 ein Schiff der Expedition, welche unter Drake nach Weſtindien ging, und 1588 ein großes Kriegsſchiff gegen die ſpaniſche Armada, gegen welche er mit großem Ruhm focht. Im J. 1594 ward er Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geſchickt. Bei einem Angriff auf die Küſte von Bretagne ward er verwundet und ſtarb bald darauf zu Plymouth. Man iſt nicht ganz einig, welche Länder es eigentlich geweſen, die Frobiſher entdeckt habe.

Frontalſchlacht, eine Schlacht, die durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie des Feindes (Parallel-Angriffe) ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entſchieden wird. In ſofern dabei nicht das Centrum durchbrochen wird (wo dann ein Aufrollen von innen erfolgt), können ſie nicht leicht für das Schickſal eines Feldzugs entſcheidend werden; man findet daher in den Feldzügen der großen Feldherren ihre Schlachten immer auf den Angriff eines Flügels oder Umgehung berechnet, den rechten ſtrategiſchen Punkt hierzu — bisweilen mit der Beſeitigung tactiſcher Vortheile, da ſich nicht immer alles vereinigen läßt — zu finden, iſt dann Sache des Genie's; Friedrich II. war, wie in allem, auch hier groß; und wenn wir nicht unbillig ſeyn wollen, müſſen wir geſtehen, daß auch Buonaparte oft glänzende Beiſpiele dafür aufgeſtellt hat.

Fronton, ſ. Giebel.

Frugoni (Carlo Innocenzo), einer der berühmteſten und fruchtbarſten italieniſchen Dichter des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Genua den 21. Nov. 1692. Nach dem Willen des Vaters mußte er zu Gunſten ſeiner beiden ältern Brüder der väterlichen Erbſchaft entſagen und den geiſtlichen Stand ergreifen. Im fünfzehnten Jahre trat er daher in die Congregation der ſomoskiſchen Brüder, und begann zu Genua ſein Noviciat. Im folgenden Jahre

1708) legte er ſein Gelübde zu Novi ab. Er zeigte von Kindheit an eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes und der Einbildungskraft. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, beſonders den ſchönen, waren reißend. Als er 1716 nach Brescia geſandt wurde, um daſelbſt die Rhetorik zu lehren, hatte er ſich ſchon den Ruhm eines eleganten Schriftſtellers in Proſa und Verſen, in lateiniſcher ſowohl als italieniſcher Sprache erworben. Er ſtiftete daſelbſt eine arcadiſche Colonie, in der er den Namen Comante Eginetico erhielt; allein erſt im folgenden Jahre, wo er nach Rom kam, erreichte ſein poetiſcher Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenſtände und durch das Beiſpiel guter Dichter, die er hier verſammelt fand, ſeine volle Entwickelung. Er ſchloß ſich beſonders an Rolli und Metaſtaſio an. Im J. 1719 kehrte er von Rom nach Genua zurück, um die jungen Geiſtlichen ſeines Ordens zu unterrichten, ein Geſchäft, das er auch in den folgenden beiden Jahren zu Bologna verſah. Allein ſeiner damals ſehr ſchwachen Geſundheit wegen mußte er zu Piacenza und dann zu Parmo ſich erholen. In Modena, wo er ſeine Arbeiten wieder begonnen hatte, bekam er die Blattern, und beendigte während ſeiner Geneſung die italieniſche Ueberſetzung das Rhadamiſt von Crebillon. In allen dieſen Städten ſchloß er mit den ausgezeichnetſten Männern, die hier lebten, genaue Verbindungen. An dem Hofe zu Parma fand Frugoni durch des Cardinals Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht, allein ſeine Muſe mußte ſich hier größtentheils zu Gelegenheitsgedichten für Feſte und dergl. Vorfälle bequemen. In Parma herrſchte damals der Herzog Francesco Farneſe, dem zwei Jahre darauf ſein Bruder Antonio in der Regierung folgte. Zu deſſen Vermählungsfeier mußte Frugoni eine ganze Sammlung von Gedichten verfertigen, und faſt zu gleicher Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauſes Farneſe hiſtoriſch beſchreiben. Sie erſchienen 1729. Der Titel eines königlichen Geſchichtſchreibers war ſeine Belohnung. Der Herzog Antonio ſtarb. Man hielt ſeine Gemahlin 8 Monate lang für ſchwanger. Frugoni feierte ſchon die Erfüllung aller Wünſche durch eine Kette von 25 ſehr ſchönen Sonetten. Allein ſeine Vorherſagung traf nicht ein. Am neuen Hofe konnte er keine Gunſt gewinnen, daher kehrte er nach Genua zurück, und ließ dort ſeine Freunde für den Abweſenden wirken. Jetzt fing ſein Kloſtergelübde an, ihm unerträglich zu werden. Nach vielen Bemühungen wurde er endlich deſſelben durch den Papſt Benedict XIV. entbunden. Eine glänzende Gelegenheit zeigte ſich dem Dichter jetzt, die Kraft ſeines Genies zu entfalten. Dies war die Eroberung von Oran durch die ſpaniſchen Truppen, unter dem Befehle des Grafen Montemar, nach einem blutigen Siege. Er feierte ſie durch eine große Canzone, welche ſehr günſtig aufgenommen ward. Andere Gedichte, welche er zu derſelben Zeit dem König Philipp V. und der Königin von Spanien überreichen ließ, machten ein ähnliches Glück. Endlich wurde er mit einer ehrenvollen Beſoldung wieder an den Hof gezogen. Der Krieg, welcher in Italien zwiſchen Spanien und Oeſterreich ausbrach, begeiſterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, verſetzte ihn aber auch oft in ſehr drückende äußere Verhältniſſe. Er nahm nun zu dem Talente ſeine Zuflucht, das er für die burleske und ſatiriſche Poeſie beſaß. Er verfertigte eine Menge Gedichte dieſer Art, unter andern auch den zehnten Geſang des originellen Gedichts Bertoldo, Bertoldino e la Cacenno, woran 20 Dichter arbeiteten. Nach

dem aachener Frieden kam Frugoni von neuem an den Hof zu Parma, und nun überließ er ſich freier ſeiner Neigung zur Dichtkunſt; er bereicherte das italieniſche Theater mit Ueberſetzung mehrerer franzöſiſcher Opern, hatte aber auch mit herben Ausfällen der Kritik zu kämpfen. So lebte er unter mancherlei Glückswechſel bis zum J. 1768, wo er im 76ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Wenig italieniſche Dichter haben während ihres Lebens ſo viel Aufſehen gemacht, und ſind nach ihrem Tode ſo gefeiert worden, als Frugoni. Seine Werke ſind 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bänden erſchienen. Letztere Ausgabe iſt die vollſtändigſte. Eine Auswahl aus dieſen Werken iſt in 4 Bänden zu Brescia 1782 ans Licht getreten. Findet man auch in Frugoni's Gedichten allerdings zuweilen Schwulſt und Bombaſt, ſo ſind doch die meiſten reich an trefflichen Gedanken und wahrhaft ſchönen Bildern. Er wird immer für einen von der Natur reich ausgeſtatteten Dichter gelten.

* Fulda war vor dem Lüneviller Frieden, wodurch die geiſtlichen Staaten Deutſchlands ſäculariſirt wurden, ein Biſthum, welches man zum oberrheiniſchen Kreiſe rechnete, und 33 Q. M. mit mehr als 80,000 Menſchen enthielt. Den Grund dazu legte Bonifacius, welcher im J. 744 hier eine Abtei mit Benedictiner-Mönchen ſtiftete, und die 1752 vom Papſte zu einem Biſthum erhoben ward. Nach der Säculariſation (1802) erhielt der Prinz von Naſſau-Oranien dieſes Biſthum, als einen Theil der Entſchädigung für den Verluſt der Statthalterſchaft und ſeiner Domänen in den Niederlanden. Nach der Schlacht bei Jena (1806) ließ es Napoleon in Beſitz nehmen und proviſoriſch verwalten, vereinigte es aber im J. 1810 (mit Ausnahme des an das Großherzogthum Heſſen gegebenen Amtes Herbſtein) mit dem Großherzogthume Frankfurt. Jetzt bildet der größere Theil des vormaligen Biſthums Fulda das Großherzogthum Fulda, welches nach den Entſcheidungen des wiener Kongreſſes Kurheſſen beſitzt. Der nordöſtliche Theil iſt an Weimar gekommen, und gehört zur Provinz Eiſenach; der ſüdliche Theil mit dem Geſundbrunnen Brückenau iſt an Baiern abgetreten worden, und bildet einen Theil des Untermainkreiſes dieſes Königreichs. Der Kurheſſiſche Theil (das Großherzogthum Fulda) begreift in 8 Aemterm 30 Q. M. und 66,000 Einwohner. Dieſes Land hat eine hohe Lage, und wird an der Oſtſeite von dem Rhöngebirge, und an der Weſtſeite vom Vogelsberge begränzt, von welchem auch ein Theil hieher gehört. Ueberhaupt iſt das ganze Land ohne ausgebreitete Ebenen, und eine Miſchung von vielen, iſolirt ſich erhebenden, kegelförmigen Bergen, welche vulkaniſchen Urſprungs ſind, und dazwiſchen liegenden Wieſengründen und Thälern. Einige von dieſen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (durch ihre groteske Form ausgezeichnet, daher ſie im gemeinen Leben das Heufuder heißt), der Bibraſtein, erheben ſich bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß. Viele Gewäſſer, darunter beſonders die Fulda, durchfließen das Land, und gewähren demſelben eine reichliche Bewäſſerung. Der Boden iſt von Natur wenig begünſtigt; bergig, ſteinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einwohner wohl angebaut, daher man Getraide, Obſt, ſelbſt guten Wein (in dem ſüdlichen zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächſe und beſonders vielen Flachs baut. Die Berge ſind mit anſehnlichen Waldungen, vorzüglich von Buchen bedeckt; auch hat man vieles Nadelholz angepflanzt. Ueberhaupt nehmen die Waldungen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen

Wieſengründe geben reichliche Fütterung, daher die Rindviehzucht, auch die Schafzucht beträchtlich iſt. An Mineralien ſind die Berge nicht reich; Metalle gibt es gar nicht. Zu Salzſchlirf iſt ein Salzwerk. Die Einwohner, größtentheils Catholiken, beſchäftigen ſich ſehr mit der Spinnerei des Flachſes und der Wolle und Weberei. Eine Menge Leinewand, feine Damaſte, Tiſchzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, und theils nach Bremen und Frankfurt am Main verſendet, theils durch Hauſirer in einem großen Theile von Deutſchland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die ſüdlichen Maingegenden, wo die Erndte früher beginnt, und ſuchen mit Erndtearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptſtadt des Landes, welche gleichfalls Fulda heißt, und der Sitz der für dieſes Großherzogthum errichteten Regierung iſt, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche hier eine ſteinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorſtädten 970 Häuſer und 8200 Einwohner. Die Hauptſtraßen ſind breit und mit anſehnlichen Häuſern beſetzt; die übrigen aber winklich. Der ſchönſte Platz iſt der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert iſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: die herrliche von Quaderſteinen erbaute Domkirche mit einer ſchönen Kuppel und dem Grabe des heiligen Bonifacius; und das vormalige biſchöfliche Schloß mit einem Luſtgarten. Der Stadt gegen Süden ſteigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe ſanft an, auf welcher die Faſanerie, ein vormaliges biſchöfliches Luſtſchloß, liegt.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Ueberfluſſes, über deſſen verſchieden erzählten Urſprung die Art. Achelous und Amalthea nachzuſehen ſind.

Fürſtenberg, ein deutſches mediatiſirtes Fürſtenthum, deſſen Fürſten, ſo lange die deutſche Reichsverfaſſung beſtand, Mitglieder des deutſchen Reichs waren, Sitz und Stimme im Reichstage, auf der ſchwäbiſchen Grafenbank hatten, und deren Beſitzungen zum ſchwäbiſchen Kreiſe gerechnet wurden, nämlich: die Landgrafſchaft Baar, nebſt der Herrſchaft Hohenhöwen, die Landgrafſchaft Stühlingen, die Grafſchaft Heiligenberg, die Herrſchaften Mößkirch, Wildenſtein, Waldsberg, Trochtelfingen, Jungnau und die 6 Herrſchaften im kinzinger Thale (oder die Herrſchaft Hauſen.) Dieſe ſämmtlichen Lande begreifen 38 Quadratmeilen mit 83.000 catholiſchen Einwohnern. Sie liegen unzuſammenhängend, und erſtrecken ſich in dem ſüdlichen Theile Schwabens. Das zuſammenhängendſte Stück bildet die Landgrafſchaft Baar. Ein Theil der fürſtenbergiſchen Lande berührt den Bodenſee, ein Theil liegt auf dem Schwarzwalde, und ein großer Theil an der hier entſpringenden Donau. Der Boden iſt bergig und das Clima meiſtens rauh, indem die höchſte Gegend des Schwarzwaldes hieher gehört. Doch gibt es auch ſchöne und fruchtbare Thäler. Die vorzüglichſten Produkte beſtehen in Getraide, Viehzucht, Holz und Mineralien, worunter auch Silber, deſſen Bau beſonders in dem kinzinger Thale getrieben wird. An bedeutenden Manufacturen und Fabriken fehlt es. Am wichtigſten iſt in dieſer Hinſicht die Verfertigung von Strohhüten, und der Uhren aus Holz, Meſſing und Eiſen, die auf dem Schwarzwalde getrieben wird. Seit der Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung hat die Reichsunmittelbarkeit der fürſtenbergiſchen Lande aufgehört, und jetzt ſtehen ſie unter der Landeshoheit von drei Souverains, nämlich die Herrſchaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donau-

ufer gelegene Theil der Herrſchaft Mößkirch (zuſammen 5,600 Seelen) unter Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafſchaft Gundelfingen oder Neufra (zuſammen 2200 Seelen) unter Wirtemberg; und alles Uebrige (der bei weitem größere Theil), unter Baden, wo es zu dem Seekreiſe und dem Donaukreiſe geſchlagen worden iſt. Der Urſprung des Hauſes Fürſtenberg verliert ſich ins graue Alterthum. Der Namen kommt von dem Schloſſe und Städtchen Fürſtenberg; Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauſes Fürſtenberg nahm davon in der Mitte des 13ten Jahrhunderts ſeinen Geſchlechtsnamen an, und von ihm wurde er auf ſeine Familie fortgepflanzt. Jetzt werden die verſchiedenen Landgrafſchaften, Grafſchaften und Herrſchaften, zu welchen das Haus nach und gekommen iſt, mit dem Namen Fürſtenberg belegt. Das Haus theilte ſich in verſchiedene Linien, wovon jetzt nur noch zwei vorhanden ſind, nämlich die Fürſtenberg-Pürglitzer, welche bloß in Böhmen Beſitzungen hatte, aber im Jahre 1804 durch Erlöſchung der Reichslinie zum Beſitz des ganzen Fürſtenthums Fürſtenberg gelangt iſt, dabei noch in Böhmen die Herrſchaften Pürglitz, Kruſchowitz, Niſchburg, Dobrawitz, Lautſchin, Lahna und Neuwaldſtein beſitzt und fürſtlich iſt; — und die Fürſtenberg Weitraiſche landgräfliche Linie, deren Beſitzungen in Mähren und Oeſterreich liegen. Zu bemerken iſt noch, daß aus dem fürſtenbergiſchen Hauſe 15 Mitglieder dieſer Familie, im Dienſte des deutſchen Reiches und Oeſterreichs, im Kriege das Leben verloren haben. Zehn kamen bei Belagerungen und fünf in Schlachten um. In der Stadt Donaueſchingen befindet ſich das fürſtenbergiſche Reſidenzſchloß nebſt den Juſtiz- und Domänen-Canzleien.

Fürth, offene, ſehr gewerbfleißige Stadt, im Rezatkreiſe des Königreichs Baiern, ſonſt zum Fürſtenthum Anſpach gehörig, an dem Zuſammenfluſſe der Pednitz mit der Rednitz, auf einer zwar ſandigen, aber durch Cultur fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 860 Haupt- und Nebenhäuſer und 13,000 Einwohner, darunter 2500 Juden, die hier eine bedeutende Synagoge, eine eigne hohe Schule, eine Buchdruckerei und andere wiſſenſchaftliche Einrichtungen haben. Fürth iſt zwar nicht regelmäßig gebaut, enthält aber viele anſehnliche Häuſer, und iſt in neuern Zeiten durch neue Anlagen ungemein verſchönert worden. Es herrſcht hier eine ſehr große Induſtrie, und man zählt über 1000 Gewerkmeiſter, als: 130 Drechsler, welche vielerlei Waaren aus Metall, Horn, Elfenbein, Knochen und Holz verfertigen; 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäuſemacher; 40 Groß- und Kleinuhrenmacher; 50 Gürtler, welche Metallnägel, Knöpfe, Beſchläge, Uhrſchlüſſel, Ketten ꝛc. verfertigen; 40 Blei- und Rothſtiftmacher; 150 Tiſchler und Ebeniſten, welche nicht allein mehr als 150 Arten eingelegter und glatter Kunſttiſchlerarbeiten aller Gattungen, ſondern auch Spiegelrahmen, Futterale, Kiſten ꝛc. in Menge verfertigen; 120 Schuhmacher; 80 Strumpf- und Mützenwirker; 50 Baumwollenweber; eine Menge Bildhauer, Goldſchläger (jährlich 19,000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelſchleifer, Schnallenmacher, Doſenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Maler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Brantweinbrennerei- und Roſogliofabriken. Dieſe Waaren werden theils durch die hieſigen Einwohner, theils durch die nürnberger Kaufleute abgeſetzt und nach allen Gegenden verführt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechſel- und Juwelenhandel. Desgleichen iſt der Tabacksbau, Handel und Verarbeitung

deſſelben bedeutend. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die Kirchweih genannt, welcher ſehr beſucht wird, und auf dem anſehnliche Geſchäfte gemacht werden.

G.

G, der ſiebente Buchſtabe des Abc, ein Gaumenbuchſtabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgeſprochen wird.

Gagern (Hans Chriſtoph Ernſt, Freih. v.), geb. 1766, ein als politiſcher Schriftſteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederländ. wirklicher geheimer Rath, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter des Königs der Niederlande und Großherzog von Luxemburg bei dem deutſchen Bundestage, ſeit der Eröffnung deſſelben am 5ten Nov. 1816, und bei der freien Stadt Frankfurt. Im J. 1791 zum Geſandten des Fürſten von Naſſau Uſingen beim Reichstage zu Regensburg ernannt, betrieb er nach dem lüneviller Frieden das Entſchädigungsgeſchäft der deutſchen Fürſten, die auf dem linken Rheinufer Länder verloren hatten. In der Folge lebte er abwechſelnd zu München und Wien. Um dieſe Zeit ſchrieb er das durch hiſtoriſche Kenntniſſe, Geiſt und Darſtellung gleich ausgezeichnete Werk, das ohne ſeinen Namen erſchien: Die Reſultate der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten. (Frankf. a. M. 1808.) Er ſtand in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einer neuen Inſurrection in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines engliſchen Couriers in Brünn ſcheiterte; wurde nun aus Oeſterreich entfernt, und ging in das ruſſiſch-preuß. Hauptquartier und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europa's und die Ehre Deutſchlands. Im J. 1815 nahm er als Geſandter des Königs der Niederlande Theil an den Geſchäften des Congreſſes zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte der freien Städte und des Königs der Niederlande zum wiener Bunde der europäiſchen Hauptmächte (v. 25. März 1815) gegen Napoleon Bonaparte, auch ſtimmte er in dem Ausſchuſſe für die Erlaſſung einer neuen Erklärung des Congreſſes gegen den Uſurpator, welche den 12ten Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31ſten Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Oeſterreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgiſchen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutſcher Bundesſtaat, nebſt der Bundesfeſtung Luxemburg, dem König der Niederlande ſtatt ſeiner Fürſtenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlaſſen, und die Gränzen des Königreichs und Großherzogthums beſtimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8ten Juni unterzeichnete er als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande für ſeine deutſchen Staaten die deutſche Bundesacte. — In ſeinen Staatsſchriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundesta-

Digitized by Google

ges) hat Deutſchland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieſes für die politiſche Würde, die Nationalehre und den innern Rechtszuſtand des deutſchen Bundes eifrig bemühten Staatsmannes mit Achtung anerkannt. In ſeinem Briefwechſel mit dem Fürſten von Metternich vor Eröffnung des Bundestages drang er ſtets auf die Ausführung ſolcher Maßregeln, welche die politiſche Einheit der deutſchen Nation feſtſtellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deutſchen Bundes in der Kaiſerkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdrucksvolles Wort ſprach für die Erörterung der landſtändiſchen Verfaſſung in den deutſchen Bundesſtaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachſen-Weimar ſeinen Dank bezeugte, für das am 2ten Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleiſtung vorgelegte ſachſen-weimariſche Verfaſſungsgeſetz. Im J. 1818 arbeitete er mit in dem Ausſchuſſe, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinſicht auf Deutſchland vorſchlagen ſollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Ueber ſeine dem Bundestage mitgetheilte Denkſchrift über die Auswanderung der Deutſchen (Frkf. a. M. 1817. 4.) ſ. d. Art. Auswanderung. K.

Gail (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden franzöſiſchen Helleniſten, geb. zu Paris den 4ten Jul. 1755, erhielt 1792, an Vauvilliers's Stelle, die Profeſſur der griechiſchen Sprache am College royal. Damals erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Idyllen des Theokrits. Im J. 1809 ward er in die dritte Claſſe des National-Inſtituts aufgenommen, und blieb daher Mitglied der 1816 neu organiſirten Akademie der Inſchriften. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im November dieſes Jahres nach Dutheil's Tode zum Aufſeher über die griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechiſche Sprache und Literatur. Als Schriftſteller war er unausgeſetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in ſeinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausſtreichen und ganz neue Anſichten von den Schlachten bei Mantinea, Platää und Marathon aufſtellen wollte) von ſeinen Collegen lauten Widerſpruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt Gail im Jahre 1810, wo die zur Beſtimmung der Decennal-Preiſe von Napoleon niedergeſetzte Jury ihm nicht den erſten Platz unter den ausgezeichneten Helleniſten zuerkannte, ſondern denſelben dem Herrn Coray, einem Griechen in Paris, zuſprach. Es ſind drei Sammlungen von Gails Schriften über die griechiſche Literatur erſchienen; eine in 18. von 13 Bändchen, eine in 4. von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meiſtens Ausgaben griechiſcher Schriftſteller, vorzüglich: Thucydide, 12 vol. griechiſch, lateiniſch und franzöſiſch mit 2 Bd. kritiſchen Noten, und den Lesarten aus 13 Handſchriften; Oeuvres de Xénophon, griechiſch, franzöſiſch und die verbeſſerte lateiniſche Ueberſetzung des Leunclavius; mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern. 10 Bde 4. 1795. fig. (mit Garamont's neuen griechiſchen Typen). Anacréon, griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, mit Anmerkungen und Muſik. Ferner franzöſiſche Ueberſetzungen von Lu-

clan's Geſprächen, von Theokrit's, Bion's und Moſchus's Idyllen u. ſ. w.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Galatern, einem Gemiſch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus ſpäter Galatä wurde.

Galeniſten, ſ. Wiedertäufer.

Galeone oder Gallione hießen ſonſt bei den Spaniern und Portugieſen gewiſſe Kriegsſchiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich ſind. Gegenwärtig verſteht man unter den Galeonen gewiſſe Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholen. Die dabei intereſſirten Kaufleute bekommen davon den Namen Galioniſten.

† Galizien. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1514 Quadratmeilen mit 3,645,000 Einwohnern. Die Hauptſtadt iſt Lemberg.

† Gallicaniſche Kirche. Nach der Rückkehr der Bourbonen ſind die Verhältniſſe dieſer Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr nach den Wünſchen des Papſtes und zur Verbeſſerung der Lage des franzöſiſchen Klerus geordnet worden. N.

† Gallo (Marzio Maſtritti, Marquis von). Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel beſtieg, ward er von demſelben zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1803, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Als ſolcher unterzeichnete er den 11ten Jan. 1814 den Allianztractät mit Oeſterreich, worauf die Feindſeligkeiten zwiſchen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3ten Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch ſeinen doppelten Abfall, erſt von Napoleon, dann von Oeſterreich ſich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18. April 1815 begab er ſich nach Ancona, wohin bald nachher Murat ſeinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Seitdem lebt er von Geſchäften ganz zurückgezogen.

Ganglienſyſtem begreift ſämmtliche Nerven im thieriſchen Körper, welche ihre Vereinigungspunkte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da ſich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Abſonderung und Ernährung begeben, ſich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt ſind. Man kann es deßhalb auch das reproductive Nervenſyſtem nennen. Die phyſiſche bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Ganglienſyſtem; die Nervenkraft deſſelben iſt daher als Beherrſcherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichſten Organe dieſer Functionen haben deßhalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zuſammenhängen. Das bedeutendſte darunter, gleichſam alle übrige beherrſchende, iſt das in der Gegend der Herzgrube zunächſt unter dem Zwerchmuſkel hinter dem Magen befindliche, welches man deßhalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondförmige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer dieſem ſind noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz mit beſondern Nervengeflechten ver-

ſehen, die jedoch alle mit einander in Verbindung ſtehen. Dieſe Verbindung unter einander ſowohl, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralſyſtem), wird durch den großen ſympathiſchen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelſäule von dem obern Theile des Halſes durch die Bruſt und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geſlechten zuſammenhängt. Die Nerven des Ganglienſyſtems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralſyſtems in Anſehung der organiſchen Maſſe und Bildung bedeutend ab, ſie ſind weich, gallertartig, graugelb und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, ſondern regellos und zerſtreut, die Fortſetzungen deſſelben bilden Netze und Geflechte um die Arterien, vervielfältigten ſich mit deren Vertheilung und begleiten ſie bis in ihre feinſten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Ganglienſyſtems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper. (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Ganteaume (Honoré, Graf), franz. Viceadmiral und Pair von Frankreich, geb. 1759 iſt einer der ausgezeichnetſten Seeoffiziere Frankreichs. Seine Laufbahn begann er unter Eſtaing und Suffren, und in dem Laufe des Revolutionskriegs wurden ihm die wichtigſten Aufträge ertheilt. Er begleitete Napoleon als Chef des Generalſtabes der Flotte nach Aegypten, wohnte der unglücklichen Schlacht von Abukir bei, aus der er ſich mit ſeiner Diviſion ruhmvoll rettete. Dann verfügte er ſich zu Napoleon und begleitete dieſen auf ſeinen verſchiedenen Zügen in Aegypten und nach Syrien. Ihm wurde bei der romanesken Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich im Aug. 1799 der bedenkliche Auftrag, die kleine Escadre, welche denſelben mit der Schaar ſeiner Auserwählten zurückführen ſollte, zu befehligen. Am 23ſten Aug. verließ er die Rhede von Abukir und landete am 8ten Oct. glücklich zu St. Rapheau, ohne von den zahlreich im mittelländiſchen Meere kreuzenden Engländern bemerkt worden zu ſeyn. Die ganze Escadre, an der in dieſem Augenblicke das Schickſal der Welt hing, beſtand aus zwei Fregatten, einem Aviſo und einer Tartane. Ganteaume wurde von jetzt an von Napoleon und ſpäter von Ludwig XVIII. mit den bedeutendſten Aufträgen beehrt, deren Aufzeichnung aber nicht hierher gehört.

Garcia (Manuel), ein vorzüglicher Tonſetzer und Sänger, geb. zu Sevilla 1779, wo er an der Cathedralkirche unter Ant. Riva, und Juan Almarcha die Kunſt ſtudirte. Er hat in Madrid mehrere Tonadillen geſetzt, u. m. a. folgende Opern: der Gefangene, ſeine erſte, zu Malaga (1801), in Madrid: der Gaſtwirth, die Wanduhr, der rechnende Poet; in Neapel: das Mädchen von Rap, in drei Akten; die Cantate, Diana und Endymion. Seine Oper: der Kalif von Bagdad, in zwei Akten, fand 1812 in Neapel, und 1817 in Paris großen Beifall, er trug darin die Hauptrolle vor und ſeine Frau, eine ausgezeichnete Sängerin, die Rolle der Zenaide. Für die Domkirche zu Sevilla hat er zwei Meſſen geſetzt. Seine neueſten Opern: Zemire und Azor, in zwei Akten und Hulla, oder Guliſtan, in drei Akten, ſind (1818) noch nicht aufgeführt.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, iſt Phyſiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angeſtellt, dann in den Bureaux des Nationalconvents, und trat als Zeuge im Prozeß

der Königin gegen dieſelbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur“ im Hauſe der Exkönigin Hortenſia, und Joſephs Bonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebſt dem Phyſiker Robertſon die Verſuche mit dem Fallſchirm. Seine Tochter Eliſa, 24 J. alt, ließ ſich den 21. Sept. in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Toiſen mit dem Fallſchirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und ſeitdem öfter. Dieſe Luftſchifferin nennt ſich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt ſich Aëronaute, iſt aber nie aufgeſtiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, iſt nächſt Blanchard der geſchickteſte und muthigſte Luftſchiffer. Er erfand das Herabſteigen im Fallſchirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den erſten Verſuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte ſich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Phyſiker haben mit dem Fallſchirm Verſuche gemacht. Den Anſpruch ſeines Bruders auf den Ruhm dieſer Erfindung beſtritt er im Nov. 1815 in einer eignen Denkſchrift.

Gasbeleuchtung. Hierunter verſteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelſt des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Waſſerſtoffgaſes zu beleuchten. Schon ſeit einigen Jahrzehnden machten die Chemiker das techniſche Publikum darauf aufmerkſam, daß es vortheilhaft ſeyn müſſe, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Waſſerſtoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwikelte hierüber die erſten Ideen in dem erſten Bande ſeiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, ſ. Bingers Beſchreibung der Thermolampe, Dresden, 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewiſſe Zeit Licht zu haben, ein großes Volumen Holz nöthig iſt, ſo kam das Lebonſche Verfahren zu keiner Anwendung. In den Jahren 1810 und 1811 fingen die Engländer an, ſich der Steinkohlen zu dieſer Gasentwickelung zu bedienen, und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelſt deſſelben ſchon zu Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fiſchergaſſe in Freiberg verſuchsweiſe erleuchtete. Der große Fortſchritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon beſtand darin, daß ſie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerſt in eigenen großen Reſervoiren, Gaſometer genannt, ſammelten und es von dieſen aus allmälig ableiteten, ſtatt daß die Letztern dieſes Gas, ſo wie es allmälig entwickelt wurde, ſogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erſt wurde dieſes Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preiſen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil von den Straßen und vorzüglichſten Gebäuden Londons, ſo wie anderer engliſchen Städte mit dem Steinkohlengaſe erleuchtet. Im Jahr 1816 führte Lampadius dieſe neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke in Freiberg ein, und eben ſo folgte im Jahr 1817 das polytechniſche Inſtitut in Wien. Dieſe neue Beleuchtungsmethode beſteht nun in Folgendem: Man legt gußeiſerne, cylindriſche mit einem aufzuſchraubenden Deckel verſehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und füllt ſie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieſelben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltendes Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmälig zum ſchwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt ſich eine Menge des gekohlten Waſſerſtoff-

gaſes nebſt Steinkohlentheer, Waſſer und Ammoniak aus ihnen. Dieſe flüchtigen Subſtanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegoſſenes eiſernes Abzugsrohr in einen Kühlapparat geleitet. In dieſem verdichten ſich das Theer- und das ammoniakaliſche Waſſer. Das ſich durch die Kälte nicht zerſetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gaſometer geleitet. Der Gaſometer beſteht aus zwei Haupttheilen: der *Ciſterne* und dem *Gaſometerdeckel*. Erſtere iſt ein hölzerner oder gußeiſerner, oben offener Waſſerbehälter, in welchem ſich, an Gegengewichten hängend, und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eiſen- oder Kupferblech (Gaſometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein *Eintrittsrohr* durch das Waſſer der Ciſterne tritt, ſammelt es ſich unter dem Gaſometerdeckel, und hebt dieſen allmälig bis zu ſeiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne verſehenes *Abzugsrohr* wird das Gas aus dem Reſervoir abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, ſo wird das Gas durch den Druck des Gaſometerdeckels ausgepreßt und nach Belieben durch verſchiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort ſeiner Beſtimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verſchieden geſtaltete, mit Hähnen verſehene Röhrchen von Kupfer oder Meſſing (*Gaslampen*) aus, und verbreitet nach ſeiner Entzündung das ſchönſte hellſte Licht, den Argandiſchen Lampen gleich, ohne Geruch und Rauch. Dieſe Gasbeleuchtung iſt ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Anzahl Lichter nöthig hat. Bloße Straßenbeleuchtung wird ſelten einen beſondern Vortheil gewähren. Treten aber die an einer zu beleuchtenden Straße wohnhaften, viel Licht bedürftigen Haus- und Manufacturbeſitzer mit der Straßenbeleuchtungsanſtalt in Verbindung, dann wird man beträchtlich gewinnen, weil nun mit demſelben Anlagscapitale für Röhrenleitungen u. dgl. eine Menge größere Lichter erhalten werden können. Wer ſich genau über die Gasbeleuchtung unterrichten will, leſe: *Accum* über das Gaslicht, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von *Lampadius*, Weimar, 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde. Erſter und zweiter Theil, Weimar, 1816 und 1817. S—s.

Geeſtland wird beim Deichbau das höhere, hinter den Marſchen gelegene Land, das höher liegt, als die höchſten Fluthen gehen, genannt.

Geiſtererſcheinung. Man verſteht darunter in den meiſten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeſchiedenen Geiſtes in der Geſtalt ſeines vorigen Körpers, eines Schemen. Wie entſchieden auch in der neuern Zeit die Philoſophie wider die Möglichkeit derſelben ſich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optiſchen) Betrugs und einer Selbſttäuſchung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewieſen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an dieſe Möglichkeit, und darum iſt auf der *Bühne* die Erſcheinung eines Geiſtes oder Schemen einer der ſtärkſten tragiſchen Hebel, eines der wirkſamſten Mittel zu kunſtzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechiſchen Tragiker haben ſich deſſen ſowohl bedient, als Shakſpeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch iſt der Geſchmack der Franzoſen im Ganzen dagegen, wegen ſeines Anſpruchs auf Naturmäßigkeit aller theatraliſchen

Ereigniſſe; und ſie haben ſelbſt den Hamlet ohne Geiſt auf ihre Bühne gebracht. Das iſt eine von den Folgen des Irthums, daß alles, was auf der tragiſchen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken ſcheint, auch die Zuſchauer täuſchen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müſſe. Geſchähe das bei der Erſcheinung des erſchlagenen Banko in Macbeth z. B.; ſo würde eben dadurch die Kunſtwirkung vernichtet werden, und an ihrer Stelle eine rein peinliche natürliche treten; der Zuſchauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, ſondern ein eignes Entſetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt keinesweges vom wirklichen Glauben des Zuſchauers, ſondern von dem ſcheinbaren des Spielers ab, und wir müſſen Banko's Geiſt nur darum ſehen auf dem Theater, weil wir ſonſt über die Urſache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwiſchen beruht der richtige Gebrauch dieſes tragiſchen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueſte Verſuch, der in dem Trauerſpiele, die Ahnfrau, gemacht worden iſt, die Erſcheinung und Mithandlung einer Verſtorbenen als Hauptſache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuſchauer mit einer Art von künſtleriſchem Geſpenſterſchauder zu unterhalten, ſcheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu ſeyn. Noch verſteht man auch unter Geiſtererſcheinung die Nachahmung dieſes problematiſchen Phänomens durch die natürliche Magie, die in dieſer Beziehung Phantasmagorie genannt wird. (Siehe dieſen Art.) A. Mnr.

Gemeingeiſt. Die Theilnahme, welche die Actionärs an der Staatsgeſellſchaft (die Bürger) nehmen, heißt der Gemeingeiſt. Er iſt nur da vorhanden, wo die Gemeine ſelbſt die Angelegenheiten der Gemeine beſorgt, und practiſch Hand ans Regieren und Verwalten legt, ſo wie der Oberpräſident von Vincke ſolches in ſeiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien zeigt. Nur dadurch, daß der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er ſie kennen, und indem er das Gemeinweſen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Geſetzgebung öffentlich iſt, und das Miniſterium genöthigt, ſtets nach Geſetzen zu regieren, iſt der Gemeingeiſt die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Geſetzgebung möglich iſt. Die Geſellſchaft, d. h. alle Actionärs derſelben, müſſen über ihr Intereſſe aufgeklärt ſeyn, und die Miniſter zu beurtheilen verſtehen, und ebenfalls die Kammern; denn ſonſt fällt das große conſtitutionelle Hülfsmittel der Krone weg, die Kammer der Gemeinen vor den Gerichtshof der Wahlen zu ſtellen, ſobald dieſe unverſtändig wird. S. den Artikel Staatsverfaſſung. Bg.

Gemſe, die einzige in Deutſchland einheimiſche Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beſchneiten Felſenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. ſ. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten ſich zahlreiche Geſellſchaften zuſammen. Die Alpenkräuter ſind ihre Weide. Von den harten Faſern mancher derſelben bilden ſich in dem Magen der Gemſe ſchwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geſchmack, die man Gemskugeln oder europäiſchen Bezoar nennt.

* Gemüth iſt die Stimmung und Richtung des Willens der

Seele durch ihr Gefühl. Dieſes beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zuſtand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanſchauung), dem Menſchen die Wahrnehmung von ſeinem Körper als ſeinem eigenen gibt, ſo bekommt die Seele durch das innere pſychiſchen Gefühl die Ueberzeugung ihrer pſychiſchen Individualität, die Selbſtanſchauung ihres innerſten Seyns und Lebens. Dieſes Seyn und Leben der Seele iſt aber höchſt individuell und bei jedem Menſchen ganz eigenthümlich, iſt durch äußere Einwirkungen ſowohl, als durch innere Thätigkeit des Geiſtes ſelbſt beſtimmbar, und wird durch beide fortwährend beſtimmt. Dabei ſind aber im Allgemeinen zwei Verſchiedenheiten in dem Zuſtande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm iſt; das erſte, wenn er in Harmonie mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwieſpalt mit denſelben ſteht. Die Zwecke der Seele ſind entweder die höhern, d. h. die ihrem Weſen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des phyſiſchen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demſelben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig adoptirt werden. Der höchſte Zweck der Seele iſt Vereinigung mit dem höchſten Gut, oder ewiges Seyn in Gott, d. h. Seligkeit, deren Begriff und Wortabſtammung ſchon anzeigt, daß die Sehnſucht darnach in dem Weſen der Seele liegt. Alles was zu deren Erlangung hinführt, ſind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, deſſen Vereinigung das pſychiſche Wohlſeyn gründet. Die phyſiſchen Zwecke, die der Sinnlichkeit, ſind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Forderungen deſſelben, Beförderung der ſinnlichen Functionen, zeitliches Seyn und Vereinigung mit dem irdiſchen Gut. Alles was zur Erlangung deſſelben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das phyſiſche oder ſinnliche Wohlſeyn. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinſten Begriffe) alſo auch die vom wahren Gute aus ihrem Weſen ſelbſt entwickelt. Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig iſt, deſto mehr ordnet ſie die niedern Zwecke den höhern unter, deſto herrſchender wird das Verlangen nach dem Zuſtande des eigentlichen pſychiſchen Wohlſeyns, deſto weniger ſtrebt ſie nach dem bloß phyſiſchen Wohlſeyn. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zuſtand zu erhalten, den unangenehmen Zuſtand zu verändern. Hieraus entſteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt, (des Begehrungsvermögens) eine Richtung deſſelben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenſtande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenſtand ſie in angenehmen oder unangenehmen Zuſtand verſetzt. — Hiernach einige nähere Beſtimmungen des Gemüths. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der pſychiſchen Individualität ab. Das Gemüth iſt ſchwach, wenn das Gefühl des innern Seyns und Lebens der Seele nur dunkel und verworren iſt, — ſtark, wenn dieſes Gefühl zu einem höhern Lichte emporſteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüthes hängt deſſen Kraft zuſammen, welche ſich in der Beſtimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth beſtimmt ſeinen Zuſtand ſelbſt, und ſpricht ſich in beſtimmten Handlungen aus; ein unkräftiges Gemüth läßt ſich durch äußere Einwirkungen beſtimmen, vermag ſeine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens

zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsſtufen der Vernunft, alſo dadurch beſtimmt, ob die Seele die Erlangung des pſychiſchen oder des phyſiſchen Wohlſeyns zum Princip ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält ſich bloß die höhern Zwecke zum Ziele ſeines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den ſeinigen gemacht. Ein unſchuldiges Gemüth kennt nur das Wohlſeyn von der Erlangung des wahren Guten; ein ſchuldvolles wird von dem Bewußtſeyn beunruhigt, die höhern Zwecke den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung ſeines Verlangens nach Wohlſeyn ſchon in der Wahrnehmung und Beförderung des pſychiſchen Wohlſeyns anderer Menſchen; ein böſes verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlſeyn anderer Menſchen dadurch geſtört wird. — (Gemüthsbewegung, ſ. d. Art.) Gemüthlich nennt man einen Menſchen, der, ohne die Abſicht dazu zu haben oder zu verrathen, bloß durch ſeine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menſchen in einen angenehmen und behaglichen Zuſtand verſetzt.

Generali (Pietro), einer der beliebteſten, jetztlebenden Componiſten in Italien, wurde den 4ten October 1783 zu Rom geboren, und verdankt ſeine muſikaliſche Bildung vorzüglich Maſſi, einem Schüler des berühmten Durante. Anfänglich componirte Generali bloß Kirchenmuſik; mit dem Jahr 1800 aber begann er ſeine theatraliſche Laufbahn, und mehrere ſeiner Opern und Farcen fanden in Italien allgemeinen Beifall. Seine vorzüglichſten theatraliſchen Compoſitionen ſind: Gli amanti ridicoli, 1800. Il Duca Notollone, op. buffa, 1801. Pamela nubile u. La calzolaja, Farcen, 1804. Misantropia e Pentimento, Farce, 1805. Lo sposo in bersaglio, op. buffa, 1807. Le Lagrime d'una vedova u. Il ritratto del duca, beides beliebte Farcen, 1803. Adelina, Farce, 1810. Gaulo ed Ojtona, op. ser. 1812. Bajazet, op. seria u. La contessa di colle erboso, op. buffa, 1814. Rodrigo, op. ser. 1817. — Im März 1817 ging er nach Barcelona, wo er ſich ein Jahr aufhalten will. Hier hat er im Carneval 1818 Gusman de Valhor, op. seria, mit großem Erfolg auf die Bühne gebracht. Es iſt ſeine Abſicht, von da eine Reiſe durch England, Frankreich, Deutſchland und Rußland zu machen. Generali hat ein großes muſikaliſches Talent, viel Geſchmack und Lieblichkeit in ſeinen Compoſitionen. Was ſie an Tiefe vermiſſen laſſen, erſetzt die Lebendigkeit derſelben.

† Genf. Man zählt jetzt in 2000 Häuſern 22,789 Einwohner in der Stadt, und in dem, durch die neuern Staatsverträge mit Frankreich und Sardinien, die ſich auf die pariſer Frieden und den wiener Congreß gründen, bis zu 4½ Quadratmeilen erweiterten Gebeite noch 18,781, mithin im ganzen Cantone 41,579 Einw. Genf iſt befeſtigt. Die herrſchende Religion iſt die reformirte. Der genfer See, deſſen Länge 9 Meilen und deſſen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Quadratmeile beträgt, liegt 1126 Fuß über dem Meere.

*Genlis (Stephanie Felicité Ducreſt de St. Aubin, (Schweſter des Marquis Ducreſt,) Marquiſe von Sillery, Gräfin von). Dieſe berühmte und fruchtbare Schriftſtellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madam de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres muſikaliſchen Talents wegen, in großen Häuſern gern geſe-

hen, wo ſich ihr Beobachtungsgeiſt und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Ein Mann, der ſie nie geſehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl deſſelben ſo entzückt, daß er dem armen Fräulein ſeine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin Genlis erhielt als Nichte der Frau von Monteſſon Zutritt in dem Hauſe Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als ſolche ſchrieb ſie das Théâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsſchriften, für die ſchon der Ruf und die Stelle der Verfaſſerin die allgemeine Aufmerkſamkeit gewannen. Sie ſelbſt leitete das ganze Erziehungsgeſchäft und nahm auch an andern Verhältniſſen des Hauſes Orleans Theil. Man lieſ't in ihren Schriften, daß ſie die Revolution liebte, daß ſie Petion und Barrère bei ſich geſehen, und den Jakobinerſitzungen beigewohnt habe. Ihr Gemahl, ein Mann von durchdringendem Beobachtungsgeiſt, war ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer ſeiner ehrgeizigen Abſichten. Als Conventsdeputirter erhielt er wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünſtigen ſchien, mit den Häuptern derſelben am 31ſten Oct. 1793 zum Tode verurtheilt. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich ſchon 1791 verlaſſen. Sie erzählt ſelbſt in ihrem Precis de ma Conduite, daß Petion ſie nach London geführt habe, damit ſie auf der Reiſe kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief ſie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war ſie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzeſſin in die Niederlande nach Tournay, wo ſie die ſchöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier ſah ſie den General Dumouriez einigemale; auch folgte ſie ihm nach St. Amand. Da ſie den Plan dieſes Generals, bei dem ſich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marſchiren, um die Republik zu ſtürzen, nicht billigen konnte, begab ſie ſich im April 1793 mit der Prinzeſſin in die Schweiz, und lebte in einem Kloſter zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als ſich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzeſſin von Condé, nach Freiburg begab, ging ſie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henritte Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo ſie in klöſterlicher Einſamkeit für die Wiſſenſchaften lebte. Sie war nur kurze Zeit in Hamburg, wo viele Emigranten, die aber den Umgang mit der Frau v. Genlis vermieden, ſich aufhielten. In einem Streite mit dem witzigen Rivarol, hatte dieſer die Lacher auf ſeiner Seite. Sie verbarg ſich daher auf einem Landgute im Holſteiniſchen. Hier ſchrieb ſie die bekannten Chevaliers du Cygne, (Hamb. 1795) einen Roman, der viel republikaniſche Aeußerungen und ſehr freie Schilderungen enthält. Er erſchien 1805 zu Paris in ſehr veränderter Geſtalt. Im Jahre 1796 gab ſie den Precis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schluſſe befindet ſich ein Brief an ihren älteſten Zögling, worin ſie ihn ermahnt, die Krone, wenn ſie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die franzöſiſche Republik auf moraliſchen und gerechten Grundlagen zu ruhen ſcheine. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte ſie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung im Arſenal, und im Jahre 1805 eine

Digitized by Google

Penſion von 6000 Fr. Er ſelbſt bekümmerte ſich nicht um die Frau von Genlis, und als ſie für ihre Penſion doch etwas thun wollte, ſagte er: „Nun gut, ſie mag alle Monate an mich ſchreiben.“ Hierauf ſchrieb ſie ihm über literariſche Gegenſtände. Die Schriften der Frau von Genlis enthalten viele Beweiſe ihrer Bewunderung Bonaparte's. Uebrigens führte ſie mit mehrern Journaliſten Federkrieg, und zerfiel zuletzt ganz mit den Herausgebern und Verfaſſern der Biographie universelle, an der ſie Theil nehmen ſollte. Sie gab daher ihre Beiträge zu dieſem Werke beſonders heraus: De l'influence des femmes dans la litterature, worin ſie Mad. Cottin und Fenelon ſehr ungerecht beurtheilt. Auch nahm ſie Theil an mehrern periodiſchen Schriften, z. B. an der Bibl. des Romans, am Mercure de France u. a. m. Ihre vielen Werke, unter welchen das Théâtre de l'éducation, Mlle. de Clermont u. Mad. de la Vallière wohl die vorzüglichſten ſeyn möchten, zeichnen ſich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundſätze aus. Die meiſten davon ſind auch ins Deutſche überſetzt. Paliſſot hat in ſeinen Mémoires litteraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftſtellerinnen verglichen. Unſtreitig kommt ſie der Frau von Stael nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wiſſen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darſtellen der Leidenſchaften wird ſie von Mad. Cottin übertroffen. Sie ſteht ſelbſt der Frau von Flachault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darſtellung im Einzelnen betrifft. Insbeſondere hat Frau von Genlis die Gattung des hiſtoriſchen Romans, eine Plage der Literatur, ſehr bereichert. Als Dichterin hat ſie ſich am wenigſten ausgezeichnet. Ihre neueſten Werke ſind Zuma ou la découverte du Quinquina, 1817, und Dictionnaire des étiquettes, 1818.

† Gent. 60,800 Einwohner.

† Genua. 75,900 Einwohner. Bei dem Umſturze der franzöſiſchen Weltherrſchaft beſetzten Britten die Stadt, und die Genueſer hofften nun um ſo mehr die Wiederherſtellung ihres alten Freiſtaats, als der brittiſche Befehlshaber ihnen dieſe Verſicherung bei der Beſitznahme der Stadt gegeben hatte. Allein der wiener Congreß nahm hierauf keine Rückſicht, ſondern theilte 1815 Genua mit ſeinem Gebiete dem Hauſe Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß daſſelbe eine Art von repräſentativer Verfaſſung behalten ſollte. So hat denn Genua noch ſeinen Senat und ſeine Provinzialräthe, die bei der Beſteurung gefragt werden müſſen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. ſ. w. gleiche Befugniß; die Univerſität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergeſtellt u. ſ. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commiſſion verwaltet, die in drei Abtheilungen abgetheilt iſt: für das Innere, die Finanzen, das Militär und die Marine.

Gencykliſche Maſchine. Hierunter wird eine Zeichnung verſtanden, die den beſtändigen Parallelismus der unter einem Winkel von 23½ Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigten Erdachſe angibt.

Geoffroy (Julien-Louis), einer der berühmteſten Theater-Ariſtarchen Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jeſuiten ſeine Studien und ſah ſich ohne Ausſicht, als die große Cataſtrophe für dieſen Orden eintrat. Er wurde darauf Erzieher in dem Hauſe eines reichen Privatmannes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo entwickelte

Digitized by Google

ſich ſeine Neigung für daſſelbe. Dieſe Neigung veranlaßte ihn, die Schauſpielkunſt, ihre Regeln, den Werth der Schauſpiele, den Geiſt der Dichter und die Talente der Schauſpieler zu erforſchen und zu ſtudiren. Um zu einer tiefern Einſicht des Weſens der dramatiſchen Kunſt zu gelangen, ſchrieb er ſelbſt eine Tragödie Cato's Tod, im Grunde aber nur zur Uebung. Er überreichte das Stück der Theaterdirektion, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünſchte; die Aufführung des Stückes ſelbſt hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der ſpätern Zeit ſogar ein Stück, Cato's Tod, unter ſeinem Namen drucken, als deſſen Verfaſſer Cubieres Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt ſuchte er bei der Univerſität angeſtellt zu werden. Er concurrirte von 1773 drei Jahre hinter einander bei dem alljährlich ausgeſtellten Preis der lateiniſchen Beredſamkeit, und erhielt ihn dreimal, ſo daß man ſich genöthigt fand, das Geſetz zu machen, daß ein und derſelbe nur dreimal dieſen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die franzöſiſche Akademie für die beſte Lobrede auf Carl V. ausgeſetzt, und den Laharpe gewonnen hatte, wurde ſeiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm ſich erwarb. Die Erben der Année litteraire ſuchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieſes berühmten kritiſchen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der ſeit kurzem Profeſſor der Beredſamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war und für den geſchickteſten Profeſſor der Rhetorik galt. Er übernahm dieſe Zeitſchrift im Jahre 1776 und erhielt ſie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In dieſen 15 Jahren bereicherte er ſie mit geiſtreichen, gehaltvollen und intereſſanten Artikeln über Philoſophie, Moral und Literatur. Sein Styl iſt rein, klar und gedrungen, und was er ſchrieb, zeugt von Geſchmack, Kenntniß der claſſiſchen Literatur, und dem Beſtreben, die Leſer mehr zu belehren, als zu zerſtreuen. Die Revolution, deren anarchiſche Grundſätze Geoffroy bekämpfte, machte dieſen friedlichen Beſchäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitſchrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber proſcribirt. Geoffroy flüchtete ſich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis zum Jahre 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauſpiele im Journal des Débats, und betrat ſo unter den günſtigſten Verhältniſſen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falſche Anſichten in der Philoſophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unſelige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundſätze waren vergeſſen, ſie erſchienen als neue Entdeckung da, wo ſie wieder aufgeſtellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder unterſuchen zu dürfen, was ſchon hundertmal unterſucht worden, von alter und neuer Literatur zu ſprechen, als wenn ſie noch nicht da geweſen wäre. Doch bedurfte es in dieſem verwegenen Kampfe eines verſuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieſer Kämpfer war Geoffroy. Er unterſuchte mit Scharfſinn, und ſchonte die Grundſätze der Neuern nicht; dieſe ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ ſich nicht abſchrecken, jeden Morgen erſchien er mit neuen Raiſonnements und neuen Perſifflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßi-

gung; ſeine Sarkasmen waren oft zu bitter, ſeine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man ſagen, daß Geoffroy gerecht zu ſeyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte es faſt immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatiſchen Dichter, und der Schauſpieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die ſeinem Scharfſinn, ſeinen Kenntniſſen und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ſeine ungeheure Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer ſo beſchränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit ſeinen Grundſätzen einverſtanden war, ſo langweilte man ſich doch nie. Ungeachtet er eine Beſchäftigung auf ſich genommen hatte, die ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, ſo fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn in dieſem Commentar die Poeſie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet iſt, ſo hat er doch große Verdienſte, insbeſondere durch die vortrefflichen Ueberſetzungen von mehreren Fragmenten, ja von zwei vollſtändigen Tragödien der Alten. Geoffroy beſaß ein ausgezeichnetes Talent zum Ueberſetzer, und es iſt zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erſchienenen Theokrit überſetzt hat. Er ſtarb zu Paris in ſeinem 74ſten Jahre, den 26ſten Februar 1814.

Geologie iſt die Lehre von der Bildung der Oberfläche der Erde. Ueberall, wo wir hinſehen, finden wir Spuren von Zerſtörung und Umänderung. Hier liegt Sand, dort Lehm, wo anders liegen Steine über und unter einander, und zwar nicht horizontal, wie ſolche Schichten ſich im ruhigen Zuſtande im Waſſer niederſchlagen, ſondern auf die mannichfachſte Weiſe ſchief und gebrochen und zerſtückelt. Kommt man nun vollends ins Gebirge, ſo ſieht man die Steinſchichten größtentheils auf den Köpfen ſtehen, Waſſerpflanzen finden ſich in den Bergen, und Seethiere hoch in den Alpen. Alles dieſes deutet auf gewaltſame Revolutionen, ſo in frühern Zeiten auf der Erde Statt gefunden haben, aber es iſt ſchwer, in dieſem zuſammengerüttelten Schriftkaſten zu leſen und zu ſagen: wie alles geweſen, ehe er zuſammen gerüttelt worden, und welche Urſachen obgewaltet, ſo dieſes veranlaßt. Dieſes iſt das Geſchäft der Geogenie. Lichtenberg zählte ſchon 56 verſchiedene Syſteme der Geogenie auf, und ſeit der Zeit mögen noch vielleicht etliche 20 neue dazu gekommen ſeyn, die alle in gleichem Grade unhaltbar ſind. Man würde ſich den Weg bei dieſen Unterſuchungen ſehr abgekürzt haben, wenn man gleich von Anfang alle die mathematiſchen Beſtimmungen zum Grunde gelegt, die vorhanden waren, und wenn man ſich zuerſt an die großen Hauptphänomene gehalten, ohne ſich auf die Erklärung der neuen Phänomene einzulaſſen, bis jene im Klaren geweſen wären. Hierhin gehört z. B., daß das ſpecifiſche Gewicht der ganzen Erdkugel fünfmal ſo groß iſt, wie das ſpecifiſche Gewicht des Waſſers, das ſpecifiſche Gewicht des Granits iſt aber noch nicht dreimal ſo groß, folglich kann das Innere der Erde nicht aus Granit beſtehen, wie in der Hälfte aller Geologien gelehrt wird. In der Schweiz ſieht man ſo recht die großen Trümmer der Vorzeit, die als hohe Gebirgszüge ſind ſtehen geblieben, beſonders wenn man auf dem Col de Balme ſteht, und von der einen Seite das walliſer Thal hinaufſieht, und von der andern das Chamouny Thal herunter, und man die Montblanc-Kette und die walliſer Kette nun mit einem Blick überſieht. Man ſieht dann, daß dieſes in der Vorzeit ein Damm geweſen, von 13,000 Fuß Höhe. Und in dieſem Damme ſte-

hen alle Schichten ſenkrecht. Dieſe ſenkrechte Stellung der Schichten iſt das merkwürdigſte, da man in einer Breite von 10 Meilen immer über die Köpfe gehen kann. Und doch haben alle, als ſie ſich gebildet, horizontal gelegen. Welche Kraft hat damals gewirkt, die ſtark genug war, um eine 10 Meilen dicke Granitrinde zu ſprengen, und ſenkrecht zu ſtellen? — Man ſieht klar, daß der Granit wirklich wohl bis auf eine Tiefe von 10 Meilen gehen kann. Es ſcheint, daß damals, als ſich die Erde gebildet, die Oberfläche am erſten erhärtet und erkaltet iſt, und daß dieſe eine feſte Kruſte um das Innere gebildet, welches damals noch weich und flüſſig war. Als dieſes auch immer mehr erkaltete und ſich zuſammenzog, trennte es ſich von der bereits verhärteten Rinde, die ſich nicht mehr zuſammenziehen konnte, weil ſie ſchon feſt war. Es entſtand nun eine große Abtheilung rund um die Erde, bei welcher eine Rinde von vielleicht zehn Meilen Dicke ſtehen blieb, dann eine Kluft von ein Paar Meilen kam, und dann der Kern der Erde. Vielleicht kam auch vorher noch eine zweite Rinde, dann wieder eine Kluft, und dann erſt der Kern der Erde. Daß ſich ſo etwas bei der Bildung der Planeten ereignen kann, das ſehen wir am Saturn. Bei dem haben ſich mehrere ſolcher Rinden gebildet (ſo wie Zwiebelſchalen) und dieſe ſind nachher eingebrochen und auf den Kern gefallen. Um den Aequator des Saturns, wo ſie wegen des größern Schwungs am dickſten und vielleicht auch am meiſten verhärtet waren, ſind ſie ſtehen geblieben, und bilden nun die äußerſt merkwürdige Erſcheinung des Saturnrings, der auch aus mehreren Ringen beſteht, die concentriſch um den Mittelpunkt des Saturns ſtehen. Daß es zwei Ringe ſind, ſieht man ſchon mit ſehr guten Fernröhren. Daß es noch mehrere ſind, hat Herſchel mit ſeinen Rieſenteleſkopen entdeckt. Der Ring ſteht um den Saturn wie eine dünne Scheibe, die aber 11,000 Meilen breit iſt. Der Durchmeſſer des Ringes iſt 40,000 Meilen, alſo faſt halb ſo groß wie der Kreis unſerer Mondbahn, welcher 102,000 Meilen Durchmeſſer hat. Jeder der einzelnen Ringe iſt vielleicht ſo breit, als unſere Erdkugel dick iſt. An alle dieſe Zahlen muß man ſich erinnern, wenn man über die Bildung der Oberfläche unſerer Erde philoſophirt. Man muß es ſich vergegenwärtigen, wie die Natur im Großen arbeitet, um nicht bei großen Phänomenen mit kleinen Erklärungen zu kommen. Für die Geologen auf dem Saturn hat es nun gewiß ſeine Schwierigkeiten, aus dieſen zuſammengebrochenen Trümmern, wobei das Unterſte zu oberſt gekommen, eine gute Erklärung zu finden, wie es geweſen, ehe ſolche Umwälzung und Zuſammenrüttelung geſchehen. Eben ſo ſchwierig iſt es für die unſerigen aus ähnlichen Trümmern an der Oberfläche zu ſagen, wie es geweſen, als die Seethiere, die wir jetzt auf den Spitzen der Alpen in einer Höhe von 6000 Fuß finden, noch in der See gelegen. Ob die ganze Rinde unſerer Erde ſo zuſammengebrochen, wie die Rinde des Saturns, ſo daß unſere Erde, die jetzt 1700 Meilen Durchmeſſer hat, damals vielleicht 5000 Meilen hatte, — das iſt ſchwer zu ſagen, obgleich man die Unmöglichkeit nicht darthun kann. Ob auf dem Saturn jetzt auch ſo regelmäßige Sand- und Lehmlager durch große Strecken liegen wie bei uns? — Dieſe ſind bei uns offenbar viel ſpätern Urſprungs als jenes Zuſammenbrechen. Die heißen Quellen ſcheinen für die zwiebelſchalartige Geſtalt der Erdrinde zu ſprechen; denn die gewöhnliche Erklärung, daß ſie von brennenden Kohlenflötzen kämen, oder von

Digitized by Google

erhitzten Schwefelkieſen, reicht nicht aus, wenn man berechnet, wie viel tauſend Cubikfuß Waſſer täglich in Aachen, in Wisbaden, im Carlsbad u. ſ. w. müßten geheizt werden, und wie viel Steinkohlen hiezu erfoderlich, da alles Brennen im Innern der Erde nur ein langſames Fortkühlen iſt, aus Mangel an Luft, wie man dieſes in Bergwerken ſieht, wenn irgendwo ein Kohlenflötz in Brand geräth. Der Sitz der heißen Quellen ſcheint viel tiefer zu ſeyn, als Werner glaubte; beſonders wenn man bedenkt, daß zu Töpliz im Jahr 1756 die Quellen in dem Augenblicke aufhörten, als das Erdbeben zu Liſſabon ausbrach. Wenn dieſe ihren Sitz im Flötzgebirge hatten, etwa 1000 Fuß unter der Oberfläche, ſo konnten ſie mit Liſſabon keinen Zuſammenhang haben, da das Flötzgebirge vielleicht hundertmal durchs Urgebirge abgeſchnitten, ehe man bis Liſſabon gekommen. Wahrſcheinlich haben die heißen Quellen unter der Granitſchale ihren Sitz, die unſere Erde umgibt. Je tiefer man in das Innere der Erde in den Bergwerken kommt, deſto wärmer wird es. 100 Fuß unter der Oberfläche iſt die mittlere Wärme 10° R., 1500 Fuß unter der Oberfläche iſt ſie 14° R., wie die Beobachtungen im Erzgebirge geben. Hiernach wird in einer Tiefe von einer Meile oder von 24,000 Fuß das Waſſer ſchon 60° R. warm ſeyn, und wenn dieſes in einer Quelle nach hydroſtatiſchen Geſetzen in die Höhe ſteigt, ſo muß es an der Oberfläche der Erde ſo erſcheinen, als es in den heißen Quellen in Aachen und Carlsbad erſcheint. Sitzt das Reſervoir der heißen Quellen aber unter der Granitrinde, ſo begreift man, daß das Erdbeben in Liſſabon einen Einfluß auf die Quellen in Töplitz haben konnte, um dieſe eine Stunde lang zum Stillſtehen zu bringen. Bg.

Geometriſche Reihe. Hierunter verſteht man eine Reihe von Größen (Zahlen oder Buchſtaben), wo jeder einzelne Theil zu dem nächſt folgenden in einem geometriſchen Verhältniſſe ſtehet. Z. B. 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 u. ſ. w. Iſt die Fortſetzung der Reihe wachſend, ſo entſteht eine ſteigende, im entgegengeſetzten Falle eine abnehmende Reihe; doch gibt es auch geometriſche Reihen, die von einem Gliede aus auf beiden Seiten ohne Ende fort laufen. Diejenige Zahl, welche anzeigt, um wie vielmal das eine Glied der Reihe größer oder kleiner iſt, als das folgende, nennt man den Exponenten. Man nennt eine ſolche Reihe vom erſten Range, wenn alle Exponenten gleich ſind, vom zweiten Range, wenn die Exponenten der erſten Reihe nicht gleich ſind, ſondern wiederum eine Reihe bilden, die erſt gleiche Exponenten hat. So gibt es Reihen vom dritten, vierten u. ſ. w. Range.

Geometriſche Feder, eine von Sardi erfundene metallene Feder, um damit krumme Linien, die ſich nach gewiſſen Geſetzen richten, zu ziehen.

Georg, Prinz-Regent, ſ. Wallis (Prinz von).

† Georgien. Das Chriſtenthum kam um 370 aus Armenien in die georgiſchen Länder, die einzigen auf dem Kaukaſus, wo es ſich vollſtändig erhalten hat. Die herrſchende Religion iſt die griechiſche und wird ſtreng, aber neben einer Menge altnationaler abergläubiſcher Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen ſind die Georgier ſehr duldſam. Allein in Tiflis gibt es neben den griechiſchen noch 12 armeniſche Kirchen und 3 Moſcheen.

Gerando (Joſ. Marie de), Baron von Ramzhauſen, Staats-

Digitized by Google

rath, Mitgl. der Akad. d. Inſchriften und philoſophiſcher Schriftſteller, geb. z. Lyon um d. J. 1770; Sohn eines Baumeiſters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er nach Paris ging 1797. C. Jordan ſaß im Rathe der 500; und de Gerando ſoll viel Antheil an deſſen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als ſein Freund nach dem 18ten Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutſchland. Hier ſchrieb er ein Mémoire sur l'art de penser, das vom Inſtitut den Preis erhielt. Bonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalſecretär unter dem Miniſter des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommiſſion in Rom, endlich Staatsrath im Februar 1811. Im April 1814 erklärte er ſich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Bonaparte ließ ihn den 25ſten März 1815 in dieſer Stelle, und ſandte ihn als außerordentlichen Generalcommiſſär in die öſtlichen Departements. Hier betrug er ſich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er ſich, mit Herrn Laborde und Laſteyrie die Lancaſter'ſche Methode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 63 Schulen dieſer Art in Paris und den Provinzen errichten helfen. Das Syſtem dieſes Philoſophen iſt die Erfahrungsphiloſophie. Er ſchrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels, 1800, 4 Vol. — Vie du général Caffarelli-Dufalga. — Eloge de Dumarsais, — in der Biogr. univ. den Art. Gaſſendi u. a. m. — Sein Hauptwerk iſt Hist. comparée, des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines, 1803, 3 Vol. (das beſte Werk der Franzoſen in der Geſchichte der Philoſophie) vom Profeſſor Tennemann in Marburg überſetzt. Auch hat er dem Nationalinſtitut einen Aufſatz über die Kantiſche Philoſophie vorgelegt, der gekrönt worden iſt.

Gerard (Francesco), iſt 1770 in Rom geboren, ſein Vater war Franzoſe, ſeine Mutter aber Italienerin. Er würde der erſte, trefflichſte Zögling Davids heißen, wenn er nicht ſelbſt als Meiſter neben ſeinem Meiſter ſtände. Seine Gemälde zeichnen ſich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig ſeine Zeichnung iſt, ſo überaus lieblich, blühend und dennoch wahr iſt ſein Colorit. Von erſter Jugend an zeigte ſich der Funke von Gerards Talent ſchon. Sein erſter Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalten, Gerard aber ſuchte verſtohlner Weiſe Farbe und Zeit zu gewinnen, und malte im vierzehnten Jahre ein Bild, welches eine Peſt vorſtellt. Dieſe Compoſition athmet einen edeln und feurigen Geiſt, und Sinn für antike Schönheit und Verhältniſſe. Dies intereſſante Gemälde befindet ſich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sänger der komiſchen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich raſche Fortſchritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entſchied; doch ſtellte er ſich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen ſeiner zahlreichen Werke zu beurtheilen, er iſt ſich bei den Portraits ſehr ungleich; er behandelt manche mit Enthuſiasmus und ſtattet ſie mit dem ſeelenvollſten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsſtücke betrachtet. Sein Wunſch, reich zu werden und im Ueberfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu ſeyn, iſt Urſache, daß man leider von

ihm nur wenige hiſtoriſche Gemälde erhielt und daß er ſich faſt ausſchließend der Portraitmalerei widmet. In dieſem Fach iſt er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Bruſtbild einer Privatperſon werden ihm gewöhnlich 500 bis 800 Rthlr. gezahlt, für jedes lebensgroße Portrait eines Gliedes der Familie Bonaparte erhielt er 30,000 Francs. Von Gerards hiſtoriſchen Gemälden iſt der Beliſarius am berühmteſten. Dies Bild macht Epoche in der neuern Kunſt. Es wurde 1795 ausgeſtellt. Die Compoſition iſt höchſt einfach. Nicht minder trefflich ſind ſein Oſſian, ſein Amor und Pſyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Auſterlitz malte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiſer Alexander, den König von Preußen, den König von Sachſen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris verſammelten Fürſten gemalt. Seine neuern hiſtoriſchen Gemälde ſind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es iſt 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies iſt das erſte Kunſtwerk, welches der König Ludwig XVIII. ſeit ſeiner Rückkehr beſtellte; es wird im großen Saal des Rathhauſes aufgeſtellt werden. Im Julius 1817 wurde es im Sallon ausgeſtellt, man bewundert die meiſterhafte Anordnung und das ſchöne Colorit eben ſo ſehr daran, als die Aehnlichkeit und den Ausdruck der Geſtalten. Dies Meiſterwerk erwarb Gerard den Titel des erſten Malers des Königs; er iſt Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariſer, wiener und florentiner Akademien. Wl.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.). Dieſer berühmte pariſer Parlaments-Advocat war 1725 in Rennes geboren, und von ſeinem Vater, der ſelbſt Advocat war, ſchon in der erſten Jugend für dieſe Laufbahn beſtimmt. Er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, beſonders zu Paris im Collegium Beauvais unter Coffin und Rivard. Ungeachtet er ſeine Rechtsſtudien ſchon früher vollendet hatte, ſo trat er doch erſt mit 28 Jahren vor Gericht auf, aber ſein Erſcheinen machte große Senſation. Guéau de Reverſaux, einer der berühmteſten damals lebenden Advocaten, prophezeite ſogleich, was er einſt werden würde. Jede Vertheidigung Gerbiers war jetzt ein Triumph, und er überſtrahlte alles, was ſeit Cochin vor den Schranken der Gerichte ſich berühmt gemacht hatte. Die Natur hatte ihn reichlich mit allem ausgeſtattet, was ihn zum Redner machen konnte; ſeine Geſtalt war edel, ſein Blick feurig, ſeine Stimme voll und kräftig, und ſein Vortrag leicht und blühend. Er erzählte höchſt anziehend, vertheilte ſeine Beweiſe mit Scharfſinn, und zeichnete ſich beſonders in ſolchen Streitſachen aus, wo es auf Vermuthungen und Folgerungen ankam. Man ſagt, daß Gerbier ſchlecht geſchrieben habe, und daß ſich ſeine Memoiren nicht im Geringſten auszeichneten; daſſelbe erzählt man auch von dem großen Cochin. Aber die Quellen des Redners ſind auch ganz andere, als die des Schriftſtellers. Gerbier's Laufbahn zerfällt in zwei Hälften; in der einen erndtete er nur Ruhm und Auszeichnung, die andere war mit Unannehmlichkeiten gemiſcht. Nach der Auflöſung des Parlaments war Gerbier einer der erſten Advocaten, die vor dem Pariſer Parlamente auftraten: dieſe Verirrung ward ihm nicht verziehen, als er 1774 wieder vor den Schranken des neu hergeſtellten Parlaments erſchien. Damals wurde eben auch Cinquet aus der Zahl der Advocaten ausgeſtoßen. Dieſer ſtellte

Gerbier als ſeinen Verfolger dar und griff ihn in einer bittern Flugſchrift heftig an. Dies machte auf Gerbiers zartes nur an Lob gewöhntes Gemüth einen tiefen Eindruck. Seit mehrern Jahren ſchon war ſeine Geſundheit wankend, und ſo ſtarb er am 20. März 1788. Von den merkwürdigen Rechtsfällen, die er vertheidigte, erwähnen wir nur den des Grafen Monboiſſier gegen ſeine Gemahlin, die ihn beſchuldigte, ſie mittelſt einer lettre de cachet einſperren haben zu laſſen, der Brüder Lyoney gegen die Jeſuiten wegen des famöſen Wechſels des P. Lavalette; des Grafen Buſſy merkwürdigen Prozeß gegen die indiſche Compagnie; der Frau von Sirey, die die Rechte einer Tochter des Marquis und der Marquiſe Houchin in Anſpruch nahm u. ſ. w.

Geſchäftsträger, ſ. Geſandten.

Geſellſchaftsrechnung iſt ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältniſſe eingetheilt wird. Z. B. es ſollen 500 Thlr. unter drei Perſonen vertheilt werden, dergeſtalt, daß ſich die Theile von A und B wie 4 und 5, und von B zu C wie 5 und 6 verhalten.

* Geſetzgebung. Da die Menſchen im Naturzuſtande, abgeſehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Geſetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern, kennen, ſo muß man den Geſellſchaftverein als eine Art von Vertrag gegen dieſes ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Parteien des Menſchengeſchlechts herzuſtellen beſtimmt iſt. Aber das moraliſche Gleichgewicht iſt wie das phyſiſche ſelten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menſchengeſchlechts enthalten den Saamen zu beſtändigen Spaltungen. Intereſſe, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menſchen zuſammengeführt; aber eben dieſe Beweggründe treiben ſie unabläſſig an, die Vortheile der Geſellſchaft genießen zu wollen, ohne ihre Laſten zu tragen, ſo daß man mit Montesquieu ſagen kann, die Menſchen befinden ſich, ſo wie ſie in der Geſellſchaft leben, im Kriegsſtande. Aber der Krieg ſetzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenſeitige Begierde und Hoffnung entſteht, ſich zu beſiegen. Iſt nun in der Geſellſchaft das Gleichgewicht unter den Menſchen nie vollkommen, ſo iſt es auch nicht allzuſehr aufgehoben; im entgegengeſetzten Fall würden ſie im Naturſtande ſich entweder nichts ſtreitig zu machen haben, oder, wenn die Nothwendigkeit ſie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerſtand ſehn. So ſind die Menſchen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite ſich umfaſſend, auf der andern begierig, ſich zu verwunden. Die Geſetze ſind die mehr oder minder wirkſame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten ſoll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verſchiedene Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menſchen unter Einer Regierung leben, ſo hat das Menſchengeſchlecht ſich in eine Anzahl Staaten, die ſich durch die Verſchiedenheit der darin gültigen Geſetze unterſcheiden, trennen müſſen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menſchengeſchlecht nur einen ſchwächlichen und hinſchmachtenden Körper gemacht haben; die verſchiedenen Staaten ſind eben ſo viel thätige und kräftige Körper, die, indem ſie ſich die Hand reichen, auch ein Ganzes bilden,

deren gegenſeitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben erhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikaniſche, wo das Volk die höchſte Gewalt ausübt; die monarchiſche, wo ein Einziger nach Grundgeſetzen, und die deſpotiſche, wo ein Einziger bloß nach ſeiner Willkühr regiert. Obgleich dieſe Formen in den meiſten Staaten nicht rein ſind, ſo iſt doch immer das eine oder das andere Princip vorherrſchend. Dieſe Eintheilung aber iſt wichtig, um danach die Geſetze zu beſtimmen, die einem Staate vermöge ſeiner Natur eigenthümlich ſeyn müſſen; ſie werden ſich leicht modificiren laſſen, je nachdem ein Staat mehr oder weniger von dieſen verſchiednen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müſſen ihrer Natur nach die Hauptgeſetze ſeyn, daß das Volk in gewiſſen Hinſichten Monarch, und in gewiſſen Hinſichten Unterthan ſeyn ſoll, daß es ſeine Magiſtratsperſonen wählt und beurtheilt, und daß die Magiſtratsperſonen in gewiſſen Fällen entſcheiden. Die Natur der Monarchie erfordert, daß es zwiſchen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelſtänden und als Vermittler zwiſchen dem Fürſten und den Unterthanen eine Behörde zu Bewahrung der Geſetze gebe. Die Natur des Deſpotismus verlangt, daß der Tyrann ſeine Macht entweder ſelbſt oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was das Princip der drei Regierungsformen betrifft, ſo iſt das Princip der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man ſich gewöhnt, den Staat mit dieſem Einzelnen zu verwechſeln, iſt das Princip die Ehre, d. h. das Beſtreben, ſich Achtung zu verſchaffen. Unter dem Deſpotismus endlich iſt es Furcht. Je mehr dieſe Principien in Kraft ſind, deſto feſter ſteht die Regierung; je mehr ſie ausarten, deſto mehr neigt ſie ſich ihrer Auflöſung entgegen. In jedem Staat müſſen die Geſetze der Erziehung ſeinem Princip angemeſſen ſeyn. Unter Erziehung wird hier diejenige verſtanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Eltern oder Lehrern gegebene, die oft ſehr entgegengeſetzter Art iſt. In Monarchien muß der Gegenſtand der Erziehung Urbanität und gegenſeitige Rückſicht, in Deſpotien Schrecken und geiſtige Herabwürdigung ſeyn; in Republiken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; ſie muß eine edle Geſinnung, eine Selbſtverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entſteht. Die Geſetze, welche der Geſetzgeber gibt, müſſen mit dem Princip jeder Regierungsform übereinſtimmen; ſie müſſen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie den Adel, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Deſpotie endlich allen Ständen ſchweigenden Gehorſam auferlegen. Die Verſchiedenheit der Principien dieſer drei Regierungsformen führt eine Verſchiedenheit in der Zahl und dem Gegenſtande der Geſetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit ſich. Da die Verfaſſung der Monarchien unveränderlich und fundamental iſt, ſo erfodert ſie mehr Civilgeſetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Uebereinſtimmung und weniger Willkühr gehandhabt werde. In gemiſchten Monarchien ſowohl als Republiken kann man mit den Criminalgeſetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müſſen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß ſtehen, ſondern auch die möglichſt gelindeſten ſeyn, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundene Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte ſelbſt. In den Republiken muß nach dem Geſetz gerichtet werden,

weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürſten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu beſtimmten Richtern beurtheilt werden. Vornehmlich in Demokratien müſſen die Geſetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung ſtreng ſeyn. Nach dieſen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinſten Geſichtspunkt, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihr Princip, zu betrachten. Auf dieſe Weiſe angeſehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als ſich zu vertheidigen und anzugreifen. Da Republiken vermöge ihrer Natur nur kleine Staaten ſeyn können, ſo bedürfen ſie zu ihrer Vertheidigung der Bündniſſe; aber ſie müſſen dieſe mit Republiken ſchließen. Die defenſive Stärke der Monarchie beſteht vornehmlich in ſichern Gränzen. Die Staaten haben, wie die Menſchen, das Recht für ihre Selbſterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung, ein nothwendiges, geſetzmäßiges und unſeliges Recht, deſſen allgemeines Geſetz iſt, dem Ueberwundenen möglichſt wenig Uebels zuzufügen. Republiken können weniger erobern als Monarchien; ungeheure Eroberungen ſetzen den Deſpotismus voraus oder ſichern ihn. Ein Hauptgrundſatz des Eroberungsgeiſtes muß ſeyn, die Lage des unterworfenen Volks möglichſt zu verbeſſern; dadurch geſchieht dem Naturgeſetz und der Staatsmaxime zugleich Genüge. Man kann zuweilen genöthigt ſeyn, die Geſetze des überwundenen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm ſeine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das ſicherſte Mittel jedoch, eine Eroberung zu behalten, beſteht darin, das beſiegte Volk, wo möglich, zu dem ſiegreichen emporzuheben, ihm dieſelben Rechte zu bewilligen. Bis hieher haben wir, indem wir jede Regierung ſowohl an und für ſich, als auch in ihrem Verhältniß zu andern betrachtet haben, weder das, was ihnen gemein ſeyn muß noch die beſondern aus der Natur des Landes oder dem Geiſte des Volks hervorgehenden Verhältniſſe berückſichtigt. Das ſoll jetzt geſchehn. Das allgemeine Geſetz aller Regierungen, wenigſtens aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, iſt die politiſche Freiheit, deren jeder Bürger genießen ſoll. Dieſe Freiheit iſt nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, ſondern die Macht, alles, was die Geſetze erlauben, zu thun. Man kann ſie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfaſſung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfaſſung gibt es zwei Arten der Gewalt, die geſetzgebende und ausübende, und letztere hat zwei Gegenſtände, das Innere und das Aeußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieſer verſchiedenen Gewalten hängt die größte Vollkommenheit der politiſchen Freiheit in Beziehung auf die Verfaſſung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger beſteht ſie in der Sicherheit, worin er ſich unter dem Schutz der Geſetze befindet, oder wenigſtens in der Meinung dieſer Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Dieſe Freiheit wird beſonders durch die Natur und das Vrrhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Die Verbrecher gegen die Religion müſſen durch Entziehung der Güter beſtraft werden, welche die Religion gibt; Verbrechen gegen die Sitten durch Schande; Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe durch Gefängniß oder Verbannung; Verbrechen gegen die Sicherheit durch Todesſtrafen. Strafbare Schriften ſind gelinder

Digitized by Google

zu ahnden als ſtrafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie beſtraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, anonyme Briefe, alle dieſe ſchmählichen Hülfsmittel der Tyrannei, müſſen aus einem guten monarchiſchen Staate verbannt ſeyn. Eine Anklage iſt nur Angeſichts des Geſetzes erlaubt, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder beſtraft. — Die Größe der Abgaben muß in directem Verhältniß zur Freiheit ſtehn. Daher können ſie in Demokratien größer ſeyn, als anderwärts, ohne drückend zu ſeyn, denn jeder Bürger betrachtet ſie als einen Tribut, den er ſich ſelbſt zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes ſichert. Ueberdies ſind Veruntreuungen in Freiſtaaten ſchwieriger, weil ſie leichter zu erkennen und zu beſtrafen ſind. Ueberall iſt die auf die Waaren gelegte Abgabe die am wenigſten drückende, denn der Bürger zahlt, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben laſſen, damit ſie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, nicht aber ſie verpachten, wobei ſie allemal ein Theil der Einkünfte in den Händen von Privatperſonen bleibt. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umſtände, welche die Geſetze modificiren müſſen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umſtände beziehen ſich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf die herrſchende Dispoſition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müſſen ſich die Geſetze in gleichgültigen Dingen nach der phyſiſchen Beſchaffenheit des Clima's bequemen, und in ſeinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So iſt in den Ländern, wo der Wein ſchädlich iſt, das Geſetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, ſind Geſetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf ſolche Weiſe kann eine Regierung die Wirkungen des Clima's verbeſſern. Was die Geſetze hinſichtlich der Natur des Bodens betrifft, ſo iſt einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menſchen erfordert, eine demokratiſche Verfaſſung angemeſſener iſt als eine monarchiſche. Die Freiheit iſt dem Bewohner eine Art von Erſatz für ſeine Arbeit. Mehr Geſetze ſind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. ſ. w. Endlich iſt der eigenthümliche Geiſt des Volks zu berückſichtigen. Der Geſetzgeber muß ſelbſt die herrſchenden Vorurtheile, Leidenſchaften, Mißbräuche bis zu einem gewiſſen Punkt achten, und zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchen. Dem Charakter der Athenienſer waren die Soloniſchen Geſetze angemeſſen; der ſtrengere Charakter der Spartaner forderte ſtrengere Geſetze. Sitten und Gewohnheiten ſind nicht füglich durch Geſetze zu ändern; Beiſpiel und Belohnungen ſind dazu geeigneter; dennoch iſt es auch wahr, daß die Geſetze eines Volks, wenn dadurch ſeine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieſelben wirken, entweder um ſie zu befeſtigen oder um ſie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in ſo fern ſie einander Schaden zufügen können. Sie können ſich aber auch gegenſeitig nützen und dieſer Nutzen beruht hauptſächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeiſt ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moraliſchen Tugenden ſtreitenden Geiſt des Intereſſes erzeugt, ſo macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müßiggang und Räuberei. Die freien Völker, die unter einer gemäßigten Regierung leben, können ſich ihm mehr wid-

men als die ſklaviſchen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von ſeinem Handel ausſchließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugeſtehen iſt, kann nicht unbedingt ſeyn, eine ſolche würde für ihn ſelbſt oft Nachtheil haben; ſie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beſchränkt ſeyn. In der Monarchie darf nicht der Adel, und noch weniger der Fürſt, Handel treiben. Das Geld, als das vornehmſte Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr ſind ein beſonders wichtiger Gegenſtand der Geſetze. Mit dem Handel ſteht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieſer wieder die eheliche Verbindung, die einzige ſichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am beſten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntſchaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo ſchon Sittenverderbniß eingeriſſen iſt, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Geſetze begünſtigt werden, ſobald nur noch Bande übrig ſind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Hoſpitäler können, nach dem Geiſte, mit welchem ſie eingerichtet ſind, der Bevölkerung ſchaden und nützen. In einem Staat, deſſen Bürger größtentheils nur von ihrer Induſtrie leben, kann und muß es Hoſpitäler geben, denn dieſe Induſtrie kann fehlſchlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anſtalten geben, darf nur vorübergehend ſeyn, um nicht die Bettelei und den Müßiggang zu begünſtigen. Man muß damit anfangen, das Volk reich zu machen, und dann für unvorhergeſehene und dringende Fälle Zufluchtsanſtalten errichten. Einen wichtigen Theil jeder Geſetzgebung machen die religiöſen Geſetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter ſprechen. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Menſchen durch Geſetze verſchiedener Art beherrſcht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein iſt, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben iſt, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigeſetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derſelben Geſellſchaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieſer Geſellſchaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Geſellſchaften unter einander zur Richtſchnur dient.

Geſticulation, ſ. Geberde.

Getraidemagazine, ſ. Kornmagazine.

Getraidemangel, ſ. Kornmangel.

Gewehr, ſ. Degen, Flinte und Waffen.

Gewerbſteuer, Induſtrieſteuer, Arbeitsſteuer, iſt die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber iſt nicht bloß das Einkommen zu verſtehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verſchafft, ſondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weiſe durch Anwendung geiſtiger oder körperlicher Productivkraft erworben wird, alſo auch die Beſoldung der Staatsbeamten, der Verdienſt der Aerzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erfoderlichen Betrag überſteigt, kann einer Beſteurung unterworfen werden; dieſer Bedarf aber iſt bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältniſſen höchſt verſchieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus ſeyn würde, iſt für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden iſt, nicht ſo ſehr von dem höhern Arbeitslohne, als vielmehr von dem Gewinnſte her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verſchaffen. Die Gewerbſteuer muß da-

her, ſoll ſie nicht drückend, der Induſtrie nachtheilig und verderblich werden, ſo angelegt ſeyn, daß ſie 1. das nothdürftigſte Auskommen gar nicht antaſtet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigſte Auskommen verdienen, nur einen ſehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Portionen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Ueberſchuß über ſeinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßſtabe der Gleichheit und zwar ſo vertheilt iſt, daß ſie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrſcheinlichen Verdienſtes berechnet wird; 5. nicht die beſondern Anſtrengungen des Fleißes, ſondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienſt beſteuert. — In den wenigſten Ländern finden wir Beiſpiele von reinen Gewerbſteuern, gewöhnlich treffen die unter dieſer Benennung vorkommende Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder ſogar auch die Grundrente; zu dergleichen gemiſchten Steuern iſt auch diejenige zu zählen, welche in verſchiedenen Ländern unter dem Namen Patentſteuer eingeführt worden. KM.

Ghiberti (Lorenzo) ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten ſich beſonders mit der Goldſchmiedkunſt, in der die Florentiner ſehr berühmt waren, beſchäftigt. Er lernte ſchon früh von ſeinem Stiefvater Bartoluccio, einem geſchickten Goldſchmidt, das Zeichnen, Modelliren und die Kunſt, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrſcheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Peſt wegen Florenz verlaſſen, und malte 1401 ein Frescogemälde zu Rimini in dem Palaſt des Fürſten Pandolfo Malateſta, als die Prioren der Handelſchaft zu Florenz alle Künſtler auffoderten, zur Ausführung eines der bronzenen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes ſchmücken, zu concurriren. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Piſa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, ſondern auch alle lebenden Künſtler, unter denen ſehr berühmte und geſchickte Meiſter waren, zu übertreffen. Die Opferung Iſaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichſten Brunelleſchi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erſtern traten freywillig zurück, indem ſie Ghiberti den Vorzug vor ſich einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunſch der Prioren nach faſt eben ſo langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel Angelo ſagte, daß ſie den Eingang des Paradieſes zu ſchmücken werth ſeyen. Während dieſer vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und den Reliquienkaſten des heil. Zenobius, Biſchofs von Florenz, für die Kirche Santa Maria del Fiore. Alle dieſe Werke ſind noch vorhanden, und laſſen Ghiberti's Fortſchritte wahrnehmen. Klebt ſeinen erſten Arbeiten noch eine gewiſſe Trockenheit aus Giotto's Schule an, ſo erſcheinen die ſpätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und feſterm Styl, und der Reliquienkaſten des Zenobius, ſo wie die zweite Pforte gehören noch heut zu den ſchönſten Kunſterzeugniſſen des neuern Italiens. Auch in der Glasmalerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben

Digitized by Google

angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. Ueberdies iſt von ihm ein Werk über die Bildhauerkunſt vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchſtück mitgetheilt hat. Er ſtarb um das J. 1455.

Gianni (Francesco), Dichter und Improviſator, geb. im Kirchenſtaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf ſeiner Arbeitsbank Taſſo, Arioſt und andre Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improviſatore. Als ſolcher verſuchte er ſich zuerſt in Genua. Hierauf begab er ſich voll Begeiſterung für die Freiheit, welche Italien von Bonaparte, dem Gründer der cisalpiniſchen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des geſetzgebenden Raths. In dieſer Lage erwarb er, der ſchon als Dichter bezauberte, ſich ſolchen Beifall, daß man ihn in Kupfer ſtechen ließ. Das Spartaniſche in ſeiner Geſichtsbildung entſprach ganz ſeinem glühenden Republikanismus. Die Ruſſen ſperrten ihn in Cattaro ein. Nach ſeiner Befreiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Bonaparte mit einer Penſion von 6000 Fr. zum kaiſerlichen Improviſatore ernannte. In den Geſellſchaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei ſich verſammelte, improviſirte Gianni mit dem glänzendſten Beifall über das erſte beſte Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieſer Geſänge wurden mit der franzöſiſchen Ueberſetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er ſeine Beſchützerin feierte, ſind eben ſowohl Beweiſe ſeiner Dankbarkeit als ſeines Talents. Man findet ſie, nebſt einigen improviſirten Liebesgeſängen, in Gianni's Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. überſ. Paris 1813.) Nach Bonaparte's Fall behielt Gianni ſeine Penſion. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luiſe im Jan. 1815 ſtarb, hat er nur Sonette frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichteriſchen Ruf ſo eiferſüchtige Monti ſagt von ihm: Natura ha fatto di tutto per formarne un gran poeta (die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden); doch ſetzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Abſicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotiſchen, heroiſchen und republikaniſchen Geſänge dieſes Dichters (Mailand 1807, 5 Bändchen) mehrere Züge und Stanzen, die der berühmteſten Dichter Italiens würdig ſind.

* Gibichenſtein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 72 Feuerſtätten und 400 Einwohnern. Es iſt jetzt der Sitz eines königlichen Beamten, der, ſeitdem die Zölle und Forſteinkünfte von der Pachtung getrennt ſind, nur noch 25,666 Thlr. jährlichen Pacht an die Regierung in Merſeburg entrichtet. In frühern Zeiten, als jene Einkünfte noch zum Amte geſchlagen waren, gab das letztere 72,000 Thlr. Pacht. Die Lage des Orts iſt ſehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftſteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römiſche Münzen aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung in der Nähe des alten Schloſſes ausgegraben ſeyn ſollen, die Anlegung der alten Veſte dem Druſus Germanicus zuſchreiben. Allein jene Angabe iſt höchſt unbeſtimmt und unſicher. Der Zug des Druſus Germanicus von der

Weſer bis an die Elbe dauerte zu kurze Zeit, und geſchah offenbar in einer viel nördlichern Richtung, als daß die Gegend von Halle den Römern hätte bekannt werden können. Auch als Tiberius ſeinen Zug die Elbe hinauf bis in das Land der Hermunduren vornahm, kann er in dieſe Gegend nicht gekommen ſeyn; denn die Römer entfernten ſich von den Ufern der Elbe nur wenig. Hermunduren aber waren, nach Tacitus, im Beſitz der Salzquellen an der Saale, und führten mit den Catten, ihren weſtlichen Nachbarn, um das Jahr 59 einen blutigen Krieg um den Beſitz jener Quellen. Jahrhunderte vergingen unter beſtändigen Kriegen und Raubzügen der Nationen; die öſtlichen und nördlichen Völker drängten nach dem Weſten und Süden. Die Hermunduren, ſpäter die Thüringer genannt, von den Sachſen und Franken überwältigt, mußten endlich im ſechsten Jahrhundert den letztern ihr Gebiet abtreten. Die Sieger aber begnügten ſich mit den thüringiſchen Landen, die weſtlich von der Saale lagen; die öſtlichen überließen ſie gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus Oſten. Von dieſen rühren die meiſten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenſtein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte, einer der größten und gebildetſten Landwirthe in den preußiſchen Staaten, eine ſehenswerthe Sammlung beſitzt. Die Sorben wurden in dem Laufe der Zeiten ſo mächtig, daß ſie den Eroberungsplanen des großen Carls lange widerſtanden. Nachdem er ſie endlich beſiegt, legte er zu Sirtave (Schartau) an der Elbe und bei Halle Gränzfeſtungen an. Die Sorben hatten die Länder, welche ſie bewohnten, in Gauen (Pagi) abgetheilt. Die Gegend um Halle hieß der Pagus Neleticus, welcher Name ſich noch in Neglitz, einem Dorfe am Petersberg, erhalten hat. Nördlicher war der Pagus Budzicus, wovon Pazez, zwiſchen Calbe und Aken, abſtammt. Die Carolinger ſetzten Gaugrafen über die eroberten Lande; unter dieſen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigſtens erweislich nicht von Wittekind abſtammend, die Gegenden um Halle. Einer derſelben ſoll die Burg Gibichenſtein angelegt haben. Aber genannt wird der Ort zuerſt unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerſtört, eine Menge Burgen gegen die öſtlichen Völker anlegen ließ, und auf denſelben Caſtellane, Hausleute und Thurmwächter beſtellte. Sein Sohn Otto I. ſchenkte der Kirche zu Magdeburg im Jahr 961 den Zehnten zu Gibichenſtein, und 965 den ganzen Neglitzer Gau, mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenſtein. Dieſe Burg blieb im Mittelalter wegen ihrer feſten Lage ein Staatsgefängniß, auf welchem unter andern Kaiſer Heinrich IV. zu Ende des elften Jahrhunderts den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieſer nun entkommen war, ſo ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale ſich gerettet. Das Fenſter wird in den Ruinen noch gezeigt. Man findet die Geſchichte unglaublich, weil die Saale nicht unmittelbar an dem Schloſſe wegfließt. Allein die Ufer der Flüſſe verändern ſich oft bei Menſchengedenken, und in ſieben bis achthundert Jahren kann alſo leicht das Bette der Saale ſich mehr nordwärts gedrängt haben. Indeſſen iſt die Höhe des Fenſters über dem Spiegel der Saale (120 Fuß) doch zu bedeutend, als daß man jenen Sprung zugeben könnte. Die Erzbiſchöfe von Magdeburg hielten ſeit dem elften Jahrhundert Hof in Gibichenſtein. Auch hatten ſie dort Burggrafen, unter denen ein Geſchlecht von Gibichenſtein

vorkommt. Im fünfzehnten Jahrhundert verlegten die Erzbiſchöfe aber ihren Hof auf die neu erbaute Moritzburg in Halle. Ihre Burggrafen nannten ſich nun Burghauptleute. Als Kaiſer Carl V. 1547 auf der Reſidenz in Halle ſich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Gibichenſtein ſo ſehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerſtört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636.

Gil (Pater), Franciscaner, geweſener Hiſtoriograph von Spanien, eins der bedeutendſten Mitglieder der Junta von Sevilla, geb. zu Avacena in der Sierra Morena, im Königreiche Sevilla, trat jung in den Franciscanerorden, zeichnete ſich durch Kenntniſſe und Predigertalente aus, ging als Provincial ſeines Ordens nach Rom, um die Ernennung eines Generals der Minoriten zu beſorgen, mußte nach ſeiner Rückkehr, da ihm ſein ſtolzer und heftiger Charakter Feinde gemacht, das Provinzialat niederlegen, und lebte hierauf am Hofe, wo er als Prediger und Gelehrter in großem Anſehn ſtand. Zum Hiſtoriographen des Königreichs ernannt, beſchäftigte er ſich in dem Hauſe ſeines Gönners, des Marquis von Villa Franca, mit der Berichtigung und Fortſetzung des Geſchichtswerks von Mariana, ward aber auf den bloßen Verdacht der Theilnahme an einer Schmähſchrift, die den Fürſten de la Paz und die Königin angriff, verhaftet und in das Zuchthaus nach Sevilla gebracht. Nach zwei Jahren ſetzte ihn der Fürſt de la Paz als unſchuldig wieder in Freiheit. Indes wies er ihm ſein Kloſter in Sevilla, unter Aufſicht der Obern, zur Wohnung an. Der Pater Gil verließ es erſt im Jahr 1808 nach dem Einfalle der Franzoſen. Ueber 60 Jahr alt, trat er jetzt an die Spitze der Inſurrection. Als Mitglied und Generalſecretär der ſouveränen Junta zu Sevilla bewies er unter allen Umſtänden Geſchicklichkeit und Muth. Seinem Charakter und dem unermüdeten Eifer, durch welchen er ſeinen Mitbürgern und dem General Caſtannos Vertrauen einzuflößen wußte, dankt man großentheils die Erfolge bei Baylen (ſ. d.). Auch bewirkte er die Annahme und kräftige Ausführung des von Dumouriez für Spanien entworfenen und ihm mitgetheilten Plans des kleinen Kriegs der Partidas de Guerillas, wodurch man die überlegene Taktik der Franzoſen unſchädlich machen wollte. Eben ſo klug wußte er für Spanien politiſche Verbindungen mit andern europäiſchen Staaten anzuknüpfen. Seine Sendung an den Hof zu Palermo brachte der ſpaniſchen Sache weſentlichen Vortheil. Als er nach Cadix, wo ſich der Sitz der Regierung befand, zurückgekehrt war, ward er von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, weil er, wie man glaubt, nach der Präſidentſchaft ſtrebte. Seitdem hat dieſer allgemein geachtete Mann in der Einſamkeit den Wiſſenſchaften gelebt.

Ginguené (Pierre Louis), ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bredagne 1748 geboren, und ſtammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er ſich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Malerei, vorzüglich aber entſchied er ſich, faſt noch Kind, für Dichtkunſt und Muſik. Zu Paris, wohin er ſich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunders begab, mußte er zwar, durch ſeine Vermögensumſtände gedrungen, ſeine Zeit zwiſchen Arbeiten in einem der Bureau's des Contrôle général und ſeinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anforderun-

Digitized by Google

gen genügend zu entſprechen. Pünktlichkeit und Gewandtheit in der Geſchäftsführung, und eine eben ſo geläufige als zierliche Handſchrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur dieſen Theil ſeiner Verdienſte zu beachten hatten, eben ſo ſehr, als ein von ihm im Almanach des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufſehen erregte. Deſſen ungeachtet warf er ſich gegen alle Erwartung in ganz heterogene Studien. Die Tiefen der franzöſiſchen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und beſondern Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide Schriftſteller — vorzüglich der letztere, den er ſowohl in metriſcher Hinſicht als auch als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiſte Rouſſeau erhob — wurden ſeine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geſchäft, die verblichenen oder doch vergeſſenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend dem Publikum wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwiſchen Glucks und Piccini's Anhängern, denen Ginguené bei ſeiner Liebe für Muſik nicht unthätig zuzuſchauen vermochte. Er entſchied ſich bald für Piccini und die ganze italieniſche Muſik, und trat mit deſto größerer Feſtigkeit in den Kampf, da er Piccin's perſönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen ſeiner Partei, während an der Spitze der andern zwei nicht nur durch muſikaliſche Bildung, ſondern auch als Denker und Schriftſteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, ſtanden. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher ſchrieb er eine feine, nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er bei aller Vorliebe für dieſen Componiſten doch auch Gluck als ein Mann von Geſchmack und Einſicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Indeſſen wollte das Publikum nicht Partei nehmen, ſondern theilte ſeinen Beifall zwiſchen Gluck und der italieniſchen Muſik gleichmäßig, und ſo legte ſich der Streit von ſelbſt. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunſchweig (Léopold, poëme, Par. 1787, 8.) und eine Denkſchrift auf Ludwig XII. Eloge de Louis XII., père du peuple, Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der franzöſiſchen Akademie veranlaßt, entſprachen den Beſtrebungen ihres Verfaſſers nicht, und fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerkſamkeit erregte ſeine Beurtheilung der Confeſſionen Rouſſeau's (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, engl. überſ. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die ſtrenge Unparteilichkeit, mit welcher er deſſen Leben durchmuſterte, mehr zu ſeiner Vertheidigung beitrug, als es der entſchiedenſte Lobredner würde gethan haben. Eben jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreiſe des literariſchen und amtlichen Wirkens. Ohne ſeinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege ſeine literariſchen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (in d. J. 1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Geſellſchaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und ſein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3, 1795, 8.) beur-

kundeten, geſellte er ſich durch ſeine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Geſellſchaft mit Grouvelle, 1793 — 95 allein, und durch die Herausgabe der von ihm geſtifteten Decade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, ſeit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verſtändigern und ruhigern Sprechern über die Ereigniſſe des Tages. Die Decade, welche früher eben ſo wenig für Robespierre als ſpäter für Bonaparte in die Poſaune ſtieß, war das einzige franzöſiſche Journal, welches ſich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ſeinen Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er ſich in ſeinen amtlichen Verhältniſſen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieſer Stelle im Februar 1793) als Geſandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei ſeiner Rückkehr von dieſem Poſten wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Da er aber für ſeine Pflicht hielt, ſich einigen Maßregeln der Regierung zu widerſetzen, ſo war er einer von den Tribunen, die der Senat im J. 1802 ausſchloß. Ganz ſeinen Privatſtudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienſtvolle Werk, welchem er den größten Theil ſeines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, auf 9 Bände angelegt, wovon Th. 1 — 6 zu Paris 1811 — 1813, 8. erſchienen, und Th. 7, bereits zum Druck fertig, und Th. 8, wozu Materialien vorhanden ſind, von Boiſſonade herausgegeben werden ſollen). Wenn Tiraboſchi bei ſeinen Forſchungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, ſo ſuchte Ginguené im Gegentheil darzuſtellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Conſtantins an bis auf das 18te Jahrhundert herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus den Quellen, und urtheilt meiſt mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken noch der Styl haben etwas Blendendes, aber man folgt dem Verfaſſer mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anſpruchloſen geſunden Verſtand, der in dem ganzen Werke herrſcht, durch die treffende Charakteriſtik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche ungeachtet einer gewiſſen Monotonie der Wendungen ſich den Gegenſtänden gehörig anpaßt. Der Umfang dieſes Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indeſſen nicht an anderweitigen Beſchäftigungen zu verhindern. Außer ſeinen Arbeiten als Mitglied des Inſtituts, deſſen Sitzungen er unausgeſetzt beſuchte, ſchrieb er ſeine, meiſt italieniſchen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), überſetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verſe (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. u. 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältniſſe und die volle Achtung der Beſten ſeiner Nation erheiterten den Abend ſeines Lebens. Er ſtarb zu Paris am 16ten November 1816. Er war auch Mitglied der celtiſchen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluſe, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Broſchüren noch Chamforts (Par. an 3. 1795, IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14. — 25. Lieferung der Tableaux de la Révolution franç. verfertigt. Der Catalog ſeiner hinterlaſſenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italieniſche Literatur einen bleibenden Werth. Dieſe Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich verſtei-

Digitized by Google

gert werden ſollte, iſt an einen uns noch unbekannten Bücherliebhaber im Ganzen verkauft worden. As.

* Girobank heißt diejenige Gattung der Depoſitenbanken (ſ. d. Art.), bei welchen edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Dieſe Bankanſtalten ſetzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, ſondern es wird einem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leiſten, ſo braucht er nur eine Anweiſung zu geben, die zu zahlende Summe von ſeinem Blatt abzuſchreiben und auf dem Blatte des Empfängers zuzuſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinſen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben ſo verfügen, als ob er die Summen ſelbſt verwahrte; die Bank leiſtet demſelben dadurch einen wichtigen Dienſt, daß ſie ſein Münzmetall ſicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, ſeine Zahlung ſelbſt zu machen. Eine Bank dieſer Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweiſungen Summen überſchrieben werden können, indem die ſchriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlaſſen würden. — Ihren Namen verdanken dieſe Banken dem italieniſchen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank faſt immer innerhalb eines beſtimmten Kreiſes von Eigenern bleiben, aus dem ſie nicht heraustreten. Die bedeutendſten Anſtalten dieſer Art befinden ſich in Hamburg und Amſterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichſte, vielſeitigſte und wiſſenſchaftlichſte der neuern franzöſiſchen Maler, iſt der trefflichſte von Regnaults Schülern. Er iſt in Paris 1769 geboren. Sein Streben iſt echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend ſtudirte er in Rom. Man erkennt in ſeinen Werken eine entſchiedne Neigung zu plaſtiſcher Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit ſchöner Eigenthümlichkeit in allen ſeinen Gemälden; er macht es wie die alten Italiener, die das Antike im romantiſchen Geiſt und Sinn zu erreichen ſuchten. Seine Zeichnung iſt höchſt richtig und von ſtrenger Beſtimmtheit, ſein Colorit reich und trausparent, doch ſtill harmoniſch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben ſo ernſter Sorgſamkeit als Genialität, es ſteht alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber ſie gehen bei ihm aus dem Geiſt des Bildes hervor. Eines von Girodets ſchönſten Gemälden iſt ſein Endymion, den er noch in Italien malte. Sein Hippokrates hat eine wunderſam ſchöne Beleuchtung; ſein Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt, iſt ein idylliſches, liebliches Werk; ſein Oſſian hat Schönheiten der Zeichnung, aber dieſer Gegenſtand iſt in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt iſt dagegen die große Sündfluthsſcene dieſes Meiſters, ein Hauch von Buonarotti's Rieſengeiſt weht darin. Ein rein ſchönes und ewig rührendes Kunſtwerk iſt hingegen Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er malte ferner Napoleon, wie er die Schlüſſel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieſes Meiſters ſind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er ſelbſt iſt allgemein geſchätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Beſcheidenheit, Strenge gegen ſich und Milde gegen andere

tiefer Kunſtſinn und warmes Gefühl, ſind die Hauptzüge von Girodets Charakter. Im Jahre 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem ſehr großen Gemälde, den heiligen Ludwig in Aegypten darſtellend. Wl.

Girondiſten (les Girondins), die Partei der Republikaner edlerer Geſinnung in der zweiten franzöſiſchen Nationalverſammlung, (1791 — 1793) der geſetzgebenden, merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichſten Stimmführer und wegen ihres ſechsmonatlichen für ſich unglücklich endenden Kampfs mit dem ſogenannten Berge in der Nationalconvention. Mann nennt ſie Girondepartei, weil die Häupter derſelben, Guadet, Genſonné nnd Vergniaud, an die ſich noch zwanzig andere anſchloſſen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze ſtand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetſten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der geſetzgebenden Verſammlung gewählt wurde. Dies geſchah im Jahre 1791, zu einer Zeit, wo der König, nach ſeiner Rückkehr von Varennes, ſchon wie ein Gefangener in ſeinem eigenen Palaſt gehalten wurde, und das republikaniſche Syſtem bereits in Paris und den Provinzen — am meiſten in den Seehandelsſtädten — die beſten Köpfe, vorzüglich die Ehrgeizigen und die Ränkemacher, doch auch viele gut Republikaniſchgeſinnte für ſich eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des verächtlich gewordenen Thrones eine republikaniſche Regierungsform zu ſetzen. — Schon vor ihrer Abreiſe nach Paris ſchworen in ihrem Club zu Bordeaux, die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der ſtürmiſche Guadet am entſchloſſenſten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum ſchloſſen ſich Guadet und ſeine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das conſtitutionelle Königthum vertheidigte, ſondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildeſten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Briſſot, Petion, Sieyes u. A. theils aus Fanatismus, theils von verwegenem Uebermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichem Umſturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch ſeine ſtürmiſche Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte ſich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Prieſter, den Hof und die Miniſter. So ſetzten er und Genſonné den 2ten Januar 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indes gab es auch gemäßigte Girondiſten, die wenigſtens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus dieſen wählte Ludwig ſeine Miniſter, Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen ſchritten mit um ſo größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien am 29ſten Juni 1792 wurde als ihr Werk angeſehen. Allein durch die ochlokratiſchen Plane der Faction Dantons beſonnener gemacht, fingen ſie Ende Juli 1792 an, ſich den Conſtitutionellen mehr zu nähern, und ſelbſt mit dem Hofe zu unterhandeln. Da ſie aber ihre Foderungen verworfen ſahen, nahmen ſie ihr altes Syſtem wieder an; doch hatten ſie keinen Antheil an dem 10ten Auguſt, der ganz das Werk der Faction Dantons war. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, ſey noch nicht gekommen, und ſchlugen ſogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10ten Auguſt wurden

Digitized by Google

Guadet und andere Girondiſten die wirkſamſten Mitglieder der Regierungscommiſſion, wo ſie nicht nur keine Gewaltthat begingen, ſondern ſelbſt Geächtete in Schutz nahmen. Allein bald mußten ſie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariſer Stadtgemeinde auf ſeiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2. September geſchehen laſſen. Doch erhob ſich ihre republikaniſche Begeiſterung aufs neue, als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi ſollte der Erde gleich gemacht werden, weil ſie ſich vom Feinde hatte nehmen laſſen. Noch größer war ſein Muth, mit dem er ſich der Faction Orleans widerſetzte, und auf die Beſtrafung der Verbrechen im September drang. Allein die Girondiſten, welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Conſtitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundſätzen weder auf den Beiſtand der Conſtitutionellen noch der Royaliſten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre früheren Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigſten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchiſten) und die Cordeliers (die Maratiſten), vor allen andern Girondiſten, Guadet an, weil ſie ihn am meiſten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne ſchlug mit der Kraft ſeines Talents den Günſtling des Pöbels leicht zu Boden, ſo daß ſelbſt ſeine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnſten erhob ſich Guadet, als er Danton und Robespierre'n anklagte, daß ſie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondiſten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesſtrafe gegen jeden ausſprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf ſchlugen ſie die Todesſtrafe gegen die Emigrirten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. — In dem Prozeß des Königs ſtimmten Guadet, Genſonné und Vergniaud für den Tod, nachdem ihr Vorſchlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen ſolle, verworfen worden war. Nach dem Ausſpruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufſchub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozeſſe. Indeß konnten ſie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondiſten nannte, weil ſie auf den Bänken des Erdplatzes ſaßen, die Unvorſichtigkeit, gegen Marat (20ſten April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgeſprochen, und der Berg hielt ſich durch dieſes Beiſpiel für berechtigt, auch ſeiner Seits die Girondiſtenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und Anarchiſten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) ſahen, daß ſie den Girondiſten nicht die Stimmenmehrheit in der Verſammlung entreißen würden, ſo bedienten ſie ſich der pariſer Sectionen, welche mit aufrühreriſchem Geſchrei vor dem Convent erſchienen, und die Verurtheilung der Girondiſten foderten; doch Guadet ſiegte diesmal noch. Selbſt als die ganze pariſer Stadtgemeinde die Foderung wiederholte, triumphirte der unerſchrockene Republikaner. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorſtädte St. Antoine u. a. Am 31ſten Mai 1793 ward das Zeichen mit der Sturmglocke gegeben. An der Spitze eines bewaffneten Haufens umgab Henriot, der Commandant der pariſer Nationalgarde, den Convent, während Haſſenfratz, von einer Schaar ſogenannter Bittenden begleitet, vor die Schranken trat, und von ihrem Mord-

geſchrei unterſtützt, die Achtserklärung der 22 Girondiſten verlangte. In dieſem entſcheidenden Augenblicke erhob ſich Guadet abermals auf die Rednerbühne, und ſeine Partei trug auch diesmal noch den Sieg davon. Allein der Aufſtand dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchiſten, von einem unſinnigen Pöbel unterſtützt, ſiegten, eine Liſte von 34 von der Girondepartei ward geächtet und zur Erſcheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meiſten der Angeklagten ſuchten ſich durch die Flucht in die weſtlichen Departements, welche ſie hofften, gegen den Convent inſurgiren zu können, zu retten. Dieſer, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, ſchritt aber unaufhaltſam in ſeinen Maßregeln fort. Die Zahl der Proſcribirten wurde auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beſchlüſſe vom 1. und 2. Juni proteſtirt hatten, wurden aus dem Convent geſtoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun ſchnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerſt Gorſas unter dem Beil der Guillotine (7. October 1793); dann am 31. October Briſſot, Genſonné, Vergniaud, Sillery und ſiebzehn Andere. Wenige retteten ſich (unter dieſen war Louvet, der ſeine Begebenheiten während ſeiner Proſcription auf eine höchſt anziehende Weiſe unter dem einfachen Titel: Quelques notices Pour l'histoire [deutſch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publikum mittheilte). Roland, Lidon, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben ſich ſelbſt den Tod. Wir widmen mehreren dieſer Männer beſondere Artikel. In dieſen Zeitpunkt fällt auch Charlotte Corday's, der begeiſterten Anhängerin der Girondiſten und insbeſondere Barbaroux's Ermordung Marats. Allein alle gegen den Convent genommenen Maßregeln reizten nur den Berg zu größerer Wuth und Conſequenz. Er gebar das Schreckensſyſtem und Robespierre's Dictatur. Man vergl. über vieles hier im Allgemeinen Erzählte die beſondern Artikel, und über den Fortgang der franzöſiſchen Revolution den Art. Frankreich.

Giuſtiniani (Vincent Joſeph Philipp), Prinz von Baſſano und Corbara, Municipalrath in Rom geb. den 2. Nov. 1762. Die 1798 entſtandene römiſche Republik ſchickte ihn mit der Nachricht von ihrer Entſtehung an das franzöſiſche Directorium. Seitdem nahm er an allen Veränderungen in Rom einen wichtigen Antheil, indem er ſtets auf der Seite der ſiegenden Partei ſtand. Bei der Vereinigung Roms mit Frankreich ward er 1812 für den Senat erwählt. Seit 1814 iſt er päpſtlicher Statthalter in einer Provinz des Kirchenſtaats, und gehört zu den römiſchen Baronen, die im Oct. 1816 ihren grundherrlichen Lehnsrechten entſagt haben. Ueber die unter dem Namen der Giuſtinianiſchen bisher bekannte Gemäldeſammlung ſ. den folgenden Art.

Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung. Dieſe treffliche Sammlung befindet ſich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte ſie im Jahre 1815 in Paris, und ſie wird nun hoffentlich mit einer Auswahl der vorzüglichſten Kunſtſchätze, die ſich in den königlichen Schlöſſern befinden, vereinet, bald aufgeſtellt werden, und ſo eine ſehr intereſſante Gallerie bilden. — Das fürſtliche Haus Giuſtiniani in Rom ſtammt von einem ſchon von Alters her berühmten Hauſe in Genua. Der Sammler dieſer Kunſtwerke führte den Titel eines Marcheſe, und lebte am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Zwei Jahrhunderte lang war dieſe Galle-

rie die Zierde eines der größten Paläſte Roms, den derſelbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemälde dieſer Gallerie iſt von Meiſtern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die ſich dieſem Hauſe verpflichtet fühlten, ihre beſten Werke gleich für die Familie Giuſtiniani beſtimmten. Dies macht dieſe Sammlung auch beſonders merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt, denn in jener Zeit flammte der alte Kunſtgeiſt zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weiſe wie früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus deſſen Lauf wir auch bedeutende Kunſtwerke hier finden, da die ſpätern Prinzen Giuſtiniani ihre Sammlung noch vermehrten. Man zählt auf 170 Gemälde; im Jahre 1807, wo dieſe Sammlung nach Paris kam, war ſie noch vollſtändiger, aber manches herrliche Gemälde derſelben wurde einzeln verkauft, ehe ſie mehrere Jahre ſpäter von dem Prinzen Giuſtiniani an Bonnemaiſon im Ganzen verkauft wurde. — Aus der früheſten Periode bemerken wir beſonders ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorſtellend als eine nur mit zartem Flor bekleidete Geſtalt, mit einem ſpiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet iſt, und die Hauptfigur auf einem Wagen von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantaſtiſch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühen Zeit eigen iſt. Der Pinſel iſt etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten ſchön, der Blick klar und rührend. Ferner ſind aus dieſer kindlich frommen Kunſtepoche ſehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (dieſe Darſtellung hatte ſich der hohe Meiſter recht eigentlich zum Studium gewählt, wie ſeine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von ſchöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens ſind) der beweinte Chriſtus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Chriſtuskopf, der fälſchlich für einen Leonardo da Vinci ausgegeben wird, da er wohl aus Perugino's Schule iſt, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anſpruchsloſigkeit und ſüße Einfalt der alten Zeit herrſcht, obgleich der Meiſter ſchon einer ſpätern angehört. — Von den vier Hauptſchulen ſind folgende Gemälde beſonders bemerkenswerth. Aus der Florentiniſchen: der Raub des Ganymed von Miche Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obſchon im verjüngten Maßſtab; der Ganymed hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die dieſen Meiſter bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Dies Gemälde iſt ſo zart und ſorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es ſey nur nach der Zeichnung des Meiſters von Marcellino Venuſti gemalt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köſtliche Gemälde von Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. — Aus der Römiſch-rafaeliſchen Schule iſt beſonders ein herrliches Gemälde aus Rafaels ſpäterer Zeit hier; Manche behaupten, es ſey nach Rafaels Zeichnung von Francesco Penni gemalt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meiſter ſelbſt. Es iſt ein Johannes der Evangeliſt, auf einem Thron von Wolken ſitzend, in hoher Be-

geiſterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel ſchreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu ſeinen Füßen. Seine blaue Tunica und ſein weitflatterndes violettes Gewand ſind ſo mit weißen Lichtern gehöht, daß ſie in den Farben der Morgenröthe zu ſchillern ſcheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieſer feſten freien Stirne, dieſem ernſten dunkeln Auge, dieſem ſanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich iſt das rechte Bein gezeichnet, deſſen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten ſcheint! Eine Wiederholung dieſes Gemäldes befindet ſich im Muſeum zu Marſeille. Es war ſonſt höchſt intereſſant, als Gegenſtück zu dieſem Gemälde denſelben Gegenſtand zu gleicher Größe von Dominichino zu ſehen, aber leider iſt dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls ſitzend dargeſtellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der ſchönſten Werke Dominichino's. Ferner iſt aus dieſer Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet ſchönes Bild, worin die ſchwarzen Töne nicht ſo vorherrſchen, wie oft bei dieſem Meiſter; das Colorit iſt heiter und harmoniſch, die Köpfe ſind von der ſchönſten Vollendung. So iſt auch von dieſem Meiſter die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Rafael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders malen mußte als auf dem Original, um ſie unterſcheiden zu können. — Aus der lombardiſchen Schule bemerken wir beſonders einen Chriſtuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde ſeines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide ſind flüchtig aber ſehr lieblich gemalt; das zweite iſt eine freie Nachahmung von Correggio's Zingarella. — Die Arbeiten dieſes Meiſters, der Correggio's Grazie und Helldunkel mit Parmegianino's Eleganz vereint, ſind äußerſt ſelten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Beſuch der heiligen Eliſabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Doſſo Doſſi, verdienen beſonders Aufmerkſamkeit. Aus der venetianiſchen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches ſich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Chriſto, von Sebaſtiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geiſt, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchſten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles iſt eigenthümlich darin, die Charaktere ſind wundervoll individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlöſers iſt rein menſchlich ſchön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegenſatz derſelben zu der Heuchelei und Verſtocktheit der Phariſäer, und der Zerknirſchung der ſchönen reuigen Verbrecherin iſt glücklich und mit ſeltner Kraft dargeſtellt. Zugleich findet man in dieſem Gemälde die Porträts der vorzüglichſten venetianiſchen Künſtler; der israelitiſche Richter iſt Sebaſtiano del Piombo, der Kopf mit dem ſchwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau iſt Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paolo Veroneſe (für Albano ausgegeben), mehrere ſchöne Bildniſſe von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veroneſe, beweiſen nebſt mehrern andern ſchätzbaren Gemälden, wie

reich dieſe Sammlung von venetianiſchen Meiſtern iſt. Von dieſen iſt auch mehreres neu hinzugekommen. Doch die ſeltenſten Schätze dieſer Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturaliſten. Zuerſt bemerken wir das herrliche Gemälde von Lodovico Carracci, Chriſtus, der wunderbarer Weiſe fünftauſend Mann mit fünf Brodten und zwei Fiſchen ſpeiſ't. Der Künſtler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jeſus, ſtehend unter der Menge, wendet ſich zu ſeinen Jüngern, wovon einer die Brodte hält, und ſegnet die Fiſche, welche ihm ein Knabe reicht. Es ſind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter iſt groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch die ſinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken ſie eine Abſtufung der Flächen der weiten Landſchaft, die mit einer zahlloſen Menge Volkes bedeckt iſt. Der große Meiſter, deſſen Hauptvorzug ſinnige Klarheit und Würde iſt, malte dieſes Bild, als er aus Tintoretto's Schule kam, und vereinte darin venetianiſche Farbengluth mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemälde deſſelben Meiſters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweiſen, wie ſehr er auch Correggio's Styl ſtudirte. Von dem kühnen kräftigen Agoſtino Carracci iſt ein Chriſtus mit dem Zinsgroſchen hier, und ein todter Chriſtus zwiſchen zwei Engeln; die wunderſame Verkürzung dieſer Geſtalt, der Ausdruck und die Farbengebung ſind im größten Styl. Von Annibal Carracci iſt eine Skizze hier, Jeſus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wiſſenſchaftlichkeit und Anmuth zu den ſeltenſten Meiſterwerken gehört. Unter mehreren ſchönen Werken dieſes Meiſters bemerken wir noch eine herrliche große Landſchaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Friſche der Farben, die Großheit der Compoſition und die geiſtvolle Behandlung machen ſie zu einem echt claſſiſchen Werk. So iſt auch von Dominichino eine ſchöne waldige Gebirgsgegend hier; dieſe Landſchaften großer italieniſcher Geſchichtsmaler ſind um ſo merkwürdiger, da viele Gallerien ſie ganz entbehren, und da ihr Styl ſo groß, ihre Behandlung ſo kräftig und leicht, ihr Ton in ſeiner dunkeln Bläue ſo ernſt und ſtill, ſo romantiſch und eigenthümlich iſt, daß ſie wahre Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Beſonders merkwürdig iſt noch aus dieſer Schule ein wundervoll ſchönes Gemälde des Guido Reni, eines ſeiner größten Meiſterwerke. Es ſtellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebaiſchen Wüſte ſich zuſammen unterreden. Die beiden frommen Greiſe tragen das Gepräge ihrer ſtrengen Lebensart. Ein kahler Felſen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmliſchen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jeſuskind, von Engeln begleitet, ſieht. Das Ganze iſt im größten Styl gedacht und ausgeführt, einfach und edel, wahr und kräftig ſind die beiden Anachoreten, höchſt lieblich iſt die obere Glorie, alles leicht und höchſt genial behandelt. Von Albani finden wir in dieſer Sammlung ſehr merkwürdige Gemälde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl mit ſeinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinſel verband, auch noch in Lebensgröße malte. So iſt hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Chriſtus, Maria, Johannes Baptiſta, und die Apoſtel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas, Thad-

deus vorſtellend. In derſelben Größe und Art malte Dominichino gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieſer Köpfe iſt ungemein lehrreich und intereſſant. Von Annibal Carracci ſelbſt ſind die Apoſtel Philippus, Matthäus, Jacobus der kleinere, und Paulus. — Doch nun kommen wir zu dem erſten Meiſter unter den Naturaliſten, von welchem keine Gallerie ſchönere Werke beſitzt als dieſe, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerſt bewundert man ſein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderſtellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen ſind, bemerken wir hier ſowohl als in ſeinem hier befindlichen heiligen Matthäus und ſeinem Chriſtus am Oelberge. Doch in ihrer vollſten Originalität zeigt ſich ſeine verwegene Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegoriſchen Gemälden. Auf dem einen iſt die ſinnliche Liebe unter dem Bilde eines fünfzehnjährigen Jünglings dargeſtellt; er iſt ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus ſeinen Augen, treulos iſt ſein Lächeln, er hat Geierflügel, und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, muſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente unter die Füße geworfen, ſo wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenſchaft iſt nichts heilig. Das Seitenſtück ſtellt den Sieg der himmliſchen Liebe über die irdiſche vor. Ein geſundheitblühender Jüngling mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwerdt, hat die ſinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit iſt hier auf das herrlichſte mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köſtliches weibliches Bruſtbild von dieſem Meiſter hierher, ſo wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meiſtern anderer Schulen iſt die Sammlung nicht ſehr reich, wir bemerken nur fünf recht ſchöne Gemälde von Pouſſin, eine große Landſchaft von Claude Lorrain, eine Fußwaſchung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiaſi (einem genueſer Künſtler, der in Spanien ſtarb) und eine treffliche Landſchaft von Swanevelt. Es iſt höchſt erfreulich, dieſe reiche Sammlung nun für immer in Deutſchland zu wiſſen.

* Glasgow, eine große Handelsſtadt und Univerſität in Schottland, am Clyde-Fluß, in 55° 52′ N. B. und 4° 15′ W. L. Die Volksmenge dieſer Stadt beträgt nach den neueſten Unterſuchungen 120,000 Seelen. Die Stadt iſt ſehr alt, denn ſchon im Jahre 560 ſoll hier ein Bisthum errichtet worden ſeyn. Die Cathedrale iſt aber erſt 1123 gebaut. Die Univerſität wurde im Jahre 1450 von König Jacob II. und dem Biſchof Turnbull geſtiftet, und iſt in neueren Zeiten durch die Vermächtniſſe von John Anderſon und William Hunter ſehr erweitert worden. Anderſons Vermächtniß bezog ſich auf die Unterſtützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf ſeine Koſten zu Gelehrten, ſondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künſtlern gebildet werden ſollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieſer Univerſität erzogen, vermachte ſein herrliches Muſeum an die Univerſität. Man ſchätzt den Werth dieſes Vermächtniſſes auf 150,000 Pf. Sterling. Es enthält dieſe

Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomiſche Präparate und Münzen aller Art, ſondern auch ſeine ganze Bücher- und Handſchriftenſammlung, und eine Menge Originalgemälde der erſten Meiſter. Das Ganze iſt in einem prächtigen und geſchmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgeführt. Die Zahl der Studenten auf dieſer Univerſität betrug 1814 mehr als 1400, worunter über 300 Mediciner waren. Außerdem iſt noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwieſen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahre 1267 Kranke aufgenommen und koſtete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewiſſen Stark erbaut. Auch die Börſenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitſchule, das Magdalenenſpital und das öffentliche Gefängniß ſind prachtvolle Gebäude, alle ſeit den letzten 14 Jahren von demſelben Baumeiſter Stark nach großen Muſtern der Antike aufgeführt. Unter andern iſt das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenon in Athen gebaut iſt. Man findet in Glasgow eine Bildſäule vom König Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Corunna in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unſterblichen Nelſon ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. In Glasgow ward 1811 das erſte Dampfboot von Heinrich Bell erbaut. Glasgow hat eine dem Handel äußerſt günſtige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben ſteht es durch den Clyde mit dem atlantiſchen Meer, und mit der Nordſee durch den Clyde-Canal und den Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war Glasgow der vorzüglichſte Stapelplatz für den amerikaniſchen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neueren Zeiten hat man ſich beſonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt. In und um die Stadt her ſind allein 52 Baumwollenmühlen, die zuſammen ein Capital von einer Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberſtühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaſchinen, die durch Dämpfe in Bewegung geſetzt werden. Auch 9 Eiſengießereien ſind in Glasgow, ſo wie eine Menge anderer Manufacturen. Es kommen jährlich 40,000 Orthofte Rohzucker, über 200 Orthofte Rum, 54,000 Säcke Caffe und über 30000 Säcke Baumwolle nach Glasgow, welche von da, zum Theil verarbeitet, ausgeführt werden. Welch ein lebhafter Vertrieb in dieſer Stadt iſt, kann man ſchon daraus abnehmen, daß die Einnahme des Poſtamtes in einem Jahre zwiſchen 30 und 40,000 Pf. Sterling beträgt.

*Gleichgewicht der Staaten, politiſches Gleichgewicht, iſt die Idee der höhern Staatskunſt, daß die nach Außen ſtrebende Macht eines jeden Staates von den übrigen ſo gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beſchränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es beſteht alſo in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung ſolcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungsſucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widerſetzen ſich daher jedem Umſichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabſichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines ſolchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts

Digitized by Google

kann unbeſtrittener ſeyn, als die Verbindlichkeit der Regierung, ſich von außen Sicherheit zu verſchaffen, weil ohne dieſe kein politiſches Daſeyn, kein Staatenleben überhaupt denkbar iſt. Man ſieht leicht ein, daß die Idee eines politiſchen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Beſitzſtandes Aller nach völkerrechtlichen Grundſätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Aſien und Afrika herrſchen, können durch einen ſolchen Verein weder geſchützt noch in denſelben aufgenommen werden, weil ſie überhaupt kein Geſetz anerkennen, ſondern Gewalt und Wille über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, ſie ſind Sclaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Geſetze, keinem Vertrage, ſondern allein der phyſiſchen Nothwendigkeit. Darum mußten Tippo Saheb bekriegt, und der Kaiſer von Candy entthront werden. Es iſt daher höchſt auffallend, wenn die europäiſchen Seemächte wechſesweiſe die afrikaniſchen Raubſtaaten nicht bloß ſchützen, ſondern ſogar durch ihre Conſuln den auslaufenden Corſaren Geleitsbriefe ertheilen laſſen. Man könnte fragen, ob die amerikaniſchen Freiſtaaten mit in das politiſche Gleichgewicht von Europa gehören. Zwar ſtehen ſie mit allen europäiſchen Staaten in Verhältniſſen; aber die Trennung durch den atlantiſchen Ocean macht ihre Vergrößerung nur denen bedenklich, die durch ihre Beſitzungen an ſie angränzen. In dieſem Falle ſind nur zwei, Großbritannien und, wie es noch ſcheint, Spanien. Indeß könnte die Ausbreitung der Seemacht jener glücklichen Freiſtaaten allerdings noch andern Reichen Europens nachtheilig werden, wenn ſie ſich, wie es vor einiger Zeit den Anſchein hatte, auf Inſeln europäiſcher Gewäſſer anſiedelten, und von dort aus die Sicherheit der Nachbaren bedrohten, d. h. dieſelben aus ihrem wohlerworbenen Beſitzſtande, der auch die Rechte des Handels in ſich faßt, zu verdrängen ſuchten. Es wäre aber ein Widerſpruch und eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es ſo weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern geſtattet würde, ſich auf rechtmäßige Weiſe innerhalb ſeines natürlichen Kraftgebiets, zu verſtärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und ſo auf alle Weiſe ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte durch ſeinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten iſt vielmehr eine ſittliche Idee. Es ſoll Jeder ſo ſtark und kräftig, ſo reich und glücklich ſeyn, als er es in ſeiner Lage werden kann; aber daſſelbe Recht haben auch ſeine Nachbaren, und die ſichtbaren Gränzen aller unter ſich beſtimmt allein der durch Verträge geordnete Beſitzſtand eines Jeden. Der diplomatiſche Verkehr der Staaten unter einander darf alſo nur innerhalb dieſer Rechtsſphäre die Machtſphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politiſchen Gleichgewichts ſpricht den geſunden Menſchenverſtand ſo ſehr an, daß ſie nothwendig entſtehen mußte, ſobald nur mehrere Staaten ſich ſelbſt als moraliſche Perſonen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältniſſe traten. Beides ſetzt aber voraus, daß die Civiliſation ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht habe. Es iſt daher grundfalſch, wenn man geſagt hat, daß das politiſche Gleichgewicht eine Entdeckung ſey, die die italieniſchen Freiſtaaten erſt im 15ten Jahrh. gemacht hätten, um ſich den Eroberungsangriffen Königs Carl VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entſtand der peloponneſiſche Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dul-

den wollten? Eben ſo wußte Athen ſelbſt es ſehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn ſeine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden ſollte. Demoſthenes entwickelte in ſeinen Reden, beſonders für Megalopolis, ſo ſeine Gedanken über dieſen Gegenſtand, wie ſie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen konnte; und Polybius, der im Fache der Staatswiſſenſchaft eben ſo groß iſt als in der Geſchichtſchreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Carthagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beiſtand leiſtete. „Man muß, ſetzt er hinzu, nie die geringen Anfänge der Vergrößerung der Nachbarn gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht eines Staates ſo ſehr wachſe, daß man einſt einen gerechten Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte." Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenſeitiger Eiferſucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politiſchen Gleichgewichts. Als ſpäter die Herrſchaft der Römer Alles unterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordiſchen Völker mit dem römiſchen Reiche auch den geſellſchaftlichen Verein zerſtörten, da ging dieſe wohlthätige Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane und die Iſolirung der Staaten unter ſich, ſo wie die Kreuzzüge, ließen dieſelbe im ſpäteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Kleinen findet man dieſe Idee in den Kriegen befolgt, die die chriſtlichen Könige der pyrenäiſchen Halbinſel theils unter ſich, theils mit dem mauriſchen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemeſſener ſittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politiſche Gleichgewicht in den Freiſtaaten Italiens. Die Kämpfe zwiſchen Genua und Venedig, von denen jenes ſich mit den byzantiniſchen Kaiſern verband, dieſes ſich ſogar an die erobernden Osmanen anſchloß, hatten urſprünglich keinen andern Zweck, als dem Uebergewicht der einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil ſie größtentheils nur dieſe beiden Staaten beſchäftigten, und bloß aus gegenſeitiger Eiferſucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, ſo endigten ſie mit dem Untergange der ſchwächern, der Republik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien angriff, um ſeine Anſprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte ſich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieſer Uebermacht entgegen zu arbeiten. Robertſon rechnet von dieſer Zeit an die Ausbildung der Idee des politiſchen Gleichgewichts; und in der That kann man ſo viel zugeben, daß, da damals erſt die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutſchland und Spanien gegen die wachſende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu ſeyn anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die Reformation mit der Staatskunſt zugleich auch die Anſichten vom Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Carls V. bemerkt man bloß die Abſicht eines Jeden, auf Koſten des Andern ſelbſt mächtiger zu werden. Es war die Idee des politiſchen Gleichgewichts, welche im 17ten Jahrh. die Fürſten Europens zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauſes Oeſterreich bewaffnete, die den unſterblichen Guſtav Adolph für die Rechte der reinern Religion ſowohl, als zum Schutz der bedrängten deutſchen Fürſten, auf den Boden Deutſchlands rief. Weil aber die deutſchen Fürſten ſelbſt unter ſich weder einig waren, noch einen großen Mann aus ihrer Mitte an ihre Spitze ſtellen konnten, ſo übernahmen fremde Mächte die Mühe, den politiſchen Zuſtand von Deutſchland

nach ihrem Bedürfniſſe zu ordnen. Dadurch wurde für Deutſchland ſelbſt kein Gleichgewicht, ſondern eine Vielherrſchaft, wohl aber in Deutſchland der Angelpunkt des europäiſchen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der weſtphäliſche Friede der Polarſtern des diplomatiſchen Staatsſchiffs von Europa bis in die neueſte Zeit. Uebrigens war die Politik, die ihn dictirte, nicht umſichtig; ſie vermied bloß die Scylla von Oeſterreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenoſſe Hollands gegen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu ſchwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beſchränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche ſpaniſche Regierung unter Carl II., dies alles begünſtigte den Untergang der Idee des politiſchen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, beſonders der öſtlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte ſie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrſchaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich ſich anmaßte. Darauf entwickelte ſich ſeit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutſchland, als Preußen Oeſterreich gegenüber trat. Indeſſen ging aus der gegenſeitigen Berührung dieſer deutſchen und jener europäiſchen Zweiherrſchaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrſchaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerſt für die Erhaltung des Beſitzſtandes, als Princips des europäiſchen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäiſche Macht wurde. Der ſiebenjährige Krieg (der alle kommende Geſchlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieſer nur moraliſche Kraft genug, und einen ſolchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines ſo völkerrechtswidrigen Beginnens ſich ſelbſt rächt), hat Preußens Stellung unter den erſten Mächten Europens ſo ſicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, dieſen Staat herrlicher als je zu erheben. Wäre nur ſein Ruhm nicht durch die Theilung von Polen befleckt worden! Zwar hatten den erſten Gedanken daran Kaunitz und Catharina; indeß konnte er nur durch Friedrichs Zutritt, bei der unbegreiflichen Gleichgültigkeit Frankreichs und Großbritanniens, ausgeführt werden. Auf ſolche Weiſe wurde das politiſche Gleichgewicht von Europa aufs neue umgeſtürzt, und ſelbſt die Idee deſſelben — das Recht — vernichtet. Dieſe unglückliche Theilung, deren Unrecht durch die zweite und dritte Theilung, denen unläugbare Treuloſigkeit Preußens voranging, noch verſtärkt wurde, mußte ſelbſt dem größten Eroberer unſrer Tage zum Vorwande dienen, die ganze Idee vom Gleichgewicht der Staaten zum Gegenſtand des Spottes zu machen. Wirklich ſchien es eine Zeitlang, als wenn das ſogenannte große Reich alle übrigen verſchlingen würde; und ohne die ſtandhafte Conſequenz Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geſchichte einzigen Begebenheiten in Rußland, und endlich ohne Preußens rieſenmäßige Anſtrengungen wäre das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten nur noch ein ſchöner Traum beſſerer Zeiten. Natürlich entſteht die Frage, ob denn jetzt, ſeit dem allgemeinen Frieden, das politiſche Gleichgewicht wieder vollkommen hergeſtellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöſer Ausdruck für jenen Grundſatz ſey? Eine unpar-

teliſche Ueberlegung des Verhältniſſes der Staaten gegen einander hindert uns, dieſe Frage bejahend zu beantworten. Es iſt merkwürdig, daß England bis jetzt ſeinen Beitritt zum heiligen Bunde verweigert hat. Sollte man wohl ſich bewußt ſeyn, dem Grundſatz des Gleichgewichts entgegen zu handeln? Zwar verſichern große, und, wie es ſcheint, redliche Politiker Großbritanniens, daß dieſem Staate nichts daran liegen könne, ſich auf Koſten anderer zu bereichern oder zu vergrößern, weil die brittiſche Staatskunſt vorzugsweiſe eine ſittliche ſey. Indeß fürchten wir ſehr, daß dieſe nur zu patriotiſche Meinung durch allgemein bekannte Thatſachen widerlegt werde. Wir wollen die Errichtung des Königreichs Hannover, die Einverleibung alter und reicher preußiſcher Provinzen mit dieſem neuen Staate nicht einmal in Anſchlag bringen; wir wollen nur an die unerträglichen Bedrückungen des Seehandels und an die Unterjochung der tapfern portugieſiſchen Nation erinnern, deren Verſuche, dies Joch abzuſchütteln, von dem brittiſchen Statthalter mit den grauſamſten Hinrichtungen beſtraft worden ſind. Was den erhabenen Urheber des heiligen Bundes betrifft, ſo läßt ſich von ſeinen perſönlichen Tugenden am wenigſten Beeinträchtigung der Nachbarſtaaten fürchten. Aber iſt es in der Politik wohl räthlich, der Perſönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Iſt nicht das öſtliche, an ſich coloſſale, Reich durch die neueren Friedensſchlüſſe zu einer ſolchen Größe angewachſen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegenſetzen kann? Preußen, ſein nächſter Nachbar, ſo hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, iſt weit entfernt, die nöthigen phyſiſchen Kräfte wieder erlangt zu haben, um in der politiſchen Waagſchale den Ausſchlag geben zu können. Gleichſam, um der preußiſchen Regierung, deren moraliſche Kraft ſo oft erprobt iſt, das ſchwerſte Problem vorzulegen, hat man ihr die fremdartigſten Nationen und die entlegenſten Länder, beide durch kein gemeinſchaftliches Band gehalten, zugetheilt. Man hat gerade ſolche Völker dem preußiſchen Scepter unterworfen, die in feindſeliger Stimmung und durch frühere Vorgänge erbittert, ſchwerlich, ſo lange das jetzige Geſchlecht dauert, wahre Anhänglichkeit an die Regierung haben können. Um von den andern Staaten zu reden, ſo ſind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgeſtattet; aber Dänemark und Sachſen haben Urſache, ſich bitter zu beklagen, daß in Rückſicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden iſt, während andere Staaten die von einem Eroberer ihnen zugeworfene Beute behielten! Die Zukunft muß entſcheiden, ob das ſittliche Grundweſen des politiſchen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgeſprochen, und daſſelbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter ſich erhoben werden wird.

* Gletſcher. In allen höheren Gegenden, wo ſich die Gebirge über die Schneelinie erheben, ſind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Ueberzug, der etwas feſter als der gewöhnliche Schnee iſt, ohne eigentliches Eis zu ſeyn. An den Seiten der Berge iſt mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletſcher, ſondern dieſe dehnen ſich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie ſind alſo eigentlich große Eisfelder zwiſchen den Alpen ſelbſt, oft von ganz horizontaler Aus-

dehnung, gewöhnlich aber etwas ſchräge. Das wahre Gletſchereis iſt gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterſchieden. Es legt ſich nicht ſchichtenweiſe an, ſondern beſteht aus lauter kleinen zuſammengefrornen Schneekörnern, und iſt daher bei aller ſeiner Klarheit und bei ſeiner oft ſpiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchſichtig, zerſpringt auch nicht ſtrahlenförmig, wie das Meereis, ſondern hat einen körnigen und knorrigen Bruch. Dabei ſind die Gletſcher immer voller Spalten und Schrunden, und in dieſen Riſſen ſieht das Gletſchereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Weſentlich gehören ferner zu der Natur der Gletſcher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Dieſe Ränder beſtehen aus ſchlammiger Erde, welche oft ſchichtenweiſe mehrere Klaftern hoch über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe ſcheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletſchereiſes entſtehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geſchähe, ſo müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees dieſem endlich eine gränzenloſe Dicke geben. Aber es ſchieben ſich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder ſchmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis ſie endlich, zum Theil wenigſtens, durch die größere Wärme geſchmolzen worden. Aber in Norwegen, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletſcher, welche die Temperatur fortdauernd ſo ſehr erkälten, daß die Schneegränze ſchon bis auf 3100 Schuh über die Meeresfläche ſteht. Dies Herabgleiten der Gletſcher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich ſtärker oder ſchwächer ſeyn, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen ſtärkeren oder kleineren Winkel mit dem Horizonte machte. Ganz zuverläſſig kann man ſich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletſcher her bemerkt, denn dieſe werden von dem Eiſe ſichtbar fortgeſchoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz geſehen, daß ſolche Steine in einem Jahre 25 Fuß weit fortgeſchoben wurden. So ſieht man auch in den Moränen oft Rollſteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart ſind, als die in den Thälern. Sie mußten daher aus den höhern Regionen der Gebirge abgelöſ't und herabgedrängt ſeyn. Man ſieht alſo, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern ſich die Gletſcher vermindern können, ſie ſich doch auch Jahre lang oft ſo vermehren, daß ſie die Thäler faſt unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt beſonders häufiger Wechſel von Thauwetter und Froſt bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsſtröme, welche oft unter ihnen fortgehen, ſo daß der Gletſcher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Dieſe Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche dadurch für den Wanderer noch fürchterlicher werden. Zu der Veränderung der Gletſcher tragen auch die Lawinen viel bei, welche in den helvetiſchen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil ſie aus friſch gefallenem Schnee beſtehen, den der Wind mit ſich fortreißt, und ſtäubend in die Tiefe ſtürzt. Es kommen aber auch, beſonders in den norwegiſchen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit ſich führen, und die Moränen der Glet-

Digitized by Google

ſcher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen ſind ſo viele Gletſcher, daß man berechnet hat, wenn ſie alle verbunden würden, ſo würden ſie ein Eisfeld von 70 geographiſchen Quadratmeilen ausmachen. Es giebt einzelne Gletſcher, vorzüglich in Savoyen, von mehr als drei deutſchen Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmteſten iſt das Mer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich bei Beaune, und in den Karpathen bei Oſelitz gibt es unterirdiſche Gletſcher, die in großen Höhlen gebildet ſind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf ſie wirken kann. Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß in der großen Andeskette keine Gletſcher vorkommen können, weil zwiſchen den Wendekreiſen die Temperatur das ganze Jahr ſich nicht verändert.

Glühwurm. In Deutſchland iſt nur ein Inſect, das Johanniswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphoriſchen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Inſecten, welche die gleiche Eigenſchaft haben. Von den Johanniswürmchen ſehen die Weibchen den Männchen ſo wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie ſie zu einer Art gehören. Iſt der Glühwurm vollkommen ausgewachſen, ſo hat er eine Länge von ungefähr ¾ Zoll; oben iſt er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, ſo iſt der kleine ſchwarze Kopf unter dem Bruſtkaſten verborgen. Die Fühler ſind fadenförmig, und beſtehen aus elf Gliedern. Das Männchen ſieht man ſelten, das Weibchen oft genug, vornehmlich an ſchattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das ſchöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier ſtrömt es aus einer gelblichen Subſtanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen eingeſchloſſen iſt. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden iſt; denn das Thermometer, an dieſe leuchtenden Punkte gehalten, ſtieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Waſſer, ſo leuchten ſie wohl 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man dieſe Erſcheinung, die ſowohl nach dieſer Zeit, als auch mit dem Tode ſogleich aufhört. In Südamerika gibt es einen Springkäfer, Elater noctiluous, der ſo ſtark im Finſtern leuchtet, daß die Karaiben ſich deſſelben ſtatt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Maſſe, die in zwei Säckchen unter dem Bruſtſchilde enthalten iſt. Noch berühmter haben ſich die Laternenträger gemacht, von denen die ſurinamiſche Art, Fulgosa laternaria, eine ſehr große hornige Blaſe vor der Stirn trägt, die einen ſtarken Schein im Finſtern verbreitet. Auch die Feueraſſel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Urſache des blauen Lichtes iſt, welches man im Finſtern bei manchen Blumen bemerkt.

† Gneiſenau (Graf Neidhart von), ward 1760 in Schilda bei der Durchreiſe ſeiner Mutter, einer Offiziersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode ſeiner Aeltern bei ſeiner Großmutter in Würzburg erzogen. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anſpachiſchen Truppen nach Amerika. Da Anſpach preußiſch wurde, trat auch er in preußiſche Dienſte.

† Goa iſt nach dem allgemeinen Frieden den Portugieſen zurückgegeben worden.

Goldſchläger nennt man einen Künſtler, der das Gold in möglichſt dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erfoderliche Gold muß rein ſeyn: daher bedient man ſich gemeiniglich des Ducatengoldes, welches mit Borax in einem Tiegel geſchmolzen, und dann in den ſogenannten Zahneinguß oder ein ſtarkes viereckiges Eiſen eingegoſſen wird. Die nun entſtandenen Goldzähne oder vierkantigen Prismen werden dann auf die Ziehmaſchine oder das Ziehwerk gebracht, wo ſie durch ſtarke eiſerne Walzen durchgepreßt und dergeſtalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu dieſem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf ſolche Weiſe entſtanden ſind, werden auf dem Amboß noch ebener geſchlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geſchnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten, und ſechs und einen halben Gran wiegen. Damit dieſe noch weiter ausgedehnt werden, ſo legt man ſie in die Quetſchform, welche ein Buch iſt von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieſes Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen marmornen Amboß, worauf ſie mit dem Werkhammer ſo lange geſchlagen werden, bis ſie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann ſind dieſe Blätter ungefähr ſo dick wie Papier; ſie werden nun in einer eiſernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetſchform gebracht, wo ſie bis auf vier und einen halben Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerſchneidet der Künſtler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, ſo daß aus 150 Blättern 300 entſtehen. Sie müſſen nun alle genau abgewogen werden, ehe ſie in die dritte oder Dünnquetſche kommen, wo ſie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldſchläger jedes Blatt kreuzweiſe und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Quadratzoll groß iſt. Ueberhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Dieſe bringt er in die ſogenannte Hautform. Dies ſind Bücher, die aus Rindsdärmen beſtehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt ſie, während ſie noch feucht ſind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zuſammen kleben. Dann werden ſie in einer Form geſtreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeſchabt, zwiſchen weichem Papier geſchlagen, damit alles Fett ſich in das Papier ziehe, mit Aufgüſſen von ſtarken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden ſie mit Gipspulver abgerieben, damit das Gold nicht ſich an die Häute hänge. Zwiſchen dieſen Häuten ſchlägt man dann die Goldblätter ſo lange, bis ſie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerriſſen und von neuem ſo lange geſchlagen, bis ſie, gegen das Licht gehalten, grün durchſchimmern. Endlich werden dieſe Blättchen durch die ſogenannte Spannzange befeſtigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen, und auf ein Kiſſen gelegt, worauf ſie dann mit dem ſogenannten Karren oder zwei ſcharfen ſtählernen Klingen, die durch Schrauben zuſammengehalten ſind, zerſchnitten und zum Verkauf zwiſchen Blätter rothes Papier gelegt werden. Sind ſie aus dem feinſten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, ſo beträgt die Dicke eines ſolchen Blättchens den 2400ſten Theil einer Linie, und es wiegt den 21000ſten Theil eines Lothes.

Gomarus, Gomariſten, ſ. Reformirte Kirche.

Goniometrie. Unter dieſer Benennung begreift man alle Sätze und Aufgaben in der Geometrie, die die Vergleichung der Winkel durch die von ihnen abhängigen Linien erheiſcht. Es wird daher auch die Goniometrie zuweilen als ein Theil der Trigonometrie angeſehen.

* Gonſalvo (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), war zu Montilla bei Cordova im J. 1443 geboren. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling focht er unter ſeinem Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Caſtilien vertraute ihm zum Lohn für ſeine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffneter, mit welcher er bis vor die Thore Malaga's Schrecken verbreitete und 1460 den Sieg bei Las Yeguas entſchied. Gonſalvo ward auf dem Schlachtfelde von dem Könige ſelbſt mit dem Ritterſchwerdt umgürtet. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalonien. Stets blieb er Heinreich IV. gegen ſeinen aufrühreriſchen Bruder Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Iſabella 1474 den Thron beſtiegen hatten, der König von Portugal ihn aber ihnen ſtreitig machte, half Gonſalvo den Sieg bei Toro 1476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft und erhielt, als die Vertreibung der Mauren aus Granada beſchloſſen worden, das Commando des rechten Flügels des ſpaniſchen Heers. In dieſem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichſten und ſchwierigſten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Setenil, Conil, Caſtama u. ſ. w. Illora eroberte er mit einer einzigen Compagnie Bogenſchützen. Velez-Malaga, Malaga, Baeza waren Zeugen ſeiner Tapferkeit. Die tapferſten Mauren, die ſich ihm zum Zweikampf darſtellten, erlagen ſeinem Schwerdt. Als endlich Granada ſich auf Bedingungen, die er abgeſchloſſen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Caſtiliens. Ein noch größerer Schauplatz öffnete ſich ſeinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann ſeinem Vetter gegen die Franzoſen zu Hülfe ſchickte. Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er ſich hier verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde zu weitläuftig ſeyn. Erſt nachdem er den Thron Friedrichs geſichert und dem Papſte Alexander VI. Oſtia von den Franzoſen zurückerobert hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe gegen die aufrühreriſchen Mauren in den Alpuxarras focht, als durch die Thronbeſteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Neapel aufs neue begann. Gonſalvo ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 Mann dahin ab, anſcheinend zum Beiſtande der Venetianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderſt Zante und Cephalonien von den Ungläubigen, und gab ſie den Venetianern zurück, die ihn dafür mit reichen Geſchenken und mit dem Titel eines venetianiſchen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen ſey, denjenigen Theil des Königreichs zu beſetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geſchloſſenen Vertrags an Spanien kommen ſolle. König Friedrich, der ſich ſo plötzlich von zwei Feinden bedrängt ſahe, rettete ſich durch die Flucht. Die Franzoſen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während Gonſalvo zu Tropea landete, Calabrien beſetzte, und ſie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Baſi-

Digitized by Google

licata und Capitanata zu räumen. Die Franzoſen, welche dieſe Landſchaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten ſich, und ſo kam es zum Kriege zwiſchen den Franzoſen und Spaniern, der mit abwechſelndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzoſen unterlagen und Gonſalvo gewann durch dieſen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in deſſen Folge ſich Abruzzo und Apulien unterwarfen, und Gonſalvo in die Hauptſtadt Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einſah, daß dieſe Eroberung höchſt ſchwierig und langwierig ſeyn würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte ſelbſt dem Feinde entgegen. Er ſchlug den Marquis von Mantua. Da er aber hörte, daß die Franzoſen am linken Ufer des Garigliano in einer feſten Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens verſuchten beide Heere mehrere Tage den Uebergang über den Fluß, Gonſalvo's Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritiſcher. Er beſchloß, eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Beſitz Neapels geſichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Seſa und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeſchränkter Gewalt. Seine Leutſeligkeit, Gerechtigkeit und edelmüthige Geſinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch ſein Glück hatte er ſich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in ſeiner Macht beſchränkt, zuletzt aber von ſeinem Poſten abgerufen wurde. Ferdinand kam ſelbſt nach Neapel und nahm ihn mit ſich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeiſter des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonſalvo, mißvergnügt, ſeinen Einfluß verloren zu haben, verband ſich mit dem Connetable von Caſtilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufſtandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Conſalvo begab ſich hierauf auf ſeine Güter in Granada. Der Zwiſt mit dem Könige, der die höchſte Schonung und Vorſicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich verſöhnten ſich beide und Gonſalvo war im Begriff, wieder an die Spitze des Heers zu treten, als er 1515 zu Granada ſtarb.

Görres (Joſeph) ein geborner Coblenzer. In ſeinem Leben ſpiegelt ſich die Zeit, ſo wie in allen volksthümlichen Naturen, und man kann das Leben eines ſolchen Mannes nicht darſtellen, ohne des Lebens der Zeit zu gedenken. Im Jahre 1789 waren wir alle unerfahrne Knaben, die von weitem hörten, was ſich in Paris und in Frankreich bewegte. Als 1792 die deutſchen Truppen gegen Frankreich zogen, und wie die preußiſchen Regimenter in geſchloſſener Ordnung hinziehen ſahen, zweifelten wir nicht an dem Erfolge, und glaubten feſtiglich an den Sieg der Deutſchen über die Franzoſen, wie bei Roßbach. Als aber der Feldzug in Champagne ſtrenge über das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig gerichtet, als die Franzoſen ſchnell nach Mainz gingen und dieſe Feſtung in wenigen Tagen nahmen, da ſahen wir, daß die Dinge ſich anders verhielten, wie wir bis dahin geglaubt. Bald gewann das höhere Intereſſe der Menſchheit den Sieg über das Gefühl der Landsmannſchaft, und wir waren jung genug, den Proclamationen Cuſtine's und Dumouriez's zu glauben, in denen klar zu leſen, daß ſie ſich

nicht gegen die Völker, ſondern nur gegen die Könige, gegen den Adel und die Prieſter bewaffnet; daß ſie nichts wollten, wie die Gleichheit der Bürger vor dem Geſetz, die Gleichheit der Abgaben und die Abſchaffung der Zehnten; ferner allgemeine Maße und Gewichte, und eine allgemeine Brüderſchaft für alle Völker der Erde, ſo daß in Zukunft kein Krieg mehr ſeyn ſollte, und Niemand ein Eroberer, ſondern vielmehr jeder im Schatten des Baumes, den er gepflanzt, deſſen Früchte genießen, und ohne etwas davon an adelige Zwingherren abzugeben, die ſtets gewohnt, da zu ärnten, wo ſie nicht geſäet. In dieſe Periode fällt es, wo Görres als 16jähriger Jüngling nach Mainz ging und dort die Männer Gottes im Club beſuchte. Allein bald überwarf er ſich mit dem Bürger Blau und andern Clubiſten, und hielt im Wirthshauſe, wo er wohnte, Reden, die ſtark beſucht wurden, wahrſcheinlich weil ſie beſſer waren, als die im Club. — Das Drama der Revolution ging indeß immer weiter, und man ſah, wie ohnmächtig die veralteten Kräfte geweſen, die ſich mit dieſer Naturbegebenheit in den Kampf gewagt. Bonaparte ſiegte in Italien in 9 Monaten in 67 Schlachten, Uebergängen und Gefechten. Er ſtiftete den neuen Freiſtaat, die cisalpiniſche Republick. Hoche, Sieger in Deutſchland, wollte die cisrhenaniſche ſtiften. Görres ging mit einer Deputation nach Paris. Allein der ſchnelle Tod von Hoche vereitelte den ganzen Plan mit der cisrhenaniſchen Republik. Indeß wurde denn doch das linke Rheinufer mit Frankreich aſſimilirt, die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Zehnten abgeſchafft, die Klöſter aufgehoben und die adeligen Güter zu den Steuern gezogen. Görres, der die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe geſehen, mochte damals wohl ſchon aus dem Irrthume kommen, in dem wir andern noch blieben, die immer noch an die Republik glaubten und der Meinung waren, daß in Paris alles ſo ſey, wie es am Rheine erſchien. Am Ende ging uns ein Licht auf, wie es eigentlich mit der Republik beſchaffen geweſen, als Bonaparte kam und die große Erbſchaft der Revolution als Univerſalerbe in ſeine Taſche und in die Taſchen ſeiner Brüder ſteckte. Indem man nun von franzöſiſcher Seite viel Schlechtigkeit und eine große Helle des Verſtandes ſah, und von deutſcher Seite viel Gutmüthigkeit und eben ſo viel Mattigkeit, konnte man nicht anders, als ſich von beiden wegwenden und ſein Gemüth gegen die Wiſſenſchaften richten, in welchen zu gleicher Zeit Freiheit und Licht wohnten. In dieſer Periode ging Görres nach Heidelberg und lebte dort als Privatlehrer eine romantiſche Zeit. Brentano, Arnim und mehrere Freunde waren damals in Heidelberg verſammelt, und das Studium der alten Lieder und der alten Zeit war wieder erwacht. Görres gab ſich dieſem ganz hin. Es herrſchte zugleich in Heidelberg eine erfreuende und erfriſchende Polemik mit dem alten Voß und mit dem Dänen Baggeſen, die ſich den Romantikern und den Sonetten allen Ernſtes widerſetzten. Görrers kehrte nach Coblenz zurück, wurde bei der dortigen Schule angeſtellt und legte ſich auf die Naturphiloſophie und aufs Perſiſche. Schon in Heidelberg hatte er über die aſiatiſchen Mythen geleſen. — Als in Saragoſſa's Feldern die Morgenröthe eines neuen Tages aufging, zogen ihn die Weltgeſchicke aufs neue an, da es ſchien, als wenn Bonaparte's Stern ſeinen Bogen durchlaufen habe, und in die niederſteigenden Zeichen getreten. Als Moskau's Flammen den angebrochenen Tag einer neuen Zeit verkündet, da war Görres eine

Digitized by Google

der Erſten, welche dieſen Tag erkannten, indeß viele andere noch im Bonapartiſchen Aberglauben befangen blieben, ſich ſeine Schlechtigkeit zwar nicht verbergend, allein doch immer der Meinung, daß er der Einzige ſey, der das Regieren verſtehe — und nicht wiſſend, was nach ihm kommen ſollte. Mit der leipziger Schlacht war Bonaparte's Macht auch in der Meinung vernichtet, und auf dem rechten Rheinufer ſtand das Volk in ſeinem Landſturm ohne Rückhalt gegen ihn auf. Später auf dem linken. Görres war der Erſte. Sich eben von einem Lazarethfieber erholend, das er ſich beim Beſuchen eines franzöſiſchen Hoſpitals zugezogen, in welchem das menſchliche Elend nach der Schlacht von Leipzig ſo gränzenlos gehäuft war, gab er mit der Mitte Januars (1814) den rheiniſchen Merkur heraus. Gruner war General-Gouverneur in Coblenz, und ſtand mit Görres in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Alle Nachrichten, die von der Armee ans General-Gouvernement kamen, wurden dieſem gleich mitgetheilt, und der Merkur war eine der beſtunterrichteten Zeitungen, welche ſich zugleich durch Kühnheit und durch Großartigkeit der Geſinnung und Anſicht vor allen hervorthat. Die große Bewegung, die damals in Deutſchland herrſchte, und das Neue und Reizende der freien Sprache in den Zeitungen, denen die Zunge nun auf einmal gelöſ't war, nachdem ſie 10 Jahre lang geſchwiegen, machte, daß alle dieſe geſchriebenen Zeitungen ungemein geleſen wurden. Die deutſchen Blätter, die Brockhaus herausgab, gingen im Anfange bis zu 9000 Expl., und der Merkur, obgleich oft ſo ſehr im großen Style geſchrieben, daß viele Leſer ihm nicht folgen konnten, ging bis über 3000 Expl. Die Franzoſen, welche wohl fühlten, welche Wirkung er hervorbringe, nannten ihn la cinquième Puissance. Als bei der langen Abweſenheit des Staatskanzlers in Paris, in Berlin eine Art Rückwirkung gegen die Bewegung der Zeit erfolgte, und Görres in einem großen Aufſatze, unter dem Titel: Rückwirkung in Berlin, die Schmalziſche Geſchichte darſtellte, wurde mit Anfang 1816 der Merkur verboten, und einige Monate ſpäter auch Görres von der Stelle entfernt, die er beim General-Gouvernement gehabt (er war Director des öffentlichen Unterrichts), und ihm ſein Gehalt entzogen. — Görres lebte nun wieder als Privatmann, und da ſein Freund, der General Gneiſenau, auch Coblenz verließ, und ſich dort ſehr unangenehme Spannungen zwiſchen den einrückenden preußiſchen Behörden und den Eingebornen ergaben, ſo ging er mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern nach Heidelberg, und lebte dort in den Schätzen der alten Zeit, die von Rom zurückgekommen. Im Jahre 1817 kam er nach Coblenz zurück. Als die große Hungersnoth eintrat, trat er wieder ins öffentliche Leben und ſtellte ſich an die Spitze der Hülfsvereine. Als die Hungersnoth gelindert war, zog er ſich wieder zurück. Die Art, wie er hier wirkte, vermehrte das große Anſehen, das er unter den Eingebornen genießt. Bei der Uebergabe der merkwürdigen Adreſſe der Stadt Coblenz und der Landſchaft an den König, in der Audienz bei dem Fürſten Staatskanzler am 12. Jan. 1818 war er der Sprecher der 18 Abgeordneten, der die Wünſche und Hoffnungen der Bewohner des Landes dem Fürſten vortrug. (S. den im Druck erſchienenen Bericht von dieſer Audienz.) Görres gehört zu den Naturen, die ſich jedesmal einer Idee ganz hingeben, und die jedesmal von dem bewegt werden, was die Zeit bewegt. Der Geiſt der Zeit regt ſich in ihnen, ſo wie der Wind, deſſen Säuſeln

Digitized by Google

man zwar in den Gipfeln der Bäume hört und deſſen Richtung man ſieht, den man aber im Flachen nicht wahrnimmt. Flache Naturen ſind daher immer der Meinung, daß ſolches alles nachahmend geſchehe, finden auch hierein einige Unſtetigkeit und einige Inconſequenz. Die Berliner haben ſich die Mühe genommen, eine Schrift unter dem Titel: die Roth- und Schwarzmänteler, herauszugeben, in welcher ſie Auszüge aus Görres Schriften von 1797 — 1800 gaben. Von dem, was Görres damals geſchrieben, kann er, wie Schiller in der Vorrede zu ſeinen Gedichten ſagen: „Ich habe mich ſo, wie alle meine Kunſtgenoſſen vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet. Ich wüßte auch keinen, der ſchon vollendet aufgetreten wäre. Ich freue mich, daß mir das Vergangene vorüber iſt, und in ſofern ich ſie überwunden habe, mag ich auch meine Schwächen nicht bereuen." Ein Knabe, der ſich im 12ten Jahre nicht mit jedem Hunde balgt, und ein Jüngling, der im zwanzigſten kein Republikaner iſt, wird ſicher ein Lump oder ein wohlgezogener Philiſter, der, wenn er im fünfzigſten Jahre einen Orden bekommt, jeden Tag zwei Stunden unter den Linden ſpazieren geht, und dann gegen Jedermann ungemein ſchmunzelnd höflich iſt. Jedes Alter trägt ſeine beſondern Blüthen und Früchte, und wer im zwanzigſten Jahre die Republik für die beſte Regierungsform gehalten, hält zwanzig Jahre ſpäter das Königthum dafür, ſo wie Möſer. Die Vergangenheit hatte ſich 1789 an der Gegenwart hart verſündigt, daß ſie, in alten Formen beharrend, nicht mit der Geſellſchaft fortgeſchritten war. — Wie ohnmächtig die Vergangenheit geworden, das ſah man in dem Kampfe, den ſie mit der Gegenwart begann, und ſo wie der Feldzug in Champagne ein ſtrenges Gericht über das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig hielt, ſo hielt die ganze Revolution ein ſtrenges Gericht über die Vergangenheit, die ſich in alten Formen gegen ſie anflehnte und überall geſchlagen wurde. Als nun die Gegenwart anfing, ſich auf ihre eigene Hand zu ſetzen, und ganz von der Vergangenheit zu ſcheiden, hielt das Schickſal auch über dieſe Gericht, und zeigte, daß eine völlige Gleichheit der fruchtbarſte Boden für die Anarchie und für die Deſpotie ſey. Früher tröſteten wir uns leicht über die Unordnungen der Revolution; man überſieht ſie, ſo dachten wir und endlich führt die Unordnung zur Ordnung (le désordre amenera l'ordre). Hierüber öffnete uns Bonaparte die Augen, der ſich in dieſer Hinſicht große Verdienſte um unſere Beurtheilung politiſcher Begebenheiten erworben. Die Gegenwart darf ſich nie von ihrer Vergangenheit ſcheiden, ſonſt wird ſie ruchlos, wie der einzeln lebende Menſch. Allein die Vergangenheit muß ſich mit ihren Inſtitutionen auch der Entwickelung der Geſellſchaft nachbilden, und ſie bringt die Gegenwart in Aufruhr, wenn ſie ſie mit alten Einrichtungen plagt, die aus einer Zeit ſtammen, wo die Geſellſchaft ganz anders eingerichtet war. Nach der Erfindung des Schießpulvers und nach Einführung der ſtehenden Heere und der ſtehenden Steuern konnten die Einrichtungen des Lehnweſens und die Befreiungen des Adels nicht anders als drückend für die Geſellſchaft ſeyn, da ſie aus einem ganz andern Zuſtande derſelben hervorgegangen, der längſt vorüber war. Das Auflehnen der Gegenwart gegen die Vergangenheit, das unter dem Namen der franzöſiſchen Revolution bekannt iſt, hätte nie Statt gefunden, wenn Ludwig XVI. den Muth gehabt, im Jahr 1779 eine genaue Statiſtik

von allem Grundeigenthume Frankreichs aufnehmen zu laſſen, und dann eine völlige gleiche Vertheilung der Grundſteuer nach dieſer Statiſtik angeordnet. Da das Königthum dieſes unterließ, ſo ſchaffte die Gegenwart ſich ſelbſt ihr Recht, und da ging es dann ſo her, wie es gegangen hat, da jeder ein ſchlechter und parteiiſcher Richter in ſeiner eignen Sache iſt, auch die Gegenwart. — Wir konnten dieſe Darſtellung deſſen, was ſich begeben, füglich an den Namen eines Mannes knüpfen, in dem ſich die Bewegung der Zeit ſo klar abgeſpiegelt, und die, indem er, bei einer ihm natürlichen Gleichgültigkeit gegen das Geld, ſich ſtets von allem eigenen Vortheile fern gehalten, immer ein reines und getreues Bild dieſer Bewegung geben. Denn was die letzte Zeit mitunter ſo ſchielend machte, das war der perſönliche Eigennutz derer, die ſich der Sache des Volks annahmen, und die es bald dahin brachten, daß der Ausdruck: se mettre dans la Révolution, ſo viel hieß als: se mettre dans les Commerces. Görres iſt vielfach für einen Jacobiner gehalten worden, allein ſeine Feinde haben es ihm laſſen müſſen, daß, wenn er einer geweſen, er immer ein uneigennütziger geweſen, und daß er nie das Seine geſucht, als worin ihn viele von denen übertroffen, die nach ihrer Angabe dreißig Jahre dem Staate gedient. Bg.

Görz (Johann Euſtach Graf von). Dieſer ausgezeichnete Staatsmann ward geboren den 5ten April 1737 in der jetzt heſſiſchen Herrſchaft Schlitz. Er empfing den erſten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hauſe, beſuchte mit ſeinem 13ten Jahre das Carolinum zu Braunſchweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück und bildete ſich dann zu Leiden und Straßburg, auf welcher letztern Univerſität Schöpflin ſein Lehrer in der Staatengeſchichte, dem Staatsrechte u. ſ. w. war. Er wurde zunächſt in Weimar angeſtellt, trat aber ſchon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, ſpäter Hofrath, in gothaiſche Dienſte. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louiſe, folgte aber 1761 der ſchon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl Auguſt und Conſtantins, zu übernehmen. Nicht ohne Bedenklichkeit und Mißtrauen in ſeine eignen Kräfte trat der zweiundzwanzigjährige Jüngling dieſes ſchwierige Geſchäft an, das er vierzehn Jahre lang mit dem glücklichen Erfolg fortführte. Nachdem er ſeine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer ſiebenmonatlichen Reiſe nach Carlsruhe, wo der Erbprinz mit der Prinzeſſin Louiſe ſich verlobte, und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Auguſts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Penſion von 1500 Thalern entlaſſen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu ſeiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeiſter der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als ſich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und ſchätzen gelernt hatte, wählte ihn zu ſeinem geheimen Agenten in München und Zweibrücken, um nach des Churfürſten von Baiern, Maximilian Josephs zu Ende des Jahres 1777 erfolgtem Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und deſſen Agnaten gegen Oeſterreich in die Theilung Baierns einwilligten. Der Auftrag war eben ſo ſchwierig als gefährlich, dennoch nahm ihn Görz an. Da der Churfürſt von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er ſich ſogleich an den Her-

Digitized by Google

zog von Zweibrücken und hinderte eben noch deſſen Beitritt zu dem Vertrage mit Oeſterreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für dieſen großen Dienſt noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminiſter und Grand Maître de la Garderobe. Kaum war Görtz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu ſeinem Geſandten am petersburger Hofe ernannte. In dieſer Eigenſchaft verlebte er ſechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 ſeine Abberufung. Friedrich II. ſtarb; um dieſelbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görtz ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derſelben dahin geſandt, ſcheiterte jedoch in dieſer Angelegenheit, wie er vorausgeſehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des verſailler Hofes, theils an dem ſteigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzuſetzen ihm ausdrücklich unterſagt war. Er hatte dadurch unverſchuldet in dem Vertrauen ſeines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anſtellung. Aber im Auguſt 1788 ward er zum Reichstagsgeſandten in Regensburg ernannt und dieſen Poſten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieſer Zeit auch dem Raſtadter Friedenscongreſſe und der zur Vollziehung des Lüneviller Friedens in Regensburg zuſammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und ſich dabei um ſeinen Monarchen und einzelne deutſche Fürſten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilſiter Frieden aber nahm er ſeinen Abſchied, den ihm der König in den huldvollſten und verbindlichſten Ausdrücken gewährte und begab ſich nach Regensburg, dort ſeine letzten Tage zu verleben.

Goſſelin (Pascal François Joſeph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille den 6ten Dec. 1751, iſt Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inſchriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen Auf ſeinen Reiſen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772 — 1780) erforſchte er die Angaben der römiſchen Itinerarien. Seit 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums. Seine 1789 gekrönte Preisſchrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinſicht ihrer Verdienſte um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. Im J. 1794 ſetzte ihn, auf des Volksrepräſentanten Calon Vorſchlag, der Wohlfahrtsausſchuß, „in Requiſition," um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commiſſion des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck ſeiner im Kriegsdepot niedergelegten geographiſchen Unterſuchungen. Er ward Mitglied des Inſtituts, und 1799 an Barthelemy's Stelle Aufſeher des Münzcabinets, der geſchnittenen Steine und der Antiken. Im J. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Ueberſetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichnete Anmerkungen ihn zum Verfaſſer haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion ernannte ihn der König 1814 zum Offizier derſelben und 1816 zu einem der erſten Redactoren des Journal des savantes. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von römiſchen Silbermünzen angelegt, welche die reichſte nach der des Königs iſt. Auch ſammelt er griechiſche Münzen in Beziehung auf die Münzkunſt von den erſten Verſuchen bis zur höchſten Ausbildung der Kunſt bei den Griechen, die erſte Sammlung dieſer Art, die man kennt. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und ſein Hauptwerk: Recherches

sur la Géographie systématique et positive des Anciens. 4 Vol. 4. 1798 — 1813, mit einem Atlas. Noch iſt er, nebſt dem Abbé Terſan, Verfaſſer der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), ſ. Gracchen.

Gradmeſſungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umſchwungs der Erde um ihre Axe dieſe um den Aequator höher ſeyn müſſe und ihr Durchmeſſer unterm Aequator um $\frac{1}{230}$ größer ſey als ihr Durchmeſſer unter den Polen, wollten die Franzoſen gleich hingehen und dieſes durch eine Meſſung in Frankreich unterſuchen. Denn wenn dieſes war, ſo bildete die Erde keine vollkommene Kugel, ſondern ein Ellipſoid (eine Pomeranze) und wegen der Abplattung gegen die Pole hin müſſen die nördlichen Grade größer ſeyn als die ſüdlichen. Newton ſagte aber, ſie möchten dieſes unterlaſſen. Denn der Unterſchied zwiſchen einem Grade bei Dünkirchen und zwiſchen einem Grade bei Bayonne ſey ſo klein, daß ſie mit ihren unvollkommnen Inſtrumenten ſolches gar nicht finden könnten, ja ſie fänden vielleicht das Gegentheil und brächten dann die Wiſſenſchaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung. Allein ſie ließen ſich nicht abhalten und maßen flugs ein Paar Grade und fanden dann auch gerade das Gegentheil, wie Newton ſolches vorhergeſagt. Sie ſagten: aus ihren Meſſungen folge, daß die Polaraxe größer ſey und daß die Erde eher einer Citrone gleiche, als einer Pomeranze. Nachdem vierzehn Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beſchloß endlich die Akademie der Wiſſenſchaften den Anfang mit dem Anfange zu machen, und einen Grad unterm Aequator und einen in Lappland meſſen zu laſſen. Jetzt fand ſich nun, daß der nordiſche Grad größer ſey als der unterm Aequator und daß Newton recht gehabt, als er ſagte: daß die Erde abgeplattet ſey. Allein es fragte ſich nun, wie viel dieſe Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüſſigen Zuſtande war, als ſie anfing, ſich zu drehen. Allein die Meſſungen gaben immer andere Reſultate, je nachdem man dieſe oder jene Meſſung bei der Rechnung zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmeſſungen gemacht worden, ſondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man ſchloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper ſey, ſondern daß ſie große örtliche Ungleichheiten habe. Obſchon dieſes möglich iſt, ſo war der Schluß doch zu voreilig; denn die angeführten Ungleichheiten konnten eben ſo gut von den Fehlern der Meſſungen herrühren, da man ſehr unvollkommne Inſtrumente gebraucht hatte, und ſehr kleine Bogen gemeſſen. Um für alle Leſer völlig verſtändlich zu ſeyn, wollen wir kurz anführen, wie bei einer ſolchen Meſſung verfahren wird. Wenn die Erde eine Kugel iſt, ſo ſtehen alle Lothe, die auf der Erde aufgehangen werden, nach dem Mittelpunkt der Kugel. Das Loth, welches unterm Pol ſteht, gerade nach dem Polarſtern (wir wollen der Kürze halber annehmen, daß dieſer genau im Pol des Himmels ſteht, obgleich er etwas von ihm entfernt iſt, welches aber auf die folgende Darſtellung keinen Einfluß hat) und das Loth, welches auf dem Aequator ſteht, macht einen Winkel von 90 Grad mit jenem. Indem nun ein Aſtronom vom Pole nach dem Aequator geht, kann er überall ſein Loth aufhängen und wenn er nun nach dem Polarſtern ſieht, ſo ſieht er, ob ſein Loth 1. 2. 3. 4 oder 5 Grad von ihm entfernt iſt, — und ſo kann er mit Hülfe des Polarſterns und ſeines Lothes 90 Gradſteine einſetzen, die vom

Pole bis zum Aequator ſtehen, und deren jeder vom andern einen Grad entfernt iſt, welches auf der Erde 15 deutſche Meilen macht. — Mißt er nun von einem Steine zum andern, ſo kann er ſehen, ob alle Grade gleich groß ſind. Das Meſſen von einem Gradſteine bis zum andern hat geringe Schwierigkeiten, weil man die Entfernung mit Dreiecken mißt. Zuerſt mißt man in einer Ebene eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge, und hat man dieſe mit aller Genauigkeit mehrmals gemeſſen, ſo daß auf 36 000 Fuß nur etwa 1 oder 2 Fuß Fehler gemacht ſind, ſo mißt man die Winkel, welche dieſe Standlinie mit den benachbarten Kirchthürmen macht, und berechnet davon ihre Entfernung mit Hülfe der Dreimeßkunſt. Von einem Gradſteine bis zum andern kann man ſo genau meſſen, daß auf 6000 Fuß nicht mehr als 1 Fuß gefehlt wird, und da die Entfernung 15 deutſche Meilen oder etwa 350,000 Fuß iſt, ſo fehlt man noch keine 60 Fuß. Allein die Schwierigkeit liegt darin, daß man den Winkel, den das Loth mit dem Polarſterne macht, und der die Polhöhe heißt, bei jedem Gradſteine ſehr genau beobachten muß. Man theilt bekanntlich den Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Da nun ein Grad auf der Erde 350,000 Fuß groß iſt, ſo iſt eine Secunde 97 Fuß groß. Fehlt man alſo 2 Secunden, ſo begeht man einen Fehler von 194 Fuß, der dreimal ſo groß iſt als der von 60 Fuß, den man in der Dreieckmeſſung begangen hat. Dieſer Fehler von 194 Fuß bleibt derſelbe, man mag einen Bogen von 1 Grad oder von 10 Grad oder von 20 Grad meſſen. Als die Franzoſen ihr neues Maß- und Gewichtſyſtem auf das Metre bauten, welches der 10millionſte Theil vom Aequator bis an den Pol ſeyn ſollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten ſie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung ſehr genau kennen. Sie maßen deßwegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, ſondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden im Jahr 1802 der Grad aufs neue und mit beſſern Inſtrumenten gemeſſen als Maupertuis vor achtzig Jahren gebraucht hatte, und ſo war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig genau, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden mit England iſt die Gradmeſſung, welche in England unter dem General Roy gemacht worden, mit der franzöſiſchen in Verbindung geſetzt, und ſo iſt denn ein Bogen von 20 Grad, der von den baleariſchen Inſeln auf der Küſte von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadiſchen Inſeln geht, gemeſſen worden, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung ſo genau beſtimmt worden, als ſie ſich in Europa beſtimmen läßt. Die Abplattung iſt nämlich zu $\frac{1}{308}$ gefunden. Bei den Gradmeſſungen iſt noch eine Schwierigkeit, an die man früher nicht gedacht hatte. Das Loth kann durch die Anziehungskraft der Berge etwas von ſeinem ſenkrechten Stande abgezogen werden. Maskelyne hat hierüber Verſuche angeſtellt, aus denen hervorging, daß in der Nähe hoher Berge das Loth nicht ſenkrecht ſteht. Nun kann man bei der Beſtimmung der Polhöhe zwar einen ſolchen Ort ausſuchen, wo keine Berge vorhanden ſind, z. B. am flachen Seeufer; allein man iſt doch nie ſicher, daß das Innere der Erde vollkommen von gleichförmiger Dichtigkeit ſey, und daß das Loth auch in den Ebenen bis auf eine Secunde völlig ſenkrecht ſtehe. Wenn hierbei nun eine Ungewißheit von 2, 3 oder 4 Secunden Statt findet, ſo iſt es auch deßwegen vortheilhaft, einen großen Bogen zu meſſen, weil bei einem Bogen von 20 Grad der Einfluß dieſes Fehlers auf

Digitized by Google

die Rechnung auch ums Zwanzigfache geringer iſt, als bei einem Bogen von nur einem Grade. — In Deutſchland kann man keinen Bogen meſſen, der größer als etwa 7 Grad oder 100 Meilen iſt, nämlich von Conſtanz bis Lübeck. Nachdem alſo die Engländer und Franzoſen 20 Grad gemeſſen haben, ſo kann es nur von einem geringen Nutzen ſeyn, in Deutſchland noch einmal ſieben Grad zu meſſen. Auch ſelbſt dann, wenn die Erde ein irregulärer Körper iſt, und ihre Figur in Deutſchland anders als in England, ſo müßte man, um dieſe örtlichen Ungleichheiten zu beſtimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Meſſung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde — und man nicht die Abweichungen der Aſtronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Geſtalt halte. Auf jeden Fall wäre zu rathen, daß man mit dem aſtronomiſchen Theile der Meſſung den Anfang mache, da dieſer der ſchwierigere, und man nicht eher mit den Dreiecken beginne und von einer Gradmeſſung rede, bis man dieſen glücklich vollendet habe. Gradmeſſung eines Längengrades. Die Längengrade ſind unterm Aequator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Aequator hat ein Längengrad 15 deutſche Meilen, bei uns nur noch 8½, und ſo kann man die Größe jedes Grades berechnen, ſobald die Figur der Erde bekannt iſt. Iſt die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, ſo haben auch die Längengrade, auf derſelben Breite nicht überall dieſelbe Größe, und man hat davon geſprochen, dieſes ebenfalls durch eine Gradmeſſung zu unterſuchen. Dieſe Aufgabe iſt in den Dreiecken eben ſo leicht, wie die Meſſung eines Breitengrades, aber in dem aſtronomiſchen Theile iſt ſie gerade 15mal ſo ſchwierig. Der Längenunterſchied zweier Orte wird in Zeit beſtimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Oſten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde iſt alſo 15 Grad, oder, den Grad zu 8½ Meile gerechnet, 127½ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute iſt 50,000 Fuß und eine Zeitſecunde 800 Fuß. Um jede Zeitſecunde, um die man ſich in der Uebertragung der Länge irrt, irrt man ſich um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden ſicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, iſt eine in der Aſtronomie faſt unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen ſolchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im aſtronomiſchen Theile der Meſſung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Es iſt daher auch hier das zweckmäßigſte, gleich mit dem aſtronomiſchen Theile, als dem ſchwierigſten, anzufangen und vor allem zu verſuchen, ob man mit Blickfeuern den Längenunterſchied bis auf eine Secunde genau zwiſchen zwei Orten beſtimmen kann, die nur eine Stunde von einander entfernt ſind, und deren Längenunterſchied man aus dem Dreiecke ſchon vorher bis auf den hundertſten Theil einer Secunde berechnet hat. Die Gradmeſſungen gehören in der Geographie zum großen Sonntagsſtaat, und daher wird oft nicht mit der Beſcheidenheit von ihnen geſprochen, welche der Schwierigkeit der Aufgabe angemeſſen iſt. Bg.

Gräen, Töchter des Phorkys und der Keto. Heſiodus kennt zwei, Pephredo und Enyo, und ſagt, daß ſie Grauhaarige genannt wurden, weil ſie vor der Geburt ſchon grau waren. Aeſchylus verſetzt ſie nebſt ihren Schweſtern, den Gorgonen, auf die Schreckensflur Kiſthene und beſchreibt ſie als drei ſcheußliche hochbetagte Jung-

frauen, ſchwanenfarben, einäugig und einzahnig, denen weder Sonne noch Mond leuchtet. (S. Perſeus.)

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Miniſter Carls V. und Philipps II. und einer der geſchickteſten Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts, war 1517 zu Ornans in der Grafſchaft Burgund geboren, ſtudirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und ward darauf von ſeinem Vater in die Staatsgeſchäfte eingeführt. Im Beſitz von ſieben Sprachen, die er ſämmtlich mit Leichtigkeit ſprach, mit ſeltenem Scharfblick und unermüdeter Geduld ausgeſtattet, dabei von einnehmender Geſtalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz ſeinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erſchien. In ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre zum Biſchof von Arras ernannt, begleitete er ſeinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentiſchen Concilium wohnte er bei und ſuchte hier die Chriſtenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Proteſtanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfaſſung der Bedingungen beauftragt; und er täuſchte den Landgrafen von Heſſen, dem man die Freiheit zugeſichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Coſtnitz den Proteſtanten durch Ueberfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichsſiegel. Die Unruhen in Deutſchland dauerten fort und im J. 1552 wäre der Kaiſer von den Proteſtanten in Inſpruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Sänfte, und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der paſſauer Vertrag, welcher bald darauf Deutſchland rettete, machte Granvella's Geſchicklichkeit große Ehre. Im J. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchſten Gipfel bringen ſollte. Zwar wurden dieſe Abſichten durch Maria's kinderloſen Tod vereitelt, indeß hatte Granvella's Eifer ihm die Gunſt Philipps II. gewonnen. Den erſten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei ſeiner Abdankung vor den flandriſchen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella ſprach auf eine des großen Gegenſtandes vollkommen würdige Art. Der Waffenſtillſtand von Vaucelles hatte die Ruhe zwiſchen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergeſtellt. Heinrich II. brach ihn, und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günſtig. Granvella knüpfte daher Unterhandlungen an, und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Chateau-Cambreſis. Philipp verließ ſofort die bereits höchſt unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande, und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Miniſter zurück. Auf dieſem Poſten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle ſtrengen Maßregeln ihm zur Laſt legte, während ſeine Feinde bei Philipp vorgaben, daß ſeine Schwäche und Milde die Fortſchritte der neuen Lehre beförderte. Philipp aber kannte die Talente ſeines Miniſters beſſer, und ernannte ihn zum Erzbiſchof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentiſchen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvella's Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßteſten Anklagen zu verfolgen, ſie wußten auch die ſchwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und ſo ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl,

Digitized by Google

in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, ſich eines ſo treuen und eifrigen Miniſters beraubt zu haben. Sie ſuchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papſt erwählte. Im J. 1570 ſandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papſt und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu ſchließen. Dieſe bedroheten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig geſandt wurde. Er traf hier unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen nicht nur die zweckmäßigſten Vertheidigungsmaßregeln, ſondern gab auch die trefflichſten Verordnungen für den innern Wohlſtand, und Neapel durfte von ſeiner Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eiferſüchtig auf den Ruhm, ſelbſt zu regieren, begnügte ſich, Granvella den Titel eines Präſidenten des höchſten Raths von Italien und Caſtilien zu ertheilen, ſo daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erſter Miniſter war. Als ſolcher unterhandelte er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgeſehenen Aufſtandes der Niederlande und ſchloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meiſterſtück der Politik war, indem Frankreichs Planen auf Mailand dadurch kräftigſt entgegengewirkt wurde. So raſtlos beſchäftigt ſtarb er 1586 an der Schwindſucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, ſo muß man ihm doch mehrere von den Eigenſchaften, die einem großen Miniſter nöthig ſind, zugeſtehen. Er war unermüdlich, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, von ſcharfem Blick, hochgeſinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt ſelbſt gegen ſeine ſchwächern Feinde, und ſtets für Spanien und die Religion thätig.

Gratians Decret, ſ. Canoniſches Recht.

Gratius, mit dem Beinamen Faliſcus, von ſeiner Vaterſtadt Falerii, war ein Zeitgenoſſe und Freund Ovids, der ihn mit Lob erwähnt. Dies iſt aber auch das einzige Zeugniß über ihn von den Alten. Wir beſitzen von ihm ein am Ende mangelhaftes Gedicht über die Jagd mit Hunden, Cynegeticon, deſſen erſte Entdeckung man dem Sannazar zuſchreibt. Es iſt gewöhnlich mit dem Nemeſian und Calpurnius zuſammen herausgegeben. Die beſten Ausgaben ſind von Kämpfer, Leyden 1728, 4., und von Burmann in den Poetae latini minores, Leyden 1731.

* Graubünden, das obere Rhätien der Alten, ſonſt unabhängig, iſt ſeit 1798 einer der ſchweizer Cantone. Begränzt iſt es im Norden von Glarus, St. Gallen und dem Voralberg; im Oſten von Tyrol; im Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Teſſino; im Weſten vom Canton Uri. Es iſt der größte unter den ſchweizer Cantonen, da ſich der Flächeninhalt auf 140 deutſche Q. Meilen erſtreckt. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, ſo wie ſich die Nation in drei Bunde abtheilt. Was jene geographiſche Eintheilung betrifft, ſo heißt das erſte Thal das des hintern Rheins; dies ſchließt den Rheinwald, das Schamſerthal, die Via Mala, und das Domleſchthal in ſich. Das letztere wird durch den hintern Rhein gebildet, iſt das mildeſte Land in Graubünden und enthält 22 Dörfer, in denen das Romaniſche, ein Gemiſch aus Latein, Deutſch und Italieniſch, geſprochen wird. Das Schamſerthal enthält bei 1½ Meile

Länge 8 — 9 treffliche Dörfer. Zwiſchen dieſem und dem Rheinwald iſt die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei ſchreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überſtiegen im J. 1800 die Franzoſen unter Macdonald, dieſen wagte Le Courbe mit einer bedeutenden Abtheilung des franzöſiſchen Heeres i. J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal iſt das des vordern Rheins, welches, von der weſtlichen Gränze und dem Gotthard her, ſich bis nach Chur und Luzienſteg erſtreckt. Hier ſind die intereſſanteſten Punkte: die alte Benedictinerabtei Diſentis, deren literariſche Schätze aber nebſt den alten Gebäuden die Franzoſen i. J. 1799 ihrer Rachſucht opferten, ferner Jlanz (die Stadt) und das alte Chur, wo man noch viel römiſche Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal iſt Engadin, oder das obere Innthal, welches ſich von Südweſt nach Nordoſt erſtreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber deſto mehr unvergleichliche maleriſche Anſichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- und Septimerberge entſpringt, und ſich bei Thuſis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte heißt Brettigau, liegt ganz an der nördlichen Gränze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld iſt die Hauptſtadt. Die drei Bunde, in welche ſich die Nation theilt, ſind der Bund des Hauſes Gottes, deſſen Hauptſtadt Chur, der graue Bund, der ſich nach Jlanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als ſeinen Hauptort anſieht. An dieſen drei Orten verſammeln ſich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bunde unter drei Anführern, berathſchlagen über das Wohl des Landes, und ſchlichten die Rechtshändel in der letzten Inſtanz. Was die Religion betrifft, ſo bekennen ſich ungefähr ⅔ der Einwohner zur helvetiſch proteſtantiſchen Kirche. Aber die Geiſtlichen haben ein ſo ſchlechtes Einkommen, daß ſie ſich durchgehends nebenher auf den Handel legen müſſen um leben zu können. Nur eine einzige lateiniſche Schule iſt in Chur. Die Volkszahl ſchätzt man auf 80,000 Seelen. Von dieſen reden etwa 10,000 einen italieniſchen Dialect, und zwar in Engadin, etwa 28,000 ſprechen ſchweizeriſch-deutſch und über 36,000, beſonders an den Quellen des Rheins, das ſogenannte Romaniſche und Ladiniſche. Dieſe Sprache iſt höchſt intereſſant, weil ſie ein Ueberbleibſel der alten Romana rustica iſt. Der Handel der Graubündner iſt ſehr beſchränkt und wird durch die fürchterlichen Engpäſſe ihrer Gränzen ungemein gehindert. Man führt, hauptſächlich nach Mailand, Vieh, Käſe, Steinkohlen und ſeltene Foſſilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Gravis, ſ. Accent.

*Greenwich, ein Marktflecken in der Grafſchaft Kent, am ſüdlichen Ufer der Themſe, der vorzüglich wegen des großen Seehoſpitals und der Sternwarte berühmt iſt. Das Hoſpital iſt eines der prachtvollſten Gebäude, faſt ganz aus Sandſtein aufgeführt, und beſteht aus vier abgeſonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen ſie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwiſchen den beiden erſteren iſt ein großer Zwiſchenraum, auf welchem die Bildſäule Georgs II. in Marmor ſteht. In Königs Carls Gebäude ſind die Gemächer des Oberaufſehers und ſeiner Unterbeamten, auch wohnen hier

Digitized by Google

300 Koſtgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, iſt unſtreitig der prächtigſte; er ward von dem berühmten Chriſtoph Wren aufgeführt. Hier ſind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hoſpitals iſt noch ein zweiſtöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten ſind. Ferner iſt in der Nähe des großen Hoſpitals ein Schulhaus von 146 Fuß Länge, worin 200 arme Matroſenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hoſpital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die ſie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienſt geworden ſind. Auch Ausländer haben Anſprüche auf dieſe Wohlthat, wenn ſie zwei Jahre in brittiſchem Sold geſtanden. Die Witwen der Matroſen nimmt man vorzugsweiſe zu Wärterinnen, deren 144 ſind. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebſt völlig freiem Unterhalt. Die Invaliden erhalten Kleidung, Koſt und etwas Taſchengeld. Ueber dieſe treffliche Anſtalt führen die erſten Staatsbeamten von England, die Erzbiſchöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufſicht. Die Einkünfte der Anſtalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matroſe zu 6 Pence monatlich entrichten muß. Die Koſten des Unterhalts eines jeden Invaliden ſchätzt man auf 27 Pf. 10 Sch. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich iſt die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden, und durch welche die engliſchen Geographen und Seefahrer den erſten Meridian ziehn (17° 40, von Ferrol). Hier haben zum Theil ſehr berühmte Aſtronomen gelebt. Auf Flamſtead, den erſten, folgte Halley, auf dieſen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. Die Bevölkerung von Greenwich beläuft ſich auf 17,000 Seelen.

† Gregoire (Henri Graf). Im J. 1815 unterzeichnete er in der Liſte des Inſtituts die von Bonaparte gegebene Additionalconſtitution mit Nein. Bei der neuen Bildung des Inſtitus im J. 1816 ward er nicht als Mitglied der Akademie beibehalten. Als Schriftſteller hat Gregoire Wärme und Einbildungskraft, aber wenig Kritik und Methode; auch ſpricht er oft und gern von ſich ſelbſt. Sein Hauptwerk iſt die Histoire des sectes religieuses. Sie wurde 1810 verboten und erſchien 1814, 2 B. Im J. 1773 ſchrieb er eine von der Akademie zu Nancy gekrönte Preisſchrift: Eloge de la poésie, im J. 1789 das von der Akademie von Metz gekrönte Essai sur la régénération physique, morale et politique des Juifs. Intereſſant ſind ſeine Trois Rapports sur les destructions opérées par le vandalisme 1794 u. a. m., sur les inscriptions des monuments publiques, sur la bibliographie, sur l'ordre de Malte u. ſ. w. Sehr ſelten iſt ſein Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté 1794. Inhaltreich ſind: de la Littérature des Nègres 1808, de la Domesticité chez les peuples anciens et modernes, 1814. Seine Schrift: De la constitution française (die des Senats) an 1814, erlebte vier Auflagen. Im J. 1818 ſchrieb er über das neue Concordat Ludwigs XVIII. mit Pius VII. eine intereſſante Kritik.

Gregor der Große, ſ. Päpſte.

Gregor (Mac.), aus einer alten ſchottiſchen Familie, einer der kühnſten Anführer der ſpaniſch-amerikaniſchen Inſurgenten, diente

als Capitain bei der brittiſchen Armee in Spanien mit Auszeichnung, ward Oberſter und erhielt einen ſpaniſchen Ritterorden; allein er entzweite ſich mit ſeinen Obern, verließ 1811 die engliſche Armee, ging nach Caraccas, wo er ſich mit einer Eingebornen vermählte, und diente in der Reiterei von Venezuela. Als Miranda durch Capitulation gefangen wurde, begab er ſich nach Carthagena, landete hierauf im Juli 1816, nebſt Bolivar (ſ. d. Art.) an der Küſte von Venezuela, trug zur Eroberung von Barcelona (in Südamerika) bei, und erfocht mehrere Vortheile über die königlichen Truppen im J. 1816. Im Mai 1817 unternahm er an der Spitze von 500 Abenteurern aus allen Nationen, die er in den vereinigten Staaten verſammelt hatte, einen Zug nach Florida, und bemächtigte ſich der Inſel Amelia, verließ ſie aber, und an ſeine Stelle trat der Commodore Aury, der die Inſel räumte, als nordamerikaniſche Truppen im December 1817 von der Inſel Beſitz nahmen. Mac-Gregor hielt ſich noch eine kurze Zeit in Venezuela auf und kehrte hierauf im Jan. 1818 nach England zurück. Dieſer tapfere, für die Sache der freien Amerikaner begeiſterte Mann voll ritterlichen Muths, der das Schwerſte wagt, beſitzt ausgebreitete Kenntniſſe und iſt ein erfahrner Krieger.

Gregorianiſcher Calender, ſ. Calender.

Greifswalde, eine als Univerſität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Oſtſee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Univerſität ward 1456 von Herzog Wratislaw geſtiftet, hat über 35,000 Thaler jährl. Einkünfte und eine anſehnliche Bibliothek.

Grenada und Grenadillen, ſ. Antillen.

Grenville (Thomas), ein engliſcher Staatsman, zweiter Sohn des George Grenville, der von 1773 bis 1775 Staatsminiſter war, und jüngerer Bruder des verſtorbenen Marquis von Buckingham, trat um das J. 1784 in das öffentliche Leben ein, als ein Anhänger von Fox und der Oppoſition, worüber er mit ſeinen Verwandten zerfiel. Doch konnten die Freunde des berühmten Fox erſt im J. 1790 ſeine Wahl zum Parlamentsgliede durchſetzen. Bei der Parlamentswahl 1796 ſöhnte er ſich mit ſeiner Familie aus, und ward von der Stadt Buckingham gewählt. Als der König von Preußen die Sache der Coalition gegen Frankreich im März 1794 verließ, ſollte er als außerordentlicher Geſandter nach Berlin gehen, um das preußiſche Cabinet wieder in die Allianz zu ziehn. Bei der Ueberfahrt nach Holland im Winter 1795 litt er Schiffbruch, und rettete ſich mit Lebensgefahr auf dem Eiſe, drei engl. Meilen bis an die Küſte. Seine Sendung war vergeblich; denn der Abbé Siéyes hatte bereits die Beſtätigung des Vertrags zwiſchen Preußen und der franzöſiſchen Republick in Berlin erlangt. Nach Lord Sidney's Tode 1800 ward Thom. Grenville zum Oberſt-Aufſeher der Gewäſſer und Wälder ſüdwärts vom Trent ernannt.

† Griechiſche Kirche. Solche Verſuche haben zur Entſtehung einiger Secten in der griechiſchen Kirche Anlaß gegeben, welche die tolerante ruſſiſche Regierung jetzt ungekränkt ihren Cultus ausüben läßt. Schon im 14ten Jahrhundert ſonderte ſich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber, weil ſie ſonſt nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die ſich ſelbſt Staro-werzi, d. h. Alt-

Digitized by Google

gläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil ſie die um dieſe Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgiſchen Neuerungen nicht genehmigten. Dieſe nach und nach in zwanzig verſchiedene Parteien zerfallene Secte bildete keineswegs eine geſchloſſene Geſellſchaft mit eigenen Symbolen und Gebräuchen, ſondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche ſich durch Beibehaltung der unveränderten ſlavoniſchen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechiſchen Mutterkirche unterſcheiden, ſelbſt geweihte Geiſtliche haben und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die öſtlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs gewichen ſind. Noch jetzt gehören die meiſten doniſchen und aſiatiſchen Koſaken zu dieſer Secte, die in Sibirien am zahlreichſten iſt. Die einzelnen Parteien derſelben halten mehr oder weniger an den, den Roskolnicken überhaupt zugeſchriebenen Eigenheiten, daß ſie den Gebrauch des Tabaks und der ſtarken Getränke für ſündlich erklären, noch ſtrenger als die orthodoxe Kirche faſten, den Eid verweigern und aus ähnlichen fanatiſchen Gründen, wie ſonſt die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt ſind. Pugatſchew, ſelbſt ein Roskolnik, fand bei ſeiner Empörung unter ihnen den meiſten Anhang. Jetzt haben ſie viel von dieſen und andern Schwärmereien in Rückſicht der Ehe, der Kleidung, des Prieſterſtandes und Märtyrerthums nachgelaſſen, und ſcheinen ſich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche ſich unter Anführung eines Aelteſten Philipp Puſtoſwiät in Litthauen und Oſtpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuoſtpreußen einige von der preußiſchen Regierung geduldete Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechiſchen Kirche ab, daß ſie ſtatt der Popen Aelteſte haben, von denen ſie keine Abſolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sakramente, und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienſte verweigern, und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert laſſen. Weiter vom Glauben der griechiſchen Kirche entfernen ſich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenſeits des Dons angeſiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Prieſter hat, und den Eid, wie die Kriegsdienſte für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art ſind die unpopiſchen Ruſſen oder ſogenannten ruſſiſchen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinsslaw, von denen man nur weiß, daß ſie weder Chriſtum noch die Heiligen verehren, ſelbſt die Taufe verwerfen und weder Prieſter noch Kirchen haben. Ueber die alten von der griechiſchen Kirche ausgegangenen, ſchismatiſchen und ketzeriſchen Religionsparteien in Aſien und Afrika, ſ. die Art. Copten, Habeſch, Jacobiten, Neſtorianer, Maroniten Armenier. F.

Grimod de la Reynière (Alex. Balthaſ. Laurent) der witzigſte Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Geſellſchaften, iſt geboren zu Paris den 20 Nov. 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgeſtaltet, weiß er äußerſt geſchickt mit falſchen Fingern zu zeichnen, zu ſchreiben und Speiſen zu zerlegen. Bis 1786 war er Advocat, allein eine ſehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweiſung zu. Seitdem lebte er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im Foyer der Schauſpielhäuſer und im Caffeehauſe du Caveau. Erſchien dieſer Sonderling in den glänzenden Cirkeln

Digitized by Google

ſeiner Aeltern, ſo zeigte er ſich linkiſch und blöde, und machte ſich in tiefen Bücklingen über den Rangſtolz der vornehmen Welt luſtig. Damals gab er ein faſt berühmt gewordenes großes Gaſtmahl wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher ſey. Ein andermal lud er ſehr vornehme Leute zu ſich ein, wo jeder in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Saale ſeinen Sarg hinter ſich hatte. Auch trieb er eine Zeit lang einen Kramhandel im Hauſe ſeines Vaters. Seine Eßluſt iſt ſo groß, wie nur die des Apicius und Vitellius geweſen ſeyn kann. Die Revolution durchlebte er friedlich. In den erſten Jahren der Regierung Bonaparte's ward er durch ſeinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis mit 1811, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wiſſen, wie ſie ihrem Vermögen Ehre machen ſollen, ſchrieb er 1808 das Manuel des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaft des Gaumens, wie ſie Montaigne nannte, ließ ihn einen Jury von Feinſchmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernſte Kampfrichter und liebenswürdige Actricen mit ſchwarzen und weißen Kugeln über ein ſaftvolles Salmi und ein feines Blancmanger ſo feierlich abſtimmten, wie nur einſt der römiſche Senat in der bekannten Türbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wiſſenſchaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von ihm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

* **Grönland**, ein unter däniſcher Landeshoheit ſtehendes Polarland, welches ſonſt zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika, ohne zu wiſſen, ob es mit dieſem zuſammenhängt, oder ob es eine Inſel iſt, in welchem letztern Fall die Baffinsbay nicht eine bloße Einbucht im feſten Lande, ſondern ein Durchgang nach dem Polarmeer ſeyn würde, was auch die reißenden Strömungen anzudeuten ſcheinen. So weit man es jetzt kennt, erſtreckt es ſich von 59° 30' bis 78° N. B. Nach Süden zu verengt es ſich in ein Vorgebirge, Cap Farewell. Von da erſtreckt ſich die weſtliche Küſte nordwärts bis zur Davisſtraße und zur Baffinsbay. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war ſchon vor 800 Jahren, von Dänemark und Norwegen aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die Weſt-, die andere die Oſtküſte inne hatte. Zu Lande beſtand zwiſchen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, ſondern bloß zur See. Die weſtliche Colonie beſteht nach mancherlei Schickſalen noch jetzt, und zählt mit Einſchluß der Eskimo's gegen 20 000 Seelen, dagegen iſt das Schickſal der öſtlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern beſtand, und einen reſidirenden Biſchof, zwölf Kirchſpiele und zwei Klöſter hatte, ſeit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte ſich nämlich das Eis an der Küſte dergeſtalt vermehrt, daß alle Mühe, ſie zu erreichen vergeblich war. Der letzte im J. 1786 durch den Capitain von Löwenörn, in Auftrag der däniſchen Regierung gemachte Verſuch, ſich über das Schickſal jener Gegenden Aufklärung zu verſchaffen, ſchlug ebenfalls fehl. Nur ſo viel weiß man, daß um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Colonie noch beſtand, obgleich ſie ſchon damals ſeit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt geweſen war. Gegenwärtig (1818) wo alle Schiffernachrichten ſich dahin vereinigen, daß das Eis am Nordpol ſich vermindere, und eine von England ausgerüſtete Expedi-

Digitized by Google

tion ſogar die kühne Hoffnung hegt, bis an den Nordpol vorzudringen, dürfen wir auch über Grönland den wichtigſten Aufſchlüſſen entgegenſehen. Schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts war durch die fürchterliche Peſt, welche man den ſchwarzen Tod nennt, die Gemeinſchaft zwiſchen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Die Unternehmungen der Königin Eliſabeth durch Forbiſher und Davis trugen nur wenig zur nähern Kenntniß dieſer Küſten bei. Erſt als die däniſche Regierung im J. 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergeſtalt unterſtützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5' landen und am Baalsfluß die erſte europäiſche Niederlaſſung „Gute Hoffnung" gründen konnte, erhielten wir beſtimmtere Nachrichten von Grönland. Egede fand daſelbſt einen Schlag Menſchen, der wahrſcheinlich von Weſten her über die Davisſtraße gekommen, und den Eskimo's in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüderunität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlaſſungen und Miſſionen auf dieſen unwirthbaren Küſten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Weſtküſte von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der ſüdlichſte Lichtenau heißt, und unter dem 60° 34' N. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung, in deſſen Nähe man noch die Trümmer einer alten italieniſchen oder norwegiſchen Kirche ſieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neu Herrenhut, Zuckerhut, Holſteinburg, Egedesminde, Chriſtians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 22' N. B., die nördlichſte Niederlaſſung, welche aber jetzt, von Europäern verlaſſen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat ſeinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Inſel, 70° N. B. Auf der ganzen Küſte ſind fünf proteſtantiſche Kirchen, worin das Evangelium grönländiſch und däniſch gepredigt wird. Die mähriſchen Brüder haben drei Gemeinhäuſer, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrenhut. Die urſprünglichen Einwohner, von den älteſten isländiſchen und norwegiſchen Schriftſtellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerſtamm der Eskimo's, die ſich über den ganzen Norden von Amerika bis an die weſtliche Küſte verbreitet haben. Sie zeichnen ſich durch ihre kleine Statur, durch ſchwarze, lange, ſtraffe Haare, durch ſchwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und durch eine braungelbliche, faſt olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere iſt indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin ſie leben, theils von ihren Nahrungsmitteln und Gewohnheiten, beſtändig mit Speck und Thran umzugehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Laſttragen angehalten, bekommen dadurch ſo breite Schultern, daß ſie, auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Anſehen verlieren. Sie kleiden ſich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundsfelle: davon iſt das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geſchlechter. Bei großer Kälte tragen ſie noch unter dieſem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, beſonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaytauchers. Im Winter leben ſie in Häuſern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Raſen iſt, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten ſind Fenſter in dieſer Wohnung, die allemal aus den Därmen der Wallfiſche und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus iſt nie über 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben ſo lang. Es beſteht nur aus einem

Zimmer, an deſſen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tiſch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe, und die Hitze, durch die ſtarke Ausdünſtung der Bewohner noch vermehrt, iſt für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu kommt der ſcheußliche Geſtank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, deſſen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper ſtarren. Wenn der Schnee ſchmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu ſeyn pflegt, ſo ſinkt gewöhnlich das Dach des Hauſes ein, und der Grönländer ſchlägt nun ſeine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches von Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfiſchdärmen verſehen und im Innern eben ſo eingerichtet iſt als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge ſind einfach, aber ſehr zweckmäßig. Sie beſtehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfſpießen und Harpunen. Ihre Kähne ſind von Brettern, mit Fiſchbein zuſammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Dieſe wiſſen ſie ſelbſt bei ſtürmiſcher See vortrefflich und ſicher zu behandeln. Auch fahren ſie über die gefrorne See 6 — 8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden beſpannt. Die Schnelligkeit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſie 14 deutſche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieſer Völkerſchaft iſt dieſelbe, welche von den Eskimo's und an der Hudſonsbay geredet wird. Spuren derſelben finden ſich bis an die Nordweſtküſte von Amerika und bis zum Nutkaſund. Bewundernswürdig iſt in dieſer Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen, ſowohl für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbſten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Prieſter und Aerzte zugleich ſind. Vom höchſten Weſen haben ſie höchſt rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima iſt in dieſem Lande natürlich äußerſt unfreundlich. Die Nordoſtwinde bringen oft im Winter eine ſolche Kälte hervor, daß das Fahrenheitiſche Thermometer 48° unter den Gefrierpunkt ſinkt. Dagegen ſind die Weſtwinde, die über die Davisſtraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, ſo iſt feinkörniger Granit mit Gneus, Glimmerſchiefer, Hornblende und Weißſtein die Grundlage aller Berge und Felſen. Eingeſprengt oder eingebettet ſind intereſſante und ſeltene Foſſile: eine Menge magnetiſcher Eiſenſtein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die ſchönſten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hyperſthene von der ſchönſten himmelblauen Farbe. Unter den baumartigen Gewächſen können wir nur Ebereſchen, Birken, Wacholder, und Zwergweiden nennen. Von Beeren ſind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Ueberhaupt läßt ſich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächſe kaum auf 200 bringen, dafür aber ſind die unvollkommneren Land- und Seegewächſe unzählig. Das Thierreich liefert an Säugethieren den Polarfuchs, den weißen Haſen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig iſt der grönländiſche Wallfiſch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln ſind beſonders die Möwen, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänſe, Eidergänſe, Papagaytaucher, Lummer und die grönländiſche Taube die wichtigſten. Landvögel kommen ſehr wenig vor. Unter den Fiſchen verdienen beſonders die Alpenforelle, die Polarforelle, der Kabliau, Dorſch und Schellfiſch genannt zu werden. Von Inſecten iſt eine Art Musquito's im Sommer die beſchwerlichſte.

Digitized by Google

Die Ausfuhr von Grönland beſteht in Fiſchbein, Thran, Robbenfellen, Fuchsbälgen, den Bälgen von weißen Bären und Rennthieren, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber muß Mehl und Brod, Thee und Caffee, Bier und Gemüſe, ferner Pulver und Blei, alle Eiſenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei dieſem Handel iſt: denn der Werth der grönländiſchen Erzeugniſſe, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 85,000, dagegen die Einfuhr in Grönland auf 65,000 Rthlr. berechnet.

Gros, Schüler von David, iſt unſtreitig der größte Bataillenmaler unſerer Zeit. Sein Kunſtſtreben nahm eine ganz verſchiedene Richtung von der ſeines Meiſters. Er iſt ein ausgezeichnet guter Coloriſt, alles iſt lebendig, genial, glühend und kraftvoll in ſeinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; ſeine Gemälde beſtechen ſehr, die Zeichnung iſt ſo kühn, die Farbe ſo friſch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geiſtige Leben vermißt man oft darin. Erſt machte ſich Gros durch ſprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compoſitionen über, wobei er ſich Paul Veroneſe ſcheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erſtes berühmtes und gekröntes Werk dieſer Art war das 1804 ausgeſtellte Gemälde: die Peſtkranken zu Jaffa. Das Furchtbare dieſes Gegenſtandes iſt zwar dabei in grelles Licht geſtellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkaden wölben ſich hier über dem Schauplatz im Hoſpital zu Jaffa, wo das Peſtelend gegen die Siegerpracht contraſtirt. In goldgeſtickter Uniform, mit Treſſenhut und rothem Federbuſch, umgürtet mit einem purpurnen Kaſimirſhawl, an ſeiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geſchmückt, ſteht Napoleon vor einem Kranken, deſſen Wunde er befühlt. Desgenettes ſteht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt ſich mit rührender Zuverſicht um ihn her. Um dieſe Hauptgruppe her iſt alles mit Linderung der Wunden und Herbeiſchaffung der Lebensmittel beſchäftigt. Der erſte Plan iſt in ſchauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt ſinkt ſterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichſten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung ſpricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke ſtrecken mit unermeßlicher Sehnſucht die matten Hände nach den Erfriſchungen aus, welche Neger und Muſelmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muſelmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreichers läßt ſich nichts erſinnen, als das Coſtüm dieſes alten Arztes: über dem dunkelblauen Stirnbund wölbt ſich ein purpurgeſtickter gelber Shawl, purpurne Aermel, mit weißem Stoff ausgeſchlagen, ſehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabackstaſche von Purpur und Gold. So iſt hier überall die Fülle orientaliſcher Pracht neben Blöße und Elend geſtellt. Die Umgebungen ſind ſehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch deſſen Oeffnungen man Baſtionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hoſpitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorſchaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunſtbeladener Himmel; im fernſten Hintergrunde das geſchäftige Leben franzöſiſcher Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemiſcht, alles erquickt den

von den Leidensgegenſtänden ermüdeten Blick und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunkt des Ganzen zurück. Dieſes Gemälde erregte allgemeines Aufſehen, die Regierung kaufte es und Gros bekam eine neue Aufgabe; die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieſes überaus große und reiche Gemälde, deſſen nähere Beſchreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erſter Begeiſterung, und vollendete es in ungefähr 14 Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche Gros malte, iſt von ungemeiner Wirkung; doch iſt vieles darin übertrieben, und der gute Geſchmack muß die Darſtellung ſo vieler Verſtümmelten mißbilligen. Im J. 1814 ſtellte Gros ein Gemälde aus, den Beſuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis darſtellend, welches allgemein bewundert wurde; es iſt für die Sakriſtei dieſer Kirche beſtimmt. Die Abreiſe des Königs in der Nacht des 20. März 1815 iſt der Gegenſtand des neueſten Werkes von Gros, welches er 1817 ausſtellte. Man tadelt die darin herrſchende Verwirrung und das Unedle der Hauptgeſtalt; eine Gruppe Nationalgardiſten iſt ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Geſtalt eines alten Dieners ſind trefflich. Gros iſt Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion, und Profeſſor der Schule der Maler- und Bildhauerkunſt. Wl.

Großaventurhandel, Aventura grossa, Seeverſicherungs- oder Aſſecuranzhandel. Die Waaren, welche als Gegenſtände des europäiſchen Großhandels nach entfernten Weltgegenden verſandt werden, müſſen dort noch durch viele Hände gehen, ehe ſie an den letzten Verbraucher gelangen; hierdurch wird der Preis derſelben für dieſen gar ſehr erhöht; es iſt daher natürlich, daß Jemand, der dieſe Waaren in Europa kauft, mit denſelben in fremde Gegenden reiſet und ſie ſelbſt in die Hände der Verbraucher bringt, dieſelben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit dieſem Handel ſich abgebenden Menſchen, z. B. Schiffer, Matroſen ꝛc. dergleichen Geſchäfte ſelten mit eigenem Vermögen machen, ſondern ſie müſſen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorſchüſſe ſind aber folgenden beſondern Gefahren unterworfen. 1. Die Zeit der Wiederbezahlung iſt ungewiß, denn es läßt ſich nicht genau beſtimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelöſeten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin- und Herreiſe tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt, und wagt ſich in Gefahren, die ſeinem Leben ein Ende machen und ſein Geld und Gut in ſolche Hände bringen können, aus welchen es ſchwerlich wieder zu erlangen iſt, da die Hand der Gerechtigkeit ſelten ſo weit reicht. 4. Die Borgenden ſind gewöhnlich Perſonen geringen Standes und nicht immer ganz zuverläſſig. — Aus dieſen Gründen werden die für ſolche Vorſchüſſe zu bezahlenden Zinſen immer ſehr hoch beſtimmt und ſteigen ſelbſt auf ein Drittheil, ja ſogar auf die Hälfte des Kapitals. — Der in dieſem Wege betriebene Handel führt den Namen Großaventurhandel, und einen Vorſchuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Aehnlichkeit mit dieſem Geſchäft hat die Bodmerei (ſ. d. Art.). KM.

† Großbritannien. Das brittiſche Reich enthält überhaupt 106,974 Q. M. mit einer Volksmenge von 61,612,000 Menſchen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menſchen, auf die außereuropäiſchen Beſitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000

Menſchen. Der Ritterorden in Großbritannien und Irland ſind vier: 1. Der Orden des blauen Hoſenbandes (engl. the Garter, franz. de la jarretière), einer der älteſten und angeſehenſten in Europa, vom König Eduard III. im J. 1349 geſtiftet. Der Orden hat nur eine Klaſſe, und, außer dem Großmeiſter, welches der König iſt, bloß 26 Ritter. Seine Deviſe iſt: Honny soit qui mal y pense. Die Beamten des Ordens ſind angeſehene engliſche Geiſtliche. 2. Der Bathorden, geſtiftet von Heinrich IV. 1399 und von Georg I. im J. 1725 erneuert. Ehemals hatte dieſer Orden nur eine Klaſſe, und, außer dem Großmeiſter, nicht mehr als 36 Ritter. Aber im Anfange des Jahres 1815 erhielt der Orden eine neue Einrichtung, und wurde, nach dem Plane des Staatsſecretärs im Kriegsdepartement, Grafen Bathurſt, in einen Militärverdienſtorden verwandelt, der auch ausländiſchen Militärs, die mit den Engländern gefochten haben, ertheilt wird. Nach dieſer Einrichtung hat der Orden drei Klaſſen: Großkreuze, deren 72 ſeyn ſollen, und die wenigſtens den Rang vom Generalmajor oder Contreadmiral haben müſſen; Commandeurs, deren Zahl für jetzt auf 180 beſtimmt worden, und die wenigſtens Oberſtlieutenants oder Poſtcapitäns in der Marine ſeyn müſſen; Ritter, deren Zahl nicht beſtimmt worden. Dieſe Erweiterung des Ordens fand, als eine vermeinte Nachahmung des Ordens der Ehrenlegion, in England vielen Tadel, wurde aber von der Miniſterialpartei hinlänglich gerechtfertiget. 3. Der ſchottiſche Orden von der Diſtel oder St. Andreasorden, von Jakob V. im J. 1550 geſtiftet, von der Königin Anna und von Georg I. erneuert und beſtätiget, wird nur an zwölf ſchottiſche Große vertheilt. 4. Der Orden des heil. Patrik (Schutzpatrons von Irland) wird nur an iriſche Pairs vertheilt. König Georg III. ſtiftete ihn im J. 1783.

Größe, Größenlehre, ſ. Mathematik.

Grouchy (Eman. Gr. v.), geb. zu Paris den 28. Oct. 1766, aus einer adeligen Familie, lernte den Dienſt in der Artillerie, und trat als Lieutenant in die Gardes du Corps. Er machte ſeinen erſten Feldzug 1792, als Oberſter im Regimente Condé Dragoner bei der Armee des Centrums. Im J. 1793 diente er als Maréchal de Camp bei der Alpenarmee; dann führte er den Vorzug des Küſtenheeres unter General Canclaux, gegen die Royaliſten an der Loire, vertheidigte das Lager von Sorinières, und wurde in dem Treffen am 5. Sept. 1793 verwundet. Als Edelmann mußte er das Heer verlaſſen. Doch bald ſtellte er ſich wieder als gemeiner Soldat unter die Fahnen der Nationalgarden gegen die Vendeer. Nach dem 9. Thermidor gab ihm die Regierung ein Commando bei der Weſtarmee, und ertheilte ihm den 13. Juni 1795 den Grad eines Diviſionsgenerals. Das Jahr darauf leiſtete er dem General Hoche, an der Spitze des Generalſtabs, wichtige Dienſte, und bekleidete hierauf denſelben Poſten bei der Nordarmee; auch nahm er unter Hoche 1797 Theil an der vergeblichen Landung in Irland. Im J. 1798 erhielt er bei der Armee von Italien unter Joubert den Auftrag, Piemont zu beſetzen. Er rückte mit ſeiner Diviſion in Turin ein, und zwang den König, die Entſagungsurkunde zu unterſchreiben. Als Commandant von Piemont organiſirte er das Land mit Uneigennützigkeit, verfuhr aber mit großer Strenge gegen die Feinde der neuen Ordnung der Dinge. Daher ward vom Directorium nach dem 19. Juni 1799 wegen Gewaltmißbrauchs und Erpreſſung eine Unterſuchung gegen ihn verhängt.

Unterdeſſen focht Grouchy unter Moreau in Italien mit außerordentlicher Tapferkeit, vorzüglich zu Valencia, San Juliano und an den Ufern der Bormida. In der unglücklichen Schlacht bei Novi erhielt er 13 Wunden und ward gefangen. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er ausgewechſelt, und diente unter Moreau bei der Rheinarmee. Hier trug er zu dem Siege von Hohenlinden viel bei, und beſchloß mit der Gefangennehmung einiger Bataillone nebſt 30 Kanonen zu Steyer den Feldzug. Er wurde nachher zum General-Inſpector der Reiterei ernannt, mißfiel aber Bonaparte'n, weil er ſich über Moreau's Prozeß mit Freimüthigkeit äußerte. Die gefährlichſten Aufträge wurden ihm zu Theil. Er leiſtete in der Schlacht bei Friedland wichtige Dienſte, wofür er nach dem Frieden von Tilſit den großen Adler der Ehrenlegion, dann den Grafentitel und das Commandeurkreuz der eiſernen Krone erhielt. In Spanien befand er ſich zu Madrid, als das Volk zu den Waffen griff. Auf Murats Befehl zerſtreute er den Haufen, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Darauf führte er den Vorſitz bei dem Kriegsgericht, welches die mit den Waffen in der Hand gefangenen Spanier zum Tode verurtheilte. Im J. 1809 zeichnete er ſich in dem Heere des Vicekönigs bei Udine, am Iſonzo, in der Schlacht bei Raab, dann bei Wagram aus, und ſchlug den 14. Juli den Nachzug unter dem Fürſten von Roſenberg. Hierauf ward er zum Generaloberſten der Jäger und zum Großoffizier des Reichs ernannt. In Rußland focht er im J. 1812 mit gewohnter Tapferkeit bei Valontina und an der Moskwa; auf dem Rückzuge befehligte er unter dem Vicekönig die ſogenannte heilige Schaar. Seitdem lebte er zurückgezogen, weil Bonaparte ihm nicht geneigt war, bis zum Einfall der Feinde in Frankreich, 1814. Jetzt kämpfte er nicht weniger glorreich den 29. Januar bei Brienne, den 14. Febr. bei Vauchamp, und den 7. März bei Craone. Nach des Königs Rückkehr erhielt der Duc de Berry die Stelle eines Generaloberſten; für Grouchy aber ward die eines erſten Generalinſpecteurs errichtet. Er glaubte ſich dadurch gekränkt, und ſchrieb deßhalb an den König einen Brief, den man ſehr ungeziemend fand. Gleichwohl ward er im Januar 1815 zum Commandeur des Ludwigsordens ernannt. Als Ludwig XVIII. nach Gent ſich begeben hatte, nahm Grouchy den 1. April die Gouverneurſtelle in der 7., 8. und 9. Militärdiviſion an. Er ging nach Lyon, und foderte die Nationalgarden und die dem König treu gebliebenen Regimenter auf, gegen den Duc d'Angoulême zu marſchiren. Dieß geſchah, und Grouchy kam an der Spitze ſeines Heeres zu Pont St. Esprit an, als der Prinz eben mit dem General Gilly den bekannten Vertrag abgeſchloſſen hatte. Nachdem er auch dieſe Reſte der königlichen Truppen zerſtreut hatte, ernannte ihn Bonaparte den 17. Mai zum Marſchall, und den 3. Juni zum Pair. Am 16. Juni commandirte er in der Schlacht bei Ligny den rechten Flügel; am folgenden Tage ſollten er und Vandamme den General Bülow abhalten, den Franzoſen in die Flanke zu fallen. Sie ſtießen am 18. bei Wavres, 3 Meilen von Brüſſel, auf den dritten preußiſchen Heerhaufen unter Thielemann, welcher jedoch nach einem ſcharfen Gefechte ſeine Stellung behauptete. Auf die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Waterloo zog ſich Grouchy den 19. auf Namur zurück, ging dann über die Sambre, und wandte ſich gegen Rheims, um ſich den 24. Juni zu Soiſſons und Laons mit Soult zu vereinigen. Den 30. langte er mit 40,000 Mann vor Paris an. Allein die Capitulation von Paris änderte Alles. Nach

Digitized by Google

der Rückkehr des Königs mußte Grouchy, der im 2ten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli mit begriffen war, fliehen. Er ſchiffte ſich zu Guernſey nach den vereinigten Staaten ein, wohnt jetzt zu Philadelphia, und nimmt Theil an der großen Niederlaſſung der franzöſiſchen Ausgewanderten an den Ufern des Mobile.

* **Grundſteuer** heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (ſ. d. Art.) gelegt iſt. Die Landrente iſt der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als ſolchem zu Theil wird; daher iſt jede Verminderung dieſes Gewinns zugleich eine Verminderung ſeines Grundvermögens, deſſen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags beſtimmt wird. Durch Einführung einer Grundſteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem geſammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt, und wenn z. B. der 5te Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden ſoll, ſo iſt dies in der That nichts Anders, als die Abtretung des 5ten Theils des geſammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundſteuer angeſetzt werden könne, ohne einen ſchädlichen Einfluß auf die Cultur der beſteuerten Grundſtücke zu äußern, läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Die im preußiſchen Staate gemachte Erfahrung hat gezeigt, daß ſie von weniger als 1 bis zu 76 Procent des reinen Ertrags ſteigen könne, ohne abſoluten nachtheiligen Einfluß auf die Cultur des beſteuerten Bodens zu äußern. Sehr nützlich aber in dieſer Hinſicht iſt die Feſtſetzung eines nicht zu überſchreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchſt ſchwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieſelbe ganz vorzüglich zu einer Beſteurung; es kommt nur darauf an, ſie genau zu erforſchen und ſie ſowohl vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, ſorgfältig zu trennen; dieſe Unterſuchung iſt aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim erſten Anblick *reines* Einkommen ſchien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als *rohes*, und was anfangs Landrente zu ſeyn ſchien, zeigt ſich oft nachher als Rente vom *ſtehenden* oder *umlaufenden Kapitale* (ſ. d. Art.). Höchſt ſchwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundſteuer-Regiſters oder Cataſters, worin die geſammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchſchnittsertrage gewiſſer Jahre genau verzeichnet iſt. Kein Staat der neuern Zeit hat einen ſolchen Cataſter aufzuweiſen, überall findet ſich entweder rohes Einkommen mit reinem vermiſcht, oder ein Theil der Rente vom ſtehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieſer fehlerhaften Einrichtung der Cataſter iſt es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und daſſelbe Einkommen unter verſchiedenen Namen doppelt beſteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitaliſt dem Landbauer geliehen, und womit dieſer ſein Gut verbeſſert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitaliſten als Kapitalrente verſteuert. Bei der Anfertigung des Cataſters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verſchiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, ſorgfältig von einander geſchieden werden. Dieſer ganz reine Ertrag beſteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als *Product der bloßen Naturkräfte* aus

demſelben zieht; 2. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem im Boden ſteckenden ſtehenden Kapital; 3. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem auf die Urproduction verwandten umlaufenden Kapitale, und 4. aus dem Theile des Arbeitslohns, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieſer Production beſchäftigt geweſenen Arbeiter überſteigt. Von dieſen vier Gattungen des reinen Einkommens iſt bloß die erſte, nämlich das, was als Geſchenk der Natur zu betrachten iſt und dem Eigenthümer des Bodens als ſolchem zu Theil wird, reiner Ertrag deſſelben oder Landrente. Der Umſtand, daß der geſammte reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer deſſelben allein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundſteuer jene verſchiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer ſorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Beſteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieſer geſammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, ſo geſchieht es, weil derſelbe mit der Eigenſchaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitaliſten und des Arbeiters verbindet. In einem ſolchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu verſteuern, aber es dürfen die verſchiedenen Quellen, woraus ihm derſelbe zufließt, nicht mit einander vermiſcht, ſondern eine jede von ihnen muß beſonders berückſichtigt werden, weil die Beſteurung einer jeden nach beſondern Grundſätzen vorzunehmen iſt. Die Trennung der Landrente von dem übrigem reinen Einkommen des Bodens iſt oft höchſt ſchwierig, bisweilen ganz unmöglich, denn es kommt hier darauf an, zu unterſuchen, welcher Antheil an dem geſammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den ſchon längſt vorher darauf verwandten Kräften der Menſchen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundſtücke, die, faſt allein der Natur überlaſſen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben ſo hohem Ertrag gebracht werden, als andere, deren Ertrag hauptſächlich einem Geſchenke der Natur zuzuſchreiben iſt. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung als Grundrente anzuſetzen und zu beſteuern. Hieraus allein ſchon ergibt ſich, daß man es beim beſten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Beſteurung der Landrente zu bringen; viel iſt immer ſchon gewonnen, wenn man dieſer Gleichheit nur nahe gekommen iſt. Soll aber der Cataſter nach richtigen Grundſätzen angelegt ſeyn und brauchbare Data enthalten, ſo muß der Entwerfung deſſelben nothwendig vorangehen: 1. eine genaue Vermeſſung alles ſteuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angeſtellte Unterſuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundſtücke; 3. eine richtige Ausmittlung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Natural-Landrente. Dieſe Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich iſt, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit geſtützte Beſteurung der Landrente zu bewirken, ſind höchſt mühſam und ſchwierig. Denn was zuerſt die Vermeſſung betrifft, ſo gehört ſie zu den weitläufigſten und zugleich koſtſpieligſten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieſelbe im Jahre 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich iſt die Unterſuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens ſey, oder mit andern Worten, welchen An-

theil die Natur an deſſen Erzeugniſſen habe? Es muß zu dieſem Behufe eben ſo ſehr auf die phyſiſche Lage des Grundſtücks, ob daſſelbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es Ueberſchwemmungen, Gewitter- und Hagelſchäden beſonders ausgeſetzt iſt, als auf die innere Beſchaffenheit des Bodens Rückſicht genommen werden. In Anſehung dieſer letztern iſt oft weder die bloße Beſichtigung des Grundſtücks, noch die Kenntniß mehrerer Ernten hinreichend, ein richtiges Reſultat zu liefern, ſondern es muß da, wo eine auffallende Verſchiedenheit der Production ſich zeigt, und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens, oder vielmehr in einer entweder beſonders erhöhten oder vernachläſſigten Induſtrie liege, eine chemiſche Unterſuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren iſt aber eben ſo koſtſpielig als mühſam, und kann daher nur in ſeltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder ſchwierig als die Unterſuchung der Ergiebigkeit des Bodens iſt die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berückſichtigen iſt die topographiſche und mercantiliſche Lage des zu beſteuernden Bodens. Dieſelbe Maſſe roher Erzeugniſſe kann in der einen von allen Märkten ausgeſchloſſenen Gegend kaum halb ſo viel gelten, als ſie in der Nähe eines ſchiffbaren Fluſſes oder einer bedeutenden Hauptſtadt gilt. Wollte man nun bloß die Maſſe der Naturalrente zum Maßſtabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, ſo würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt ſo ſtark als die Ländereien dieſer zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundſteuer-Cataſter, ſoll er zweckmäßig eingerichtet ſeyn, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erſte eine möglichſt genaue Bezeichnung alles ſteuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundſtücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieſer Steuerquote enthalten muß. Iſt ein auf ſolche Weiſe entworfener richtiger Cataſter wirklich zu Stande gekommen, ſo müſſen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Beſteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieſer Normen würde den Werth alles Grundeigenthums ſchwankend machen. Bei dieſer Unveränderlichkeit der Beſteurungsnormen iſt zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Ertrag der einzelnen Ländereien ungleich beſteuert erſcheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche ſeit der Entwerfung des Cataſters auf den Boden verwandt worden, können ſo höchſt verſchieden ſeyn, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt ſo hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Dieſe Ungleichheit iſt aber in der That nur ſcheinbar, nicht wirklich; ſie verſchwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, ſobald der Boden, deſſen reiner Ertrag ſie iſt, aus dem Eigenthumsbeſitze ſeines erſten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, ſondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten iſt. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerſt in Cultur geſetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbeſſerung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können; verkauft er aber die Länderei, ſo wird er wohl 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen

wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. ſich wird verſchaffen können, dann wird aber eben dieſer Käufer die ganzen 200 Rthlr. als Kapitalrente anſehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer iſt eine Abgabe vom Kapitalwerthe der Grundſtücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Beſitze des Grundſtücks war. Alle nachherige Beſitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen; denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums iſt die darauf haftende Abgabe bereits in Anſchlag gebracht, folglich der Preis derſelben darnach herabgeſetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der ſchon von langen Zeiten her auferlegten Grundſteuern ſind daher nur dann gerecht, wenn ſie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Cataſters erweiſen; ſie werden aber ungerecht, wenn dieſe Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundſtücke verwandten Arbeit und Kapitale entſtanden iſt. „In dieſer Rückſicht," ſagt Struenſee mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthſchaft annehmen: in den Grundſteuern nichts zu verändern, keinem, der gedrückt zu ſeyn vorgibt, Erleichterung zu geben, niemanden, der zu leicht taxirt iſt, mehr aufzulegen; hier iſt der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß." Abgaben, welche ſeit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, ſind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinſen, welche der Staat als Zinsherr von den Beſitzern jener Ländereien als Zinspflichtungen zu fodern hat. In England wird die eigentliche Grundſteuer (Land-tax) ſchon ſeit langer Zeit als ein ſolcher unabänderlicher Grundzins betrachtet, und im Jahre 1798 wurde ſogar feſtgeſetzt, daß nicht nur der Abkauf derſelben erlaubt ſeyn, ſondern daß auch jeder Dritte das Recht haben ſolle, dieſe Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an ſich zu kaufen, ſobald der Zahlungspflichtige verſäume, es binnen der geſetzlichen Friſt zu thun. „Dieſe Unveränderlichkeit der engliſchen Grundſteuer," ſagt der berühmte brittiſche Agronom Arthur Young, „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbeſſerungen, welche unſere Nachbaren ſo ſehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundſtücken beſteht, das jährlich nur 100 Pf. St. dem Eigenthümer, und 5 Pf. St. an Grundſteuer dem Staate einbringt, ſo kann ich durch Verbeſſerungen die jährliche Einnahme von dieſem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen, und die Steuer bleibt unverändert dieſelbe. Welches Syſtem könnte dem Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbeſſerung ſeines Bodens und der Wirthſchaft?" Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf ſolche Weiſe von der Grundſteuer verſchont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieſes Bodens völlig unbeſteuert bleiben müſſe; beſteuert darf derſelbe allerdings werden, nur nicht als Landrente, was er nicht iſt, ſondern, weil er von aufgewandten Kapitalen herrührt, als Kapitalrente, welches in Anſehung der Höhe der Abgabe einen ſehr bedeutenden Unterſchied macht. Ganz anders aber verhält ſich die Sache hinſichtlich der im Cataſter aufgeführten Metallmünzwerthe der Natural-Grundſteuerquoten. Wollte man dieſe ebenfalls als unabänderliche Normen der Beſteurung gelten, und fortdauernd nach ihnen die in Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben laſſen, ſo würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen; denn politiſche Conjuncturen und ſonſtige Zeitverhältniſſe

haben auf den Metallmünzpreis der Naturalien einen ſo weſentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewiſſer Perioden eine Reviſion und Abänderung der im Cataſter als Baſis angenommenen Durchſchnittspreiſe durchaus nothwendig wird. — Sind aber die mancherlei Schwierigkeiten glücklich beſiegt, und iſt eine nach einem möglichſt fehlerfreien Cataſter vertheilte Grundſteuer wirklich zu Stande gekommen, ſo gehört dieſe Abgabe ohne Zweifel zu den vorzüglichſten und paſſendſten Mitteln, die Bedürfniſſe des Staatshaushaltes zu befriedigen. Sie zeichnet ſich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, ſo wie insbeſondere dadurch aus, daß ſie auf den Preis der rohen Erzeugniſſe keinen nachtheiligen Einfluß hat, daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenſtand nicht wegzuſchaffen oder zu verhehlen iſt, und daß wegen der Unmöglichkeit, ſie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im mindeſten gefährdet iſt. (Vergl. d. Art. Abgaben — Häuſer-Steuer). KM.

Grundſteuer von Frankreich. Eine der Hauptурſachen der franzöſiſchen Revolution war die Ungleichheit der Grundſteuer und die Befreiung des Adels und der Geiſtlichkeit, weshalb wir hier einen beſondern Artikel darüber mittheilen zu dürfen glauben. Als nach dem ſiebenjährigen Kriege die franzöſiſchen Finanzen ſo ſehr zerrüttet waren, wollte Herr von Laverdy, der damalige Finanzminiſter, die Grundſteuer allgemein machen, und ſie auf die Güter der Krone, der Prinzen, des Adels und der Geiſtlichkeit ausdehnen. Allein dieſes Project verletzte zu viele Intereſſen und man mußte es aufgeben. Auch fehlte es an einer genauen Statiſtik von Frankreich, die man bei der Vertheilung hätte zum Grunde legen können und eine ſolche Maßregel, die an ſich ſchon ſo viele Hinderniſſe hat, iſt immer durch den Mangel einer Statiſtik zum Stillſtehen zu bringen. Dieſes wiſſen auch die privilegirten Stände, und ſie widerſetzen ſich daher immer der Aufnahme einer genauen Statiſtik vom ganzen Lande. Als endlich das Deficit von 56 Millionen die Revolution zum Ausbruche brachte, wurde 1791 die Allgemeinheit der Grundſteuer durch ein Decret der Nationalverſammlung feſtgeſetzt. Alle Güter der Krone, der Prinzen, des Adels, der Geiſtlichkeit wurden wie die Güter der Bauern und Bürger in ein und daſſelbe Steuerverband gelegt. Man ging bei dieſem Geſetze von ganz allgemeinen Grundſätzen aus — und dehnte die Grundſteuer auf alles unbewegliche Eigenthum aus, es mochte in Ländereien oder in Häuſern oder Hütten- und Hammerwerken beſtehen. Nicht allein die Ländereien des Adels und der Geiſtlichkeit, die bis jetzt von der Grundſteuer ausgenommen geweſen, ſondern auch die Städte, die ebenfalls zu den privilegirten Ständen gehörten, wurden mit ihrem unbeweglichen Eigenthum herangezogen, indem für die Gebäude eine beſondere Steuerrolle gemacht wurde, unter dem Titel: propriétés bâties. Als Grundlage für die Grundſteuer wurde nicht der Kapitalwerth des Grundſtücks, ſondern ſein reiner Ertrag nach einem zehnjährigen Durchſchnitt angenommen. Dieſen ſah man als die Silberernte an, die jegliches Eigenthum trage, ſeine Natur möge ſeyn, welche ſie wolle, und von dieſer Silberernte nimmt der Staat etwa ein Achtel oder ein Neuntel für ſeine Bedürfniſſe. Dieſe Silberernte wurde durch eine genaue Abſchätzung beſtimmt, bei welcher die beſtehenden Pachtpreiſe als Anhaltpunkte dienten (ſ. Cataſter). Durch das Hinzuziehen der adeligen und geiſtlichen Güter mochte ſich dieſe jährliche Silberernte etwa um 3 bis 400 Millionen vermehrt ha-

ben, durch das Hinzuziehen der Städte und der Häuſer vermehrte ſie ſich ebenfalls um 300 bis 350 Millionen, und ſo kam es denn, daß die Grundſteuer ſich bis auf 1500 Millionen vermehrte. Man rechnet jetzt die jährliche Silberernte vom Grundeigenthum auf nahe 1200 Millionen, und die von den Gebäuden, Mühlen, Hammerwerken u. ſ. w. über 300 Millionen, ſo daß das Neuntel nahe an 170 Millionen an Grundſteuer einbringt. Jetzt iſt ſie aber viel höher geſpannt, und im Jahre 1818 iſt ſie bis auf 260 Millionen geſtiegen. In England iſt die Grundſteuer nur eine Rente, die abkäuflich iſt, und die Landtaxe brachte im Jahr 1816 nur noch eine halbe Million Pf. Sterling ein, alſo nur einen Zwanzigtheil der franzöſiſchen Landtaxe. Die Gewerbe von Frankreich liefern jährlich für 1360 Mill. fertige Waaren. Bg.

Grundſtoffe, ſ. Elemente.

Grundweſen, ſ. Dualismus.

Gruner (Juſtus, Baron), königl. preußiſcher Geheimer Staatsrath und bevollmächtigter Miniſter bei der Tagſatzung in der Schweiz, hat ſich um ſein Vaterland und die deutſche Nation, vorzüglich in den Jahren 1813 bis 1815, ſehr verdient gemacht. Seine kräftigen Auffoderungen an ſeine Mitbürger waren eindringende Prophetenworte, welche die Begeiſterung des deutſchen Volks in dem Freiheitskriege 1813 erhoben und leiteten. Er wurde den 25. Juni 1814 zum Civilgouverneur des Herzogthums Berg ernannt, nachdem er vorher als ruſſiſcher Staatsrath und Generalgouverneur die Provinz des Mittelrheins ſo muſterhaft verwaltet hatte, daß ihm der Kaiſer Alexander ſelbſt am 13. Oct. 1814 den St. Annen-Orden erſter Claſſe ertheilte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erließ Gruner in Düſſeldorf den 24. März 1815 einen Aufruf an die Einwohner und den Landſturm von Berg, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen; auch ließ er den 19. April einen Buß- und Bettag halten, „um den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes Deutſchlands zu erflehen.“ Dagegen erklärte er den 7. Mai 1815 eine im Moniteur vom 3. Mai ihm zugeſchriebene Proclamation an ganz Deutſchland, angeblich vom 13. April, für falſch und für eine der vielen Lügen Bonaparte's. Den 15. Juni übernahm Sack das Gouvernement vom Herzogthum Berg, und Gruner erhielt die obere Leitung der Armee-Polizei. Während des Aufenthalts der verbündeten Heere in Paris 1815 war er Platzcommandant und machte ſich um die Aufrechthaltung der Ordnung in dieſer Stadt ſo verdient, daß ihn der König von Preußen am Ende d. J. zum Baron ernannte, worauf er den Geſandtſchaftspoſten in der Schweiz übernahm.

Guérin, Schüler von Regnault, iſt einer der intereſſanteſten Künſtler der neuern franzöſiſchen Schule. Eine ſanfte Schwermuth ſpricht aus ſeinen Werken, ein ſtiller Ernſt herrſcht darin. Auffallend iſt ſeine Neigung zu geradlinichten Stellungen, beſonders der Arme. Er neigt ſich zur Antike; ſein Styl iſt edel und anmuthig, ſein Colorit transparent und harmoniſch. Das erſte Gemälde, wodurch er ſich Ruf erwarb, war ſein Opfer vor Aeskulaps Statue nach Geßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben ſtützend den eben wieder geneſenen Vater; das knieende Mädchen iſt äuſſerſt lieblich; doch hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künſtlers zeugen. Es befindet ſich in der Gallerie zu Verſailles. Marcus Sextus war das Gemälde, wodurch Guérin auch noch als Jüngling im Jahre 1800 allgemeines Aufſehen erregte. Sein tiefſtes Gemüth ſpricht ſich darin aus, man ſieht, wie reger

Geiſt und zarte Innigkeit die Nacht ſeiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte iſt hier dargeſtellt, wie er zurückkehrt und ſeine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächſtes Werk, Hippolyt und Phädra, welches 1802 ausgeſtellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunſtreiſe nach Italien. Dies Gemälde hat unſtreitig ſehr viele Schönheiten, aber dabei auch etwas Theatraliſches und Uebertriebenes. Der Ausdruck der geiſterbleichen, wildverſtörten Phädra, die hier neben Theſeus ſitzend dargeſtellt iſt, erſchüttert auf zu grelle Weiſe. Theſeus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich iſt der im ernſten Jünglingsſtolz, im ruhigen Selbſtgefühl ihnen gegenüberſtehende Hippolyt, an den ſich ſeine Jagdhunde traulich ſchmiegen; er erträgt die falſche Beſchuldigung mit ſtummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieſes Bildes hat jedoch etwas Geſuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit viel Enthuſiasmus aufgenommen; nur der beſcheidene junge Künſtler ſelbſt war nicht mit ſich zufrieden und ſehnte ſich, in Italien den rechten Geiſt der Kunſt zu erſpähen. Man beſchäftigte Guérin nach ſeiner Rückkehr auch ſo wie alle großen Künſtler mit Darſtellung der Zeitbegebenheiten. Er bekam die Aufgabe: Napoleon zu malen, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht auf dem Platz El-bekeïr. Der ſinnige Künſtler wußte alle Vortheile dieſes Sujets zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die maleriſche Tracht dieſer Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landſchaft, die Einheit der Handlung bei der Mannigfaltigkeit der Gefühle, der Contraſt zwiſchen den Europäern und Aſiaten, alles diente willig dem kunſterfahrnen Sinn. Links ſteht Napoleon etwas erhöht, man ſieht ihn im Profil, der hier nothwendige Ausdruck des klugen Mißtrauens und des ſtillen Ernſtes iſt meiſterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren ſich ſeine Generale zwanglos und maleriſch. Ganz vorn, mit dem Geſicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, ſteht der Dolmetſcher, in ruhig edler Haltung ſpricht er für ſeine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf ſeine Füße herab; ein reicher, vielſtimmiger Accord iſt rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptiſchen Rebellen. Zwei ängſtlich hoffende, innig flehende Sklaven haben ſich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefſinnig ernſter Greis, dem weiße Locken das ſchwarzbraune Geſicht umkräuſeln, ſinkt wort- und klanglos neben jenen auf die Knie. Nahe verwandt ſcheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet ſich der verwundete Anführer der Rebellen, dem franzöſiſche Soldaten die Feſſeln von den entblößten Armen ſtreifen; ungebeugt iſt ſein Wille, trotzig ſein Sinn, er weicht nur der Uebermacht; ein Hoffnungsfunken, vielleicht einſt wieder frei zu wirken, glimmt düſter in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt ſich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Auge und Seele an dem bewunderten Sieger. Aeltere Muſelmänner, mit niedergeſchlagenem Blick und auf der Bruſt gekreuzten Händen, ſtehen ſtill ergeben weiter zurück; den franzöſiſchen Chaſſeurs, welche die Gefangenen begleiten, ſieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung iſt ſehr effectvoll, ein über der Gruppe der Franzoſen ſich ausbreitender Baum wirft Schlagſchatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Aegypter, ſo, daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk deſto beſtimmter mit dem klaren, wolkenloſen Himmel contraſtirt. Zur Ausſtellung von 1812 malte Guérin das treffliche Gemälde der Andromache. Voll Reiz

und Farbenzauber iſt ſein ſpäteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemälde als je zuvor ſtellte der junge Künſtler 1817 aus; eine Dido, welche der Erzählung des Aeneas zuhört, reizend ausgeführt und in echt virgiliſchem Sinn gedacht, und eine Clytemneſtra, in dem Augenblick dargeſtellt, wo Aegiſth ſie hindrängt zum Mord des ſchlafenden Gatten. Höchſt genial iſt es, zur Beleuchtung dieſer Scene ſo ein düſteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin malt nur ſelten Portraits, aber ſie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Portrait des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin zu malen, ſo dargeſtellt, wie er eine Verſchanzung erſtürmt; es wurde ein höchſt gelungenes, ausdrucksvolles Bild. 1806 wurde Guérin zum Director der franzöſiſchen Malerſchule in Rom ernannt, aber ſeine zarte Geſundheit hinderte ihn dieſe Stelle anzunehmen. Er iſt Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion; ſein Charakter iſt höchſt liebenswürdig, anſpruchlos und beſcheiden. Wl.

* Guernſey und Jerſey, zwei im Canal gelegene, zu Großbritannien gehörige Inſeln; beide haben ihre eigenen Geſetze. Guernſey mißt von Südweſt nach Nordoſt 13 1/2 und von Oſt nach Weſt, da, wo ſie am breiteſten iſt, 12 1/2 engl. Meile. Die Luft iſt geſund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer ſind theils durch ſteile Felſen, theils durch künſtliche Befeſtigungen vor jedem feindlichen Angriff geſichert. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geſchworne, welche über alle Rechtsſachen, Hochverrath allein ausgenommen, entſcheiden. Die Volkszahl beläuft ſich auf 15,000. Die Hauptſtadt St. Petersport hat einen trefflichen Hafen. Jerſey iſt kaum halb ſo groß als Guernſey und ebenfalls durch Natur und Kunſt ſehr befeſtigt. Die Viehzucht, beſonders auch die Pferdezucht, iſt beträchtlich. Man zählt 20,000 Einwohner. Die wichtigſten Städte ſind St. Helier und St. Aubin, letztere mit einem guten Hafen. Auch hier beſorgen die Verwaltung und die Rechtspflege ein Gouverneur, ein Amtmann und zwölf Geſchworne.

Guiana, ein ausgedehnter Landſtrich in Südamerika, vom Orinocco nach Norden, vom Amazonenfluß nach Süden, vom atlantiſchen Ocean nach Oſten und Nordoſten, und von Neu-Granada nach Weſten begränzt. Dies Land erſtreckt ſich längs der Küſte 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Maranon oder Amazonenfluſſes. Da man jetzt weiß, daß ſich der Orinocco mit dem Maranon durch Seitenſtröme verbindet, ſo iſt eigentlich das ganze Land als Inſel zu betrachten. Entdeckt ward Guiana von dem ſpaniſchen Seefahrer Vasco Nunez, der im Jahr 1504 die ganze Küſtenſtrecke vom Orinocco bis zum Maranon befuhr, und ſie Tierra firma nannte. Indeſſen ſcheinen die Spanier ſich ſo wenig um die Benutzung und Verfolgung dieſer Entdeckungen bekümmert zu haben, daß der engliſche Seefahrer Walther Raleigh, im Jahre 1595, 100 Meilen weit in den Orinocco hinauffſegelte. Dann fanden ſich mehrere Freibeuter an dieſen Küſten ein, und 1634 war ſchon in Surinam eine Anſiedelung von Franzoſen und Engländern unter der Anführung eines Capitän Marſchall, welche in Menge Tabak bauten. Dieſe Colonie wurde anfangs unter brittiſchen Schutz geſtellt, dann aber den Holländern überlaſſen. Späterhin haben ſich mehrere Nationen angeſiedelt: die Franzoſen zwiſchen den Flüſſen Maroni und Oyapock; die Portugieſen zwiſchen dem letzteren und dem

Amazonenfluß; die Holländer zwiſchen dem Maroni und dem Cap Naſſau; die Spanier endlich von dem letzteren an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere hundert Meilen ins Land hinein. Das ſpaniſche Guiana iſt bei weitem die größte und wichtigſte Beſitzung; zwar haben ſie an der See nur etwa eine Küſte von 40 Seemeilen; aber es ziehen ſich ihre Niederlaſſungen immer längs des Orinocco hinauf, bis dieſer den Aequator erreicht, und das Land, das ſie beſitzen, gehört zu dem allerfruchtbarſten auf dem Erdboden. Allein es iſt ganz von der wilden und blutdürſtigen Nation der Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten ſollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptſtadt des ſpaniſchen Guiana, St. Thomas, liegt am rechten Ufer des Orinocco, ungefähr 50 Meilen landeinwärts; ſie iſt der Sitz eines Statthalters und eines Biſchofs. Die Bevölkerung des ſpaniſchen Guiana wird auf 34,000 Menſchen berechnet, von denen 19 000 Eingeborne unter der Botmäßigkeit der Spanier ſtehen. In dem holländiſchen Antheil iſt Parmaribo aus Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Eſſequebo ſind vorzügliche Niederlaſſungen, wo beſonders Zucker, Reiß, Baumwolle, Caffee und Farbehölzer gebaut und ausgeführt werden. Man führte ſonſt für mehr als zwei Millionen Reichsthaler rohen Zucker, für eben ſo viel Caffee, für eine halbe Million Baumwolle, für 150,000 Thaler Cacao, und ungefähr für 4000 Thaler Farbehölzer aus. Die Holländer unterhielten bloß für dieſen Handel 70 Schiffe, und die Zahl der Sklaven im holländiſchen Guiana war 60,000. Allein die Colonie iſt theils durch die Ungeſundheit des Klima's, theils durch den Eigennutz der Beſitzer, theils durch die Rohheit und das grauſame Betragen der Aufſeher gegen die Neger zu Grunde gerichtet. Was das franzöſiſche Guiana betrifft, ſo iſt Cayenne, auf einer Inſel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande, und man hat die Bevölkerung nie höher, als auf 9000 Seelen anſchlagen können. Es trug dieſe Colonie jährlich kaum 200,000 Thaler an Werth der Ausfuhr; der Zucker, dort gewonnen, wurde nur auf 500 Thaler geſchätzt, und doch koſtete dieſe Colonie der franzöſiſchen Regierung weit mehr als 200,000 Thaler jährlich.

Guignes (Chrétien Louis Joſeph de), des berühmten Orientaliſten Sohn, ein vorzüglicher Kenner der chineſiſchen Sprache und Literatur, geboren zu Paris den 25. Auguſt 1759, lernte von ſeinem Vater chineſiſch. Seine erſte Schrift war ein Mémoire sur le planisphère chinois, in der Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften Savants étrangers, T. X, 1781. Im Jahre 1784 ging er als franzöſiſcher Reſident nach China. An die Akademie der Wiſſenſchaften und der Inſchriften, deren Correſpondent er war, ſchickte er nautiſche und aſtronomiſche Beobachtungen ein. In den Jahren 1794 und 1795 begleitete er die holländiſche Geſandtſchaft nach Peking, und leiſtete ihr, da er gut chineſiſch ſprach, weſentliche Dienſte. Im Jahre 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, und gab heraus: Observations sur le voyage de M. Barrow, 58 S., ferner: Voyages à Peking, Manille et l'isle de France, Paris 1808, 3 Vol., mit einem Atlaß. Einige Aufſätze von ihm im Mag. encycl. Mars 1807 und in den Annales des voyages II. et X. ſind zum Theil Widerlegungen der Kritiken der Herren Hager und Montucci. Sein Dictionnaire chinois, français et latin, Paris 1813, Fol. 1200 S., ein typographiſches Meiſterwerk, iſt das erſte in ſeiner Art, hat aber

manchen Tadel erfahren. Der Verfaſſer ſoll dabei die Arbeiten des P. Baſile de Glemona ſich zugeeignet haben.

* **Guinea**, ein großes Land im weſtlichen Theile von Afrika, deſſen Gränzen von den verſchiedenen handelnden Nationen ganz verſchieden beſtimmt werden. Die Holländer rechnen ganz Senegambien dazu, und fangen vom Cap Blanco 21° N. B. an, die ganze Küſte bis hinunter nach Kongo und Loango, Guinea zu nennen. Nach den Franzoſen liegt Guinea zwiſchen dem Cap Monte 11 1/2° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwiſchen dem Gambia, 12 1/2° und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea, und Südguinea erſtreckt ſich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir dieſe Beſtimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küſte Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldſtücke, das Reich Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbenannten Länder zwiſchen dem fünften Grad N. B. und dem erſten Grad S. B. zu Guinea. Das Land erſtreckt ſich alſo beinahe 500 Seemeilen an der Küſte hinunter und wird von den mannigfaltigſten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Aequator liegt, ſo iſt die Hitze natürlich das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indeſſen, wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küſte bis an den Rio Grande, ſehr niedrig, und daher ungeſund iſt, ſo iſt der größte Theil des Landes an ſich geſünder, als manche andere Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen. Das Innere des Landes iſt ſehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäiſchen Niederlaſſungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküſte und in Benin, ſind neuerlich etwas bekannter geworden. Entdeckt wurden dieſe Länder zuerſt im Jahre 1455 durch den Venetianer Cada Moſto (ſ. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andere Europäer dahin. Die Portugieſen haben im ſüdlichen Theil die meiſten Niederlaſſungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküſte, Franzoſen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und ſogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürſten drei Niederlaſſungen auf der Goldküſte, die ſie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verſchiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, iſt beſonders die Pfeffer- oder Körnerküſte merkwürdig. Sie erſtreckt ſich 100 Seemeilen weit vom Cap Meſurado bis zum Palmenvorgebirge, und iſt im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwäſſert. Den Namen hat dieſe Küſte von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier ungemein häufig wachſen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird dieſe Küſte zum Theil von den kriegeriſchen Yolofs, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt ſind. Sie ſind faſt alle eigentliche Neger, der mohammedaniſchen Religion zugethan, und werden von ihren Häuptlingen auf völlig despotiſche Weiſe regiert. Einige unter ihnen, beſonders in der Nähe des Rio Seſtos, ſind von ſanftern Sitten und dem Handel ergeben, den ſie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldſtaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter öſtlich iſt die Elfenbeinküſte, die ſich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erſtreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäiſche Niederlaſſung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit

Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen Dann folgt die Goldküſte, die weſtlich vom Cap Apollonia anfängt und ſich bis zum Rio Volta, zwiſchen dem vierten und fünften Grad N. B. und ungefähr drei Grade W. L. erſtreckt, ſie hat alſo eine Ausdehnung von 60 Seemeilen. Hier finden ſich die Niederlaſſungen Apollonia, Axim, welches den Holländern gehört und noch drei oder vier holländiſche Niederlaſſungen. Die vornehmſte brittiſche Beſitzung und Feſtung auf dieſer Küſte heißt Cap Coaſt Caſtle. Die ganze Küſte, ſo wie das Innere des Landes, iſt außerordentlich volkreich: die Aſchantis ſind die mächtigſte Nation und geſitteter als ihre Nachbaren. Nach der Goldküſte folgt die Sklavenküſte, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit ſich erſtreckt. Hier ſind die Hauptſtaaten Whida und Dahomey, beide äußerſt volkreich und ſonſt mächtig. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien und eine wichtige Niederlaſſung auf einer Inſel im Fluſſe Jaquin.

Güldenſtädt (Johann Anton), ein berühmter ruſſiſcher Arzt und Naturforſcher, geboren zu Riga im Jahre 1745. Er empfing ſeine Bildung in Berlin und Frankfurt an der Oder. Darauf ward er nach Petersburg berufen, um an den von Catharina II. angeordneten gelehrten Unternehmungen zur Aufklärung des Innern von Rußland Theil zu nehmen. Er trat 1768 die Reiſe an, erreichte im März 1769 Aſtrachan und im Januar 1771 Kislar am Terek auf der äußerſten Gränze des ruſſiſchen Reichs. Beſonders ſorgfältig bereiſete er den Caucaſus, und wiewohl die Naturgeſchichte ihn hauptſächlich beſchäftigte, ſo vernachläſſigte er doch auch weder die Geſchichte, noch die Sprachen der verſchiedenen Völker daſelbſt. Er kam erſt 1775 nach Petersburg zurück, wo er zum Profeſſor der Naturgeſchichte und Präſidenten der ökonomiſchen Geſellſchaft ernannt wurde. Beſchäftigt, die auf ſeinen Reiſen geſammelten Materialien zu bearbeiten, ſtarb er ſchon 1780. Seine ungemein reichhaltige Reiſebeſchreibung erſchien, von Pallas beſorgt, 1787 — 1791 zu Petersburg in zwei Quartbänden. Aber unzählige Druckfehler machen den erſten Band, welcher gerade der intereſſanteſte iſt, höchſt unzuverläſſig und faſt unbrauchbar. Dies bewog Julius von Klaproth, der dieſelben Länder beſucht hat, und Güldenſtädts Originalhandſchrift in Petersburg benutzen konnte, eine correctere Ausgabe dieſer Reiſe nebſt einer ganz neuen Karte (Berlin 1815, 1. Band) zu veranſtalten, wodurch er der Erdkunde einen weſentlichen Dienſt erwieſen hat. Mehrere Denkſchriften Güldenſtädts finden ſich in den Memoiren der Petersburger Akademie.

Günther von Schwarzburg, ſ. Deutſchland.

Gut (in der Nationalökonomie) iſt dasjenige Ding, welches der menſchliche Geiſt als Mittel anerkennt, tauglich zur Beförderung menſchlicher Zwecke. Ein Ding kann nur dadurch ein Gut werden, daß der menſchliche Geiſt entweder einen neuen Zweck erkennt, zu welchem das Ding als Mittel gebraucht werden kann, oder daß er daſſelbe als Mittel zu bereits bekannten Zwecken kennen lernt. Die Dinge, welche der menſchliche Geiſt zu Gütern erhebt, können eben ſowohl ſinnliche (körperliche) als geiſtige (unkörperliche) Dinge ſeyn, es begründet dies nur einen Unterſchied zwiſchen ſinnlichen und geiſtigen Gütern; die Tauglichkeit eines Dings zu Erfüllung menſchlicher Zwecke mag übrigens dauernd oder bloß vorübergehend ſeyn, im einen wie im andern Falle gehört das Ding zur Claſſe der Güter. KM.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen univerſalhiſtoriſchen Werkes, ſonſt aber nicht ſehr ehrenvoll als Schriftſteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in ſeiner Heimath Schulmann. Familienverhältniſſe zwangen ihn, ſeine Heimath zu verlaſſen. Er kam nach London, beſchäftigte ſich dort mit Schriftſtellerei und verkaufte ſeine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Miniſterium belohnte ſeine ihm geleiſteten Dienſte 1745 mit einer jährlichen Penſion, die er bis zu dem Ende ſeines Lebens, den 19. März 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verſchiedenartigſten Gegenſtände eignete ihn mehr für Schriften, die ſchnell zu Stande kommen mußten, als für ſolche, die fleißige Ausarbeitung erheiſchten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntniſſen, allein da er ſeine Schriften ſehr eilig arbeiten mußte, ſind ſie voll Nachläſſigkeiten und Irrthümer. Dennoch war er ſehr geſucht, und konnte die Beſtellungen der Buchhändler kaum genugſam fördern. Seine Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeſchichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geſchichte von England, eine Geſchichte von Schottland, aber niemand lieſ't ſie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienſte hat, iſt die Grammatik der Geſchichte, Geographie und des Commerzes, die man aber dem Buchhändler Knox zuſchreibt.

Guyon (Jeanne Marie Bouvières de la Mothe), ſ. Quietismus.

Gyges, ſ. Centimanen.

Gyrovagi, ſ. Möndhsweſen.

H.

Haag, die Reſidenz des Königs der Niederlande, eine offne Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., faſt 7 Meilen ſüdweſtlich von Amſterdam, 2 1/2 Meile von Leiden, und eine gute halbe Meile vom Strande der Nordſee entfernt. Die Bevölkerung beträgt faſt 40,000 Seelen. Die Stadt liegt höher und trockner, als die meiſten andern in Holland, daher die Luft auch ſehr rein und geſund iſt. Die Umgebungen ſind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen ſind breit, und dabei von hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflaſtert ſind ſie mit hellfarbigen Ziegelſteinen, die äußerſt dicht zuſammengefügt ſind. An einer Seite der Stadt iſt ein breiter Canal, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchſchnitt: die übrigen Seiten der Stadt ſind von ſchönen Wieſen und trefflichen Landſitzen umgeben. In der Stadt ſelbſt iſt die ſogenannte Veiver-Burg die ſchönſte Abtheilung. Doch verdient der Statthalterpallaſt keine beſondere Aufmerkſamkeit, weil er einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darſtellt. Der Haag war nämlich urſprünglich eine alte Domäne der Grafen von Holland, daher man ſonſt auch Grafenhaag zu ſagen pflegte. Wichtig iſt noch das treffliche Muſeum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzoſen weggeführt, aber ſeit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden iſt.

Haargefäße, Haargefäßſyſtem, die letzten Endungen

Digitized by Google

der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen ſich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verliſcht und der Indifferenzſtand, ein Schweben zwiſchen Arterioſität und Venoſität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen ſich auf bewundernswürdige Weiſe, bilden größtentheils die abſondernden Organe und ſtellen Büſchel, Sterne, Pinſel, ein filzartiges Gewebe u. ſ. w. dar. In ihnen herrſcht gänzlich die Plaſticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Maſſe des Organs, zu dem ſie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaſer, oder die abzuſondernden Stoffe werden aus ihm geſchieden, z. B. ſeröſe (wäſſerige) Flüſſigkeit oder Duſt, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. ſ. w., oder die ernährenden Stoffe zum Erſatz der abgegangenen in ihm abgeſetzt.

* Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus heißt in der engliſchen Juſtizverfaſſung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum, prosequendum, testificandum, deliberandum etc. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Weſtminſterhall erlaſſen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Perſon des Beklagten nebſt einer Angabe des Tages und der Urſache ſeiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigſte Verordnung dieſer Art, und die wirkſamſte zur Behauptung der perſönlichen Freiheit in allen Fällen ungeſetzlicher Einkerkerung, iſt die habeas corpus ad subjiciendum benannte. Dieſe kann, als ein hohes Vorrecht, nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlaſſen werden, vermittelſt eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen andern Prärogativ-Verordnungen darf ſie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlaſſen werden, auch nicht ohne Angabe der Urſache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone zur Unterſtützung einer Partei aufgerufen worden iſt. Dies iſt um ſo vernünftiger, weil, wenn ſie einmal bewilligt iſt, derjenige, an den ſie gerichtet worden, keine Entſchuldigung entgegenſetzen kann, warum er die Perſon des Gefangenen nicht ausliefern will. Bei jeder Verhaftung wird daher nothwendig die Angabe der Urſache erfordert, warum ſie geſchieht. Nun kann der obere Gerichtshof nach Erlaſſung eines habeas corpus ihre Gültigkeit unterſuchen und nach Befinden der Umſtände das Verfahren einrichten. Die engliſchen Geſetze ſind in Beſchützung und Vertheidigung der perſönlichen Freiheit der einzelnen Staatsbürger außerordentlich ſorgfältig, und können durch das bloße Gutbefinden einer Obrigkeit, ohne ausdrückliche geſetzliche Erlaubniß, nicht beeinträchtigt werden. Die Magna charta beſtimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden ſoll, außer durch ein geſetzliches Urtheil ſeines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgeſetz; und manche alte Statuten haben ſpäter verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf auf eine Angabe oder Bitte an den König oder deſſen Rath, ſondern nur in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozeſſes. Die Verordnung des habeas corpus gewährt ein hinreichend wirkſames Gegenmittel in allen Fällen

ungeſetzlicher Verhaftung; allein dieſes Gegenmittel wurde ſeiner Kraft ganz beraubt in den erſten Jahren der Regierung Carls I., indem der Gerichtshof der Kingsbench beſtimmte, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derſelbe ausgeliefert werden ſollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Urſache, auf beſondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Dieſe ungeſetzliche Verordnung zog eine parlamentariſche Unterſuchung nach ſich, und veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche beſtimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann ohne angegebene Urſache, wogegen er ſich dem Geſetz gemäß vertheidigen kann. Indeſſen wurden in den folgenden Jahren mehrere Umgehungen dieſer petition verſucht, und mehrere Mittel in Anwendung gebracht, um ſie aufrecht zu erhalten, bis endlich im J. 1676 eine willkührliche Verfügung Carls II. gegen die beſtehenden Geſetze zu der berühmten Habeas-corpus Acte Veranlaſſung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weiſe wie man ein habeas corpus erhalten kann, ſo klar beſtimmt und feſt begründet iſt, daß, ſo lange dieſes Geſetz beſteht, kein engliſcher Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Geſetz erfordert und rechtfertigt. Bisweilen kann jedoch, wenn der Staat in Gefahr iſt, eine temporäre Suſpenſion der Habeas-corpus-Acte Statt finden, aber die executive Gewalt darf dieſe Fälle nicht beſtimmen. Nur die geſetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone ermächtigen, die Habeas-corpus-Acte auf eine beſtimmte Zeit zu ſuſpendiren, um verdächtige Perſonen zu verhaften, ohne einen Grund deßhalb anzugeben. Jedoch darf zu dieſem Mittel nur in Fällen der dringendſten Noth geſchritten werden. Ein ſolcher Fall trat im Jahre 1817 auf Veranlaſſung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen ein, und hatte auch ſchon in den Jahren 1793 und 1794 Statt gefunden.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmteſten und anmuthigſten Dichter Perſiens, war zu Anfang des 14ten Jahrhunderts zu Schiras geboren, und widmete ſich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz, welche Wiſſenſchaften bei den Mohammedanern eng verbunden ſind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Coran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwiſch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und ſtarb im J. 1389. Sein Grabmal befindet ſich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung beſucht, wiewohl der Dichter bei ſeinem Leben für einen Ungläubigen und ſelbſt für einen Chriſten galt. In dieſen Ruf hatte er ſich durch ſeine Verſe gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht ſelten mit anſtößiger Ausgelaſſenheit von Wein, Liebe und Wolluſt ſingt, die aber ſpäter als Eingebungen des höchſten Weſens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer myſtiſchen Sprache die tiefſten und heiligſten Geheimniſſe verborgen ſeyn ſollen. Die Commentare des Feridun, Sururi, Sudi u. A. bemühen ſich, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden ſeine Oden und Elegien in einen Divan geſammelt, welcher vollſtändig in Calcutta 1791 perſiſch gedruckt und von J. v. Hammer ins Deutſche überſetzt worden iſt. Früher waren von verſchiedenen Orientaliſten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hager (Joſeph), ein bekannter Orientaliſt, geboren um das Jahr 1750 zu Mailand in einer urſprünglich deutſchen Familie. Er ſtudirte zu Wien, und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er ſich mit den orientaliſchen und neuern europäiſchen Sprachen beſchäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reiſen und entdeckte in Sicilien den literariſchen Betrug Vella's (ſ. d. Art.), wovon er in einer eignen Schrift Nachricht gab. Im Jahre 1800 war er in Berlin; damals fing er an, ſich mit dem Studium des Chineſiſchen zu beſchäftigen. Von Deutſchland ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babyloniſchen Inſchriften und eine andere über die chineſiſchen Charaktere herausgab; jene mit einer Maſſe von gelehrten Citaten ausgeſtattet, dieſe ohne beſondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entſchluß, ein chineſiſches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige franzöſiſche Regierung nahm davon Notiz, und da die Pariſer Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem ſolchen Unternehmen iſt, berief ſie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandenen und ſeinen eigenen Materialien ein Wörterbuch der chineſiſchen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte dieſem Ruf 1802, und gab außer dem Proſpectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chineſiſche Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises de cabinet impérial de France (1805). Allein dieſe Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von ſeinen Kenntniſſen des Chineſiſchen zu geben, und da überdies eine Unterſuchung ſeiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entſprach, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieſer Univerſität als Conſervator bei der großen Bibliothek zu Mailand angeſtellt wurde. Indeß ſetzte er ſeine chineſiſchen Studien fort; ſchon 1806 waren zu London ſeine Elements of the Chinese language erſchienen; ihnen folgte 1810 ſeine Memoria sulla Bussola orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compaſſes den Chineſen beilegt, und 1811 ſeine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In ſeinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken urſprünglich mit den Chineſen in Verbindung geſtanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demſelben Jahre gab er eine Erklärung chineſiſcher Inſchriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle dieſe Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil ſehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfaſſer weder ſein rühmlicher Fleiß, noch ſeine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntniſſe haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's neueſte Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erſchien zu Mailand 1817.

Hahnenkaſten nennt man in der Waſſerbaukunſt eine Art kleiner Brunnen oder Gruben, die man hin und wieder, jedoch ſo viel als möglich an den niedrigſten Orten, in gewiſſer Entfernung von einander, anlegt, um ohne Zeitverluſt zu den in der Erde befindlichen Röhren gelangen und ihre Fehler unterſuchen zu können, nachdem vorher das in den Röhren befindliche Waſſer in dieſen kleinen Brunnen aufgefangen und abgelaſſen worden.

Halbmeſſer (Radius), ſ. Diameter.

Halhed (Nathanael Braſſey), engl. Orientaliſt im Dienſte der oſtind. Compagnie während **Haſtings** Verwaltung, bekannt durch ſeine **bengaliſche** Grammatik vom Jahre 1778, 4., das erſte orientaliſche Buch, das von den Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach ſeiner Rückkehr in England fiel er in eine Krankheit des Geiſtes, daher er ſich von dem ſchwärmeriſchen Propheten R. Brothers täuſchen ließ. Doch ſetzte er ſeine literariſchen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorſchriften der Pandits, nach einer perſiſchen Ueberſetzung aus dem Samſkrit, ins Engliſche überſetzt heraus, mit Bruchſtücken der Vedas und anderer Bücher im Samſkrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu dieſem Werke geſchätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1793 folg.) und 1779 einen Bericht über die Ereigniſſe in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Mahrattenſtaat ſeit 1777 herausgegeben.

Halep, ſ. Aleppo.

Hamberger (Georg Chriſtoph), ein gelehrter und vielthätiger Bibliograph, wurde 1726 in Feuchtwangen in Franken geboren, ſtudirte in Göttingen, und trat dort in der Folge als Profeſſor der Philoſophie und der Literärgeſchichte auf. Um letztere hat er ſich große Verdienſte erworben, und würde ſich noch größere erworben haben, wenn ihn nicht 1773 ein zu früher Tod den Wiſſenſchaften entriſſen hätte. Unter ſeinen Werken ſind am verdienſtvollſten ſein **Gelehrtes Deutſchland**, das in der Folge Prof. Meuſel fortſetzte; ſeine Nachrichten von den vorzüglichſten Schriftſtellern, die vom Anfang der Welt bis um 1500 gelebt haben; und ſein Directorium historicorum medii potissimum aevi, post M. Freherum et iteratas I. D. Köhleri curas recognovit, emendavit, auxit. Gött. 1772.

* **Hamilton** (**Emma Lyon** oder **Harte**, nachmals **Lady**), eine in mehrfacher Rückſicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Beſtimmtheit. In den unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren wird geſagt, daß ihre Mutter ein armes Dienſtmädchen geweſen, und, ihr Kind auf dem Arm, ſich 1761 aus der Grafſchaft Cheſter nach ihrer Heimath Wales begeben habe; ſie ſelbſt behauptete in der Folge, daß Lord Halifax für ihre Erziehung väterlich geſorgt habe. Nach jenen Memoiren trat ſie mit dreizehn Jahren als Kindermädchen in Dienſte, ging in ihrem ſechzehnten Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer, und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche ſie hier hatte, verwandte ſie auf Romanenlectüre. Bald fand ſie auch Geſchmack am Schauſpiel; ſie ſtudirte das Geberdenſpiel der Schauſpieler und kam bald dahin, die verſchiedenen Gemüthszuſtände beurtheilen und darſtellen zu können. Ohne Zweifel legte ſie damit den Grund zu der Meiſterſchaft in pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen ſie ſpäter glänzte. Indeß verlor ſie über dieſen Studien ihren Dienſt, und vermiethete ſich als Magd in einer Taverne, wo Schauſpieler, Muſiker, Maler u. dgl. zuſammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte ſie in dieſer Schule der Zügelloſigkeit und des Laſters ihre Tugend. Die Aufopferung derſelben macht ſie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themſe **gepreßt** worden. Sie eilt zu dem Capitän (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitän, entzückt

aber ſeine Eroberung, überhäufte ſie mit Geſchenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherſtonhaugh, der ſie mit Bewilligung ihres erſten Liebhabers auf einen Landſitz in Suſſex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrückſichten und ihres trotzigen, anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und ſank jetzt bis zur tiefſten Entwürdigung ihres Geſchlechts hinab. Ein Zufall ſollte ſie aus dieſem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham in die Augen, der ſie zu ſeiner Göttin Hygiea machte, und als ſolche in einen leichten Schleier gehüllt zeigte. Maler, Bildhauer und andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieſer neuen Göttin; unter dieſen auch der berühmte Maler Romney, der ſich ſterblich in ſie verliebte. Sie ſpielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog ſie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war ſie zu heirathen, als er ſich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller ſeiner Aemter beraubt ſah. Außer Stande, ſie ferner zu unterſtützen, ließ er ſie nach Neapel reiſen, wo ſein Oheim, Sir William Hamilton, Geſandter war. Dieſer ward in kurzem ſo mächtig von ihr angezogen, daß er mit Greville einen Vergleich ſchloß, nach welchem er gegen Abtretung der Geliebten deſſen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anſtändiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebenen Lücken möglichſt aus, und eignete ſich leicht die geſellſchaftlichen Talente an. Künſtler aller Art, die in Sir Hamiltons Hauſe Zutritt hatten, fiengen an, ihr den Hof zu machen; ſie dagegen entwickelte vor ihnen ihr Syſtem der Attituden. In der That ſcheint die Analyſe der Empfindungen nie weiter gebracht worden zu ſeyn. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um ſich zu einer Tochter Levi, oder einer römiſchen Matrone, zu einer Helena oder Aſpaſia zu drapiren. Sie war es, die den verführeriſchen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der ſich täglich mehr an dieſe reizende Schönheit gewöhnte, beſchloß ſie zu heirathen, und feierte 1791 zu London ſeine Vermählung mit ihr. Sogleich nach ſeiner Rückkehr in Neapel ſtellte er ſie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigſten Antheil an den Feſten der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derſelben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons, und ſchlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Dieſe Gunſt, ſo wie ihr Hochmuth empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigſte Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Nelſon, der damals noch Capitän war. Der Geſandte, ſeine Gemahlin und dieſer Held ſchienen von ihrem erſten Zuſammentreffen an von einem ſympatheriſchen Enthuſiasmus für einander beſeelt. Durch dieſe Verbindung erfuhr die engliſche Regierung, daß der König von Spanien entſchloſſen ſey, England den Krieg zu erklären, worauf ſie ſelbſt jene entſcheidenden Maaßregeln ergriff, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelſon in Neapel mit trunkner Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelſon als reitender Gott erſchien. Mehrere Monate vergingen unter beſtändigen Feſten, bis das Vordringen der Franzoſen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798,

Digitized by Google

Neapel zu verlaſſen und auf dem engliſchen Admiralſchiffe nach Sicilien überzuſchiffen. Aber ſchon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oeſterreicher und Ruſſen Italien, und Nelſons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die ſtrenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren perſönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältniſſe zurück; ſie währten, bis das engliſche Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelſon ſein Commando niederlegte, erſchien ſie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwiſchen Nelſon und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte ſich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelſons Namen erhielt. Bald darauf ſtarb Sir Hamilton, und die Wittwe zog ſich nach Merton-Place zurück, einem Landhauſe, das Nelſon für ſie gekauft hatte. Der Tod dieſes Helden 1805 beraubte ſie plötzlich ſeines mächtigen Schutzes. Sich ſelbſt überlaſſen, folgte ſie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen, und ſah ſich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Penſion beſchränkt, verließ ſie England, nahm Miß Nelſon mit ſich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo ſie im Januar 1815 ſtarb. — Lady Hamilton war ohne Bildung; aber ſie verband mit ihren natürlichen Reizen in hohem Grade das Talent der Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunſt, die natürlichen Grazien durch die wollüſtigen Attitüden einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte ſie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöſchlicher Schandfleck aber für ſie iſt es, daß ſie mit Verletzung alles Anſtandes, aller Moralität und ſelbſt aller menſchlichen Achtung, die vertraulichen Briefe Nelſons an ſie verkaufte oder bekannt machte, und dadurch das Andenken dieſes Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel preis gab.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menſchen, die ſich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn ſie vollkommen ausgebildet erſcheint, oder durch Anſchwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn ſie noch nicht regelmäßig und vollkommen iſt. Die erſten heißen fließende, die letzten blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeſchwollenen Adern bilden zuweilen durch die ſtarke Ausdehnung Säckchen die von Blute ſtrotzen, ſich entzünden und einen brennenden Schmerz verurſachen, ſie werden dann ſchmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Iſt die Krankheit unvollkommen, ſo erſcheinen bloß innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim, dies ſind dann die ſogenannten Schleimhämorrhoiden. Bloß Hämorrhoidalbeſchwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man dieſe Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden ſollte. Die Urſache der Hämorrhoiden müſſen wir nämlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe ſuchen, und zwar beſonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nämlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieſer Organe ſammeln ſich in einen Stamm (die Pfortader), der ſich erſt wieder in die Leber vertheilt und alles Blut in dieſelbe ergießt. (S. d. Art. Leber, Galle

und **Pfortader**). Wird alſo der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu ſehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Venenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langſamkeit der Leberfunction, ſo muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entſtehen muß. Veranlaſſung zu jenen Urſachen ſind außer mancherlei andern vorzüglich zwei Einwirkungen: der zu häufige Genuß des Caffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und ſitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber ſchwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entſtehung der Krankheit beförderlich ſeyn.

Hämus, bei den Türken **Balkan**, ein großes Gebirge zwiſchen Thracien und Möſien, das bis ans ſchwarze Meer ſich erſtreckt.

* **Hanau** iſt der Name einer churheſſiſchen Grafſchaft und der Hauptſtadt derſelben. Die Grafſchaft Hanau, welche ſeit 1814, nachdem ſie von 1809 bis 1813 einen Beſtandtheil des neugeſchaffenen Napoleoniſchen Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, wieder an ihren vorigen Beſitzer, den Churfürſten von Heſſen, zurückgefallen iſt, liegt in der Nähe des Mains, des Speſſarts und an dem Fluſſe Kinzig, und iſt ein ſehr wohlgebautes fruchtbares Land von etwa ſiebenzehn Quadratmeilen mit 58 000 Menſchen. Die gleichnamige Hauptſtadt liegt in einer ſandigen Gegend, die jedoch, durch die große Cultur, eine Menge Gemüſe und Obſt, ſelbſt zur Ausfuhr, hervorbringt. An der Nord- nnd Weſtſeite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hieſigen Gegend in den Main ſich ergießt, aus welchem Fluſſe ein tiefer Canal bis zur Stadt geführt worden iſt. Hanau beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, wovon die erſtere größtentheils nach alter Art gebaut iſt, die letztere hingegen ſchnurgerade, breite und ſehr reinliche Straßen hat, von welchen ſechs der Länge nach gerade durchlaufen, und von acht andern durchſchnitten werden. In der Mitte iſt der ein längliches Viereck bildende regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhauſe. Die Zahl der Häuſer beträgt faſt 1500, welche von 12,000 Menſchen bewohnt werden, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden ſind. Am Ende der Stadt gegen Nordoſten liegt das churfürſtliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauiſche Geſellſchaft für die Naturkunde ihren Verſammlungsort, ihr Naturalienkabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churheſſiſchen Lande die meiſten Fabriken, welche einen großen Theil der Einwohner ernähren. Die Seiden-, Leder-, Handſchuh-, Strumpf-, Kameloten- und Bijouteriefabriken ſind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden ſind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutſchenfabrik, Tabaks-, Spielkartenfabriken ꝛc. Mit dieſen Fabrikaten, Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Cronach, kommen nämlich große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geſchnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen iſt. Die hanauiſchen Holzhändler kaufen dieſe, und verhandeln ſie hernach weiter. Vormals war die Stadt Hanau mit Feſtungswerken verſehen, welche jetzt geſchleift ſind. Zu den beſuchteſten nahen Vergnügungsorten der Einwohner gehören das Schloß Philippsruh und das Wilhelmsbad, wohin eine mit hohen Bäumen beſetzte Chauſſee führt.

Handelscammern, Handelscollegien, Commerz-

Kammern, Commerzcollegien, ſind öffentliche Anſtalten, beſtimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Produktion. Vereinigungen einſichtsvoller Kaufleute und Geſchäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu deſſen Ausbreitung durch die Kenntniß der Producte aller Nationen und ihrer Bedürfniſſe, ſo wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tauſche entgegenſtehenden Hinderniſſe zu ergründen, ſind an ſich höchſt wohlthätige Anſtalten. Leider aber ſind dieſe Anſtalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Koſten des inländiſchen, ſo wie den letztern auf Koſten der allgemeinen Erwerbsfreiheit und des freien Lebensgenuſſes, zu begünſtigen, und durch Einſchränkungen, Verbote und Zwangsgeſetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falſche Anſicht vom Geldweſen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche ſo manche Handelscammer bewogen, den Einflüſterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berückſichtigten und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatintereſſe ſey zugleich das Intereſſe der Nation, eben dadurch aber Geſetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelscapital des Landes einem für das allgemeine Beſte vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und induſtriellen Production gleichſam mit Gewalt entriſſen, und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf ſolche Weiſe ſind jene an ſich ſehr heilſamen Handelsinſtitute nicht ſelten dem Nationalwohlſtande höchſt verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenige Dinge ſind in unſern Tagen ſo verworrene Begriffe herrſchend, und hört man ſo verſchiedenartige, einander widerſprechende, Urtheile fällen als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlſtande zuträglich oder nachtheilig ſey. Am meiſten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beſchränkung des Handelsverkehrs ſo verrufene Continentalſyſtem (ſ. d. Art.) für die ſchrecklichſte Ausgeburt eines despotiſchen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorſchriften und Satzungen deſſelben jetzt als ein Palladium deutſcher Freiheit uns anpreiſen, deſſen gläubige Verehrung uns den Wohlſtand der alten guten Zeit zurückbringen ſoll. — Ausgemacht iſt es, daß alle Nationen am glücklichſten ſeyn würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbfleiß und Handel einzuſchränken, den größten Fleiß und Scharfſinn auf ihre eigenen Arbeiten verwendete, und wenn dabei der Tauſch unter allen uneingeſchränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, das Capital genug beſaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchſtmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Producte, die ſein Boden tragen konnte, hervorzubringen, ſondern auch zugleich dieſe gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewiſſen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden ſie ihren Fleiß und ihr Capital vorzüglich darauf, ſo werden ſie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewiſſe Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten als wir ſie zu verfertigen im Stande ſind, ſo iſt es beſſer, daß wir dieſelben mit einem Theile der Erzeugniſſe unſers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande beſitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir ſie ſelbſt verfertigen. Ganze Staaten

verhalten ſich in dieſer Hinſicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider ſeinem Intereſſe angemeſſen findet, ſeine Schuhe ſelbſt zu verfertigen, ſondern ſie lieber mit einem Theile vom Producte ſeines Fleißes dem Schumacher abkauft, von dem er ſie beſſer und wohlfeiler erhält, als wenn er ſelbſt ſeine Zeit darauf verwandt hätte, eben ſo wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Producten ſich beſchäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten ſind, denn die durch das hierauf verwandte inländiſche Capital erzeugten Producte konnten ja ſchon mit einem Theile der Producte angeſchafft werden, welche der mit einem gleich ſtarken Capital beſchäftigte Gewerbfleiß im Lande ſelbſt hätte hervorbringen können, wenn man ihn ſeinem natürlichen Gange überlaſſen hätte. Hieraus ſchon geht die Ungereimtheit der Fichte'ſchen Idee von einem geſchloſſenen Handelsſtaate hervor. Ein ſolcher Staat würde, wie der Graf von Soden mit Recht bemerkt, bald zu einem todten Moraſte werden, in dem einförmige, einſeitige Weſen ſich in geregelten Kreiſen drehen, von Stufe zu Stufe zur Gemeinheit und endlich zum Inſect herabſinken würden. Theilt das geräumige Gebäude der Welt in abgeſonderte Kerker ab, und darben wird jedes einzelne gefangene Glied der Familie; öffnet dieſe Kerker, laßt dem Verkehre freien Spielraum und alle Familienglieder werden genießen. — Auf der andern Seite aber iſt es eben ſo wahr, daß ein Staat den Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreiheit nicht annehmen könne, wenn alle andere den entgegengeſetzten befolgen. In dieſer Hinſicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er ſagt: Uneingeſchränkte Handelsfreiheit libertas mercandi, iſt ein eben ſo auffallend widerſinniges Ding, wie uneingeſchränkte Freiheit zu handeln überhaupt (libertas agendi); beide ſind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in dieſem alle Menſchen 1) hocherleuchtet, 2) grundehrlich ſind; im erſten Falle iſt keine Handelseinſchränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. — So lange der Kriegszuſtand fortdauert, in welchem unſere Staaten ſelbſt im Frieden einander gegenüberſtehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar ſeufzt, wenn nur er ſelbſt in vortheilhafter Lage ſich befindet, wird uneingeſchränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunſch bleiben. Aber deſſenungeachtet muß ſie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundſatz erhoben werden, den ſie in der Regel als Norm befolgen, dem ſie ſich möglichſt nähern müſſen, und von welchem ſie nur in höchſt dringenden Fällen abweichen dürfen, wo es die Umſtände gebieteriſch erheiſchen. Insbeſondere aber muß dieſer Grundſatz im Binnenverkehre ſtreng befolgt werden; hier muß ſtets, ſoll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tauſches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichſt freier Spielraum offen ſtehen. (S. Handelspolitik). KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck als beſonderer, von den gewöhnlichen Civilgerichten verſchiedener Tribunale iſt der, alle in einer Handelsſtadt oder in einem beſtimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsſtandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenſtände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, wo möglich ohne proceſſualiſche Weiterungen, ſchnell und nach Billigkeit zu entſcheiden. — Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in dieſem Sinne gehabt haben, iſt zweifelhaft. Es gibt Gelehrte, die z. B. bei den Athe-

ſtenkern ein Handelsgericht finden wollen, weil Demoſthenes in einer ſeiner Reden eines Gerichts von ſechs Mitgliedern gedenkt, welches Handelsſachen entſchieden habe, und weil Xenophon in der Schrift über die Einkünfte des atheniensiſchen Staats der Handelsobrigkeiten gedenkt, und ſie zur ſchnellen Entſcheidung der Handelsſachen durch Prämien aufgemuntert wiſſen will. Es fehlt aber auch nicht an Gelehrten, die Wechſel, Aſſecuranzen und Banken ſchon im römiſchen Recht zu finden glauben! Daß dieſe z. B. einige Stellen des römiſchen Rechts, welche vom Gerichtsſtand des Vertrags (Forum contractus) oder von dem gewöhnlichen Gerichtsſtand im Gegenſatz eines privilegirten, reden, oder dem Richter in Handelsſachen alle Spitzfindigkeiten unterſagen, ſofort von Handelsgerichten verſtehen, iſt ſehr natürlich! Entfernte Aehnlichkeiten und gleichlautende Worte gelten dieſen für Gleichheit der Sachen und Einrichtungen. Soviel iſt gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie ſie beſchrieben worden ſind, bei den vorzüglichſten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Piſa — im 11ten Jahrhundert das erſte Tribunal der Art eingeführt, und das vom Papſt Gregor VII. im Jahre 1075 beſtätigte Piſaniſche Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt ſeyn mag, war die Norm für ſeine Entſcheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht ſowohl öffentliche, vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannſchaft frei gewählte und von der Staatsgewalt beſtätigte Schiedsrichter. Dies ſieht man ſehr deutlich aus dem erſten Capitel des Consolato del mare. „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk," heißt es daſelbſt (nach Weſtorverus Ueberſetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Vesperzeit ſich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und beſtimmten Ort zu verſammeln, und wenn ſie daſelbſt ſämmtlich oder der größte Theil von ihnen beiſammen ſind, ernennen ſie, nicht durchs Loos, ſondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schiffahrtskunſt wohl erfahren ſind, zu ihren Conſuln, und einen andern von demſelben Gewerbe zum Appellationsrichter. An dieſen appelliren ſie von den Urtheilen beſagter Conſuln." Unter dem Namen Handelsconſuln wurden nun in den wichtigſten Handelsſtädten Europa's ſolche ſchiedsrichterliche Behörden errichtet, die ſich nach und nach in wirkliche Tribunale verwandelten, auch wenigſtens zum Theil, mit Rechtsgelehrten beſetzt wurden. Der Papſt Paul III. beſtätigte die Handelsconſuln zu Rom; Franz II. geſtattete den Pariſer Kaufleuten im Jahre 1560 Schiedsrichter in Handelsſachen, und im Jahre 1563 wurde das Pariſer Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Conſuln beſtand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsſtädten Frankreichs eine gleiche Errichtung. In London ſtellte Heinrich VII. ebenfalls beſondere Richter in Handelsſachen an. Der Vorſitzer des ſchon am 29. Mai 1447 errichteten Handelsgerichts der Hanſeſtädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg etablirte man am 16. Juli 1621 unter dem Namen der verordneten Marktvorgeher ebenfalls ein eignes Handelsgericht, desgleichen in Botzen im Jahre 1630. Selbſt die Reichsgeſetzgebung foderte die deutſchen Fürſten und Handelsſtädte zu Errichtung von Handelsgerichten auf, z. B. der Reichsabſchied von 1654, von 1668 und das kaiſerliche Commiſſionsdekret vom 10. Oct. 1668. In vielen Handelsſtädten waren jedoch die ſogenannten Handelsgerichte nicht ſowohl ganz für ſich beſtehende Behörden, als vielmehr Deputirte des Stadt-

Digitized by Google

raths, z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Das aus zwei rechtsgelehrten und zwei kaufmänniſchen Mitgliedern des Stadtraths beſtehende Leipziger Handelsgericht, oder vielmehr die Deputation des Stadtmagiſtrats für Handelsſachen, wurde unter dem Churfürſten Johann Georg III. im Jahre 1682 niedergeſetzt, und mit einer ſehr kurzen Gerichtsordnung, in welcher auf die (ältere) Prozeßordnung hingewieſen wird, verſehen. Dagegen wurde das Geſuch der Kaufmannſchaft um ein vom Magiſtrat ganz abgeſondertes Handelsgericht und um eine vollſtändige neue Prozeßordnung für Handelsſachen abgeſchlagen. Wenn ſich Handelsgerichte vornehmlich oder allein mit Seeſtreitigkeiten beſchäftigen, werden ſie Admiralitätsgerichte genannt. Ein ſolches erhielt z. B. Hamburg im Jahre 1623. Beiſpiele neu errichteter Handelstribunale ſind die franzöſiſchen nach Vorſchrift des Code de commerce im Jahre 1808 errichteten, und das neue Hamburger dieſen ſehr ähnliche Handelsgericht vom Jahre 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte iſt gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beiſitzer, oder doch ihre Präſidenten Rechtsgelehrte ſind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten beſteht, wovon letztere oft mehr die Eigenſchaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels und Kunſtverſtändiger, als die Qualität eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Regiſtratoren, Copiſten und Boten beſorgen die Geſchäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Meſſen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechſel, Aſſecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. ſ. w. ſich beziehende Rechtsſtreitigkeiten, ferner über Concurſe der Kaufleute, über Miethen von kaufmänniſchen Gewölben und Kramladen, Dienſtverhältniſſe der Commis nud Lehrburſchen, Waarenſchulden derer, die zu ihrer Profeſſion bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es ſind ſowohl Einheimiſche als Fremde, die an dem Ort handeln und daſelbſt getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbeſtäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden ſchuldig. Das Verfahren iſt gewöhnlich mündlich und (wenigſtens der Abſicht der Geſetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozeſſe ſehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläuftigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein ſchriftliches Verfahren fodert, findet dieſes ebenfalls ſtatt. Die Abkürzung beſteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Friſt vorgeladen und, wenn er ſich zweimal nicht ſtellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Parteien, wo möglich, ſofort eine Entſcheidung gegeben wird. Da dieſe aber ſelten möglich iſt, und die meiſten Sachen zum ſchriftlichen Verfahren verwieſen werden müſſen, ſo iſt denn für die Antwort auf die Klage ſo wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Friſt, die entweder gar nicht oder nur ſehr ſelten verlängert werden darf, geordnet, das ſogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demſelben Richter eine verbeſſerte Entſcheidung verlangen (Leuterung, Reviſion, Reſtitution, ſ. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. December 1815, werden nicht ſo leicht, Apellation nur bei bedeutendem Gegenſtand des Rechtsſtreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungsſumme angenommen, das Endurtheil und die Hülfe ohne Umſchweife vollzogen, auch wohl der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Ur-

eils zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder
Cautionsbeſtellung angehalten u. ſ. w. Die Hauptzüge dieſes Ver-
ahrens finden ſich ſchon im Consolato del mare (ſ. Cap. 3 — 31)
nd liegen den meiſten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach
em franzöſiſchen Handelsgeſetzbuch ſoll jedes Handelsgericht aus einem
erichtspräſidenten, mehreren Richtern, deren Zahl nicht unter zwei
nd nicht über acht betragen darf, ſo wie einigen, mit der Menge
er Geſchäfte in Verhältniß ſtehenden Subſtituten der Richter (Vice-
chter, suppléans), einem Gerichtsſchreiber (greffier) und einigen
erichtsbedienten (huissiers) beſtehen (Code de commerce liv. 3.
t. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden
us den angeſehenſten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30
ahre alt iſt und ſeit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum
ichter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präſident muß 40 Jahre
lt ſeyn, und ſchon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die
Wahl geſchieht durch geheime Abſtimmung. Die Gewählten werden
or Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen dieſe nur 2 Jahre lang,
nd müſſen ſie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Ver-
uß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt
erden. Das handelsgerichtliche Verfahren iſt im 25ſten Titel des
ten Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeſchrieben, und den Vor-
hriften des Consolato del mare ſehr ähnlich. Von den Urtheln
es Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in deſſen Spren-
el es ſich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgeſellſchaften, Handelscompagnien. Man
eilt dieſe Geſellſchaften in regulirte und in ſolche mit verein-
en Fonds (Actiengeſellſchaften, Joint-Stock-Compagnies). Die
ſtern bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für ſich,
it ſeinem eigenen Capital und auf eigene Gefahr, handelt, zu der
ber jede dazu geeignete Perſon nur gegen Entrichtung eines gewiſſen
intrittsgeldes und gegen das Verſprechen, ſich den Anordnungen der
eſellſchaft zu unterwerfen, zugelaſſen wird. Die zweiten hingegen
ellen eine moraliſche Perſon vor, welche mit dem von den einzelnen
liedern zuſammengeſchoſſenen Fonds nur Einen Handel treibt, an
eſſen Gewinn oder Verluſt Alle Theil nehmen. Die erſtern gehören
it Zünften und Innungen in eine und dieſelbe Kathegorie, denn ſie
eiben wie dieſe ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der
lleinhandel, welchen ſolche Geſellſchaften ſich zueignen, iſt für das
ublikum um ſo drückender, je härter die Bedingungen ſind, auf
elchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher iſt man
England mehrmals genöthigt geweſen, durch beſondere Parlaments-
cten dem monopoliſtiſchen Drucke derſelben Einhalt zu thun und vor-
iglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche ſie
en nicht zur Geſellſchaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erſchwe-
n ſuchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgeſellſchaften
em Nationalcapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als
achtheilige Richtung. Man ſehe über die Oſtindiſche (Engl.)
ompagnie, dem merkwürdigſten Inſtitute dieſer Art, den ſie be-
reffenden beſondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehand-
ungs-Societät (in Berlin). HM.

Handelspolitik, Handelspolizei, iſt die Lehre von den
rundſätzen, welche eine Regierung hinſichtlich des Handelsverkehrs
rer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer ver-
ünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit ſeyn; alles, was

dieſe begünſtigt, hilft dem Handel auf und alles, was ſie beſchränkt, iſt demſelben nachtheilig. „Freiheit,“ ſagt der Graf von Soden mit Recht, „iſt das Grundprinzip des Weltorganismus, frei gegeben hat die Natur dem Menſchen den Tauſch aller Bedürfniſſe. Gebirge ſind überſteigbar, Fluten und Meere trennen nicht Menſchen von Menſchen, nirgends eine chineſiſche Mauer: überall offenbart ſich das Urgeſetz der Welt, daß der Menſch dem Menſchen angehört, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Naturerzeugniſſe, der menſchlichen Fähigkeiten, nur deswegen da iſt, um durch Tauſch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortſchritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, poſitiven Wohlſtand hervorzubringen und zu bereiten.“ — Insbeſondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmiſchung in die Unternehmungen des Kaufmanns, alſo der unheilbringenden Tendenz zum Vielherrſchen entſagen. Der Handel iſt einem Fühlkraute (planta sensitiva) zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erſchüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in ſich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berückſichtigen hat. — Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittiſchen Handelsplatzes dem Miniſter auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am beſten für ihr Intereſſe thun könne, die ſinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Böſen zu gedenken.“ Eben ſo treffend äußerte ſich ein Mitglied der nordamerikaniſchen Geſetzgebung auf folgende Weiſe: „Höre ich eine europäiſche Regierung im Eingange ihrer Verordnung dem Volke verkündigen, ſie wolle den Handel beſchützen, dem Gewerbfleiße aufhelfen und die Manufacturen beleben, ſo zittere ich ſtets für die Unterthanen, und meine Beſorgniß iſt faſt immer durch den Erfolg gerechtfertigt worden; faſt immer nämlich haben Eure Regenten, indem ſie Euch zu beſchützen glaubten, die allgemeine Freiheit angetaſtet und das Nationalvermögen vergeudet.“ — Kommen unſere Regierungen nicht bald von dem Grundſatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere, dreht ſich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um dieſe Achſe und leitet ſie ferner bei ihren Anſtalten zur Beförderung des Handels der unſelige Geiſt des Neides und der Eiferſucht; ſo kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erſcheinen. Nur die möglichſte Unbeſchränktheit des in- und ausländiſchen Verkehrs iſt im Stande, jenes ſchon ſo lange erſehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch ſämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleiferſucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfniſſe durch inländiſche Productivkräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umſtände in den Weg legen, jene Nationaleiferſucht, welche die Geſetze dictirte, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit ſich kleiden ſollen, was vaterländiſche Induſtrie hervorbringt; möchten ſie doch einſehen lernen, daß jede Störung der freien Anwendung der Capitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts iſt, möchten ſie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten laſſen, die ſie ſtatt zu trennen, verbinden und alle wie ein gemeinſchaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staates den Mangel des andern erſetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und

Verhältniſſe die größten Vortheile verliehen, jeder würde folglich die möglich größten Werthe, ſeyen es Urproducte, oder induſtrielle, oder kommercielle, hervorbringen, ſie alle würden gewinnen und mit raſchen Schritten dem Nationalreichthum ſich nähern, die ſpäte Nachwelt noch würde die Weisheit ſolcher Geſetze ſegnen, unter deren Aegide ihr Wohlſtand aufblühte. — Der Egoismus und die Selbſtſucht, von einer langen Gewohnheit, von Nationalvorurtheilen und einigen Vorurtheilen der Schule unterſtützt, ſcheinen hinſichtlich des Handels jetzt den Todeskampf zu kämpfen. Sollte aber das Syſtem der Beſchränkungen, der Verbote und willkührlichen Anmaßungen gewiſſer Stände und Zünfte ſiegen, dann ſehen wir einem Zuſtande der Dinge entgegen, der für die Ruhe der Nationen bedenklich werden muß. (Siehe Handelsfreiheit). KM.

Handelsprämien ſind Belohnungen, welche zur Beförderung der Ausfuhr oder Einfuhr gewiſſer Waaren aus der Staatskaſſe gezahlt werden; der Zweck derſelben iſt die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber ſie wirken in der Regel gerade das Gegentheil; ſie ſind entweder unnütz oder, was noch öfter der Fall iſt, ſchädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derſelben erzeugten hohen Preiſes für ſeinen Ueberfluß einen vortheilhaften Abſatz auf unſern Märkten finden, ſo beſucht er ſie von ſelbſt, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unſern Märkten an der Waare nicht, und die Preiſe nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Abſatz ſeiner Waare bei uns zu verſprechen, ſo wird er ſich auch nicht durch die Prämie reizen laſſen, ſeine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preiſe verlieren, weil ſeine Concurrenz die Preiſe gewöhnlich erniedrigen wird. Der einzige Fall, wo ſich ſolche Prämien etwa rechtfertigen laſſen mögen, mag der ſeyn, wenn durch ſie einer ſchon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden ſoll, und ſie gegeben werden, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beſchleunigen. — Noch unnützer als Einfuhrprämien aber ſind die Ausfuhrprämien, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preiſe inländiſcher Producte in die Höhe zu treiben. Sind die Preiſe der Waaren, deren Ausfuhr man auf dieſe Weiſe zu begünſtigen ſucht, wirklich zu niedrig, kann alſo der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, ſo bedarf es keiner Prämie, um denſelben herbeizulocken; ſtehen aber die Preiſe unſerer Waaren dem Preiſe derſelben im Auslande gleich oder gar noch höher als dort, ſo iſt es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Denn Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, ſondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hülfsmittel, durch welche das Mercantilſyſtem (ſ. d. Art.) den inländiſchen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern ſucht, ſo kann auch die Prämie nur ſo viel bewirken, daß die Betriebſamkeit und der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werden als der iſt, wohin ſie fließen würden, wären ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Der Staat kann es ruhig der Speculation des Kaufmannsgeiſtes überlaſſen, für den Tauſch der wechſelſeitigen Bedürfniſſe, Producte und Genußmittel allenthalben den vortheilhafteſten Markt aufzuſuchen, er bedarf dazu durchaus keiner Prämien. KM.

Handelsrecht. Dieſes Wort wird in doppelter Bedeutung

genommen. Es bezeichnet **entweder** diejenigen **Ausnahmen vom Civilrecht**, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsſtandes durch die Geſetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats beſtimmt ſind, **oder** man verſteht den ganzen Inbegriff der durch Geſetze oder Gewohnheiten (Uſancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geſchäfte (Wechſel, Aſſecuranzen, Bodmerey, Haverey, Banken, Fuhrweſen, Spedition, Mäkler) feſtgeſetzten Rechtsgrundſätze darunter. Dann pflegt man es wohl auch wiederum nach ſeinen Hauptgegenſtänden zu zerſtückeln, und von einem Wechſel-, Aſſecuranz-, Bodmerey-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichſam als beſondern Theilen jenes Ganzen, zu ſprechen. Durch das Handelsrecht in der erſtern Bedeutung (welches man auch **Kaufmannsrecht** nennen könnte) wird gewöhnlich beſtimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer beſondern Art deſſelben, z. B. dem Groß- oder Kleinhandel, ausſchließlich befugt, in welchem Alter man zu den kaufmänniſchen Verpflichtungen fähig ſeyn, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern geſtattet, ob und wann das Hauſiren geduldet werden ſoll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuſchreiben ſey, welche Befugniſſe die Meß- und Marktfreiheit in ſich faſſe und wie lange ſie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerecht, jus emporii, geranii) einer Handelsſtadt gebe, wer und welche Rechtsſachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen ſeyen, auf welche Vorzüge bei entſtehenden Banquerouten der Commiſſionair wegen ſeiner auf die in Commiſſion genommene Waare verwandten Koſten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerouts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderung dieſer Waaren haben, wer zum Mäklergeſchäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet ſeyn ſoll, wie gegen böſe Banqueroutеurs und überhaupt in den Concurſen der Kaufleute zu verfahren ſey, u. ſ. w. Anlangend nämlich das ausſchließliche Recht des Kaufmannsſtandes auf Handelsgeſchäfte, ſo werden in großen Handelsſtädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höker als drei beſondere Klaſſen von Handelsleuten unterſchieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine beſondere Art deſſelben insbeſondere **zunftmäßig** betrieben wird, iſt es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Kramerinnung oder des Hökeramtes geworden ſeyn. (S. v. Heß Beſchreibung Hamburgs Th. 2. S. 211 f.) In manchen Handelsſtädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfaſſung ſtatt. In Leipzig haben nicht nur die Kramer, ſondern auch die Tuchhändler eine beſondere Innung. Die Leipziger Kramerordnung iſt vom Churfürſt Johann Georg IV. im Jahre 1692, und die Tuchhändlerordnung vom König Auguſt I. im Jahre 1698 zuletzt revidirt und beſtätigt, und beide gelten in dieſer Geſtalt noch jetzt. Kaufleute und Buchhändler hingegen ſind in Leipzig ohne Innungsverfaſſung. Das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch, welches unter Napoleon am 26. Dec. 1807 publicirt ward, umfaßt das Handelsrecht in beiden Bedeutungen und nach ſeinen wichtigſten Gegenſtänden, ob es gleich in Betreff der meiſten ſehr bedeutende Lücken hat, und ziemlich oberflächlich iſt. Es beſtimmt jedoch nicht bloß die Vorrechte oder ſtrengere Behandlung des Kaufmannsſtandes, als Ausnahmen vom Civilgeſetzbuch, ſondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zuſam-

nenhangenden Gegenſtände, oder — ſtrebt wenigſtens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat ſich erſt im Mittelalter, vornämlich ſeit den Kreuzzügen, durch den hanſeatiſchen Bund, durch die Entdeckung Amerika's, ſo wie des Wegs nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgebildet, und verdankt ſein Daſeyn größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meiſtentheils auf dergleichen (Uſancen) oder auf die Natur der Sache und Geſchäfte gegründeten Entſcheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Geſetzen. Vielmehr waren und ſind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darſtellungen jener. Die weltherrſchenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu ſehr, als daß ſie in ihren Geſetzen und in ihrer Gerichtsverfaſſung zum Vortheil des letztern hätten Normen beſtimmen ſollen. (Montesquieu, Geiſt der Geſetze, B. 21. C. 13.) Streitigkeiten über Handelsſachen wurden daher bei ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundſätzen entſchieden. Bloß die vielſeitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchſtücks des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf (lex Rhodia de jactu), die Rechtsprinzipien vom Bodmereivertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzſchiffer (magister navis) und die Bewilligung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4. T. 60.) verriethen bei ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendſten Handelsvölker der alten Welt, die Phönicier, Aegypter, Carthaginienſer, Rhodier, einige beſondere Handelsgeſetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, iſt höchſt wahrſcheinlich; allein ſie ſind (das erwähnte Bruchſtück des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodiſcher Seegeſetze iſt unächt, und vermuthlich im 7ten Jahrhundert gefertigt. Bei den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelsſachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigſten Hülfsmittel des Handels, der Wechſel, Aſſecuranzen, Banken, der Handelsconſuln u. ſ. w. erſt das Erzeugniß ſpäterer Zeiten iſt. Die wichtigſte Quelle des Seehandels iſt das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papſt Gregor VII. im J. 1075 beſtätigten Piſaniſchen Seerecht entlehnte) ſo berühmte Consolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entſcheidungen von Handelsſtreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconſuln, welches im J. 1599 in italieniſcher Sprache gedruckt erſchien. Auf daſſelbe gründen ſich die beiden alten Hauptgeſetze des franzöſiſchen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch (Code de commerce), ſo wie der vom Seerecht handelnde Theil des preußiſchen Landrechts größtentheils geſchöpft ſind. Vergleicht man den Theil des franzöſiſchen Handelsgeſetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Consolato del mare, ſo erſcheint es nur als ein beſſer geordneter kurzer Auszug aus demſelben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Geſetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Consolato del mare und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüſſeler, Amſterdamer, Antwerpner und lübiſchen Seerechte, die Jugemens d'Oleron u. ſ. w. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügliches Werk: Syſtem des Aſſecuranz- und Bodmereiweſens; Hamburg 1805, 1r Bd. S. 14.) In Deutſch-

land richtet man ſich in Betreff der Streitigkeiten über Aſſecuranzen im Mangel beſonderer Territorialgeſetze nach der Antwerpner Aſſecuranzordnung Philipps II. und der ihr ſehr ähnlichen Amſterdamer Aſſecuranzordnung. In Betreff des Wechſelrechts hat beinahe jeder bedeutende deutſche Staat ſeine eigenen Geſetze (denn eine allgemeine deutſche Wechſelordnung hat es nie gegeben), unter welchen die Leipziger Wechſelordnung vom J. 1682 eines der vorzüglichſten und bei weitem vollſtändiger, als das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch iſt. Bei andern Handelsſtreitigkeiten, ja ſelbſt in Wechſelſachen, helfen ſich die deutſchen Tribunäle im Mangel an Territorialgeſetzen und deutlichen Verträgen mit der Natur der Handelsgeſchäfte und den aus ihr reſultirenden Grundſätzen, oder mit analogiſcher Anwendung des römiſchen Rechts. Gkr.

Handelsſchulen gehören zu den wichtigſten Mitteln, den Handel zu befördern und auszubreiten, ſind aber von den Regierungen ſeither beinahe gänzlich vernachläſſigt worden. Denn wir ſehen faſt nirgends die Regierungen Lehranſtalten für den Handel unterſtützen, deren hoher Werth für den Nationalwohlſtand ſich doch ſo klar ausſpricht. Kaum beſtehen hier und da einzelne Privatlehranſtalten der Art, einzig für die Reichen zugänglich; von einer Beurkundung der Befähigung zum Kaufmannsſtande iſt faſt nirgends die Rede, daher dann, ſtatt des für Völkerwohl ſo wichtigen, liberalen, mercantiliſchen Geiſtes, jener engherzige Krämergeiſt, welcher der allgemeinen Wohlfahrt durchaus nicht frommt.

Handelstractate, Handelsverträge, Kommerztractate, ſind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinſichtlich des wechſelſeitigen Tauſches ihrer Ur- und induſtriellen Producte. — In ſo fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die geſtörte wechſelſeitige freie Einfuhr der Producte wiederherzuſtellen, ſind dieſelben den Grundſätzen der Nationalökonomie angemeſſen. Jeder Handelstractat aber, welcher mit dieſer freien Einfuhr zugleich die Ausſchließung anderer Nationen verbinden will, iſt jenen Grundſätzen entgegen, denn er verſetzt die Staaten, welche denſelben abgeſchloſſen, in einen feindlichen Zuſtand mit allen übrigen Staaten. Mittelſt ſolcher Verträge machen ſich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenſeitigen Verkehr durch Monopole zu begünſtigen. Die natürliche Folge eines ſolchen Vertrags iſt, daß das Handelskapital beider Länder in einen Canal gedrängt wird, dem er außerdem nicht zugeſtrömt wäre, und daß beide Nationen die begünſtigten Waaren theurer und ſchlechter erhalten, als bei einer freien Concurrenz der Fall geweſen wäre; die höhern Gewinnſte, welche das Monopol den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verſchafft, werden durch dieſe Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder ſchädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenſeitige Vergünſtigung der Waaren-Einfuhr mittelſt Auflagen geſchieht. Die Nationalökonomie, ſagt der Graf von Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke ſind das Vermögen deſſelben und der Bedarf ſeines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen; jeder Handelstractat, welcher in dieſer Hinſicht Vorſchriften enthält, iſt alſo eine Entſagung jener Unabhängigkeit und ſtört die Regierung in dem freien Spielraume der Geſetzgebung nach richtigen nationalökonomiſtiſchen Grundſätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieſer Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum iſt die Geſchichte der Handelsverträge ſo

Digitized by Google

ürftig; eben darum liefert ſie uns nur das grämliche Gemälde des Nißbrauchs phyſiſcher und moraliſcher Macht, der Stärke und Ueber-iſtung, eben darum haben alle ſolche Verträge von ihrer Geburt an ekrankt; ihr ephemeres Daſeyn hat nur gedient, die Cabinete und ie Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treuloſigkeit zu er-üllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu lie-ern. Die Geſchichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, aß alle Verſuche der Politik, den Nationalwohlſtand durch ſie zu rhöhen, verunglückt ſind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von eiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, ſo durch-acht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blin-en tappten) der Regenten glaubten: der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Beſtimmung wechſelſeitiger Beſchränkungen es Handels enthielten, indeß ſein Flor einzig in der Freiheit beſteht nd beſtehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundſatzes der Nationalökonomie: daß nur aus dem gegenſeitigen freien Tauſche der Erzeugniſſe und Kräfte Wohlſtand hervorgehen kann, iſt der einzige echtliche und feſtbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede on Nimwegen (vom 10. April 1678) der einzige philoſophiſche Tractat ieſer Art. KM.

* Hannover (Königreich). Mit dieſem Namen bezeichnet man iejenigen deutſchen Landſchaften, welche unter der Herrſchaft des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Fürſtenhauſes (welches zugleich den Groß-ritanniſchen Thron beſitzt) vereiniget ſind. Die nördlichſte dieſer Land-ſchaften iſt das Herzogthum Bremen, zwiſchen dem Ausfluſſe er Elbe und Weſer; zu demſelben wird jetzt das hart an dem Aus-luſſe des erſtern Stroms gelegene Land Hadeln gerechnet. Süd-ſtlich von Bremen zwiſchen der Elbe und Aller liegt das Fürſten-hum Lüneburg; neben demſelben auf beiden Seiten der Elbe die em Hannöveriſchen gebliebenen Theile des Herzogthums Lauen-urg. Weſtlich von Lüneburg und ſüdlich von Bremen das Für-ſtenthum Verden an der Weſer und Aller. Südweſtlich von Lü-eburg das Fürſtenthum Calenberg an der Leine bis an die We-er; von dieſem öſtlich, ſo wie von Lüneburg ſüdlich das Fürſtenthum Hildesheim an der Leine und Innerſte bis gegen den Harz. Von Calenberg, Lüneburg und Verden weſtlich liegt an der Weſer die Grafſchaft Hoya, welcher ſich in gleicher Richtung die an dem Dümmerſee und der Hunte gelegene Grafſchaft Diepholz an-chließt. Die bisher genannten Länder machen ein geographiſch wohl uſammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Meilen brei-en Strich hängt mit ihnen in Südweſten von Diepholz das an der Haaſe und Hunte gelegene Fürſtenthum Osnabrück zuſam-nen, an welches ſich gleichfalls in Weſten die niedere Grafſchaft Lingen anſchließt, jenſeits welcher die Grafſchaft Bentheim elegen iſt. Nördlich von Bentheim und Lingen folgen die Kreiſe Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift Münſter gehörten, und ferner nördlich von dieſem das Fürſten-hum Oſtfriesland nebſt dem Harlinger Lande. Getrennt on dieſer Ländermaſſe durch einen ſchmalen Strich des Braunſchwei-giſch-Wolfenbüttelſchen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Calenberg, an und auf dem Harze und Sollinge, an der Werra, Fulda, Weſer und Leine, die Fürſtenthümer Grubenhagen nd Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Heſſiſchen abgetretene Diſtricte verbunden ſind. Endlich liegt öſtlich

Digitized by Google

von dieſem getrennt das zu der Grafſchaft Hohenſtein gehörige Amt Ilefeld. Die Gränzen des Königreichs ſind alſo: in Norden die Nordſee; in Nordoſten, däniſches, hamburgiſches und mecklenburgiſches Gebiet; in Oſten, preußiſches und braunſchweigiſches Gebiet; in Südoſten desgleichen; in Süden, Heſſen; in Südweſten, außer dem heſſiſchen und preußiſchen, lippiſches und waldeckiſches Gebiet. Die Provinzen zwiſchen der Weſer und Ems ſind in Süden durchaus von preußiſchen, in Weſten durchaus von holländiſchen Provinzen begränzt. Das Herzogthum Oldenburg, das Gebiet der Freiſtadt Bremen und das hamburgiſche Amt Ritzebüttel ſind gänzlich, der dem braunſchweigiſchen Hauſe gehörige ſogenannte Weſerdiſtrict größtentheils von hannöverſchen Provinzen eingeſchloſſen. — Grubenhagen und Göttingen ſind ſehr bergig; in dem erſtern iſt der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden dieſe Gebirge und ſtreichen durch den größern Theil des Hildesheimiſchen und Calenbergiſchen; aber von der Stadt Hildesheim, Hannover, Rehburg und Osnabrück an läuft das Land flach, und nur hin und wieder hüglig bis an die Meeresküſten fort. Die Gebirge ſind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwiſchen ihnen liegen ſehr fruchtbare Thäler; da wo ſich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene ſenkt, findet man den vortrefflichſten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10 — 15 Meilen breiter Strich von ſandigem Boden, welcher quer von Oſten nach Weſten durch das Königreich ſtreicht, und ſich ſelbſt überlaſſen mit Haide und zwiſchen durch mit Föhren bedeckt iſt, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügliger wird. In den Tiefen liegen große Moore. Aber an den Bächen und Flüſſen findet man fruchtbaren Wieſengrund, welcher ſich an der Elbe, Aſte, Weſer, Aller und Ems zu den vortrefflichſten Marſchgegenden ausdehnt. — Die Elbe tritt bei Schnakenburg aus dem Preußiſchen und nimmt von der linken Seite die Jeetze, Ilmenau (mit der Netze und Luhe), Seeve, Schwinge und Aſte auf, welche mit Ausnahme der erſtern ſämmtlich im Hannöveriſchen entſpringen. In der ſüdlichen Spitze des Königreichs vereinigen ſich bei Münden die Werra und Fulda, und bilden die Weſer. Von der rechten Seite nimmt ſie die Aller und Wumme, von der linken die Hunte auf. In die Aller fließen die Oker, Fuhſe, Leine und Böhme; in die Leine die Ruhme, Ilme und Innerſte. Endlich fließt in den neugewonnenen weſtphäliſchen Gebieten die Ems, mit der ſich die Haaſe vereinigt. — In den Gegenden, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, waren vom 10ten Jahrhundert her vier Fürſtenfamilien mächtig, die Braunſchweigiſche, Nordheimiſche, Billungiſche und Süpplingenburgiſche. Am Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Erbtochter des Billungiſchen Hauſes mit Heinrich dem Schwarzen, aus dem mächtigen Eſtiſch-Baierſchen Hauſe der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieſer Ehe entſproſſene Heinrich der Stolze verheirathete ſich zu Anfang des 12ten Jahrhunderts mit der Erbin der braunſchweigiſchen, nordheimiſchen und ſüpplingenburgiſchen Beſitzungen, ſo daß beider Sohn, Heinrich der Löwe, der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit in Deutſchland war (ſ. d. Art. Heinrich der Löwe). Aber eben zu ſeiner Zeit ward die Macht ſeines Hauſes gebrochen, ſein Enkel, Otto das Kind, ſah ſich auf den Beſitz der Provinzen Lüneburg, Braunſchweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beſchränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunſchweig vom Kaiſer zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne

Digitized by Google

ſchwächten dies Fürſtenhaus noch mehr; es regierten oft zu gleicher Zeit 5 bis 6 Fürſten in den eben genannten Ländern. Endlich fing man zu Anfang des 17ten Jahrhunderts an, die Rechte der Primogenitur geltend zu machen. Glücklicher Weiſe ſtarben gerade damals mehrere Linien des Braunſchweigiſchen Hauſes aus, und alle Beſitzungen deſſelben fielen den Nachkommen, theils Heinrichs, theils Wilhelms (Söhnen Ernſtens von Celle, ſtarb 1546) zu, ſo daß von dem erſtern die Braunſchweigiſch-Wolfenbüttelſche, von dem andern die Braunſchweigiſch-Lüneburgiſche Linie geſtiftet wurde (ſ. d. A. Braunſchweig-Wolfenbüttel). Die von Wilhelm (ſtarb 1592) geſtiftete jüngere Linie beſaß anfangs nur den ſüdlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg, welchen man von der Hauptſtadt das Fürſtenthum Celle zu nennen pflegte. Aber im J. 1582 fiel ihm der größere Theil der Grafſchaft Hoya, und im J. 1586 die Grafſchaft Diepholz zu. Seine Söhne erhielten im J. 1617 das Fürſtenthum Grubenhagen, 1634 das Fürſtenthum Calenberg und Göttingen, und im J. 1642 den nordweſtlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg (die Aemter Harburg und Moisburg); ſeine Großſöhne im J. 1670 auch den nordweſtlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg, ſo daß ſie dieſes jetzt ungetheilt beſaßen, und im J. 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten ſie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwiſchen Georg, Sohn Herzogs Ernſt Auguſt von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden nach dem Tode Ernſt Auguſts (1698) und Georg Wilhelms (1705) die bisher genannten Landſchaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war im Jahr 1692 unter dem Namen Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg mit der Churwürde belehnt; er ſelbſt folgte im Jahr 1714, als Aeltergroßſohn Königs Jacob I. und nächſter proteſtantiſcher Verwandter der Königin Anna von England, dieſer unter dem Namen Georg I. Seit jener Zeit beſitzt dieſes Haus zugleich die Herrſchaft über Großbritannien und die über das Churfürſtenthum. Dieſes letztere wurde im Jahr 1715 durch die Herzogthümer Bremen und Verden vergrößert; im Jahr 1802 wurde das Fürſtenthum Osnabrück hinzugefügt, welches ſchon ſeit 1648 unter dem Namen eines Biſthums abwechſelnd von einem Prinzen des Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Hauſes und einem katholiſchen Biſchofe regiert worden war; in den Jahren 1814 und 1815 wurden auch die Fürſtenthümer Hildesheim und Oſtfriesland, ſo wie die Reichsſtadt Goslar, ein Theil des Eichsfeldes, die Kreiſe Emsbühren und Meppen, die niedere Grafſchaft Lingen, und einige andere Enclaven gewonnen, auch die ſeit 1753 pfandweiſe beſeſſene Grafſchaft Bentheim mit dem hannöveriſchen Staat gänzlich vereinigt; dagegen das Herzogthum Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil deſſelben und das vom Mecklenburgiſchen und Lauenburgiſchen eingeſchloſſene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andere kleine Diſtrikte an Preußen abgetreten. Im Jahr 1814 wurde in Folge der Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes der bisherige Titel eines Churfürſtenthums Braunſchweig-Lüneburg in den eines Königreichs Hannover verwandelt, und der Regent deſſelben trat dem deutſchen Bunde bei, und ſtiftete zum Andenken an dieſe Begebenheit den Guelfenorden (12. Auguſt 1815), welcher für Civil- und Militärperſonen, Adelige und Nichtadelige, beſtimmt iſt, und 3 Claſſen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. — Die genannten Gegenden waren von ſächſiſchen Stämmen bewohnt, als

Digitized by Google

Carl der Große hier zuerſt das Chriſtenthum und einige Cultur verbreitete. Biſthümer und andre geiſtliche Stiftungen, welche er und ſeine Nachfolger hier gründeten, dienten beide zu erhalten. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiſerlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutſchland, mächtige Herren geiſtlichen und weltlichen Standes auf, von denen wir vorhin die angeſehenſten nannten. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf: die Bergwerke des Harzes und die Lüneburgiſchen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünſtigte dieſe Betriebſamkeit, ſo hart er auch widerſpenſtige Städte beſtrafte (Zerſtörung von Bardowick 1189); er rief niederländiſche Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marſchgegenden an der Weſer einzudeichen. Die faſt hundertjährigen Streitigkeiten, welche bald nach ſeinem Tode ausbrachen, ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinſame Leben in befeſtigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und ſchnell entſtanden eine große Menge bürgerlicher Gemeinweſen und manche derſelben blüheten zu angeſehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarſchaft entſtandene Hanſa hier willkommne Aufnahme; von den 85 Städten, welche dieſe Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover; 2 im jetzigen Herzogthum Braunſchweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in dieſen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ſtändiſchen Verhältniſſe den allergrößten Einfluß. Wenn die Fürſten ſich bis dahin nur mit geiſtlichen und weltlichen Freiherren auf ſogenannten Landtagen berathen hatten, ſo ſahen ſie ſich jetzt genöthigt, ſtädtiſche Deputirte gleichfalls zu denſelben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14ten Jahrhunderts auf den Lüneburgiſchen Landtagen die Deputirten der drei großen Städte eben ſo viel wie die geſammten Freiherren. Aber die Hanſa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Oſtindien bekam der Welthandel eine andre Geſtalt, und die Fürſten ſuchten zum Nachtheil der mächtigen freien Städte den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landſtädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerſtande und dem Landvolke faſt allgemeinen Beifall, aber unter den Magiſtraten der Städte, den adeligen Geſchlechtern und den Fürſten waren viele, die ſich ihr widerſetzten, ſo daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entſtanden. Indeſſen wurde der Reformation durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg und beſonders Julius von Braunſchweig-Calenberg (des Stifters der Univerſität Helmſtädt) Feſtigkeit und Beſtand gegeben. Die neuen Verhältniſſe zwiſchen Fürſten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten ſich vollkommen durch den dreißigjährigen Krieg, deſſen Geißel dieſe Länder mehr als einmal in vollem Maße fühlten. Als ſich das Land von den Leiden dieſes Krieges allmälig erholte, da waren viele freiherrliche Geſchlechter ausgeſtorben, viele verarmt, ihre Burgen waren zerſtört, die Ausſicht, ihren Einfluß durch den Beſitz reicher geiſtlicher Pfründen vermehrt zu ſehen, war dahin durch Einziehung der geiſtlichen Güter, zu der die Reformation Veranlaſſung oder Vorwand gegeben hatte, die Städte waren heruntergekommen, ihre Mauern zerſtört oder von fürſtlichen Söldnern beſetzt. Die Stände des Landes mußten ſich zu großen Geldbewilligungen bequemen, welche die auf den fürſtlichen Gütern ruhenden Schulden, die Unterhaltung zahlreicher Kriegsſchaaren und koſtbarer Hofhaltungen erfoderten. Der Adel,

Digitized by Google

einer vormaligen Freiheit uneingedenk, ſuchte, wie überall in Deutſchland, ſo auch hier, Macht und Wohlſeyn aus der Gnade des Fürſten, indem er ſich der Hofſtellen ausſchließlich und der wichtigſten Aemter in allen Fächern überhaupt bemächtigte, und mit den Fürſten über die andern Stände zu herrſchen, und zum Nachtheil derſelben veraltete Bevorrechtigungen zu behaupten ſuchte. Indeſſen begann mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts für den Braunſchweig-Lüneburgiſchen (Hannöveriſchen) Staat eine Periode bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Die Vereinigung mehrerer Fürſtenthümer vereinfachte die Adminiſtration und machte mehrere Hofhaltungen überflüſſig; die einzige, welche fortan zu Hannover unterhalten wurde, koſtete, beſonders ſeitdem die Fürſten den Großbritanniſchen Thron beſtiegen, gegen das, was andere churfürſtliche Höfe aufgehen ließen, wenig. Kammer- oder Privatſchulden der Fürſten ſind ſeit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil deſſen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanſtalten verwendet. Steuern wurden nie anders als nach Berathung und mit Bewilligung der Stände ausgeſchrieben; überhaupt berieth ſich der Fürſt über alle wichtige Gegenſtände der innern Staatsverwaltung mit den Ständen. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geiſtlichen Güter zu Unterrichtsanſtalten verwendet hatte, ſo wurde auf dieſe auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanſtalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritteracademie zu Lüneburg. Die im J. 1737 eröffnete Univerſität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranſtalten ähnlicher Art, und erwarb ſich in den letztern Decennien des verfloſſenen Jahrhunderts das Verdienſt, die Wiſſenſchaften mit Beſonnenheit und Vernunft zu pflegen, während man ſich an ſo manchen andern Orten den Verwirrungen eines literäriſchen Revolutionirens hingab. Weniger Aufſehen erregend, aber vielleicht eben ſo wohlthätig in ihren Wirkungen, waren die Verbeſſerungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover anfangs von einem Privatmann geſtiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterſtützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerſt in Deutſchland von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Induſtrieſchulen ein Großes beitrugen. Als der dritte und erbittertſte Kampf um Schleſien Veranlaſſung ward, daß die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich auch in Deutſchland durchgefochten wurden, da ward auch Hannover in den ſiebenjährigen Krieg gezogen, und litt, beſonders in ſeinen ſüdlichen Provinzen, nicht wenig. Dadurch wurden über dieſe nicht unbeträchtliche Schulden gebracht, welche beſonders im Göttingenſchen, Grubenhagenſchen und Calenbergiſchen große Abgaben nothwendig machten. Dieſes in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts gemeinſchaftliche Leiden aller deutſchen Provinzen blieb indeſſen noch immer erträglich, weil die allgemeine Wohlhabenheit, beſonders die der ackerbau- und gewerbtreibenden Klaſſen, zu gleicher Zeit auffallend zunahm. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind theils in der zu jener Zeit überall beobachteten ſchnellen Entwicklung einer größern Betriebſamkeit, theils in Localverhältniſſen zu ſuchen. Die Ruhe, welche Norddeutſchland 30 Jahre hindurch genoß, der, beſonders durch die Zunahme des engliſchen und nordamerikaniſchen Handels, um mehr als das Doppelte

vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona, welcher von dieſen aus mit dem innern Deutſchlande zum größten Theil durch das Hannöveriſche betrieben wurde, und welcher in den Jahren 1792 — 1803 durch die Zerſtörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. ſ. w. zu einer unerhörten Höhe ſtieg — der Anbau wüſter Stellen (im Bremiſchen wurde im J. 1760 die Cultur des Teufelsmoors begonnen, und auf demſelben, wo ſonſt keine menſchliche Wohnung war, leben jetzt 10 — 12.000 Menſchen, — im Lüneburgiſchen wurde ſeit den letzten 25 bis 30 Jahren der cultivirte Boden faſt um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterſtützung der Anbauer, theils durch Begünſtigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Aber die Stürme der Revolutionszeit ſollten auch dieſes Landes Werth und Wohlſeyn prüfen. Die Lehren, welche zu Anfang der Revolution in Frankreich aufgeſtellt wurden, mußten hier im Allgemeinen eine ſehr günſtige Aufnahme finden. Auf der einen Seite hatte die Beibehaltung ſtändiſcher Repräſentation, die genaue Verbindung mit den nahe liegenden deutſchen freien Handelsſtädten und dem freien Großbritannien, und der mannigfaltige Verkehr mit Ausländern hier eine gewiſſe vielſeitigere Anſicht der Dinge und eine Kenntniß und Liebe geſetzmäßiger Freiheit hervorgebracht, wie man ſie nicht leicht in einer andern deutſchen Provinz fand. Auf der andern dauerte ſo manches fort, was dieſem widerſprach, Prätenſionen und Privilegien des Adels, drückende Verhältniſſe des Lehenswesens u. ſ. w.; auch bewies die Regierung nicht immer die gehörige Achtung gegen anerkannte Rechte der Stände und Unterthanen, wie ſich dies z. B. bei den Foderungen an das engliſche Kriegscommiſſariat nach dem ſiebenjährigen Kriege und in der Sache des Herrn von Berlepſch, am meiſten aber damals zeigte, als die Landmiliz verfaſſungswidrig den ſtehenden Truppen einverleibt wurde, eine Handlung, welche der Sache nach ſehr wohl zu rechtfertigen, der Form nach aber eben ſo ſehr zu tadeln war (Frühjahr 1795). Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umſtand, daß England die Truppen beſoldete, wurde dieſe Anſtrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung ſich in die Maßregeln des preußiſchen Hofes fügte, welcher mit den Franzoſen Frieden geſchloſſen und verſprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutſchlands mit gewaffneter Hand zu ſchützen (17ten Mai 1795). Ganz Norddeutſchland, und alſo auch Hannover, hat durch den verſtärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Dem hannöveriſchen Lande aber hat der Cordon vom Sommer 1796 — 30ten April 1801 eine Schuldenlaſt von 3,263,198 Thalern zugewälzt, und als im Frühjahr 1801 zwiſchen England und den nordiſchen Mächten Streitigkeiten entſtanden waren, da wollte Preußen den hannöveriſchen Landen nicht einmal Neutralität zugeſtehen, ſondern beſetzte dieſelben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwiſchen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußiſchen Truppen mußten das Hannöveriſche verlaſſen. Unter der Hand aber wurde dieſe Macht von Frankreich begünſtigt; ſo wurde ihr der Beſitz von Hildesheim, Corvey und Höxter zur Benachtheiligung Hannovers zugeſichert, dieſes mußte ſich mit Osnabrück begnügen. (Beſitznahme den

Digitized by Google

4. November 1802). Indeſſen hatte Bonaparte's Umſichgreifen einen neuen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, ſeine Plane zunächſt über Hannover, dann über ganz Norddeutſchland auszudehnen. Unter Mortier näherte ſich eine franzöſiſche Armee. Zum Widerſtande zu ſchwach, ſchickte man dem feindlichen General eine Deputation entgegen, welche die berüchtigte Convention zu Suhlingen (3. Jun. 1803) ſchloß, von welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Juli 1803) eine faſt unausbleibliche Folge war. Vermöge derſelben mußte die hannöverische Armee gänzlich auseinandergehen, nachdem ſie Feſtungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die franzöſiſche Armee beſolden, unterhalten und beritten machen, mußte ſich zu unbeſtimmten Contributionen verpflichten u. ſ. w., kurz es war ganz der feindlichen Willkür überlaſſen. Die Regierung, und ein Theil des Hofes mit den meiſten Kaſſen und manchen Koſtbarkeiten hatte ſich gerettet; ſtatt ihrer trat eine Deputation aller Landſtände zuſammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine executive Commiſſion wurde von ihm ernannt, um ſeine Befehle im Lande zu vollziehen. Das Land litt gewaltig, nach einem halben Jahre rechnete man die Koſten der Invaſion, welche aus öffentlichen Kaſſen beſtritten waren, auf mehr als 4 1/2 Millionen Thaler. Im Jahre 1805 zeigte ſich einige Hoffnung der Erlöſung. Zwiſchen Oeſterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt deſſen aber ſchloß Preußen einen Vertrag mit Frankreich, nahm zuvörderſt das Churfürſtenthum in Verwahrung und Adminiſtration, und erklärte endlich (am 1. April 1806): Hannover ſey von Frankreich gegen Anſpach, Cleve und Neufchatel an Preußen abgetreten, und auf immer und ewig mit dieſem vereinigt, damit es in dieſer Verbindung die Sicherheit fände, welche ſeine bisherigen Fürſten ihm nicht gewähren könnten. Aber ſchon im nächſten Jahre fiel auch Hannover wiederum in Napoleons Hände. Dieſer löſete jetzt ſeine bis dahin noch beſtandene innere Verfaſſung auf, und ließ es von dieſer Zeit an zum Theil durch einen Generalgouverneur, zum Theil durch ſeinen Bruder, der unter dem Titel eines Königs von Weſtphalen zu Caſſel reſidirte, verwalten. Die feindliche Invaſion hatte von 1803 an bis zu dieſem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich von dieſem Zeitpunkte an keine neuen Landesſchulden gemacht, das Land aber auf andere Weiſe mehr noch wie bisher gedrückt und ausgeſogen. Nachdem zuerſt nur das Göttingenſche, Grubenhagenſche und Osnabrückſche zum Königreich Weſtphalen geſchlagen war, wurde plötzlich (Anfang 1810) das ganze Churfürſtenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgiſchen, dieſem zugeſchieden, und kaum hatte man angefangen es zu dieſem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon eben ſo unerwartet Lauenburg gegenüber von der Elbe ab einen Strich in ſüdweſtlicher Richtung quer durch das Königreich Weſtphalen, und der Souverän deſſelben erfuhr durch die Zeitungen, daß, was nördlich deſſelben liege, ihm nicht mehr zugehören ſolle (Ende 1810). So behielt er vom Hannöverſchen nur das Göttingenſche, Grubenhagenſche, Calenbergiſche und 2/3 des Lüneburgiſchen; der Reſt deſſelben, ſo wie das Lauenburgiſche, Bremenſche, Verdenſche, Hoyaſche, Diepholziſche und Osnabrückiſche wurde mit den Hanſeſtädten, dem Oldenburgiſchen u. ſ. w. unter dem Titel des hanſeatiſchen Departe-

Digitized by Google

ments dem großen Kaiſerreiche einverleibt. In beiden ſtieg das Elend, deſſen Schilderung wir hier übergehen, und mit ihm die Unzufriedenheit von Tage zu Tage höher, und als im Frühjahr 1813 die Ruſſen in Norddeutſchland erſchienen, war alles zum Aufſtande reif. In den nördlichen Theilen brach dieſer ſogleich aus und half die Franzoſen verſcheuchen, aber als ſie verſtärkt wiederkehrten und ungeachtet der Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) ſich wieder feſtgeſetzt hatten, da mußte das Land ihre ſchwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. September) befreite den nördlichen, Czerniſcheffs Zug nach Caſſel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den ſüdlichen Theil. Gleich anfangs im Frühjahr 1813 hatten ſich freiwillige Schaaren zum hannöveriſchen Kriegsdienſt gebildet; nach und nach wurde ein kleines Korps geſammelt, welches in dem Kriege an der Unterelbe 1813 und 1814 weſentliche Dienſte leiſtete; dann wurden (Frühjahr 1814) 30 Bataillons Landwehr je zu 800 Mann dieſen Feldtruppen hinzugefügt. Ein großer Theil von beiden hat bei Waterloo gefochten. — Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsminiſterium zu Hannover wieder die Regierung des Landes; ſpäterhin hat der königl. Prinz, Adolph, Herzog von Cambridge, unter dem Titel eines Generalgouverneurs des Königreichs Hannover, das Präſidium dieſes Collegii erhalten. Es ſteht daſſelbe unmittelbar unter dem Landesherrn (jetzt dem Prinzen Regenten), berichtet an denſelben, und empfängt von demſelben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung, in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermeſſen. Indeſſen iſt es jedermann erlaubt ſich in andern, als in Juſtizſachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieſer Oberregierung ſtehen verſchiedene Provinzialregierungen. — Die Juſtiz wird in erſter Inſtanz theils von königl. Aemtern, Gerichtsſchulzen, Gogräfen, Garniſonsgerichten u. ſ. w., theils von Patronatgerichten adminiſtrirt, welche letztere theils von geiſtlichen und weltlichen Gutsbeſitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch beſondre Ober- und Untergerichte. Ein Theil der Patronatgerichte iſt 1813 nicht wiederhergeſtellt worden. In zweiter Inſtanz ſprechen das Generalkriegsgericht in Militärſachen, und in den übrigen verſchiedene Juſtizkanzleyen, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsſtandes Genießenden unmittelbar unterworfen ſind. Die ehemaligen Hofgerichte ſind nicht wieder hergeſtellt. Endlich iſt ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches im Namen des Landesherrn in letzter Inſtanz ſpricht. — Die drückendſten der von den feindlichen Behörden angeordneten Steuern wurden ſogleich nach der Befreiung des Landes aufgehoben; in einiger Hinſicht behielt man aber dieſe Steuerordnung bei, in anderer kehrte man zu der vor 1803 zurück, alle Steuerexemtionen blieben aufgehoben. Doch ſollte alles dieſes nur proviſoriſch ſeyn, und die neue Steuerordnung den Landſtänden überlaſſen werden. Vormals hatte Hannover ſo viele beſondere Steuerſyſteme und ſtändiſche Collegia als beſondere Provinzen. Zufolge der Verordnung vom 12. Auguſt 1814 ſollten ſich aber die Deputirten aller Provinzen fortan als Deputirte des ganzen Landes betrachten, und zu einer Körperſchaft vereinigen. Bei der Eröffnung des erſten allgemeinen Landtages (13. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „dieſe Verſammlung ſolle ſeinem Bruder für Hannover daſſelbe ſeyn, was für Großbritannien das Parlement iſt.“ Die Gegenſtände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannigfaltig.

Er ſollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während der feindlichen Occupation gemachten Landesſchulden, über die Vereinigung des bisher abgeſonderten Schulden- und Steuer-Weſens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmaſſe und einem Steuerſyſteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines ganz neuen Steuerſyſtems, über die Mängel des Juſtizweſens und die Mittel dieſe abzuſtellen, ſpäterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. ſ. w. Die Schulden aller Provinzen wurden aus den ältern Zeiten auf 2,604,498 Thaler, für den preußiſchen Cordon auf 3,263,198 Thaler, aus der franzöſiſchen Invaſion auf 4,809,765, alſo im Ganzen auf 10,677,461 Thaler angeſchlagen. Die Schulden, welche auf Hildesheim, Nieder-Lingen und Oſtfriesland liegen mögen, ſind nicht in dieſer Rechnung begriffen, wohl aber die des größtentheils an Dänemark abgetretenen Herzogthums Lauenburg. Hierzu waren noch aus den Jahren 1813 — 1815 neue 1,100,000 Thaler Schulden gekommen, doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fodern. Zur Deckung der Landesbedürfniſſe, mit Einſchluß der Zinſen für dieſe Schulden, wurden von den alten Provinzen, mit Ausſchluß der an der Ems, gegen 2,400,000 Thaler gefodert; das übrige geben die Einkünfte der Domainen her. Für ein Land von 1,150,000 Einwohnern konnte man jene Steuerfoderung nicht beſonders drückend finden, wenn man ſie mit dem, was andere deutſche Staaten aufbringen müſſen, vergleicht. Mit Mühe ſcheint es dahin gebracht zu ſeyn, daß die Stände die von der Regierung gewünſchte, wohl ſchwierige, aber auch ſehr wohlthätige Vereinigung aller Provinzen ausſprachen; gleiche Schwierigkeiten fand man bei der Ausführung manches andern von der Regierung Gewünſchten. Vielleicht wirft Folgendes einiges Licht auf dieſe Erſcheinung. Zu der allgemeinen Ständeverſammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geiſtlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der ſtädtiſchen Magiſtrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbeſitzer. Wenn in der Zuſammenſetzung der Landesſtände der Adel ſehr begünſtiget ward, ſo folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand ſich dieſe Begünſtigung nicht mehr ſo ſehr wie ehemals. Adelige Güter bleiben gleichen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel iſt zur Landwehr und zum Landſturm wie alle übrige verpflichtet. Mehrere Männer unadeliger Geburt haben ſehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige ſolche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden iſt; einer iſt Chef des Juſtizdepartements in der oberſten Landesregierung geworden; mehrere ſind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern deſſelben, welches alles vormals unerhört geweſen wäre. — Den Flächeninhalt des Königreichs kann man auf 800 — 850 Quadratmeilen, und ſeine Bevölkerung auf 1,200,000 bis 1,300,000 Einwohner rechnen. Die letztere iſt ſehr im Zunehmen, nach detaillirten officiellen Nachrichten wurden im Jahre 1816 im ganzen Königreiche über 30,000 mehr geboren als ſtarben. Von Auswanderungen weiß man nichts, vielmehr kann man rechnen, daß durch die engliſch-deutſche Legion 5 — 6000 Männer ins Land zurückgekehrt ſind. In den alten Provinzen und in Oſtfriesland ſind die proteſtantiſchen Confeſſionen herrſchend; in Hildesheim und Osnabrück findet man Catholiken und Proteſtanten etwa in gleicher Anzahl. — Ackerbau iſt die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Aernten, ſo wie durch den durchgehenden

Handel und die Conſumtion der naheliegenden Seeſtädte wird derſelbe ſehr belebt. Die kornreichſten Provinzen ſind Hildesheim, Göttingen, das ſüdliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marſchgegenden an der Elbe, Jeetze, Oſte, Weſer, Aller und Leine, ein Theil von Osnabrück und Oſtfriesland; in den Marſchgegenden überhaupt iſt die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder gibt es ſehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben als in den Heidegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deiſter u. ſ. w., und ſelbſt einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt ſind, und ſich hin und wieder Steinkohlen, ſehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vorzüglich aus dem Bremiſchen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil verſorgt werden. Salz iſt reichlich vorhanden. Auf dem Harze und in den Gebirgen um ihn her finden ſich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, ſo ernähren ſich doch damit 15,000 bis 20,000 Menſchen. Die natürlichen Produkte des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derſelben verarbeitet ausgeführt (beſonders Garn und Leinewand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weiſe nirgends Gegenden, die hauptſächlich von Fabriken und Manufakturen leben; alſo auch nirgends das Elend, welches, bei der geringſten Veränderung in den Preiſen, dieſe Erwerbsarten ſo unglückbringend macht. — Eine eigentliche Handelsſtadt beſitzt Hannover ſeit kurzem in Emden. Ueberdem findet ſich größtentheils nur durchgehender und Zwiſchenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn abwirft. Die Hauptſtraßen deſſelben gehen von Hamburg über Lüneburg nach Braunſchweig, Magdeburg, Leipzig und Celle u. ſ. w.; von Lübeck über Lüneburg nach denſelben Orten; von Hamburg über Harburg nach Celle und nach Bremen; von Bremen auf Celle und Braunſchweig, oder auf Hannover, Hildesheim und den Harz, Münden und Caſſel; von Bremen auf Osnabrück; von Emden auf Münſter und Osnabrück. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landſtraßen. — Die Charte der Länder zwiſchen der Elbe und Weſer, Trave und Hunte, von Hogreve und Heiliger, 6 große Blätter 1812, iſt das Beſte, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Charte von W. Müller, General-Quartiermeiſter-Lieutenant, welche einen Maßſtab von 1 1/10 Zoll auf die Meile erhalten wird, verſpricht ſehr viel. — Bis jetzt war Scharf's politiſcher Staat des Churfürſtenthums Braunſchweig-Lüneburg das beſte ſtatiſtiſche Werk, jetzt iſt eine neue vollſtändige Statiſtik aus officiellen Quellen von den Gebr. Hahn zu Hannover angekündigt. — Für die hannöveriſche Geſchichte giebt es eine große Menge von Sammlungen und Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze iſt noch am beſten in Steffens Geſchichte des Geſammthauſes Braunſchweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu ſehr nur Geſchichte der Fürſten. K. Venturini's vaterländiſche Geſchichte, 4 Thle. Braunſchweig 1805 bis 1809, iſt ohne hiſtoriſche Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neueſten Zeiten der hannöveriſchen Geſchichte ſind ohne Kenntniß der innern Verfaſſung und einzig nach den zwiſchen 1803 — 1806 erſchienenen Flug- und Streitſchriften bearbeitet. C — e.

* Hannover, Hauptſtadt des im vorigen Art. beſchriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus ſchiffbar wird, in einer ebenen,

wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den älteſten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hanſa. Die Altſtadt, der ein beſonderer Magiſtrat vorſteht, hat größtentheils krumme und enge Straßen, ohne ſchöne öffentliche Plätze. Nach und nach ſind die Neuſtadt und die Aegidien-Neuſtadt angebaut, von denen die erſtere einen beſondern Magiſtrat hat; beide ſind viel ſchöner und regelmäßiger gebaut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältniſſe zu dem Lande zu danken, als Sitz der höchſten Behörden. Sie ſank auch deshalb ſeit 1803, beſonders ſeit 1808, und fing an zu verfallen, bis ihr im Jahr 1813 die Quellen des vormaligen Wohlſtandes wieder eröffnet wurden. Das Schloß hat während der Invaſion ſehr gelitten, es war in eine Caſerne verwandelt worden. Merkwürdig ſind die Münze, das Zeughaus, die Marſtälle, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büſte von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgeſtellt iſt, die kleine aber geſchmackvolle katholiſche Kirche u. ſ. w. Einige Fabriken und Manufacturen ſind hier vorhanden; bedeutender aber iſt der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesproducten, theils durchgehender, beſonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Luſtſchlöſſer Montbrillant und Herrenhauſen, das letztere mit einem ſteifen Luſtgarten, aber ſehenswürdigen Waſſerkünſten und einem merkwürdigen botaniſchen Garten. Ferner der gräflich Walmodenſche Garten mit ſchönen Kunſtſammlungen. Hannover mag 1500 Häuſer und 20,000 Einwohner haben. C-e.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigſten Regenten dieſes Landes. Harald hielt ſich zur Zeit, wo ſein Vater ſtarb (863), in den Bergen von Dovrefield auf, und hatte bereits in mehrern Schlachten körperliche Stärke und große Geiſteskraft bewieſen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte ſeine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein ſie, ſtolz und ſchön, antwortete Haralds Geſandten, daß ſie nur dann ſeine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen ſich unterworfen hätte. Harald ſchwur, ſein Haar nicht eher ſchneiden zu laſſen, als bis er Gida's Wünſche erfüllt hätte, und nach 10 Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwiſchen ſehr lang und ſchön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem ſchönen Haare. Indem er ſich die kleinen Könige unterwarf, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus und gründeten anderswo norwegiſche Niederlaſſungen. Hrolf oder Rollo kam nach Frankreich und ſetzte ſich in Neuſtrien feſt, andrerſeits wurden die bisher wüſten Inſeln Island, Schottland, Faröe und die Orcaden, bevölkert. Harald, der ſah, daß die entflohenen Norweger ihre Streifereien oft bis in ſein Gebiet ausdehnten, ging zu Schiff, um ſie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orcaden ꝛc. und kehrte wieder in ſein Reich zurück. Er hatte ſeine Reſidenz in Drontheim aufgeſchlagen und ſtarb dort 930, nachdem er ſein Reich durch kluge Geſetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schickſale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abſtammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im Jahre 1033 commandirte

er, erſt ſechszehn Jahre alt, ſechshundert Schiffe in der Schlacht bei Stickelſtab, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh ſchwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürſt Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küſten von Eſthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Konſtantinopel, und nahm als Barenger am Hofe der Zoe Dienſte. Die Leibwache der griechiſchen Kaiſer beſtand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen und Schweden, die den ſcandinaviſchen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in dieſem Corps den Seekrieg gegen die afrikaniſchen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüſteten. Im Jahre 1035 beſuchte er Jeruſalem, und 1038 ſchlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß ſie keinen andern Chef als den Kaiſer erkennen dürften, trennte ſich alſo von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog eine Armee von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter ſeine Fahnen. An ihrer Spitze verſetzte er den Kriegsſchauplatz nach Afrika, beſiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung ſchickte. 1042 kam er nach Konſtantinopel zurück, und verkündigte der Kaiſerin, daß er ihre Dienſte verlaſſen wolle, weil er erfuhr, daß ſein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die dieſen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit ſehen konnte, wollte ihn zurückhalten und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über ſeine Weigerung beſchuldigte ſie ihn, den dem Kaiſer gehörigen Theil der Beute für ſich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet, floh er über das ſchwarze Meer, vermählte ſich in Nowogorod mit Eliſabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten ſeiner Gemahlin, an.

† **Hardenberg** (C. A., Fürſt von). Er beſitzt als Dotation, die ihm der König (November 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von ſeinen Kindern erſter Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere iſt mit dem königl. baieriſchen General-Lieutenant Graf v. Pappenheim vermählt. Der Sohn **Chriſtian Heinrich Auguſt, Graf von Hardenberg Reventlow**, iſt königlich däniſcher geh. Conferenzrath und Beſitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur **Grafſchaft Hardenberg** erhobenen Stammgüter des Hauſes in Dänemark.

* **Harlem**, eine Stadt im Königreiche der Niederlande, in dem zur Provinz Holland gehörigen Gouvernement Nordholland, unweit des Harlemer Meeres, am Fluſſe Sparen, der durch dieſelbe hindurch fließt, ſteht durch Canäle mit Amſterdam und Leiden in Verbindung, hat 8000 Häuſer, aber nur 21,000 Einwohner. Die ſehr reinlichen Straßen ſind mit Bäumen beſetzt und von Canälen durchſchnitten. Auf dem Markte befindet ſich die marmorne Statüe des Lorenz Koſter, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunſt zuſchreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet ſich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig ſind das Taylerſche Muſeum und das Naturaliencabinet der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften; desgleichen die Enſcheideriſche Schriftgießerei. Die Blumen-Cultur war ſonſt hier in einem außerordentlichen Flor, hat ſich jedoch

n eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), iſt dieſſen immer noch von Bedeutung. Im Jahre 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Liſſabon mehr als 18,000 Stück Türkiſche Ranunkelſtöcke. Noch ind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln die entfernteſten Gegenden verſorgen. Sonſt war Harlem durch ſeine Induſtrie ſehr blühend. Von den 3000 Seidenſtühlen ind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmteſten ſind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, ſeidenes Beuteltuch (das beſte n Europa), und unterhält Seeſalzſiedereien. Der Handel iſt nicht lebhaft. In der Nähe iſt der Harlemer Buſch, einer der anmuthigſten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke, und einem ſchlanken, üppigen Wuchſe. Schöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerſtreut. Vor allen zeichnet ſich das mit fürſtlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope aus, deſſen Inneres koſtbar verziert iſt. Die Treppen, Thüren und Parquets ſind von Mahagoniholze, die Fenſter von röthlichem Venezianiſchen Spiegelglaſe, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich iſt eine Treppe, die nebſt dem Geländer aus weißem Tarrariſchen Marmor beſteht, durch ihre höchſt zierliche Arbeit bemerkenswerth. Der Palaſt ſteht gegenwärtig unbenutzt, denn es iſt noch nicht ausgemacht, ob ihn die Familie Hope zurücknehmen, oder ob er ein Eigenthum des Königs der Niederlande bleiben wird, da er früher von Louis Bonaparte für Rechnung des Staates angekauft wurde.

Harmattan, wie der Chamſin, ein beſonderer Wind, welcher periodiſch von dem Innern Afrika's nach dem atlantiſchen Ocean zu weht. Er herrſcht beſonders im December, Januar und Februar, und iſt gewöhnlich von einem dichten Nebel begleitet, der die Sonne oft ganze Tage verbirgt. Aeußerſte Hitze und Trockenheit iſt ſein Charakter, ſo daß die Gewächſe von ſeinem Hauch verdorren, und ſelbſt der Menſch von ihm gefährdet werden kann.

Haruſpex, ſ. Aruſpex.

* Harz, Deutſchlands nördlichſtes Hauptgebirge, von da gegen Norden nach der Oſt- und Nordſee ſich eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erſtreckt. Der Harz iſt ein frei ſtehendes, aber von mehreren niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das ſich vom 27° 30′ bis 29° 10′ der Länge und vom 50° 31′ bis 51° 57′ der nördlichen Breite erſtreckt, und durchaus ſteil aus der Ebene empor ſteigt. Dieſes 14 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Gebirge beſteht aus einigen tauſend Bergen und Thälern, die labyrinthiſch unter einander verſchlungen ſind, und liegt zwar zwiſchen der Saale und der Weſer, reicht aber nicht von dem einen Fluſſe bis zu dem andern. Die wahren Harzgebirge fangen an der Oſtſeite im Mansfeldiſchen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgiſche, die Grafſchaften Stolberg, Hohenſtein und Wernigerode, einen Theil von Halberſtadt und Blankenburg, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo ſie ſich gegen Weſten bei der braunſchweigiſchen Stadt Seeſen endigen. Der Flächeninhalt des Gebirges beträgt an 36 bis 40 Quadratmeilen, wovon den größten Theil Hannover beſitzt. Auch Preußen, Anhalt-Bernburg und Braunſchweig beſitzen Theile des Harzes. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannsſprache heißt Oberharz die

ſieben Bergſtädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde; Unterharz begreift nach dieſer Eintheilung bloß den Rammelsberg nebſt den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg. Im weitern Sinne hingegen ſcheidet der Brocken, der höchſte Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des ganzen Gebirges bildet, und nach allen Weltgegenden Flüſſe ſendet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Weſten des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und iſt der höhere, erzreichſte Theil (ohngefähr 23 Quadratmeilen groß); was oſtwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturſchönheiten übertrifft, und ohngefähr 13 Quadratmeilen groß iſt. Der Brocken nebſt der nördlich bei Wernigerode und der ſüdlich im Amte Lauterberg ſich verflächenden Bergkette theilt die Gewäſſer: alle öſtlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme gehen in die Elbe; alle weſtlichen, als die Oder, Sieber, Söſe, Nette, Innerſte, Oker, Radau, Ecker und Ilſe fallen der Weſer zu. Der Harz gehört nicht zu den höchſten Gebirgen Deutſchlands; die deutſchen Alpen übertreffen ihn dreimal und noch mehr an Höhe, auch das Rieſengebirge und der Schwarzwald ſind höher. Der Brocken, die höchſte Kuppe des Harzes, iſt 3489, nach Andern 3455 Fuß hoch; dieſem folgen der 2725 Fuß hohe Bruchberg, der 2667 Fuß hohe Wormberg und die 2605 Fuß hohe Achtermannshöhe. Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächſt liegenden Hauptſtocke des Gebirges einnimmt, beſteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteriſtiſches Kennzeichen die Grauwacke iſt; am Fuße dieſes Grauwackengebirges, das an Höhe den Hauptſtock nicht erreicht, und in welchem vorzüglich der Erzreichthum ſich befindet, ſind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima des Harzes, beſonders des Oberharzes iſt kalt. Erſt zu Ende des Mai's läßt in der Regel der Froſt nach, und ſchon zu Ende des Septembers ſtellt ſich derſelbe wieder mit Schneegeſtöber ein, und ſelbſt im Junius ſind Nachtfröſte keine Seltenheit. Bis in den März ſchneit es faſt beſtändig, oft ohne Aufhören drei bis vier Tage lang. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum ſechs Wochen, und ſelten ſchmilzt auf den höchſten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verliſcht auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes iſt durchaus bewaldet (allein in dem hannöveriſchen Antheile ſind 286,363 Morgen Waldung), auf ſeinen erhabenſten Kuppen ſteht die Fichte, doch auf dem Brocken ſelbſt zu einem Zwergbaum zuſammengeſchrumpft; auf den niedrigern Bergen vermiſchen ſich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge ſind mit den ſchönſten Eichen, Buchen, Birken ꝛc. bedeckt. Eben ſo hat das Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, auch isländiſchem Mooſe und den ſchönſten Graswuchs, im Sommer nähren ſich große Heerden von Rindvieh, auch Schaafe, Ziegen und Pferde von ſeinen aromatiſchen Kräutern. Der Getraidebau iſt auf dem Oberharze gänzlich unbedeutend, und beſchränkt ſich höchſtens auf Hafer; der Unterharz treibt ſchon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirſche, Rehe, wilde Schweine, Füchſe, wilde Katzen ꝛc. Doch der Reichthum des Harzes beſteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Dieſe beſtehen vorzüglich in wenigem Golde aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eiſen,

Blei, Kupfer, Zink, Arſenik, Braunſtein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaſter ꝛc. Man ſchätzt bloß den Ertrag der hannöverſchen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberſchuß bleibt. Daher lebt der größte Theil der Bewohner des Harzes von Berg- und Hüttenbau. Die Städte des Oberharzes ſind ſämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Anſehen. In den gewöhnlichen Häuſern iſt bloß das ein bis drei Fuß hohe Fundament, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen ſelbſt ſind ſo gebaut. Die Häuſer ſind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunſtvollen Einrichtungen, der Brocken mit ſeiner weiten Ausſicht, jetzt auf ſeiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshauſe, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeſte Gebirgsgegend und ſchönſte Parthie des Harzes, bei dem halberſtädtiſchen Dorfe Thale; die verſchiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle, das romantiſche Selkenthal mit dem Mädchenſprunge und dem Alexisbade, das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiſer für Reiſende iſt das Taſchenbuch für Reiſende in den Harz von Gottſchalk, davon jetzt die zweite Auflage erſchienen iſt.

Häſer (Charlotte Henriette), berühmte Sängerin, iſt 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die Kunſt hochverdienten Muſikdirectors der Leipziger Univerſität, J. G. Häſer. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt ſie zunächſt ihrem Vater und dem trefflichen Muſikdirector Schicht in Leipzig. Sie erwarb ſich im Beginnen ihrer künſtleriſchen Laufbahn, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunſt. Im Jahre 1804 wurde ſie bei der italieniſchen Oper in Dresden als Sängerin angeſtellt. Unter der herrlichen Leitung des zu früh verſtorbenen Muſikdirectors Geſtewitz und des berühmten Hofſängers Ceccarelli, eines Altiſten, vervollkommnete ſie ſich immer mehr, ſo daß es ihr in einigen Jahren gelang, durch Kunſtfleiß mit der rühmlich bekannten Signora Pär zu wetteifern. Bald nachher erhielt ſie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erſte Sängerin. Ihre herrliche, reine Stimme, ihre Kunſtfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italieniſchen Geſangsmethode mit deutſcher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr, der Deutſchen, eine ausgezeichnete Aufnahme und allgemeinen Beifall, welchen ſie ſich auch in Wien, vor ihrer Reiſe nach Italien, in mehreren italieniſchen Darſtellungen zu verdienen wußte. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte ſie ihren Ruf durch ſtrenge Sittlichkeit und eine ſeltene Beſcheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch ſpäter von mehreren Kunſtanſtalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica, zu überreichen. Die ausgezeichnetſten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Beſitz. Sie ward zu wiederholten Malen nach Rom berufen, wo ſie einen ſeltenen Triumph errang; auch war ſie die erſte Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künſtlern Creſcentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künſtlerin am großen Theater S. Carlo für ein ganzes Jahr engagirt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß ſie die höchſte Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur

la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder Auguſt Ferdinand, der entſchiedenen Antheil an ihrer Kunſtvollendung hat, begleitete ſie auf ihren Reiſen. Seit einigen Jahren aber hat ſich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen. Sie lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreiſe von Kunſtfreunden.

Haſſelquiſt (Friedrich), einer der berühmteſten ſchwediſchen Naturforſcher und Schüler Linné's, war 1722 zu Tawernwalla in Oſtgothland geboren. Bei dem Tode ſeines Vaters, der hier Pfarr-Vicarius geweſen, war er hülf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb ſich Freunde, die ſeine Studien unterſtützten. In Upſala, wohin er 1741 gekommen war, beſchäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeſchichte, und er machte darin unter Linné große Fortſchritte. Als ſein geiſtvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeſchichte von Paläſtina bei weitem nicht ſo erläutert ſey, wie die der meiſten Gegenden Aſiens, fühlte Haſſelquiſt das heißeſte Verlangen, dieſes Land zu ſehen und zu unterſuchen. Er beſiegte alle Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg legten, und ſchiffte ſich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er über Alexandrien und Roſette nach Cairo, unterſuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und ſammelte Naturproducte. Im Jahre 1751 verließ er Cairo, und ging über Damiette und Jaffa nach Paläſtina. Hier beſuchte er von Jeruſalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forſchte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Inſecten, Fiſchen u. ſ. w. zuſammen, ja auch auf arabiſche Manuſcripte, auf Mumien und Münzen erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendſten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus ſeinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen ſo reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

† Haugwitz (Graf von). Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Univerſität Breslau ernannt.

Haus der Gemeinen, ſ. Cammer der Gemeinen.

Häuſerſteuer, heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt ſich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente: jene iſt der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, dieſe das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude ſteht, als Landrente (ſ. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauſes beſteht in dem, was von der geſammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und iſt nach der verſchiedenen Lage der Häuſer ſehr verſchieden. Höchſt unbedeutend iſt dieſelbe von Landhäuſern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort iſt ſie oft nicht höher als die Rente ſeyn würde, die man von dem Boden, worauf das Haus ſteht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles ſtärker iſt die Grundrente von Landhäuſern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptſtädten ſelbſt und hier beſonders in den Gegenden, wo die ſtärkſte Nachfrage nach Häuſern iſt. Eine auf die geſammte Hausrente gelegte Steuer iſt zum Theil als Grundſteuer (ſ. d. Art.), zum Theil als Capitalſteuer (ſ. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derſelben aber geſchieht, je nachdem die

Digitized by Google

Umſtände wechſeln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauſes. In manchen Ländern kommt die Häuſerſteuer unter der Benennung von Giebelſchoß, Heerdgeld, Fenſterſteuer, Rauchfangſteuer u. ſ. w. vor. K. M.

Hauterive (Alexandre Maurice Blanc, Graf von), franzöſiſcher Staatsrath, aus einer adeligen Familie in Oberdauphiné, geb. 1754, trat ſehr jung in die Congregation des Oratoriums, das er 1783 verließ. Hierauf war er Profeſſor zu Tours, wo die Nähe von Chanteloup ihm die Freundſchaft des Abbé Barthelemy und das Wohlwollen des Herzogs von Choiſeul verſchaffte. Auf des letztern Verwendung wurde er bei der Geſandtſchaft des Hrn. v. Choiſeul Gouffier in Conſtantinopel angeſtellt. Von hier ging er 1785 nach Jaſſy, wo er unter dem Titel eines Secretärs des Hospodars, (ſo hießen damals die franzöſiſchen Conſuln in der Moldau und Wallachei) mit der Beſorgung des franzöſiſchen Handelsintereſſe beauftragt war. Nach ſeiner Rückkehr vermählte er ſich mit Madame Marchais, Witwe des Intendanten von Rochefort, und lebte im Privatſtande: allein die Revolutionsgräuel bewogen ihn 1793 Frankreich zu verlaſſen. Man gab ihm ein Conſulat in den vereinigten Staaten; er verlor es aber 1793, weil ſeine Grundſätze nicht mit denen der Regierung übereinſtimmten. Als Frankreich beruhigt ſchien, ging er dahin zurück, und erhielt eine Anſtellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Talleyrand. Damals ſuchte er in ſeiner Schrift: Etat de la France à la fin de l'an VIII. (Paris 1800) die Grundſätze der allgemeinen Staatskunſt, von denen man ſich in der Revolution entfernt hatte, wieder aufzuſtellen. Als Talleyrand das Portefeuille verlor, trat auch Hauterive aus dem Departement heraus, und wurde Oberarchivar und Staatsrath. In verſchiedenen Zeiten hat er bei Abweſenheit des Miniſters das Portefeuille ſelbſt übernommen. Im Jahre 1814, beim erſten Einfall der Verbündeten, brachte er 20 Kiſten mit den wichtigſten Staatsſchriften in den Catacomben in Sicherheit. Nach dem Sturze des kaiſerlichen Throns blieb er auf ſeinem Poſten. Als Napoleon 1815 wieder den Thron beſtieg, ward Graf Hauterive aus der Liſte des Staatsraths geſtrichen, weil er die Declaration vom 23. März nicht unterzeichnen wollte. Der König beſtätigte ihn in ſeiner Stelle, und nahm ihn als Staatsrath in den Ausſchuß des Innern und des Handels. Graf Hauterive hat einige Abhandlungen über Tontinen, Aſſecuranzcompagnien, Hoſpitäler, Privilegien der Geſandten u. ſ. w. geſchrieben. Jetzt iſt er mit der Abfaſſung einer Anleitung zu den diplomatiſchen Studien beſchäftigt.

* Havannah (S. Chriſtoval de la), gewöhnlich nur Havanah genannt, iſt die wichtigſte Stadt auf der Inſel Cuba. Sie liegt an der nördlichen Küſte, unter 23° 8' nördl. Breite in einer ſehr fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Straſſen der Stadt ſind zum Theil mit Eiſenholz gepflaſtert. Die Bevölkerung ſoll ſich jetzt auf 70,000 Menſchen belaufen. Das Wichtigſte iſt der Hafen, der, eine Seemeile breit, alle europäiſchen Flotten in ſich aufnehmen kann und dabei ſo ſicher iſt, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Das Waſſer hat meiſtens eine Tiefe von 6 Faden. Die Natur hat ſchon den Hafen befeſtigt, indem ein enger Canal, 1200 Ellen lang, zwiſchen Felſen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der Weſt- und Oſtſeite mit Baſteien, und jede mit 40—50 Stück Geſchütz beſetzt. Außerdem aber ſind alle Felſen, die den Hafen

beherrſchen, ſo ſtark mit Canonen beſetzt, daß man nicht weniger als 800 derſelben in allen Werken zählt. Deßungeachtet ward Havannah zweimal genommen, 1669 von den Freibeutern, oder Flibuſtiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle. Indeſſen beſitzt Spanien dieſen wichtigen Platz wieder ſeit 1763. Es iſt der Schlüſſel zu Weſtindien, und der Verſammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den ſpaniſchen Beſitzungen kommen. Man führt aus Havannah vorzüglich Zucker aus. Dieſe Ausfuhr ſoll ſich in manchen Jahren auf 90 Millionen Pfund belaufen. Auch Caffee, Tabak, Indigo, Farbeholz, Wachs, Mahagoni und Cochenille werden ausgeführt; der Werth dieſer Producte beläuft ſich auf 8 Millionen Piaſter, wovon der vierte Theil als Abgaben an die Krone fällt. Im Jahre 1796 wurden die Ueberreſte des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß ſein Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beigeſetzt werden ſollte. Dies war geſchehen; aber nachdem die Franzoſen Domingo eingenommen, ließen ſeine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der berühmteſten Philologen des 18ten Jahrhunderts, war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete ſeine Studien auf eine glänzende Weiſe, und ward bald danach auf den Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache nach Leyden, wozu auch die Profeſſur der Geſchichte und Beredtſamkeit kam, berufen. Er ſtand dieſen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der ſchätzbarſten Schriften und ſtarb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu beſuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, deſſen Früchte er in verſchiedenen Werken niederlegte. Wir übergehen jedoch dieſe und andre Schriften von ihm, und begnügen uns, ſeine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geſchichte des Joſephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.), des Oroſius (1738, 4.), des Salluſt (1742, 2 Bde. 4.) und des Cenſorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten intereſſanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe ſtehn. Nicht minder geſchätzt iſt ſeine Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria relinquerunt (Leyden 1736 bis 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm ſehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in deſſen Poetae latini minores) zu.

Hayti, ſonſt St. Domingo, auch anfangs Hiſpaniola genannt, iſt eine der größten und wichtigſten Inſeln unter den großen Antillen in Weſtindien, welche mit den kleinern dazu gehörenden Inſeln 1385 Quadratmeilen enthält. Colombo, durch einige Bewohner der zuerſt entdeckten lucayiſchen Inſeln auf das Gold dieſer Inſel aufmerkſam gemacht, landete hier am 6. December 1492, nannte die Inſel Hiſpaniola, und erbaute ein kleines Fort, die erſte Niederlaſſung der Spanier in dieſem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Inſel Hayti, in der Folge erhielt ſie von der Hauptſtadt den Namen San Domingo. Die Länge beträgt von Oſten nach Weſten 80 deutſche Meilen, und die Breite an den meiſten Orten 15 bis 20 Meilen. Man kann dieſe Inſel mit Recht die ergiebigſte und reichſte unter den Antillen nennen. Sie iſt zwar, vornehmlich in der Mitte, ſehr gebirgig, aber dieſe Berge ſind keine kahle unfruchtbare

Felſen, ſondern mehr ſich ſanft abwärts ſenkende und in große angenehme Ebenen auslaufende Höhen, die an den Küſten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüſſen den Urſprung geben, worunter ſelbſt einige ſchiffbar ſind, und wodurch das Land reichlich bewäſſert wird. Die Küſten, von vielen Buchten zerſchnitten, ſind meiſtens ziemlich angebaut; an der Nord- und Weſtküſte erheben ſich viele ſchroffe Kalkfelſen. Das Klima iſt zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und iſt ziemlich geſund, ſelbſt für die Europäer, wenn ſie ſich vor Uebermaß im Genuſſe der Nahrungsmittel, beſonders der ſtarken Getränke, und vor Ausſchweifungen in der Liebe hüten. Man hat, ſo wie gewöhnlich in den Tropenländern, eine trockene und eine naſſe Jahrszeit. Zur Zeit der letztern iſt die Luft beſtändig feucht, und kühle Nächte ſind nicht ſelten. Auch Orcane und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Bloß in dem franzöſiſchen Antheile zählte man 1789 über 11,500 Plantagen, darunter über 6000 Caffee-Plantagen. Hauptproducte ſind Caffee, Zucker, Indigo von vorzüglicher Güte, viele Baumwolle und Cacao. Andere Producte ſind: vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Färbehölzer, Kokospalmen, Piſang, die ſchönſten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirſe, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Pferde- und Rindviehzucht iſt vortrefflich; das Meer iſt reich an Fiſchen. An Mineralien enthält die Inſel Gold in Gebirgen und in Flüſſen, Silber, Kupfer, Eiſen, Queckſilber, Salz, Marmor, Alabaſter und verſchiedene mineraliſche Waſſer. — Caffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, waren nicht urſprünglich auf dieſer Inſel einheimiſch, ſondern wurden erſt durch franzöſiſche Induſtrie dahin verpflanzt. Die Spanier, nachdem ſie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Inſel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million Seelen ſchätzte, mit ihrer bekannten Grauſamkeit vertilgt hatten, vernachläſſigten dieſe ſchöne Beſitzung faſt gänzlich, weil ſie auf dem feſten Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Franzöſiſche Abenteurer ließen ſich (1630) im weſtlichen Theile der Inſel nieder; ihre Zahl vermehrte ſich bald. Seit dem Jahre 1660 nahm ſich die franzöſiſche Regierung dieſer Niederlaſſung ernſtlicher an, und erhielt 1667 von Spanien die Abtretung des weſtlichen Theils der Inſel. Im Frieden zu Baſel 1795 trat Spanien auch die öſtliche Hälfte der Inſel an Frankreich ab. Die franzöſiſche Colonie auf St. Domingo hatte ſeit dem Jahre 1722 außerordentliche Fortſchritte gemacht. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung in dem franzöſiſchen Antheile der Inſel 534,000 Einwohner, und der Werth der ausgeführten Producte über 128 Millionen Livres; der ſpaniſche Antheil enthielt nicht mehr als 125 000 Einwohner. Von dieſer Bevölkerung machten die aus Afrika herüber gebrachten Negerſclaven den größten Theil (über 400,000) aus, den kleinſten Theil aber die aus dem Mutterlande auf die Inſel gekommenen Franzoſen. Dieſe ſogenannten Weißen vermehrten ſich eben nicht häufig durch geſetzmäßige Ehen, — die aus dieſen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man ihrer Farbe wegen Mulatten oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieſer Mulatten waren von ihren Vätern legitimirt, als Chriſten erzogen worden, und traten in ihre Erbſchaften ein. Ein großer Theil der Plantagen war daher in den Händen ſolcher Mulatten,

Digitized by Google

aber ſie konnten unter der königlichen Regierung keine andern bürgerlichen Rechte erhalten, und die Regierung der Colonie ſelbſt war ganz in den Händen der Weißen. Unter dieſen Mulatten gab es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit, als ihre weißen Beherrſcher beſaßen. Es war daher natürlich, daß ſie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menſchenrechte ſich auch auf die weſtindiſchen Inſeln verpflanzten. Sie wollten dieſe Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin ſehr, daß ſie auch die Neger, die an ſie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen laſſen wollten. Das ſchwankende Benehmen des Nationalconvents, der über den innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Beſitzungen zu vernachläſſigen ſchien, beſchleunigte das Unglück dieſer ſchönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents vom 15. Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialverſammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret vom 24. September hob dieſe Begünſtigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebne ſich nicht wieder entreißen laſſen, widerſetzten ſich, von den Negern unterſtützt, mit Gewalt, und ſo begann auf der Inſel ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grauſamkeit fortgeſetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichſten Städte der Inſel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten ſich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde bloß eine unbedeutende Truppenzahl nach St. Domingo geſchickt, aber ſie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Beſitz hatten, ſich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hülfe ſuchten, ſelbſt nicht ans Land gelaſſen. Die Engländer eroberten zwar im September 1793 zwei Häfen und Feſtungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4. Februar 1794 den Negern in den franzöſ. Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus; faſt alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger ſtand Touſſaint-Louvertüre, der am 9. Mai 1801 der Inſel eine eigene Conſtitution gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeſchafft wurde. Der Krieg, den Frankreich mit England zur See führte, machte es unmöglich, Truppen nach St. Domingo zu ſenden, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Nachdem aber am 1. October 1801 die Friedenspräliminarien zwiſchen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, ſchickte der erſte Conſul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3. Febr. 1802 dort ankam. Von dieſen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, beſonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an der Zahl überlegenen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der ſogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüſtung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc, Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eiferſucht, die unter den Anführern der Neger entſtanden, und von den Franzoſen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß ſich die vorzüglichſten Anführer, Touſſaint Louverture, Deſſalines und Chriſtoph, den Franzoſen unter-

warfen. Unter ſcheinbaren Vorwänden wurde Touſſaint nach Frankreich abgeführt, und fand dort, eines beſſern Schickſals würdig, im Gefängniß ſeinen Tod. Sein Schickſal und das ähnliche Schickſal vieler ſeiner Anhänger, ſo wie der Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und die ſtrengſten Maßregeln gegen die aufrühreriſchen Neger genommen werden ſollten, reizte die Letzteren aufs neue. Deſſalines und Chriſtoph ſtellten ſich wieder an ihre Spitze. Die franzöſiſchen Truppen waren ſehr zuſammengeſchmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; ſein Nachfolger Rochambeau, der ihn nicht erſetzte, fand ſich ſo gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinſte zu wählen, am 30. Nov. 1803 ſich in Cap Français, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denſelben blokirenden Engländer ergeben mußte. Von dieſem Augenblick an war St. Domingo auf lange Zeit, wo nicht auf immer, für Frankreich verloren. Deſſalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrſchaft über die Inſel, die ihren urſprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiſer, unter dem Namen Jacob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem ſteht Domingo unter der Herrſchaft von drei Regenten, die ſich abwechſelnd bekriegt und mit einander verſöhnt haben: Chriſtoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach deſſen Tode der General Boyer) und Philipp. Chriſtoph, der mächtigſte unter ihnen, geb. den 6. Oct. 1767, wurde am 2. Juni 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König von Hayti zu Cap Henri (ehemals Cap Français) gekrönt. Er liebt die Pracht und unterhält einen glänzenden Hofſtaat. In dem ſeit einigen Jahren, und zuletzt für das Jahr 1815 erſchienenen, ganz dem franzöſiſchen Hof- und Staatskalender nachgebildeten Almanac royal de Hayti, deſſen Titelkupfer das Reichswappen, einen aus einem brennenden Holzſtoß aufſteigenden Phönix, mit der Umſchrift: Je renais de mes cendres, und zwei Löwen als Schildhalter, mit der Umſchrift: Dieu, ma cause et mon épée, vorſtellt, werden aufgeführt: ein Großmarſchall des Reichs, ein Generaloberſt der Garden, ein Großadmiral von Hayti, ſechs Feldmarſchälle, vier Staatsminiſter und eine große Anzahl verſchiedener Hofämter; der Reichsadel beſteht aus drei Prinzen, acht Herzogen, 19 Grafen, 36 Barons. Auch hat der König 1811 einen königlichen und militäriſchen Orden, den St. Heinrichsorden, geſtiftet. Das Ordenszeichen iſt ein Stern von Gold mit azurner Emaille und ſechs Strahlen. Auf der einen Seite ſteht Heinrichs Bild mit der Umſchrift: Henry fondateur 1811, auf der andern ein Lorbeerkranz mit einem Stern und der Deviſe: Prix de la valeur. Die römiſch-katholiſche iſt die Staatsreligion; in der Hauptſtadt iſt ein Erzbiſchof und in jeder der vorzüglichſten Städte ein Biſchof. Das Reich iſt, wie Frankreich, in Militärdiviſionen und Arrondiſſements eingetheilt. Die Truppen beſtehen aus 6 Garde-, 2 Artillerie-, 2 Cavallerie- und 32 Infanterie-Regimentern. Generaliſſimus iſt der Kronprinz. Auch exiſtirt eine kleine Seemacht. Die Armee beträgt 30,000 Mann. So kleinlich auch dieſe offenbare Nachahmung des ehemaligen kaiſerl. franzöſiſchen Hofſtaats erſcheinen mag, ſo zeugen doch andere Handlungen dieſes Negerkönigs von richtigen Einſichten. Er hat alles angewendet, um aus Europa Gelehrte, Künſtler, Fabrikanten und Handwerker nach Hayti zu ziehen, um dort europäiſche Cultur zu verbreiten; auch unterhält er in England und Deutſchland Agenten,

Digitized by Google

um Handelsverbindungen anzuknüpfen. In Cap Henry iſt eine Univerſität, und in mehreren Städten ſind Lancaſterſche Schulen errichtet. Auch iſt kürzlich in der königlichen Buchdruckerei zu Cap Henry in 7 Bänden ein neues Geſetzbuch unter dem Namen Code Henry erſchienen, welches das Napoleoniſche zum Muſter hat, und ganz von Negern ausgearbeitet iſt. Dieſes Geſetzbuch enthält vieles, was jedem europäiſchen zur Ehre gereichen würde. Seine politiſchen Grundſätze hat er in einem am 18. Sept. 1814 erlaſſenen Manifeſte erklärt, welches mit den Worten ſchließt: „Wir erklären feierlich, daß Wir nie in irgend eine Bedingung willigen werden, welche der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit des haytiſchen Volkes nachtheilig ſeyn könnte. Unſerm Schwure getreu, wollen Wir Uns lieber unter den Trümmern Unſers Vaterlandes begraben, als die Verletzung Unſerer politiſchen Rechte dulden." — Die Hauptſtadt dieſes neuen Königreichs iſt Cap Henry, ſonſt Cap Français, mit einem guten Hafen, und der Mittelpunkt des Handels. Sieben engliſche Meilen von dieſer Stadt liegt auf dem felſigen Gipfel eines ſehr hohen Berges eine mit mehr als 300 Kanonen verſehene und regelmäßig befeſtigte Citadelle, welche nur einen einzigen, in den Felſen gehauenen, engen Zugang hat und das große Depot der Schätze des Königreichs iſt. Das Reſidenzſchloß des Königs, Sans Souci genannt, liegt nicht weit davon, und iſt auf das koſtbarſte ausmeublirt. — Pethion, ein Mulatte, den man als einen Mann von ſanftem Charakter und zuvorkommendem Aeußern ſchilderte, hat durch die Errichtung von Lancaſterſchen Schulen, die Einführung der Kuhpockenimpfung und Beförderung des Ackerbaues und der Induſtrie für das Wohl der unter ihm ſtehenden haytiſchen Republik geſorgt. Dieſe Republik begreift den ſüdlichen Theil der Inſel, und das jedesmalige Oberhaupt führt den Titel eines Präſidenten, wozu nach dem kürzlich erfolgten Tode Pethions der vormalige General Boyer ernannt worden iſt. Die Stadt Leogane iſt der Sitz der Regierung. Beide Staaten ſind Feinde von einander, und nur darin einig, ſich nie wieder unter die Herrſchaft der Europäer beugen zu wollen. Da beide Staaten ſich in einem furchtbaren Vertheidigungsſtande befinden, indem jeder Neger Soldat und mit guten Waffen verſehen iſt, auch die Artillerie unter geſchickten europäiſchen Artillerie-Offizieren ſteht; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Domingo nie unter die Gewalt von Frankreich kommen wird, wenn auch die friedliche Politik Ludwigs XVIII. zu einer ſo verderblichen Expedition bewogen werden ſollte. — Philipp, ein Zögling von Touſſaint Louverture, diente vorher in Chriſtophs Armee. Er lebt mit den andern beiden Regenten im Frieden, ohne Ehrſucht und Anſprüche, und hat 7000 Mann unter den Waffen. Seine Sicherheit entſpringt aus der Lage ſeines Gebiets, das mitten in der Inſel von ſchützenden Bergen eingeſchloſſen iſt, und vorzüglich daher, daß die beiden andern Regenten Nebenbuhler ſind. Es iſt aber zu vermuthen, daß er den Augenblick abwarte, wo die andern beiden in Krieg gerathen werden, um dann durch ſeinen Beitritt eine Entſcheidung zu geben. — In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geſchloſſenen Frieden wurde, im 8ten Artikel, Frankreich der Beſitz der Inſel St. Domingo von Seiten Englands und der übrigen Alliirten zugeſtanden, jedoch unter der Bedingung, daß es den im Basler Frieden 1795 von Spanien abgetretenen Theil an daſſelbe wieder zurückgebe. Indeſſen iſt bisher von Frankreich noch nichts Entſcheidendes zur Wiedereroberung der Inſel geſchehen. Es ſcheint, daß man

Digitized by Google

durch Unterhandlungen mit dem Mulattenchef Pethion, deſſen Unterwerfung man hoffte, etwas bewirken zu können glaubte; nach den neueſten Nachrichten aber iſt der franzöſiſche Agent, der nach St. Domingo geſchickt worden war, von Pethion zurückgewieſen worden. So lange die jetzigen Regenten von Domingo ſich nicht wieder entzweien, ſondern ihre geſammten Streitkräfte bloß Frankreich entgegenſtellen, wird dieſes ſchwerlich wieder zum Beſitz der Inſel gelangen. Auch ſcheint es, daß die Engländer und Nordamerikaner nicht bloß müßige Zuſchauer hierbei ſind, ſondern daß beide, wegen Handelsvortheile, die Neger auf Domingo bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten ſuchen. Für die übrigen Beſitzungen der Europäer in Weſtindien iſt es ſehr gut, daß dieſe Neger, anſtatt ſich in einen Centralſtaat zu vereinigen, ſich in mehrere Regierungen theilen. Uebrigens läßt es ſich durchaus nicht beſtimmen, welche Reſultate aus dieſem mit europäiſcher Civiliſation vertrauten Negerſtaate überhaupt, und für Afrika insbeſondere, in der Folge noch hervorgehen möchten.

Hebert (Jacques René), während der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution unter dem Namen Père Duchêne bekannt, und einer der eifrigſten Agenten der terroriſtiſchen Partei, wurde ungefähr 1755 zu Alençon geboren. Er kam ſehr jung nach Paris, um dort ſein Glück zu machen, fand aber nur Gelegenheit, ſeine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien ſich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Die Revolution fand ihn ohne Unterhalt, und darum einen doppelt gelehrigen Schüler an ihm. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewiſſer Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchêne herauszugeben, das er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksklaſſe mit der neuen Conſtitution und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jacobiner ſetzten dieſem Blatt einen andern Père Duchêne, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem ſie auf die pöbelhafteſte Weiſe täglich den König, die Königin und die königliche Familie beleidigten. So wurde Hebert allmählig der Held des Pöbels. Nach dem 10. Auguſt wurde er Mitglied der Commune, und ſein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verſchwörung mit dem Maire Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet; allein ganz Paris erhob ſich plötzlich und begehrte Freilaſſung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflöſung der Commiſſion der Zwölfe nach ſich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus ſie beſtanden, wurde proſcribirt. Hebert wurde einer der Ankläger der Königin; er beſchuldigte ſie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commiſſäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die ſchmählichſten Fragen an ſie ſtellten. Selbſt Robespierre'n mißfiel der darüber erſtattete Bericht, und Hebert ſah ſich zum Kampfe mit dieſem aufgefodert. Er verband ſich mit Chaumette, um die furchtbare Faction, deren Häupter ſie waren, zu verſtärken; durch ſie und durch Ronſin, den Chef der revolutionären Armee, verſtärkt, machte ſich Hebert zum Herrn des Clubs der Cordeliers, die ſeit lange im Beſitz der Mittel waren, die Volksmaſſe in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Karte der Menſchenrechte verletzt zu haben. Dieſe Verwegenheit ſchreckte Robespierre und Danton; und, wiewohl heimliche Feinde, vereinigten ſie

Digitized by Google

ſich doch zur Vertilgung dieſer neuen Faction, und ließen Hebert und einige ſeiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Beſinnung. Er wurde den 24. Mai 1794 auf das Schaffot geſchleppt; man hatte noch Niemand muthloſer ſterben ſehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

* Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerſpeiender Berg in dem ſüdweſtlichen Theile der Inſel Island, der aber ſowohl in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Veſuv nachſteht. Dieſer Vulkan liegt in einiger Entfernung ſüdlich von dem Thiorſaa, einem der Hauptflüſſe Islands. An der Weſtſeite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Weſter-Rangaa, deſſen Bette aus großen Lavamaſſen beſteht. Der nächſte bewohnte Ort bei dem Hecla iſt die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben ſind. Der ganze Gipfel iſt ein Haufen Schlacken, und der Krater iſt nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt ſeit 1004, in welchem Jahre der erſte bekannte Ausbruch geſchah, 22 Eruptionen, wovon die letzte 1766 ſich ereignete, ſeit welcher Zeit der Hecla unthätig geweſen iſt. Der Britte Mackenzie beſtieg 1810 mit vieler Beſchwerde und Gefahr dieſen Vulkan. Von ſeiner Spitze überſieht man gegen Norden 2/3 der Inſel, indem hier die Gegend niedrig iſt, außer wo ſich hier und da ein Jokul (Gletſcher, Eisberg) erhebt; gegen Oſten begränzen mehrere Jokuls die Anſicht des Landes. Nach Süden überſieht man eine ausgebreitete, von dem Meere begränzte Ebene. Der Hecla iſt mit Schnee und Eis bedeckt, das aber im Sommer aufthauet.

Heemskerk (Martin van), dieſer berühmte holländiſche Maler, wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er ſich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers, Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem Harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu ſeinem Handwerke nach Hauſe nahm. Der junge Martin, der an der Kunſt ſchon Geſchmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerſtreben in ſein väterliches Haus zurück, und ergriff die erſte Gelegenheit, ſich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte; allein da er ſah, daß ſein Meiſter nichts für ihn that, begab er ſich zu J. Schorel, einem berühmten Künſtler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte ſo überraſchend ſchnelle Fortſchritte, daß der Meiſter fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegſchickte. Damals verfertigte er ſein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jeſuskind,“ und machte mit demſelben der Malerinnung zu Harlem ein Geſchenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete ſeinen Geſchmack nach der Antike, und erholte ſich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit den Werken ſeines Pinſels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige ſeiner Bewunderer, in ſeinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der ſie entzückt hatte; allein die wahren Kenner freuten ſich der Fortſchritte, die er in der Zeichnungskunſt gemacht, und über die Veredlung ſeines Geſchmackes. Sein Atelier war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Im Jahr 1572 erlitt er bei der Eroberung von Amſterdam einen großen Verluſt; ſein Haus wurde gänzlich zerſtört und

ſeine ſchätzbaren Werke wurden vernichtet. Dieſes unglückliche Ereigniß macht es erklärbar, warum die Werke dieſes fleißigen und fruchtbaren Künſtlers ſo ſelten ſind. — Seine Zeichnung iſt kräftig und richtig: allein die Umriſſe ſind ohne Eleganz und Reiz; ſeine Draperie iſt ſchwer und faltenreich; ſeinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen ſucht, verdankte er hauptſächlich ſeinen Ruhm. Er ſtarb zu Harlem 1574.

* Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreiſe des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 die Reſidenz der Churfürſten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, am Ende der Bergſtraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeſchloſſenen Thale in einer anſehnlichen Breite hervorſtrömt, und über welchen eine ſteinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit ſechs Altanen verſehen, von welchen man die reizendſte Ausſicht auf die nahen und fernen Gebirge hat, und mit den Statüen des Churfürſten Carl Theodor und der Göttin Minerva geziert. Die Stadt iſt zwiſchen den Strom und die Berge gedrängt; ſüdlich der Stadt iſt der hohe Königs-, jetzt Kaiſerſtuhl genannt (zum Andenken der Erſteigung des Kaiſers Franz 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt ſich der Heiligenberg mit ſeinen Kloſter- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüſegärten angebaut iſt. Heidelberg beſteht aus der Stadt, der Vorſtadt und der ſich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergſtadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1176 Häuſer und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte ſonſt das auf einem Berge liegende churfürſtliche Schloß mit einem der ſchönſten Fürſtengärten; allein in dem franzöſiſchen Kriege 1689 wurde daſſelbe nebſt der Stadt von den Franzoſen zerſtört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzſtrahl im Jahre 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen ſind jedoch noch äußerſt anſehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunſt. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große Heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeiſtkirche, in deren Chor die berühmte Heidelberger Bibliothek (ſ. d. Art.) ſtand. In Heidelberg iſt eine berühmte proteſtantiſche Univerſität, welche 1386 geſtiftet wurde, und nach der Prager die erſte und älteſte in Deutſchland iſt. Bald erhob ſie ſich, und ihr Ruf verbreitete ſich weit umher. Weltberühmt war ſie durch ihre große Bibliothek, die wohl zu ihrer Zeit die bedeutendſte in ganz Deutſchland war. Doch dieſer blühende Zuſtand der Univerſität endigte ſich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthſchaftsſchule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Univerſität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden im Jahre 1802 begann ein neuer Flor der Univerſität, und der Großherzog von Baden, Carl Friedrich, iſt als ihr neuer Stifter anzuſehen. Sie erhielt einen jährlichen Fond von 54,000 Fl. und iſt jetzt in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Profeſſoren, in die juridiſche mit fünf, in die mediciniſche mit vier, in die ſtaatswirthſchaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philoſophiſche Section mit ſieben ordentlichen Profeſſoren. Rector iſt der Großherzog ſelbſt. Die Univerſität hat eine Bibliothek von

Digitized by Google

45,000 Bänden, welche in ſechs Sälen im untern Stock des Univerſitätsgebäudes auf dem Paradeplatze aufgeſtellt iſt, eine Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomiſches Theater in dem ehemaligen Dominicanerkloſter, zwei botaniſche Gärten, einen Garten für forſtbotaniſche und landwirthſchaftliche Vorleſungen, ein cliniſches Inſtitut, ein academiſches Hoſpital, eine Entbindungsanſtalt, und ein philologiſches und pädagogiſches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1817) 363, worunter 272 Ausländer. Ferner iſt in Heidelberg ein gemeinſchaftliches Gymnaſium für alle drei chriſtlichen Confeſſionen. Zu den Privat-Erziehungsanſtalten gehören das Schwarziſche für Knaben und das ehemalige Rudolphiſche (jetzt Henſiſche) Inſtitut für Mädchen. Der Handel der Stadt, welchen der ſchiffbare Neckar und die ſich hier kreuzenden zwei Hauptſtraßen von Frankfurt nach Baſel und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachſen, begünſtigen, iſt nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben; doch gibt es eine Krapp-, eine Wachslichter-, eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

† Heilige Allianz. Der Papſt und der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika ſind, mit Ausnahme der Pforte, die einzigen Regierungen, welche der heiligen Allianz nicht beigetreten ſind. Ueber die geheimen Zwecke dieſes Bundes hat man viel gemuthmaßt; er hat keine, ſo wenig als geheime Artikel. Aber allerdings liegt in der Auslegung, die man ſeinen Worten geben will, alles, was die Herrſcher nach ihrer Anſicht für gerecht und weiſe halten. Indeß bedarf er, um in Wirkſamkeit zu treten, ſtets noch beſonderer Staatsverträge; folglich iſt er an ſich mehr ein politiſches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunſt. Es ſcheint, daß die Frau v. Krüdener (ſ. d. Art.) zu der Entſtehung des heiligen Bundes mitgewirkt habe. Wenigſtens hat ſie behauptet, daß ihre heilige Miſſion ein Erzeugniß deſſelben ſey.

Heimfallsrecht, ſ. Aubaine (Droit d').

Heinrich I., König von Hayti, ein Neger, geboren 1767 auf der Inſel St. Chriſtoph, von wo er an den engliſchen Kaufmann Badeche nach Cap Français verkauft wurde, und die Aufſicht über die übrigen Sclaven erhielt. Er führte von ſeinem Geburtslande den Namen Chriſtoph. Sein hoher Wuchs, die feſte Entſchloſſenheit, ſein wildes und hartes Betragen machten ihn zum Schrecken aller Untergebenen. Der Ausbruch der Negerrevolution veränderte plötzlich ſein Benehmen, der Negerfeind wurde zum grimmigſten Verfolger der Weißen. Er folgte ſtets den Raubhorden, um zu plündern und die Beute der Uebrigen um Spottpreiſe zu kaufen, wodurch er bald ein bedeutendes Vermögen ſich erwarb. Er konnte nun als Anführer einer eigenen Bande (1802) auftreten, und gewann bald einen Namen. Touſſaint Louverture, damaliger Chef der Neger, ernannte ihn zum Brigadegeneral und ſendete ihn gegen ſeinen Neffen, den ehrgeizigen Moſes. Mit niedriger Hinterliſt wußte ſich Chriſtoph in Moſes Vertrauen einzuſchleichen, und ihn ſo mitten unter ſeinen Anhängern zu fangen und an Touſſaint einzuliefern, der ihn hinrichten ließ. Chriſtoph wüthete nun mit gleicher Liſt und Kraft gegen Moſes Anhänger im Cap, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt, und zog ſich erſt vor der Uebermacht des franzöſiſchen Generals Leclerc zurück, nachdem er die Stadt angezündet hatte. Seine Schlauheit wußte

h immer in die Zeit zu ſchicken; er ließ ſich mit den Franzoſen in nterhandlungen ein, entwaffnete die Aufrührer, und zeigte ſich als ren eifrigſten Anhänger, bis ſie ihre Armee wieder geſchwächt hat- n; dann trat er ſchnell wieder zu Deſſalines über (Touſſaint war ideſſen geſtürzt worden) und zwang die Franzoſen zu Räumung der olonie. Deſſalines erhob ſich nun unter dem Namen Jacobs I. zum aiſer von Hayti, und ernannte Chriſtoph zu einem ſeiner erſten riegs- und Hofbeamten. Chriſtoph verband ſich bald mit Pethion, rachte eine Revolution zu Stande, ermordete den 17. Oct. 1806 den hwarzen Kaiſer, und wurde zum Präſidenten und Generaliſſimus es Staats von Hayti ausgerufen, Pethion aber zu ſeinem Lieute- ant und Statthalter des ſüdlichen Theils der Inſel ernannt. Eine Nationalverſammlung trat zu Cap François zuſammen, um eine Con- itution zu entwerfen, und hier trennten ſich Chriſtoph und Pethion ür immer in zwei feindliche Parteien, indem letzterer eine Volksre- räſentation einführen, Chriſtoph aber völlig unbeſchränkt herrſchen ollte. Der Krieg zwiſchen Beiden brach blutig aus. Pethion urde ſtets geſchlagen, aber nie völlig beſiegt, und hielt ſich immer n Port au Prince, von wo aus er als Präſident den ganzen Süden er Inſel von Chriſtoph unabhängig beherrſcht. Chriſtoph ernannte ich ſelbſt 1811 zum König unter dem Namen Henri I., ließ ſich von inem Capuziner Cornelius Brell mit Cacaoöl ſalben, er- nannte dieſen zu ſeinem Almoſenier und Herzog von Anſa, richtete einen Hof ganz nach dem Kaiſerhof in Paris ein, ſchuf eine Menge Herzoge, Grafen, Kronbeamte, und ſtiftete den Orden der Legion de Henri. Er ſcheint ſein Reich mit vieler Einſicht, Gewandtheit und Kraft zu regieren, und wußte mit mehreren Mächten, beſonders mit England, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo er auch ſtets Geſandte oder einen Chargé d'affaires hält. Bonaparte's Sturz freute ihn ſehr, und ſogleich erklärte er, mit der rechtmäßigen Dy- naſtie von Frankreich in freundſchaftliche Verhältniſſe treten zu wol- len, beharrte aber dabei, als Souverain in ſeinem eroberten Reiche unabhängig zu bleiben, und wußte bis jetzt durch pomphafte Procla- mationen und ſchlaue Maßregeln alle Verſuche Ludwigs XVIII., das Volk auf ſeine Seite zu bringen, glücklich zu vereiteln. Den Zuſtand ſeines wohlgeordneten Landes ſucht er noch mit Anwerbungen von europäiſchen und amerikaniſchen Gelehrten, Künſtlern, Handwer- kern, und vorzüglich mit den ausgewanderten Franzoſen zu verbeſ- ſern. Seine Kriegsmacht beſteht jetzt aus 24 Regimentern Infante- rie, 2 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Artillerie. Sein 10jähriger Sohn, Jacques Victor Henri, führt den Titel eines Kronprinzen von Hayti. Vergebens hat er bis jetzt getrachtet, vom Papſte die Ernennung ſeines Herzogs von Anſa zum Biſchof von Hayti auszuwirken. Nach Pethions Tode ſcheint er den Plan gefaßt zu haben, ſich auch des bisher von dieſem regierten Theils der Inſel zu bemächtigen. (S. Hayti.)

Heißhunger, ſ. Bulimie.

Helenus, des Priamus Sohn und der Caſſandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode vergebens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeſchrieben.

* Helgoland, ein kleine Inſelgruppe, die vor den Mündungen der Elbe, der Weſer und der Eyder in der Nordſee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinſeln, oder den Dünen,

Digitized by Google

und aus verſchiedenen Klippen und Riffen, unter denen der ſogenannte Mönch die vorzüglichſte iſt, beſteht. Helgoland ſelbſt wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und iſt 90 bis 160 Schuhe über der Meeresfläche. Man ſteigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausſpülen der See verringert, und es ſoll vor einem Jahrhundert noch eilfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der leztere kaum 1200 Schritte. Die Dünen oder die Sandinſeln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Inſel beſteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eiſen=Oxyd und etwas kohlenſaurer Kalk iſt. Auch findet man ziemlich viel kohlenſaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkſtein. Man weiß, daß große Veränderungen mit dieſen Inſeln vorgegangen ſind. Helgoland ſelbſt hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinſel zuſammen. Seit 1720 ſteht die See zwiſchen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland ſelbſt iſt bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerſte und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande ſtehen 342 Häuſer, 78 auf dem niedrigen. In dieſen 420 Häuſern wohnen ungefähr 2500 Menſchen. Es ſind größtentheils Fiſcher, und die vorzüglichſte Einnahme beſteht in dem Preiſe für die Seefiſche, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner ſind unvermiſchte Abkömmlinge der alten Frieſen, deren Sprache und Gebräuche ſie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber beſtellen den Acker, dreſchen und mahlen das Getraide; Pferde und Wagen gibt es nirgends. Die Feurung muß man aus der Elbe, der Weſer oder der Eyder ziehen. In dieſe Ströme die Schiffe zu leiten und ihnen als Lootſen zu dienen, iſt das vorzüglichſte Geſchäft der Helgoländer. Es ſind zwei Häfen auf der Halbinſel, der nördliche für die größeren Fahrzeuge, und der ſüdliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem ſich alle Schiffe richten, die in die Elbe, die Eyder, die Weſer und die Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die Inſel von 4 Batterien, die 19 Kanonen und 4 Haubitzen haben, und von 56 Mann bedient werden. Sonſt gehörte die Inſel zu Holſtein und alſo der däniſchen Regierung. Im September 1807 nahm ſie Admiral Ruſſel und ſeit den neueſten Friedensſchlüſſen gehört ſie England. Ihre Polhöhe iſt auf 54° 11′, und ihre öſtliche Länge auf 7° 53′ berechnet.

Heliotiſch, ſ. Aſtronomie.

Hell (Maximilian), einer der verdienſtvollſten Aſtronomen des vorigen Jahrhunderts, war 1720 zu Chemnitz in Ungern geboren, und trat früh in den Jeſuiterorden. Mit dem Studium der Aſtronomie und der Phyſik beſchäftigte er ſich von Jugend auf, unterſtützte 1745 und 1746 den P. Joſ. François, welcher der Sternwarte der Jeſuiten in Wien vorſtand, in ſeinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphyſik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Clauſenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und verſah 36 Jahre die Stelle eines Aſtronomen und Conſervators der Sternwarte, die man nach ſeinen Angaben eingerichtet hatte. Vom Jahre 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemeriden heraus, die eine von den Aſtronomen ſehr geſchätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Geſandter des Königs von Dänemark am Wiener

Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reiſ'te wirklich den 28. April 1768 zu dieſer Beſtimmung von Wien ab, und kam erſt im Auguſt 1770 wieder dahin zurück. In jenen nördlichen, ſo wenig beſuchten und gekannten Gegenden iſt alles intereſſant, und P. Hell hatte auf alles ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geſchichte, die Sprache, die Künſte, die Religion u. ſ. f.; leider ſind dieſe Beobachtungen nie erſchienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht und iſt eines der ſchönſten Reſultate der Aſtronomie. P. Hell ſtand auch in Verbindungen mit Mesmer, und überraſcht von den Reſultaten, welche dieſer mittelſt einiger magnetiſirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet ſelbſt die Eigenſchaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuſchreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des animaliſchen Magnetismus beſtritt. P. Hell ſtarb zu Wien den 14. April 1792, nachdem er auf ſeiner langen Laufbahn zur Erweiterung der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften beigetragen hatte. Außer den ſchon erwähnten aſtronomiſchen Ephemeriden führen wir von ſeinen zahlreichen Werken noch an: Tabulae solares N. L. de la Caille, cum suppl. reliquarum tabularum, 1763. Tabulae lunares, Tob. Mayer, cum suppl. D. Cassini, de Lalande, et suis, 1763. De transitu Veneris ante discum solis die 3. Jun. 1769 Wardoehusii in Finnmarchia observato, 1770. De parallaxi solis ex observationibus transitus Veneris anni 1769. 1773 etc.

Hellen, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, von dem der Name der Hellenen abgeleitet wird.

Hellenen, Helleniſch, ſ. Hellas.

Helleniſten nennen wir die gelehrten Kenner des griechiſchen Alterthums, vornemlich der griechiſchen Sprache und Literatur.

Helleniſten (Aegyptiſche), wurden die jüdiſchen Coloniſten genannt, die zuerſt nach dem Untergang des Königreichs Juda um 600 vor Chr. nach Aegypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdiſchen Colonien, welche Alexander der Gr. 336 vor Chr. zur Bevölkerung Alexandriens, und nach ihm Ptolemäus Lagi 320 und 312 vor Chr. eben dahin führen ließ, ſo ſehr verſtärkt wurden, daß ſich unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Miſchung des jüdiſchen und ägyptiſchen Nationalcharakters, und der Einfluß der von dieſen Juden angenommenen griechiſchen Sprache und Philoſophie eine neue Epoche gräciſirender jüdiſcher Cultur, die von ihrem herrſchenden Charakter den Namen der helleniſtiſchen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verſchmolz ſich darin wunderlich mit einem phantaſtiſchen Orientalismus, der hauptſächlich in Aegypten zu ſyſtematiſcher Ausbildung kam, und noch in den myſtiſchen Philoſophemen der Gnoſtiker ſpuckte. Der merkwürdigſte unter den jüdiſch helleniſtiſchen Philoſophen war **Philo** von Alexandrien (ſ. d. Art.) und das einflußreichſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden die griechiſche Ueberſetzung des alten Teſtaments (ſ. **Septuaginta**). dd.

† **Helmont** (Johann Baptiſt von). Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unſtatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; beſonders ſchien ihm der

Galenismus große Schwächen darzubieten; er verkündete alſo ſeine Abſicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umſtand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, eine ſolchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er ſie für eine unſichere Wiſſenſchaft erklärte und ſie ganz aufgab. Er verließ ſogar ſein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verſchenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem practiſchen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Intereſſe an der Chemie nahm. Dem Paracelſus in ſeinen Grundſätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Univerſalheilmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geſchaffene Medicin; er nannte ſich ſelbſt medicus per ignem, auf die Quelle anſpielend, woraus er ſein Heilmittel nahm. Er verheirathete ſich, und zog ſich in ein kleines Städtchen, Vilvorde bei Brüſſel, zurück. Hier beſchäftigte er ſich bis ans Ende ſeiner Tage mit chemiſchen Arbeiten, rühmte ſich, das Mittel zur Verlängerung ſeines Lebens gefunden zu haben, und ſchrieb überſpannte Theorien über die geiſtige und phyſiſche Bildung des Menſchen, und die Urſachen und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichſam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelſus, den Hirſchhorngeiſt, das flüchtige Oelſalz u. ſ. w. Er wollte jetzt die ganze ſchulwiſſenſchaftliche Medicin umſtoßen, und ſtellte ſehr richtige Anſichten über dieſelbe auf; aber was er ſelbſt hervorbrachte, war noch unſicherer, als alle bisherige Anſichten in der Medicin. Nach Helmont exiſtiren in uns zwei Principe, das Duumvirat und die Lebenskraft. Dieſe zwei Kräfte theilen die Herrſchaft des menſchlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Despotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; das Duumvirat entſteht aus einer Wechſelwirkung dieſer beiden Eingeweide, und beſteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem ſinnlichen und geiſtigen. Wir haben, ſagt Helmont, eine Thierſeele, welche über die Organe herrſcht; dieſe Seele iſt ſterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies iſt die Lebenskraft, u. ſ. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, ſein Laboratorium nicht; doch verſicherte er, er habe jährlich mehrere tauſend Menſchen geheilt. Die Kaiſer Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. luden ihn mit dem Verſprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit ſeines Laboratoriums vor. Er ſtarb den 30. Dec. 1644, und übergab noch vor ſeinem Tode ſeine Manuſcripte ſeinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er ſie deren werth hielte. Sie erſchienen ſpäter bei Elzevir geſammelt und ſchön gedruckt.

Hengiſt, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, ſo wie ſein Bruder Horſa, unter den Sachſen berühmt durch ſeine körperliche Stärke und das Alter ſeiner Ahnen, die ihren Urſprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das Jahr 450, als die Britten ihr Vaterland gegen den Andrang der Schotten und Pikten nicht mehr vertheidigen konnten, und darum von den Sachſen Hülfe begehrten. Lange ſchon hatten dieſe Verlangen getragen, die ſchöne Inſel zu überfallen, gern folgten ſie daher dieſer Einladung. Hengiſt und Horſa ſtellten ſich an ihre Spitze, landeten am Ausfluſſe der Themſe, griffen die Feinde der Britten an und ſchlugen ſie bei Stamford. Da ſie hier ohne große Anſtrengung geſiegt hat-

Digitized by Google

en, glaubten ſie um ſo leichter ein Volk unterjochen zu können, das o ſchwachen Feinden nicht zu widerſtehen vermochte. Sie ſandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachſen, und erlärten die Beſiegung eines Volkes, das ſeit langer Zeit den Gebrauch er Waffen verlernt hätte und unter ſich ſelbſt getrennt und zerfallen ey, für mühlos und ſicher. So wie die beiden Brüder Verſtärkung us dem Vaterlande erhalten hatten, ſuchten ſie Streit mit den Britten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verflegung, ließen die Maske fallen, verbanden ſich mit den Schotten nd Pikten, und griffen die Britten an. Dieſe hatten zu den Waffen egriffen, ihren König Vortiger, der durch ſeine Laſter und die vererblichen Folgen ſeines Rathes verhaßt geworden war, abgeſetzt, nd ſeinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde nit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten. Die Feinde drangen verheerend in das Innerſte des Landes ein, verwüſteten und ſengten, übten alle Gräuelthaten, und den Britten blieb ichts mehr übrig, als ſich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen; inige hatten ſich nach Armorica (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, nd dieſem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengiſt, der ſeinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, lieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafſchaften Kent, Middleſex, Eſſex, Surrey umfaßte. Er ſchlug einen Wohnſitz in Canterbury auf und ſtarb gegen das Jahr 488, indem er ſeinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebiſſa, ſein Bruder und ſein Neffe, die er ſpäter gerufen hatte, ließen ſich in Northumberland nieder; ihrem Beiſpiele folgten mehrere ächſiſche Feldherrn und gründeten ſo die ſieben brittiſchen Reiche.

Heraklea, der Name mehrerer Städte des Alterthums, unter enen Heraklea in Großgriechenland, eine Colonie der Thurier und Tarenter, die berühmteſte. Man glaubt, daß dieſe Stadt in der Nähe des heutigen Albano gelegen habe.

Herbſt (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St. Maienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geſchickteſten Naturforſcher Deutſchlands, war 1743 zu Petershagen im Fürſtenthume Minen geboren, ging nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningſchen Infanterie-Regiments zu Berlin, dann Prediger an der daſigen Gariſonkirche und bei dem Cadettenhauſe, und ging als Prediger nach Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St. Marienkirche und ſtarb als Archidiaconus an derſelben im J. 1807. In den Jahren ſeiner vollen Kraft war r einer der geachtetſten und beliebteſten Kanzelredner Berlins; Geankenfülle und geſunde Begriffe zeichneten ſeine Kanzelvorträge aus, on denen mehrere gedruckt ſind. Als Naturforſcher hat er ſich beonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Inſecten, namentlich ſeine Sammlung von Krabben und Krebſen, war usgezeichnet. Seine naturhiſtoriſchen Schriften ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzüglichſten derſelen ſind: Verſuch einer natürlichen Geſchichte der Krabben und Krebſe, Bände, 1782—1804; kurze Einleitung zur Kenntniß der Inſecten, Bände, 1784—87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, Bände, 1787; Naturſyſtem der Käfer, 6 Bände, 1785—95; Naturſyſtem der Schmetterlinge, 7 Bände, 1783—95; Naturſyſtem der ungeflügelten Inſecten, 4 Hefte, 1797—1800. Dieſe Werke ſind auch

zuſammengefaßt unter dem Titel: Naturſyſtem aller bekannten in- und ausländiſchen Inſecten, als Fortſetzung der Buffonſchen Naturgeſchichte, 11 Bände, 1783—1804. Herbſt war Mitglied verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch ſchätzbare Beiträge bereichert hat.

Herberſtein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geſchichtsſchreiber, war im J. 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wählte aber nachher den Militärſtand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiſer ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter und ertheilte ihm die Würde eines kaiſerl. Hofraths. Herberſtein wurde mit mehrern wichtigen Staatsſendungen beauftragt. Im J. 1516 wurde er nach Dänemark geſchickt, um zu verſuchen, Chriſtian II. von ſeiner thörichten Leidenſchaft für die Dyvecke zurückzubringen. Im J. 1516 und 1526 ging er als Geſandter nach Rußland, und ſpäter nach Conſtantinopel; überhaupt bereiſ'te er den größten Theil von Europa. Seine Bemühungen für das Intereſſe ſeines Fürſten wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präſidenten des Finanzcollegiums belohnt. Im J. 1553 zog Herberſtein ſich von den Geſchäften zurück und ſtarb 1566. Sein Name iſt beſonders durch ein ſchätzbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis ejus Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und überſetzt worden iſt. Alle Schriftſteller, die über Rußland geſchrieben haben, ſtimmen darin überein, daß Herberſteins Werk das beſte über die ältern Zeiten dieſes Reichs iſt. Man erkennt aus demſelben, daß der Verfaſſer ein geiſtreicher Beobachter war, und nichts verſäumte, um ſich zu unterrichten. Man kann ihn noch jetzt mit Nutzen über vieles zu Rathe ziehn. Eine von ihm ſelbſt aufgeſetzte Geſchichte ſeines Lebens, die bis 1545 reicht, iſt erſt 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erſchienen; aus ihr beſonders hat Adelung ſeine intereſſante Lebensbeſchreibung Herberſteins (Petersburg 1818) geſchöpft.

Hercules Säulen nannte man 2 Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditaniſchen Meerenge zwiſchen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben ſollte, gleichſam als die Grenzſteine ſeiner Wanderungen nach Weſten.

Herhan (Louis Etienne), Kunſtgießer und Stereotypendrucker in Paris, ward bei dem Druck der Aſſignaten zu einem von Camus in den Mémoires de l'institut beſchriebenen Verfahren, das man Polytypage nennt, angeſtellt, und erhielt im December 1797 ein Patent für die Erfindung ſeiner Stereotypen. Er errichtete gemeinſchaftlich mit Pierre und Firmin Didot eine Stereotypen-Druckerei nach dem Verfahren des letzteren. Damals erfand er auch eine tragbare Maſchine, um ſchnell und genau jeden fehlerhaften Buchſtaben im Satze zu verbeſſern, wodurch der Stereotypendruck immer correcter wurde. Um nach ſeinem eigenen Verfahren zu drucken, trat er 1799 aus jener Verbindung, und gründete, von einem Freunde mit beträchtlichen Vorſchüſſen unterſtützt, nach wiederholten Verſu-

hen, eine vollkommnere Schriftgießerei, wozu er alle ſeine Parallelepipeden (längliche Würfel) von geſtrecktem Kupfer verfertigte, und ie mit einer ſtählernen Patrize aufs Genaueſte zu beweglichen Matrizen ſchlug. Bei der Ausſtellung im Louvre (Sept. 1801) fanden Drucke nach dieſem Verfahren, welches anfangs allgemein für unausführbar gehalten wurde, ſolchen Beifall, daß er die goldene Medaille erhielt. Seitdem hat er mehrere Stereotypendrucke in 12. 18. und 8., theils aus ſeiner Werkſtatt, theils aus der der Gebrüder Mame hervorgehen laſſen. Die typographiſche Kunſt hat durch ihn einen Schritt weiter in ihrer Vervollkommnung gethan. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunſt.)

Hermann, ſ. Arminius.

Hermann (Johann Gottfried, eigentlich Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritiſchen Philologen. Seine Vaterſtadt iſt Leipzig, wo ſein Vater Senior des Schöppenſtuhls war, und er im Jahr 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde ſeine Neigung für die claſſiſche Literatur frühzeitig begründet und entwickelt. Die Philologen Ilgen und Reiz, Erneſti und Beck waren ſeine Lehrer. Erſterer, damals noch in Leipzig, bereitete ihn für die akademiſchen Studien vor, die er unter dem Rectorate des berühmten Reiz 1786 wirklich begann. Dieſer, ihm zugleich verwandt, wirkte durch ſorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am mächtigſten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philoſophiſche und mathematiſche Studien (unter Cäſar, Platner, ſpäterhin Reinhold in Jena, Töpfer, Hindenburg) ſeinen Scharfſinn übte, und durch Geſchichte ſeine Kenntniß erweiterte. Deſſen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Jurisprudenz beſtimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, ohne Neigung unter Anleitung Sammets, Bieners und Haubolds betrieb. Auch vertheidigte er nach halbjährigem Aufenthalt in Jena 1793 ſeine criminaliſtiſche Diſſertation de fundamenta juris puniendi auf dem juriſtiſchen Katheder unter Erhards Präſidium. Seit dieſer Zeit wurde jedoch ſeine Richtung auf die humaniſtiſchen Studien immer feſter. Im J. 1794 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation de poeseos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Profeſſur der Philoſophie im Jahr 1798 ſchrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. Im Jahr 1803 erhielt er die ordentliche Profeſſur der Beredſamkeit auf der Univerſität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Diſſertation, ſo wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indeſſen hatte er ſchon durch ſein vorzüglich auf die Lectüre der Alten gebautes Syſtem der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II. Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipzig 1798. 8.), mehrere critiſche Ausgaben alter Schriftſteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802 Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae Lips. 1801, epistola de dramate comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.), die Aufmerkſamkeit des gelehrten Publikums auf ſich gezogen. Seine umfaſſende und tiefe Gelehrſamkeit, mit ſeltenem critiſchen Scharfſinn, großer Lebendigkeit des Geiſtes

und ungemeiner Lehrgabe verbunden, machten ſeit dieſer Zeit ſeine philologiſchen Vorleſungen und ſeine ſogenannte griechiſche Geſellſchaft zu einer Pflanzſchule ausgezeichneter Philologen für Sachſen und alle deutſche Länder, und trugen zu dem Flor der Leipziger Univerſität bedeutend bei; ſo wie ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wiſſen oder Privatverhältniſſe ihm näher führten. Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica Lips. 1805, der Homeriſchen Hymnen Lips. 1806; ſeine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua in Wolffs und Buttmanns Museo etc. 1809, die akademiſchen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonauticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus Sermonis Homerici P. 1 et 2. 1812 et 1813; de Aeschyli Claucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeschylum 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erſchienenen Briefwechſel zwiſchen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophocles (Aiax, Electra), Euripides (Hercules furens), und ſeine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) ſind Zeugniſſe des raſtloſen Fleißes, mit welchem dieſer ſcharfſinnige Geiſt das claſſiſche Alterthum behandelt, und haben ihm auch im fernſten Auslande den begründetſten Ruf und die Mitgliedſchaft mehrerer gelehrten Geſellſchaften erworben. Das Vaterland hat ſeine Verdienſte 1815 auch durch Verleihung des königlich ſächſiſchen Civilverdienſtordens geehrt.

Hermetiſche Kunſt, ſ. Alchymie.

* Herodot, der älteſte auf uns gekommene griechiſche Geſchichtſchreiber, geboren zu Halicarnaß in Carien im 4ten Jahre der 73ſten Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen eines Vaters der Geſchichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geſchichte zuerſt würdiger und umfaſſender behandelte (nach Cicero's Ausdruck, historiam ornavit), ſo verdient er denſelben vollkommen. Aber Herodot war keineswegs der Schöpfer der hiſtoriſchen Gattung. Vor ihm hatten ſich viele andere Schriftſteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieſer ſchwierigen Laufbahn verſucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampſacus hatten ſogar, wie auch Dionys von Milet, großentheils denſelben Gegenſtand behandelt, den nachher Herodot wählte; und Dionys von Halicarnaß bemerkt, daß dieſe Concurrenz, weit entfernt ſeine Unerfahrenheit abzuſchrecken und muthlos zu machen, nur dazu diente, ſeinen Wetteifer zu entflammen und ſein Talent zu entwickeln. Herodot hatte durch die Richtung ſeiner erſten Studien und ſelbſt durch die Beiſpiele ſeiner Familie früh die Wiſſenſchaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyaſis, dem mehrere Critiker des Alterthums den erſten Platz nach Homer anweiſen, war ſein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftſteller ſein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder

zu beſuchen, deren Schilderung ſich ihm unter ſo anmuthigen Farben darbot; und ſeine Vermögensumſtände erlaubten ihm, einer Neigung Genüge zu leiſten, die damals die Weiſen ſeines Vaterlandes auszeichnete. Es iſt zweifelhaft, ob er ſchon vor dem Antritt ſeiner langen Reiſen den Plan oder nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derſelben niederlegte; eben ſo ungewiß iſt es, ob er Griechenland und die umliegenden Inſeln beſuchte, ehe er ſich in die entferntern und unbekanntern Gegenden des Morgenlandes begab. Vielleicht iſt es natürlicher, um eine genaue Charte ſeiner Reiſen zu entwerfen, anzunehmen, daß eine lebhaftere Neugierde ihn zuvörderſt in die Länder führte, die ihm eine reichere Ernte neuer Beobachtungen verſprachen. Wie dem auch ſey, ſo ſcheint Aegypten, zu allen Zeiten ſo berühmt wegen der Weisheit ſeiner Einrichtungen, einer der erſten und bleibendſten Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Unterſuchungen geweſen zu ſeyn. Dieſes Land, das die argwöhniſche Politik ſeiner Regenten und die ungaſtlichen Vorurtheile ſeiner Bewohner den Ausländern ſo lange unzugänglich gemacht hatten, war ſeit kurzem den Griechen geöffnet worden, und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein faſt völlig neues Land darbot und ſeitdem eine unzählige Menge von Reiſenden es in allen Richtungen durchforſcht und in allen Sprachen beſchrieben haben, ſo kann man doch ſagen, daß kein Schriftſteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine ſo genaue und belehrende Beſchreibung davon geliefert hat. Er begnügte ſich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugniſſe des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geſchichte der letzten Fürſten vor der Eroberung der Perſer, und mehrere intereſſante Einzelheiten über dieſe Eroberung ſelbſt wurden von ihm auf ſeiner Reiſe durch Aegypten beachtet und unterſucht. Das zweite Buch ſeiner Geſchichte, welches ganz der Beſchreibung dieſes berühmten Landes gewidmet iſt, bleibt noch jetzt die reichſte und lauterſte Quelle für die Kenntniß ſeiner alten Geſchichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über welches er eine Menge ebenfalls für ſeine Zeitgenoſſen neuer und für uns lehrreicher Nachrichten ſammelte. Die genaue Beſchreibung, welche er uns von dieſem Lande, von den Gränzen Aegyptens bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar, gibt, iſt zu übereinſtimmend mit den Berichten der geſchätzteſten Reiſenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe ſie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm ſelbſt bezeugt. Er beſuchte die Küſten von Paläſtina und ſah an den Säulen, welche Seſoſtris hier hatte errichten laſſen, das Emblem, welches die alte Verächtlichkeit ſeiner Bewohner bezeichnete. Von da begab er ſich nach Babylon, damals ſo reich und herrlich. Mehrere neue Gelehrte bezweifeln, daß Herodot je Aſſyrien bereiſet habe; aber wenn man die verſchiedenen Stellen ſeiner Beſchreibung von Babylon unterſucht, wird man ſich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieſer großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner ſo genau habe ſchildern können. Colchis war das erſte Land Aſiens, das Herodot beſuchte. Als er zu dem benachbarten Lande der Scythen, dieſer damals in Griechenland, das ſie urſprünglich bevölkert hatten, ſo wenig bekannten Völkerſchaften, gekommen war, drang er mittelſt der Wege, welche die griechiſchen Colonien am Pontus Euxinus erſt kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein. Er ging von da zu den Geten, nach Thracien, Macedonien und begab ſich ſodann durch Epirus nach

Digitized by Google

Griechenland zurück. Herodot erwartete, in ſeinem Vaterlande die ſeinen Bemühungen ſchuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung der eingeſammelten Materialien nöthige Muße zu finden; aber Lygdamis, der ſich der höchſten Gewalt in Halicarnaß bemächtigt und das Blut der edelſten Bürger, unter andern auch des Panyaſis, vergoſſen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu ſuchen; und wahrſcheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit ſeinen Stoff und ſchrieb die erſten Bücher ſeiner Geſchichte, für welche er den ioniſchen Dialect, der in Samos geſprochen ward, dem doriſchen ſeines Vaterlandes vorzog. Dieſe Arbeit beſchäftigte ihn jedoch nicht ſo ſehr, daß er nicht auch an ſein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehrern Gleichgeſinnten zu dieſem Zweck einen Bund geſchloſſen, kehrte er nach Halicarnaß zurück, und ſtürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit ſeinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Ariſtokratie, die für Halicarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkühr des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den Urheber ſeiner vermehrten Leiden anſah, ſo wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt ward, ſagte ſeinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und ſchiffte ſich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 81ſte Olympiade; aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelſten und Vorzüglichſten zu dieſem Feſte in Olympia verſammelt. Herodot las hier vor der verſammelten Menge den Anfang ſeiner Geſchichte und einige Bruchſtücke, die beſonders geeignet waren, den Enthuſiasmus ſeiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolz zu ſchmeicheln. Sein Erfolg war vollſtändig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der ſo wahren, ſo lebendigen, ſo rührenden Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perſer und des Triumphs der Freiheit über den Deſpotismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung ſeiner Vorleſung beſchränkte ſich nicht auf dieſe tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympiſchen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte, auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dieß wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Beſtimmung deſſelben vorherzuſagen. Ermuntert durch den ihm gewordenen Beifall wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, ſein Werk fortzuſetzen und zu vervollkommnen. Er bereiſete jetzt alle Landſchaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig geſehen hatte, ſchöpfte aus den Archiven der verſchiedenen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten, und berichtigte nach den Originaldenkmälern die Genealogien der berühmteſten Geſchlechter. Es iſt wahrſcheinlich, daß Herodot, indem er ſich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Verſammlungen die Bruchſtücke ſeiner Geſchichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht ſowol des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chryſoſtomus, daß Herodot den Corinthern eine für ihren Muth höchſt rühmliche Beſchreibung der Salaminiſchen Schlacht vorgeleſen, als ſie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beſchreibung ganz im entgegengeſetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach ſeiner erſten Vorleſung bei den olympiſchen Spielen las Herodot ſein

Werk, das wahrſcheinlich jetzt vollendet war, an dem Feſte der Pana-
henäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienſer beſchränkten ihre Dank-
arkeit nicht auf bloße Lobſprüche; ſie machten dem Schriftſteller, der
ie Großthaten ihres Volks verherrlicht hatte, zehn Talente zum Ge-
chenk. Deſſen ungeachtet blieb er nicht in Athen, ſondern ſchloß ſich
er Colonie an, welche die Athenienſer einige Jahre ſpäter nach der
nweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in
Italien ſandten. Sein langer Aufenthalt daſelbſt hat ſelbſt mehrere
Schriftſteller des Alterthums verführt, dieſe Stadt für ſein Vater-
and zu halten. Er benutzte ſeine Muße hier, um ſein Werk noch
uszufeilen und mit Zuſätzen zu bereichern, und ſtarb wahrſcheinlich
uch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wiſſen wir dar-
iber nicht. Herodot hat ſchon im Alterthum viele Neider und Wider-
acher gefunden, die ihn auf mannichfaltige Weiſe angegriffen und
ornehmlich ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die
Folgezeiten aber und die gründlichſten Unterſuchungen haben die Be-
chuldigungen ſo vollkommen widerlegt, daß wir ſie füglich hier ganz
ibergehen können. Sein Geſchichtswerk iſt eins der koſtbarſten Denk-
näler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen ſind. Es beſteht aus
neun Büchern, die man ſchon früh mit den Namen der neun Muſen
ezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reiſen, welche Herodot vor Ab-
faſſung ſeines Werks unternahm, aus den mühſamen Forſchungen,
ie er beim Sammeln der Materialien anſtellte, kann man ſchließen,
velchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geſchichtſchreibers
atte, und wie viel wichtiger es ihm ſchien, wahrhaft und zuverläſ-
ig, als angenehm und beredt zu ſeyn. Wo er etwas erzählt, deſſen
Aechtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig iſt, ſetzt er aufrichtig
ſeine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubig-
keit beſchuldigt, ſtatt daß man es ihm hätte Dank wiſſen ſollen, daß
r eine Menge von Ueberlieferungen, die, ſo falſch und wunderbar
ie auch ſind, den Geiſt der alten Völker trefflich charakteriſiren, uns
ufbehalten hat. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was wir dem Herodot
erdanken, wird am beſten ſeinen hohen Werth darthun. Ihm allein
erdanken wir die Geſchichte von dem Urſprung und den Fortſchritten
der Monarchie der Perſer, ſo wie der frühern Meder und Aſſyrer.
Der Urſprung des Lydiſchen Reichs, deſſen Zerſtörung durch Cyrus
und die verſchiedenen Kriegszüge dieſes berühmten Eroberers, die Er-
oberung Aegyptens durch Cambyſes und die genaueſte und umfaſ-
ſendſte Beſchreibung dieſes Landes und ſeiner Bewohner, die zahlrei-
chen Kriege der Nachfolger des Cyrus und beſonders die Unterneh-
mung des Darius gegen die Scythen, die den Verfaſſer zu einer
höchſt lehrreichen und getreuen Beſchreibung aller damals bekannten
Nordländer Europa's und Aſiens führt: dieß ſind die Hauptzüge der
Einleitung, durch welche er auf die Geſchichte des Kriegs der Per-
ſer gegen die Griechen kommt. Dieſer Krieg ſelbſt, ſo reich an großen
Ereigniſſen und großen Charakteren, in deſſen Lauf ſich mit ſo vieler
Energie und ſo vielem Glanz die verſchiednen Gebrechen und Talente
der berühmteſten Völker der alten Welt entwickelten: dieß alles ver-
einigt ſich zu einem der größten und herrlichſten Gemälde, die je der
menſchliche Geiſt entworfen hat. Was die Schreibart und Ausfüh-
rung betrifft, ſo haben dieſe ſchon im Alterthum die Bewunderung
der einſichtigſten Critiker erregt, und auch wir, für die ſo mancher
Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefeſſelt durch
ſeinen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender

Einfalt. Außer dieſem Geſchichtswerk beſitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeſchreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth iſt, und ſelbſt im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben ſcheint, von den meiſten neuern Critikern aber ihm abgeſprochen wird. Die beſten Ausgaben von der Geſchichte Herodots ſind von Weſſeling (Amſt. 1763, Fol.) und Schweighäuſer (Straßburg 1816, 6 B. 8.). Ueberſetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr ſchätzbar ſind die Arbeiten Larcher's über Herodot.

Herrera (Antonio), der berühmteſte unter den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern, war geboren 1559, und hieß von ſeinem Vater Tordeſillas, vertauſchte aber dieſen Namen mit dem ſeiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär von Veſpaſian Gonzaga, Vicekönig in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum erſten Hiſtoriographen der beiden Indien und Caſtilien ernannt. Er ſtarb zu Madrid im Jahr 1625, kurz nachdem er zum Staatsſecretär erhoben worden war. Das vorzüglichſte von ſeiren Werken iſt ſeine allgemeine Geſchichte der Thaten der Caſtilianer auf den Inſeln und dem feſten Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen ſtanden, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollſtändigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt beſitzen, ſich auszeichnet. Außer dieſem erwähnen wir noch: Beſchreibung von Weſtindien, 1601; Geſchichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzoſen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. ſ. w.

Herzogenbuſch (Bois-le-Duc), auch ſchlechtweg im Buſch genannt, eine befeſtigte Stadt im Königreich der Niederlande, mit 3200 Häuſern und 13300 Einwohnern, am Zuſammenfluß der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Dieſt bilden, 5° 9′ Länge von Greenwich, 51° 40′ nördlicher Breite. Herzog Gottfried von Brabant ließ im J. 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu dieſem nachmals wichtigen militäriſchen Poſten. Die heutigen Feſtungswerke beſtehen in ſtarken Mauern und ſieben ſich gegenſeitig flankirenden Baſtionen, vorzüglich aber darin, daß die ganze Umgegend nach Willkühr unter Waſſer geſetzt werden kann. Zu ſeiner ſonſtigen Vertheidigung dienen die Forts Crevecoeur, Iſabella und St. Anton nebſt der im 18ten Jahrhundert erbauten Citadelle Papen-Briel. — Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Waſſer. Die Cathedralkirche iſt eine der ſchönſten in den Niederlanden. Herzogenbuſch, welches in den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts viel gelitten, kam erſt 1629 an Holland. Den 14. Sept. 1794 ſiegten hier die Franzoſen über ein engliſches Truppencorps. Den 9. Oct. deſſelben Jahres ging es an Pichegru über. Im Jan. 1814 nahm es der preußiſche General v. Bülow.

Heſekiel, ſ. Ezechiel.

Heß (D. J. L. von), ein geiſtreicher Schriftſteller und für die deutſche Sache, insbeſondere für Hamburg ſehr thätiger Mann, war im J. 1813 Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Hamburg, die er nebſt Friedrich Perthes, einem wackern Hamburger Bürger, organiſirt hatte. Durch einen Eilboten, welchen Heß den 12. März (noch ehe ſich der König von Preußen gegen Napoleon erklärt hatte) 1813 nach Ludwigsluſt an den ruſſiſchen Oberſten v. Tettenborn abfertigte, erhielt dieſer die Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen

Digitized by Google

aus Hamburg. Nach dem Einrücken der Ruſſen in Hamburg ſtellte ihn Tettenborn an die Spitze der auf 7200 Mann angeſetzten Bürgergarde. Ueber die darauf folgenden Ereigniſſe gibt die Schrift des H. v. Heß: Agonien der Republik Hamburg im Frühjahre 1813 viele Aufſchlüſſe. Er behauptet, daß mehrere Hamburger Rathsherren den däniſchen Commandanten Haffner in Altona beauftragt hätten, insgeheim, und ohne Vorwiſſen Tettenborns und der Befehlshaber der Hamburger Bürgermacht, mit den franzöſiſchen Generalen Davoust und Vandamme wegen der Uebergabe Hamburgs zu unterhandeln. J. v. Heß hat ſich noch durch folgende Schriften rühmlich bekannt gemacht: Verſuche zu ſehen, Hamburg 1796 und 1800. 2 B. Reiſen durch Deutſchland, die Niederlande und Frankreich, 7 B. 3. A. 1802. Topogr. polit. hiſtor. Beſchreibung der Stadt Hamburg, 2. A. 1812, 3. B. Auch ſtehen mehrere intereſſante Aufſätze von ihm in der Minerva von Archenholz, und in dem Journale Frankreich.

† Heſſen. Die ſämmtlichen heſſiſchen Beſitzungen begreifen einen nicht zuſammenhängenden Strich Landes im ſüdweſtlichen Theile Deutſchlands, und enthalten 380 Quadratmeilen mit 1,196,000 Einwohnern.

Hetrurien, ſ. Etrurien.

* Hevriſtik oder Heuriſtik (Erfindungskunſt oder Anweiſung [Theorie], methodiſch Erfindungen zu machen, ſo wie die Methode der Erfindung ſelbſt). Es gibt keine beſondere Erfindungskunſt, weil jede eigentliche Kunſt von Erfindung (ſ. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künſten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantaſie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wiſſenſchaft aber iſt Sache des Verſtandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und dieſe Erfindung und Ausbildung der Wiſſenſchaft iſt an beſtimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verſtand verfährt, wenn er ſelbſtthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirkſam iſt, und deren Inbegriff wir Hevriſtik oder hevriſtiſche Methode nennen. Zwar erfodert das Erfinden im Gebiete der Wiſſenſchaft auch nothwendig eine beſondere Anlage und einen hohen Grad der Geiſteskraft, welcher nur Wenigen zu Theil worden iſt, und oft ohne klares Bewußtſeyn dieſer Regeln, ja am öfterſten unmethodiſch wirkſam iſt. Deſſen ungeachtet bleibt es wichtig, ſich dieſelben klar zu entwickeln, und ebenfalls für ſich kennen zu lernen, um ſo mehr, da beim wiſſenſchaftlichen Forſchen das Bewußtſeyn ſeiner eignen Thätigkeit ſicherer leitet, und von manchen Abwegen der Unterſuchung zurückhält. Es gibt aber gewiſſe allgemeine Regeln der wiſſenſchaftlichen Erfindung, woraus ſich durch Beziehung auf beſondere Wiſſenſchaften beſondere Regeln ergeben. Erſtere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevriſtik in der Logik oder Verſtandeslehre und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemein wiſſenſchaftlichen Encyclopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welcher von der Erweiterung der Erkenntniſſe handelt. Sie kann nur höchſt allgemeine Regeln aufſtellen. Letztere gehört zu den Methodologien der beſondern Wiſſenſchaften, für welche ſie beſtimmt iſt. Wir wollen zuvörderſt die wichtigſten Punkte der allgemeinen Hevriſtik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevriſtik nach ihren erſten Zügen entworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heu-

riſticae generalis adumbrandi. Havniae 1798. 8.) beſonders abgehandelt worden iſt. Alles methodiſche Erfinden iſt ein abſichtliches Nachdenken über gewiſſe Gegenſtände (Meditation), welches analytiſch oder ſynthetiſch ſeyn kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht *), und es gelten hier die Regeln und Erfodernisse der Meditation. Die hauptſächlichſten ſind folgende: Man ſuche ſich vor allem in einen ruhigen Gemüthszuſtand zu verſetzen, oder erwarte dieſen, und ſtelle ſich den Zweck ſeines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflöſung geſucht wird. Bei jeder Aufgabe iſt etwas gegeben (datum), und damit ſteht in Verbindung etwas, was geſucht wird (quaesitum). Beides muß zuerſt unterſchieden werden. Wo keine data vorhanden ſind, da iſt auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müſſen, um die Aufgabe beſtimmt löſen zu können, vollſtändig, nicht bloß verneinend, und mit dem Geſuchten in dem Zuſammenhange von Grund und Folge ſtehen. Was das Geſuchte anlangt, ſo überzeuge man ſich zuerſt von der Möglichkeit der Aufgabe — ſie iſt objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerſpruch in ſich ſchließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Geſuchten widerſtreitet — ſie iſt ſubjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntniſſe und Fähigkeiten nicht beſitzt; man unterſuche daher erſt reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höheren Begriffe der geſuchte Gegenſtand liegt, und da die Frage einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn kann, ſo unterſcheide man den Hauptgegenſtand und die Nebengegenſtände der Unterſuchung, und richte auf erſtern ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Ferner ſuche man, auf welchem Wege man am ſicherſten zur Erkenntniß des geſuchten Gegenſtandes gelange, und ſuche das Gegebene mit dem Geſuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Unterſuchung ſelbſt ſuche man ſich ſtets den Punkt, wo man ſteht, und das Ziel, zu welchem man hinſtrebt, gegenwärtig zu erhalten, und ſuche ſich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beiſpiele möglichſt deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundene ſchreibe man kurz nieder, um es leicht zu überſehen, und dadurch Anregung zu weiterer Unterſuchung bei günſtiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln der Meditation, in ſo weit ſie die Erfindung betreffen. Vergl. Lamberts neues Organ. VII. Hauptſt. von den Aufgaben. In Hinſicht auf beſondere Sphären des Nachdenkens unterſcheidet man nach Fries Syſtem der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein hiſtoriſchen Wiſſens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen ſelbſtthätigen Nachdenkens (Speculation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwiſſenſchaften. Die heuriſtiſchen Methoden, welche ſich darauf beziehen, nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhiſtoriſche oder Erfahrungswiſſen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (ſ. d. Art. Erfahrung und Beobachtung), ſo ſchreibt die heuriſtiſche Methode für daſſelbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerkſamkeit ruhig, unbefangen und feſt auf den zu beobachtenden Gegenſtand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße

*) Vorzugsweiſe nennt man oft die analytiſche Methode die heuriſtiſche.

Digitized by Google

Weiſe, ſuche den Sinnenſchein zu vermeiden, indem du einen Gegenſtand wo möglich von allen Seiten, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen (künſtliche Beobachtungen und Verſuche), mit den zweckmäßigſten Mitteln (z. B. künſtliche Werkzeuge) und, wo es nöthig iſt, durch mehrere Sinne betrachteſt, und das Angeſchaute von der Einbildung oder der Reflexion über daſſelbe, ſo wie das Weſentliche von dem Zufälligen gehörig unterſcheideſt. b) In Beziehung auf fremde Beobachtungen, welche wir auf Zeugniß anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Ausſagen (hiſtoriſcher Glaube) richtet ſich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, und zwar nach der ſubjectiven Beſchaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig ſey, und inwiefern er die Wahrheit habe erfahren können), ſo wie nach der objectiven Beſchaffenheit des Zeugniſſes: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht und inwiefern ſie mit der Erfahrung und ihren Geſetzen ſtimmen, wobei wiederum das Factum von dem Raiſonnement zu unterſcheiden iſt; ferner inwiefern es ächt und authentiſch ſey, was bei einem mittelbaren und ſchriftlichen Zeugniß durch hiſtoriſche Critik beſtimmt wird; und was der Sinn und Inhalt deſſelben ſey, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunſt entſcheidet (ſ. d. Art.). — Die hevriſtiſche Methode für die reine Vernunft und Wiſſenſchaft, oder die ſpeculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Geſetze unſerer Erkenntniß aufſuchen, iſt vorzüglich analytiſcher Art. Sie bedient ſich der Abſtraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anſchauungen in Begriffen dargeſtellt, und neue Conſtructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, beſonders in der Algebra bei Aufſuchnng unbekannter Größen; ſo auch in der Philoſophie, wo man ſich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwiſſenſchaften kommt es darauf an, Thatſachen durch Unterordnung unter Geſetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Principien aus, wie in der angewandten Mathematik; oder ſucht auf regreſſivem Wege die Principien für die Erklärung der richtig erkannten Thatſachen, wie in der Naturgeſchichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde gehört ſchon in die beſondere oder ſpecielle Hevriſtik. Ueber die erſtere insbeſondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik 2te Aufl. Berlin 1800, S. 433 u. f., in Klügels mathematiſchem Wörterbuch, Leipz. 1803 unter den Artikeln Auflöſung ꝛc., ſo wie in Kieſewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811, §. 344 — 355. mehreres, ſo wie auch einiges über die letztere. — Außerdem iſt aus der beſondern Hevriſtik vorzüglich die hiſtoriſche und oratoriſche zu bemerken. Die hiſtoriſche Hevriſtik gehört nebſt der Hiſtoriographie zur hiſtoriſchen Kunſt. Sie beſteht in derjenigen Bearbeitung der geſchichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Weſentliche aus der Maſſe derſelben gefunden und herausgehoben, und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwieſen wird. Sie erfodert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Geſetzen: daß alles dasjenige wirklich geweſen ſeyn müſſe, ohne welches etwas anderes, welches als geſchehen oder vorhanden erwieſen iſt, nicht geweſen ſeyn würde, daß die Natur der Menſchen und Dinge dieſelbe bleibe, und ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Den erſteren Grundſatz (welchen Koens in ſeinen encyklopädiſchen

Anſichten, 2ter Thl. S. 37 anführt) wendet der Hiſtoriker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Echtheit nach den obigen Rückſichten geprüft iſt, benutzt. Aber treffend ſagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart ſich zunächſt das hiſtoriſche Talent; es ergreift aus der ganzen Maſſe des hiſtoriſchen Wiſſens, das mit der größten Anſtrengung zu Tage gefördert worden iſt, nur das, was für den Zweck, den es beabſichtigt, wichtig iſt. — Die oratoriſche Heuriſtik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratoriſchen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptſatzes und der übrigen Materialien desredneriſchen Vortrags betrifft. T.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei ſeinem Antritt der Regierung von Syracus die Statthalterſchaft von Gela, ſeiner Geburtsſtadt, abgetreten hatte, ihm bei ſeinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er durch ſeine Tugenden gleichſam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hiero's Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wiſſenſchaften zu Theil ward. Wenn einige Geſchichtſchreiber die Tugenden dieſes Fürſten zu ſehr erhoben haben, ſo haben auch wieder andere ſeine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an ſeinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlaſſen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hiero's mehr in die Augen fallen, der in den erſten Tagen ſeiner Regierung, einigen Geſchichtſchreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, ſagen ſie, in der ſein Bruder ſtand, hielt allein das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen zurück. Man muß geſtehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die man ihm machte, wohl verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhniſch, umgab er ſich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er ſtets fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er ſelbſt, einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm beſonders Argwohn; dieſer war ein von dem Volke geliebter Fürſt, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero, beunruhigt darüber und für die Sicherheit ſeiner Krone beſorgt, erblickte in ſeinem Bruder nur einen Feind ſeiner Macht, deſſen er ſich zu entledigen wünſchte. Der Krieg, welcher ſich zwiſchen den Crotoniaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, ſeinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er dieſem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hülfe geſandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schickſal der Waffen ihn bald von demſelben befreien ſollte. Aber Polyzelus, der ſeine Abſichten durchſchaute, nahm die Sendung nicht an, und ſuchte eine Zuflucht an dem Hofe ſeines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwiſchen beiden Fürſten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er ſeinem Feinde einen Dienſt erwies, wofür dieſer ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thraſydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die ſie unter dieſem Fürſten erlitten, machten ſie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt dieſen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der ſich nicht min-

der großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorſchlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwiſchen ihnen beſtehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent deſſen Schweſter zur Gemahlin, und Polyzelus trat in die Gunſt ſeines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente zu zeigen: jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Catana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna, und nahm ſelbſt als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anſpruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugeſtand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung ſich auf zehntauſend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode bemächtigten ſich die Catanäer ihres alten Vaterlandes wieder, und verjagten die dahin verſetzten Einwohner; dieſe erbauten nicht weit davon eine andre Stadt Namens Aetna, und Catana nahm den ſeinigen wieder an. Thraſydäus, Thero's Sohn, ſetzte nach ſeines Vaters Tode die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Syracus nicht fort. Er legte den Agrigentern daſſelbe Joch auf, unter welchem Himera geſeufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syracus anzurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thraſydäus wurde gänzlich geſchlagen, und Agrigent erlangte ſo ſeine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die erſten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, ſo muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuſchreiben, die von dem Standpunkt, auf den er geſtellt war, unzertrennlich war; aber er hat ſeine erſten Fehler durch ſchöne Handlungen, die ſein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, ſeinen Bundesgenoſſen in ihren Kriegen beizuſtehn, und vornehmlich die ſchwächern zu beſchirmen. Er half den Cumäern gegen die Tyrrhenier; aber was ihn in die Reihe der großen Fürſten ſetzte, iſt der beſondere Schutz, den er den Wiſſenſchaften gewährte, und die günſtige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptſächliche Urſache dieſer Veränderung. Da er ſich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beſchäftigen konnte, und Erholung zu ſuchen ihm Bedürfniß ward, verſammelte er eine Geſellſchaft von unterrichteten Männern um ſich, in deren Unterhaltung er ſi gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wiſſenſchaften kennen; und auch nach ſeiner Geneſung hörte er nie auf ſie zu ſchätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmteſten Männer ſeiner Zeit; ihrem Umgang verdankte er edlere Sitten und ein verſtändigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter ſeinen beharrlichſten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl ſeiner Freunde verfuhr. Als Aeſchylus, eiferſüchtig auf die erſten Erfolge des Sophocles, Griechenland verließ, begab er ſich zu Hiero, um dort ſeine Tage zu beſchließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu ſeinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte beſonders eine große Gewalt über den Geiſt dieſes Fürſten, und gebrauchte ſie ſtets nur, um ihm eines Herrſchers würdige Geſinnungen einzuflößen. Xenophon würde in ſeinem Dialog über die Eigenſchaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widerſprochen hätten; und der Titel Hiero, den er ſeinem Buche gibt, iſt die ſchönſte Lobrede dieſes Monarchen. Nach Aelian und Pindar

Digitized by Google

möchten wenige Fürſten mit ihm verglichen werden können. Erſterer berichtet, daß er mit ſeinen drei Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies ſcheint mit ſeinem Betragen gegen Polyzelus in Widerſpruch zu ſtehen; alles indeß erklärt ſich, wenn man dieſe Angabe von der Zeit nach ihrer Ausſöhnung verſteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, ſetzte er ſeiner Freigebigkeit keine Grenzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat ſeine Siege verherrlicht: mehrere Oden dieſes Dichters ſind mit ſeinem Lobe angefüllt. Hiero ſtarb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er eilf Jahre getragen, ſeinem Bruder Thraſibul, der ſie aber ſchon in dem erſten Jahre ſeiner Regierung verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syracus und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierocles behauptete von der Familie Gelo's abzuſtammen. Da er dieſen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, ſo ließ er ihn gleich nach der Geburt ausſetzen, aus Furcht, ſein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Juſtin nahmen Bienen ſich ſeiner an und nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath gefragten Wahrſager erklärten, daß dies ein Vorzeichen ſeiner künftigen Größe ſey. Hierocles nahm ihn darauf wieder zu ſich, ſorgte für ſeine Erziehung, und behandelte ihn ſeitdem als ſeinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegeriſche Uebungen eben ſo viel Neigung als Geſchick. Er ward deßhalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Inſel ſich ſelbſt überließ, nur Unordnung und Anarchie darauf zurückließ. Die Syracuſaner, die des Hiero hervorſtechende Eigenſchaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und ſo ward es ihm nicht ſchwer, ſpäter zur Königswürde zu gelangen. Um ſich Anhänger zu verſchaffen, hatte er ſich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angeſehenſten Familien von Syracus verbunden. Unter Hiero's Regierung begann der erſte puniſche Krieg: anfangs ein Bundesgenoſſe der Carthaginienſer, und geſchlagen von dem Conſul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hülfe gekommen war, ſah er wohl ein, daß es für ihn vortheilhaft ſey, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginienſer auf Sicilien ihm von keinem Nutzen ſeyn konnten, und er in dieſem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von ſeinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und ſchickte Geſandte an die Conſuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieſer Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er ſich den Römern günſtiger zeigte, indem er ſie während des erſten puniſchen Krieges mit Bedürfniſſen aller Art verſorgte, ſo verſagte er doch auch den Carthaginienſern die Hülfe nicht, die ſie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte ſo mit Geſchicklichkeit ſich beider Freundſchaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraum, der den zweiten puniſchen Krieg vom erſten trennte, wandte er ſeine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weiſe Geſetze, und war einzig mit dem Glück ſeines Volks beſchäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das ſeinen Bundesgenoſſen gegebene Wort; und als die Römer, von Hannibal geſchlagen, am Traſimen eine gänzliche Niederlage erlitten

Digitized by Google

zeigte Hiero, daß er nicht bloß an ihnen hing, wenn ſie ſiegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menſchen und Waffen anbieten, und ſchenkte ihnen eine goldne Victoria, dreihundert zwanzig Pfund an Gewicht, die ſie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Dieſe zarte Aufmerkſamkeit befeſtigte den Bund zwiſchen Rom und Syrakus, und ſelbſt der Verluſt der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenoſſen Roms folgte, erſchütterte nicht ſeine Treue. Hiero beſchäftigte ſich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Paläſten; er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaſchinen aller Art erbauen. In der Abſicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie ſeines Gleichen gehabt hatte, und deſſen Beſchreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer ſchwimmenden Stadt nicht unähnlich geweſen ſeyn müßte. Da ſich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieſes ungeheuren Gebäudes hatte, beſchloß Hiero, dem Könige Ptolemäus ein Geſchenk damit zu machen; und da Aegypten zu derſelben Zeit Mangel an Getraide litt, benutzte er dieſe Gelegenheit, einen großen Getraidetransport damit nach Alexandrien zu ſchicken. Hiero ſtarb im J. 214 vor Chr. Geb. Da ſein Sohn Gelo noch vor ihm geſtorben war, ſo hinterließ er die Krone, die er vier und fünfzig Jahre getragen, ſeinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen. Dies Wort, welches im Griechiſchen heilige Tempeldiener bezeichnet, iſt erſt unter uns wieder allgemein bekannt geworden durch das ſinnig und ſchön geordnete Maskenfeſt, welches den 8. Januar 1818 im königl. Schloß zu Berlin, bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe von Anhalt-Bernburg Statt fand. Hofrath Hirt hatte den eben ſo prachtvollen als poetiſchen Maskenzug erfunden, und antike und romantiſche Geſtalten darin mit künſtleriſchem Sinn und zartem Gefühl zuſammengeſtellt (man hat ausführliche Schilderungen dieſes herrlichen Maskenzuges). Er ließ den Götterwagen der Here Telaja von **Hierodulen** umgeben; dieſe heiligen Tempeldiener waren anmuthige Geſtalten, einfach antik coſtumirt, die Männer, einen grünen Kranz im Haar, die Frauen, eine weiße Binde um die Schläfe, aus welcher hinter dem Ohr ganz kleine Flügelchen mit dem Pfauenauge in der Mitte hervorragten; die Gewänder waren in der Art drapirt, wie ſie die thymeliſchen Tänzerinnen gewöhnlich tragen. Doch die Benennung Hierodulen veranlaßte in öffentlichen Blättern viele gelehrte Streitigkeiten der Alterthumsforſcher, da ſie wol etwas unbeſonnen gewählt war, indem ſie die der Gottheit hingegebenen Sclaven und Sclavinnen bezeichnet, die mit den Bajaderen auf gleicher Stufe ſtanden. Es gab bei dem Tempeldienſt der Griechen unſtreitig Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder, zu ſorgen hatten. Dieſe Mädchen hießen **Plyntriden** und **Ergaſtinen**, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man **Neokoren**, **Paſtophoren**, **Hierophanten** und **Daduchen**. Ganz verſchieden hiervon iſt aber das eigentliche Hierodulenweſen. Dies ſtammt aus dem aſiatiſchen Dienſt der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Aſien, neben dem männlichen ſelbſtſtändigen Licht- und Wärmeſtoff, deſſen Repräſentant die Sonne war, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Waſſerſtoff, und als

deſſen Repräſentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde ſelbſt. Dieſe Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch gar nicht in dem Sinn des ſpätern griechiſchen Zeitalters, welches die überirdiſche himmliſche Schönheit darunter verſtand; hier bezog ſich Urania nur auf den im Aether ſchwebenden Mond, und der Dienſt dieſer Mondgöttin iſt gleich dem der aſſyriſchen, phöniziſchen, perſiſchen, kappadoziſchen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Tauropolos, und dem der Cybele. In der roheſten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menſchenopfer im Dienſt dieſer die ſchönſten Erſtlinge ſodernden Naturgöttin. Später wurden daraus die leibeignen Sclavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Luſthaine theils geſchenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche ſich bei alljährigen Feſten den Pilgrimmen und Anbetern der Göttin ihr zu Ehren preis geben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gaukleriſcher Schwärmerei ſich ſelbſt zerfleiſchten, und wüthend in Kreiſen herumwirbelten, gleich den türkiſchen und indiſchen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comaniſchen Naturgöttin im cappadociſchen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phöniziſch-carthaginienſiſchen Urania, ja ſelbſt bei denen der epheſiſchen und phrygiſchen Diana, waren ſolche leibeigene Mädchen, die man in phöniziſcher Sprache Benoth nannte (dies bedeutet ſo viel als junge Mädchen); man behauptet, daß aus dieſer Benennung der Name Venus entſtanden ſey. Der Dienſt der Aphrodite kam aus Aſien nach Griechenland, und hier ſowol als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichſam verpflichtet, und Hetären waren, die alle Summen, die ſie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von ſolchem Erwerb erbaut. Wir haben noch Abbildungen dieſer Venusdienerinnen auf den Fragmenten einer Tempelfriſe und auf zwei dreiſeitigen Candelaber-Vaſen, welche früher für ſpartaniſche Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der ſcharfſinnige Zoega echte Hierodulen erkannte. Sie ſind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen ſich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den ſchlanken Körper wendend zu den verführeriſchen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung beſteht nur aus einem einzigen hochgegürteten ganz kurzen Gewand aus dem zarteſten und durchſichtigſten Byſſus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße ſind ganz unbekleidet, an den Fußſohlen haben ſie leichtgeſchnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zuſammen geſchlungenen Haupthaaren einen ſeltſam geflochtenen Kranz von aufrecht ſtehenden ſtrahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der völlig abweichend von dem Hauptſchmuck der Griechinnen, auf eine ausländiſche, aſiatiſche Abkunft zu deuten ſcheint. Iſt nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrüheſten griechiſchen Zeiten, wo locriſche Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienſt der Pallas nach Ilium geſchickt wurden, noch unentweiht, ſo bezeichnet ſie ſpäter doch ſtets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland verſorgten.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einſiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 geſtifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier trägt.

In den Niederlanden, wo mehrere Brüderſchaften zu milden Zwecken, beſonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Geſellſchaft der Kleriker und Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens, welche das erſte Beiſpiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wiſſenſchaften und zur Arbeitſamkeit gab (vergl. d. Art. Inſtitut) und ſich um den Anbau der claſſiſchen Philologie rühmliche Verdienſte erwarb, aus dieſem Orden hervorgingen, und in Spanien, wo er ſich dem beſchaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloſter des heil. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, beſitzt und jetzt noch zu den reichſten und angeſehenſten Orden gehört, wurde er am zahlreichſten und mächtigſten. Auch in Sicilien, Weſtindien und dem ſpaniſchen Amerika hat dieſer, politiſch nie bedeutend geweſene, Orden noch Klöſter. E.

† Hildburghauſen. Das Areal des Herzogthums beträgt 10 Quadratmeilen mit 6 Städten, 120 Flecken, Dörfern und Weilern und 29,700 Einwohnern, die ſich zur lutheriſchen Kirche bekennen. Das Land liegt an dem ſüdlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüſſen Werra und Rodach. Ein Stück liegt getrennt im Würzburgiſchen. Der nördliche Theil iſt gebirgig, überhaupt iſt der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Jedoch hat man die gewöhnlichen deutſchen Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich; auch wird etwas Wein gebaut. Das Steinreich liefert Eiſen, Kupfer, Salz, und in der Werra Goldſand. Bei Schwarzbrunn wurde ſonſt die Goldwäſche betrieben. Die Induſtrie beſteht hauptſächlich in einigen Wollſpinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geſchirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit den übrigen großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſern, und eine beſondere in der weitern Bundesverſammlung. Die Haupt- und Reſidenzſtadt heißt gleichfalls Hildburghauſen, liegt an der Werra, iſt wohlgebaut, beſonders die Neuſtadt, und hat 500 Häuſer mit 3000 Einwohnern.

Hill (Aron), ein engliſcher Dichter, geboren zu London im Jahr 1685. Genöthigt durch die Zerrüttung, worein ſeines Vaters Vermögensumſtände gerathen waren, in ſeinem 14ten Jahre die Schule von Weſtminſter zu verlaſſen, faßte er den Entſchluß, ſo jung er war, ſich allein nach Conſtantinopel einzuſchiffen, wo Lord Paget, ſein Anverwandter, ſich als engliſcher Geſandter befand. Der Lord nahm ihn mit eben ſo viel Freude als Erſtaunen auf, ließ ihn ſorgfältig erziehen, und ſchickte ihn unter Aufſicht eines gelehrten Geiſtlichen auf Reiſen. Nachdem er Aegypten, Paläſtina und andere Gegenden des Morgenlandes geſehen, kehrte Hill gegen das Jahr 1708 mit ſeinem Beſchützer nach England zurück. Einige Jahre ſpäter begleitete er Lord Wentworth auf ſeiner Reiſe durch Europa. Im J. 1709 fing er an, ſich als Schriftſteller bekannt zu machen, indem er eine Geſchichte des ottomaniſchen Reichs herausgab, die nach ſeinem eigenen Urtheil mehr Beifall fand, als ſie verdiente. Um dieſelbe Zeit ließ er ein Gedicht, Camillus betitelt, zu Ehren des Generals Grafen Peterborough erſcheinen. Als er zum Director des Drurylane-Theaters ernannt worden war, ſchrieb er binnen acht Tagen das Trauerſpiel Elfride oder die ſchöne Unbeſtändige, und als ihm die Direction der Oper in Hay-Market übertragen ward, verfaßte er die Oper Rinaldo, die Händel in Muſik ſetzte, und das Publicum

Digitized by Google

mit Beifall aufnahm. Wegen eines Mißverſtändniſſes aber, das zwiſchen dem Lord-Kammerherrn und ihm entſtanden war, verließ er ſeinen Poſten an beiden Bühnen, ſchrieb noch ferner Trauerſpiele und Gedichte, die nur mittelmäßig ausfielen, und machte ſtaatswirthſchaftliche Plane, die einen noch ſchlechtern Erfolg hatten. Er ſtarb im J. 1750. Seine Werke in Proſa und Verſen ſind ziemlich zahlreich. Sie verrathen Genie, noch mehr aber Affectation in Gedanken und Ausdruck.

Hill (Sir John), ein engliſcher Schriftſteller, geboren um das J. 1716, war anfangs Apotheker in Weſtminſter, und erhielt nachher die Aufſicht über die botaniſchen Gärten des Herzogs von Richmond und des Lord Petre, entſagte dieſem Poſten, um ſich auf den Theatern von Hay-Market und Covent-Garden auspfeifen zu laſſen, und kehrte zu ſeinem erſten Geſchäft zurück. Er widmete ſich jetzt den Wiſſenſchaften, und gab eine Anzahl Schriften heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden. Dieſer Beifall aber hatte einen nachtheiligen Einfluß auf ſeinen Charakter, indem er ihn aus einem beſcheidenen und anſpruchloſen zu einem anmaßenden und ſtreitſüchtigen Manne machte. Er gab damals zwei periodiſche Werke heraus, das British Magazine und den Inspector, denen er durch die Aufnahme ſcandalöſer Geſchichten und ſonſtiger Tagesvorfälle ein großes Publicum zu verſchaffen wußte. Allein ſie verwickelten ihn auch in viele Streitigkeiten und Händel, und trugen ihm ſelbſt einmal eine Tracht Schläge ein, die ein Irländer ihm in einem öffentlichen Garten gab. Auch mit der königlichen Geſellſchaft gerieth er in Streit, bei der er ſich vergebens als Candidat gemeldet hatte. Sein Credit als Schriftſteller litt dadurch ſo ſehr, daß er ſich nach andern Hülfsquellen umſehen mußte. Er verfertigte Balſame und allerlei Arzneien, die viel Käufer fanden und womit er viel gewann. Einige Zeit darauf gab er unter Protection des Lord Bute ein Syſtem der Botanik in 26 Foliobänden heraus. Seit der König von Schweden ihm den Waſaorden ertheilt hatte, ſetzte er ſeinem Namen das Prädicat Sir vor. Er ſtarb im Jahr 1775. Seine Werke verrathen einen Mann von Geiſt, Talent und Kenntniß, aber ſie ſind wegen der Eilfertigkeit, womit ſie abgefaßt worden, voll Ungenauigkeiten. Wir nennen von denſelben nur noch eine allgemeine Naturgeſchichte in 3 Foliobänden, und eine Broſchüre unter dem Titel Lucina sine concubitu, worin er beweiſen will, daß eine Frau auch ohne Umgang mit einem Manne empfangen und gebären könne.

Hill (Baron Sir Rowland), engl. Generallieutenant, zweiter Sohn des Sir John Hill, Baronet von Hawkſtone, geboren 1772, dient ſeit ſeinem 16ten Jahre in der brittiſchen Armee, und hat ſich eben ſo durch Thätigkeit und Eifer, als durch ſein mildes Betragen allgemeine Achtung erworben. Man gab ihm Urlaub, um ein Jahr in der Kriegsſchule zu Straßburg zu ſtudiren; darauf machte er mit ſeinem Oheim Sir Richard eine Reiſe in Deutſchland, Frankreich und Holland. In einem Alter von 20 Jahren ward er 1792 Capitän, und begleitete ſeinen Freund, Sir Francis Drake, auf einer diplomatiſchen Sendung nach Genua. Dann war er in Toulon nach einander Adjutant der Generale Mulgrave, O-Hara und Sir David Dundas. Nach der Räumung dieſes Platzes diente er als Oberſtlieutenant in Gibraltar und in Aegypten, wo er den 13. März 1801 verwundet wurde. Dann ſtand er als Brigadier in Schottland und Irland. Sein Verhalten erwarb ihm das Bürgerrecht der Stadt Cork; daſſelbe

Digitized by Google

gab ihm auch die Stadt Plymouth, aus Dankbarkeit für die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er die verwundeten Soldaten von dem Heere des Sir J. Moore, deſſen Rückzug nach Corunna er an der Spitze eines Reſervecorps gedeckt hatte, verpflegen ließ. Im J. 1808 nahm er Theil an der Schlacht von Vimieira. Im Jahr 1809 übernahm er, als der Generallieutenant Paget den 12ten Mai verwundet worden war, an deſſen Stelle den Oberbefehl und ſiegte. Für ſeinen Antheil an der Schlacht bei Talavera bezeugte ihm das Parlament den Dank der Nation. Zu ſeinen glänzendſten Waffenthaten gehört das Gefecht bei Arrayo del Molinos in Eſtremadura, am 27. Oct. 1811, wo er durch geſchickte Bewegungen eine franzöſiſche Heerabtheilung von mehr als 3000 Mann unter dem General Girard überfiel und gänzlich ſchlug, ſo daß kaum der General Girard mit 200 Mann entrann, und alles Geſchütz und Gepäck in die Hände des Siegers fiel. Der Prinz Regent nannte daher den Namen des Generals Hill bei der Eröffnung des Parlaments 1812 mit verdienter Auszeichnung, und ertheilte ihm den Bathorden. Auch ward er 1814 zum Baron Hill von Almaraz und Hawkſtone ernannt. Mit gleicher Einſicht und Tapferkeit focht General Hill in den Feldzügen von 1812 und 1813. Durch die Wegnahme der Höhen de la Suebla und Arienzon entſchied er am 20. Juni 1813 den Rückzug der Franzoſen auf Vittoria. Den 25ſten Juli ward er von zwei franzöſiſchen Heerabtheilungen in der Stellung bei Puerto de Maya angegriffen, und mußte ſich nach ſiebenſtündigem Gefecht auf Irurita zurückziehen. Allein drei Tage ſpäter erkämpfte er, obgleich der Feind ſtärker war, den Paß von Velata, und trug durch ſeine geſchickten Anordnungen zu den Erfolgen des 30ſten und 31ſten Juli viel bei. Eben ſo tapfer focht er am 10ten, 11ten, 12ten und 13ten December. Den 27. Febr. 1814 entſchied er die Schlacht bei Orthez; den 2. März 1814 warf er die Franzoſen aus der Stellung bei Ayre, und bemächtigte ſich dieſer Stadt nebſt den Magazinen. Im J. 1815 führte er in Belgien, während der Abweſenheit des Herzogs von Wellington, den Oberbefehl über das engliſch-hannöveriſche Heer, und hatte an dem Siege bei Waterloo einen ſo großen Antheil, daß ihm der Prinz Regent die Pairswürde ertheilte.

Himmel, im phyſiſchen Sinne, iſt gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewiſſermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches ſich ſcheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Gränzen des Horizonts ruht. Die Aſtronomie unſerer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unſerem Horizont der unermeßliche Weltraum ſey, in welchem unſere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, ſo wie das unzählige Heer von Fixſternen ſchweben. Was die azurne Farbe des ſcheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, ſo iſt ſie nach Nollet eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Geſtirne. Nach dieſer Vorſtellung müßte der unermeßliche Raum völlig ſchwarz erſcheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieſer wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verurſacht den blauen Schimmer. Sauſſure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil ſie durchſichtig iſt, ſondern die Dünſte in derſelben die Strahlen zurückwerfen. Er ſtützt ſeine Meinung darauf, daß, wenn die Luft

die Lichtſtrahlen zurückwürfe und dadurch die Gegenſtände blau färbte, die Gletſcher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erſcheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall iſt. Daß vielmehr die Lichtſtrahlen von den Dünſten in der Atmoſphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erſcheint, als in den Ebenen; ja ſelbſt hier iſt das Blau ſehr verſchieden und um ſo dunkler, je reiner, um ſo bläſſer, je mehr mit Dünſten angefüllt die Atmoſphäre iſt. Sauſſure hat auf dieſe Beobachtungen einen eigenen Apparat (Kyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünſte in der Luft zu beſtimmen. — Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, ſondern auch Philoſophen, den Himmel für das, was er ſcheint, ein feſtes Gewölbe, wo die Götter ihren Wohnſitz hätten. Um die verſchiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Aſtronomen ſogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an. So gab es nach ihrer Meinung ſieben Himmel für ihre ſieben Planeten, nämlich einen Himmel des Mondes, des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und Saturn. Der achte war der Fixſternhimmel, den ſie vorzugsweiſe das Firmament nannten. Ptolemäus fügte einen neunten Himmel hinzu, welchen er primum mobile nannte. Nach ihm wurden noch zwei Criſtallhimmel von König Alphons hinzugefügt, um einige Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der andern Himmel dadurch zu erklären, und zuletzt wurde als Wohnſitz der Gottheit noch ein zwölfter Himmel, das Empyreum, über das Ganze geſetzt, ſo daß die Geſammtzahl der Himmel zwölf betrug. Andere indeß nahmen noch viel mehr an, je nachdem es ihre Anſichten und Hypotheſen nothwendig machten. Eudoxus nahm 23, Calippus 30, Regiomontanus 33, Ariſtoteles 47 und Fracaſtor nicht weniger als 70 an. Doch muß bemerkt werden, daß die Aſtronomen ſich nicht deutlich darüber erklären, ob die Himmel, welche ſie auf dieſe Weiſe annahmen, wirklich vorhanden oder nicht, ſondern daß ſie ihnen zunächſt nur dienten, die ſinnlichen Bewegungen ſammt den damit verbundenen Erſcheinungen zu erklären.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theologe und Orientaliſt, geboren im J. 1652 zu Döbeln im Meißniſchen, wo ſein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann ſeine Studien in ſeiner Vaterſtadt, und ſetzte ſie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derſelben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt und drei Jahre ſpäter ging er in derſelben Eigenſchaft an das Gymnaſium nach Lübeck, wo er eilf Jahre blieb. Darauf nahm er das Paſtorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt ihn an ſeinen Hof berief und zu ſeinem Prediger, Oberkircheninſpector und Profeſſor honorarius der Univerſität zu Gießen ernannte. Im J. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erſte Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erſcheinung eines myſtiſchen Werks von Poiret erregte großen Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Amtsbrüdern. Die Anhänger von Horbius, welcher der Herausgeber deſſelben war, vertheidigten die darin aufgeſtellten Grundſätze mit eben ſo viel Eifer, als die Gegner ſie angriffen. Hinckelmann, der von ſanftem, friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an dieſem Streit nehmen; aber ſtatt ihm für dieſe Mäßigung Dank zu wiſſen, vereinigten ſich alle, um ihn mit

Digitized by Google

Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an ſeinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger des Horbius zum Verfaſſer hatte, griff ihn dergeſtalt an, daß er beim Leſen Krämpfe bekam und wenige Tage darauf, den 11. Febr. 1695, ſtarb. Hinckelmann iſt vornehmlich durch ſeine Ausgabe des Coran bekannt, die erſte, welche arabiſch erſchien (Hamb. 1694, 4to).

Hindus, die Ureinwohner Hindoſtans oder Oſtindiens, eine aſiatiſche, uralte Nation, menſchenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wiſſenſchaften und Künſte der gebildeten Lebensart ſchon in jenen Zeiten verfeinert, als die meiſten ihrer aſiatiſchen Nachbaren noch auf der erſten Stufe der Cultur ſtanden, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa ſämmtlich noch die gemeinſten Kunſtbedürfniſſe des menſchlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches ſeit Jahrtauſenden, auch unter fremder Herrſchaft ſeine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt ſeine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfaſſung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart beſitzt. Was ihre Leibesfarbe und Geſtalt betrifft, ſo ſind die Hindus ein wohlgebildetes hübſches Volk, von einer gelbbraunen Farbe; jedoch ſind die höhern und reichern Stände beinahe ſo weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittler Statur, iſt regelmäßig gewachſen, gut gebaut und beſonders ſehr geſchmeidig und gelenk. Sie zeichnen ſich hauptſächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der ſittliche Charakter wird ſehr gerühmt. Der Mangel heftiger Leidenſchaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Genügſamkeit, Gaſtfreundſchaftlichkeit, Dienſtfertigkeit zeichnen ſie vortheilhaft aus. Sie ſind nicht im geringſten blutdürſtig noch rachſüchtig, doch giebt es auch unter ihnen ſehr kriegeriſche Völkerſchaften. Man wirft ihnen Liebe zur Ruhe, Langſamkeit und Geiz vor. Sie beſitzen viele Geiſtesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derſelben. Früher, ehe ſie durch das Joch des fremden Deſpotismus erſchlafft wurden, ſtanden ſie auf einer höheren Stufe der Cultur, und man muß in ihrem Lande die Wiege aller Künſte und Wiſſenſchaften ſuchen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forſtwiſſenſchaft, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt. Sie verfertigen verſchiedene, zum Theil äußerſt koſtbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter ſehr feine Cattune, und die ſchönſten und feinſten Muſſeline gehören, gemalte Leinwand, feine Shawls, ſchöne Matten, Corduan ꝛc. und haben unnachahmliche Färbereien. Die Künſte und Wiſſenſchaften befinden ſich zwar nicht mehr auf der hohen Stufe, auf welcher ſie vor Zeiten geſtanden haben, ſind aber doch nicht ganz verloren gegangen. Ihre Muſik und Malerei ſind noch ſehr zurück; in der Tanzkunſt, Bildhauer- und Baukunſt haben ſie es weiter gebracht, beſonders ſind von den alten Zeiten noch ſehr merkwürdige, eine geſchickte Baukunſt verrathende Canäle vorhanden. Sie kennen die Rechenkunſt, Aſtronomie und Chronologie, und ſind ſehr große Liebhaber von der Dichtkunſt und dem Geſange. Ihre Sprache wird nicht bloß geſprochen, ſondern auch geſchrieben, und zwar von der Linken zur Rechten, wie die abendländiſchen Sprachen. Sie theilt ſich in mehrere Hauptdialekte, nebſt vielen Nebendialekten. Die Sanſkritſprache, worin die Religionsbücher der Hindus geſchrieben ſind, iſt die Mutter aller hinduiſchen Sprachen. Ihre Gebräuche in allen Zweigen der Lebensart hier zu ſchildern, erlaubt die Kürze des Raumes nicht. Einer der ſeltſamſten, auffallendſten, empörendſten

Digitized by Google

und grauſamſten Gebräuche der ſonſt ſo ſanften Hindus, iſt das Verbrennen der Witwen mit ihren verſtorbenen Männern, eine ſeit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch iſt dieſes Witwenverbrennen nicht mehr häufig, und findet noch vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduiſchen Fürſten beherrſcht werden; hingegen in denjenigen, welche mohammedaniſche Fürſten und Europäer beherrſchen, wird es höchſt ſelten geduldet. Beſonders merkwürdig iſt die ſeit den älteſten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgeſonderte Rangordnungen, Stämme oder Claſſen (von den Europäern Caſten genannt). Es ſind vier edle und eine fünfte unedle Hauptcaſte. Die vier edlen Caſten ſind, zum großen Nachtheile der Landescultur, weſentlich von einander abgeſonderte Nationalclaſſen, die von einander auf immer getrennt ſind, ſo daß keine in die andere übergehen kann, keine ſich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andere Art vermiſchen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterſchied iſt hier aufs ſtrengſte genommen, erblich und perſönlich, alle Vorrechte und Einſchränkungen ſind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geſchickt macht, ſondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Jede Caſte iſt ausſchließlich für ſich zu gewiſſen Vorrechten und Verrichtungen privilegirt, und durch beſtimmte Geſetze und Gebräuche beſchränkt. Die geringſte Verletzung dieſer Gränzen wird theils mit Ausſchließung, theils auch, in beſondern Fällen, mit Todesſtrafe geahndet. Selbſt der Unterſchied der Nahrungsmittel iſt genau angeordnet. Den drei obern Caſten ſind alle Arten von Fleiſchſpeiſen verboten, der vierten wieder der uneingeſchränkte Genuß derſelben (mit Ausnahme des Rindfleiſches) verſtattet, und nur die niedrigſten Claſſen der fünften Caſte dürfen alles, was ihnen beliebt, an Fleiſch ſowohl, als an andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu iſt, deſto weniger iſt er in ſeiner Lebensweiſe, in Rückſicht auf Speiſe und Getränke eingeſchränkt, dagegen aber in dem Grade der minderen oder größeren Erniedrigung die übrigen läſtigen Einſchränkungen zunehmen. Die erſte und edelſte Caſte heißt **Brahmana**, und iſt die Caſte der Braminen, Bramanen oder Brahmanen, welche Prieſter, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Geſetzverſtändige und Staatsbeamte ſind. (S. **Braminen**). Die zweite edle Stammordnung heißt **Kſchetria** oder **Kſchetrija**, welche die Kſchetrier oder Radſchaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasbuten, Radſchaputren erhalten die Kſchetrier vorzugsweiſe in ihren alten hindoſtaniſchen Erbländern. Die dritte edle Caſte heißt **Maiſchia**, deren allgemeine Beſtimmung der Ackerbau oder die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel iſt. Als Kauf- und Handelsleute heißen ſie Wanija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Caſte heißt **Schudra**, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künſtler und Handwerker. An die vier edlen Caſten mit ihren Unterabtheilungen ſchließt ſich eine Menge vermiſchter oder unreiner Abtheilungen derſelben an, Afterclaſſen der vier edlen Caſten, **Burum Sſunker** genannt, welche aus mannigfaltigen Mißheirathen der verſchiedenen Glieder oder Stände der vier edeln Caſten entſtanden ſind, auf denen zwar nicht die ſtrenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menſchenclaſſe haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edeln Caſten verſetzt ſind. Dieſe ver-

miſchten Caſtenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Caſte, welche Niſcha, Parria und Peleja heißt, d. i. verächtliche, ſchlechte, unreine, unedle Menſchenclaſſe. Dieſe Caſte beſteht aus den unglücklichen Menſchen, welche alles das thun müſſen, was ſonſt niemand, ohne ſich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur ſelbſt als unrein geachtet, ſondern verunreinigen auch alle Perſonen und Dinge, denen ſie zu nahe kommen. Sie ſind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeſchriebene Regeln in Rückſicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habſeligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Caſten nicht beſuchen, ſondern haben ihre abgeſonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuſer der andern Caſten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorſichtigkeit geſchieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein ſolcher Ort auf religiöſe Art wieder gereinigt), müſſen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen ſogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die ſie zur Warnung mit Thierknochen einfaſſen müſſen, wohnen in elenden Hütten, von Städten und Dörfern entfernt, daß ihre Atmoſphäre nicht anſtecke, ſind von aller geſetzlichen Nahrungsweiſe der übrigen Caſten ausgeſchloſſen, und eſſen daher auch Rind- und alles andere Fleiſch ohne Unterſchied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dſchaten, Rasbuten, Maratten, Singaleſen, Tamuler, Wadauger, Gikhers oder Kakaren, Graſſias, Gounds oder Goands, Kalers oder Kallier ꝛc., wovon einige zu der mohammedaniſchen Religion übergetreten ſind, andere, wie die Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vgl. man die Art. Indien, Indiſche Literatur, Indiſche Mythologie und Religion u. Indiſche Sprachen.

Hipparchos. 1. Ein Sohn des Piſiſtratus und Bruder des Hippias, ein Freund und Beförderer der Kunſt und Wiſſenſchaft, wie ſein Vater (ſ. Hippias). 2. Einer der berühmteſten griechiſchen Aſtronomen aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Er lebte meiſt zu Alexandria, damals dem Hauptſitz der Gelehrſamkeit, und machte ſich vorzüglich verdient durch eine genauere Beſtimmung des Sonnenjahres, der Excentricität der Sonnenbahn und andere aſtronomiſche Berechnungen. Auch verfertigte er ein ausführliches und genaues Sternenverzeichniß und eine Himmelsſphäre. Von ſeinen Schriften iſt noch Einiges vorhanden, was man in des Petavius Uranologie findet. Ihn hat vorzüglich Ptolemäus in ſeinem großen aſtronomiſchen Werke, das wir noch haben, benutzt.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemahlin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteſte iſt wohl die ſchöne Tochter des Königs von Piſa in Elis, des Oenomaos. Weil dieſem geweiſſagt worden war, ſein künftiger Eidam werde ihn tödten, ſo machte er die Bedingung, daß jeder, der ſich um ſeine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen beſtehen, und, wofern er, ehe ſie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch ſeine Hand fallen ſollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Beſtechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Oenomaos mitten im Rennen ſtürzte, wobei er ſein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemahlin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thyeſtes. Sie tödtete ſich ſelbſt aus Gram über den Vorwurf, dieſe ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hochberg (Graf Carl Leopold Friedrich von), großherzogl. badenſcher Generallieutenant, geb. zu Carlsruhe den 29. Aug. 1790, aus der zweiten Ehe des Vaters des jetzt regierenden Großherzogs, des Markgrafen Carl Friedrich, mit Luiſe Freiin Geyer von Geyersberg, die den 26. Mai 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Dieſer Prinz, welcher, wenn der jetzt regierende Großherzog keine männlichen Erben hinterlaſſen ſollte, deſſen Nachfolger ſeyn würde, commandirte die badenſchen Truppen unter dem Marſchall Duc de Belluno in Rußland. Er zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich den 25. November an der Berezina aus. In der Schlacht bei Leipzig ward er gefangen. Darauf erhielt er im J. 1814 den Oberbefehl über das badenſche Truppencorps, welches zu dem Heere der Verbündeten ſtieß. Er commandirte die Heeresabtheilung im Niederelſaß, wo den 12. April 1814 die Feſtung Pfalzburg den Alliirten die Thore öffnete. Den 16. April that dies auch das ſeit fünf Monaten geſperrte Straßburg, in Folge eines am 15. zu Brumath zwiſchen ihm, als dem Commandanten des Blokadecorps, und dem Gouverneur von Straßburg, Grafen von Brouſſier, durch den badenſchen General v. Franken und den franzöſiſchen General Humbert abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes. Seiner Tapferkeit wegen gab ihm der Kaiſer von Oeſterreich im Nov. 1814 den St. Stephansorden. Im J. 1816 begab ſich der Graf von Hochberg in Beziehung auf die Angelegenheiten des ſüdlichen Deutſchlands nach Berlin und Petersburg. Im J. 1817 commandirte er die alliirten Truppen im Oberelſaß und hatte ſein Hauptquartier zu Colmar. — Sein Bruder, Graf Wilhelm Ludw. Aug. Graf von Hochberg (geb. den 8. April 1792) iſt ebenfalls großherzogl. badenſcher Generallieutenant und Chef eines Regiments. Sein jüngſter Bruder, Maximilian Graf von Hochberg, iſt großherzogl. badenſcher Oberſtlieutenant der Cavallerie.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichſten Heerführer, welche der franzöſiſche Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war den 24. Febr. 1768 zu Montreuil bei Verſailles geboren, der Sohn eines Aufſehers der Jagdhunde des Königs und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marſtall. Seine Neigung zum Militärſtande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der franzöſiſchen Garden Dienſte zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und ſchaffte ſich von dem Ertrage dieſer Anſtrengungen Bücher an, die er des Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er ſogleich zur Volkspartei über, nahm bei dem vierten Regimente der pariſer Stadtgarde Dienſte, zeichnete ſich bald durch ſeinen Eifer und ſeine Geſchicklichkeit aus, und wurde Adjutantunteroffizier. Im J. 1792 wurde er Lieutenant und ſtudirte nun die Kriegswiſſenſchaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerſchrockenheit und großen militäriſchen Kenntniſſen, und wurde Adjutant des Generals Leveneur. Nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall ging er mit dieſem nach Paris, trat dort mit ſeinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe auf, gewann den Beifall deſſelben und wurde als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeſchickt. Hoche begeiſterte alles durch ſeine Reden und ſein Beiſpiel, ſchlug alle Angriffe der Engländer ab, und ſchwang ſich durch dieſe Vertheidigung ſchnell zum Brigade- und Diviſionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er das Commando der Moſelarmee erhielt.

Digitized by Google

dieſem noch ungeübten Heere flößte er ſogleich ſeinen militäriſchen Geiſt und ſeine raſche und entſchloſſene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elſaß vertreiben; allein er hatte die erfahrenſten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunſchweig gegen ſich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiſerslautern geſtürmt; er mußte ſich zurückziehen. Da beſchloß er, die am Unterrheine ſtehenden Oeſterreicher zu umgehen, ging bei dem ſchlechteſten Wetter und durch die ſchlechteſten Wege über die Vogeſen, ſchlug am 26. Dec. Wurmſer bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. ſ. w. und vertrieb die Oeſterreicher aus dem Elſaß. Durch ſeine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Juſt mißfallend, wurde er von dieſem entſetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9ten Thermidor hätte er ſicher das Schaffot beſtiegen. Der Convent ernannte ihn nach derſelben zum Anführer der Küſtenarmee von Breſt. Nach ſo vielen Generalen, durch deren Maßregeln der Bürgerkrieg in der Vendée nur verlängert worden war, glaubte er durch Milde mehr als durch Gewalt ſiegen zu müſſen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royaliſten ſtehenden Armeen anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unſichern Frieden herbei. Als die Feindſeligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrſcht. Er beſchloß die Erſtürmung des Forts Penthievre gegen die Ueberzeugung ſeines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Fauſt genommen, die Royaliſten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit ſeinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm noch kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte ſich aller militäriſchen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die ſtrenge Diſciplin ſeiner Armee zur Ruhe, ſchmeichelte den Prieſtern, ſchwächte und entzweite die Royaliſten, und ſchlug ſie überall mit leichten Colonnen, die er gegen ſie gebrauchte; allein er hatte auch gegen Neid und gegen ſeine eigene Partei zu kämpfen. Charette und Stoſſlet fielen in ſeine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergeſtellt, und Hoche wendete ſich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, ſtellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und ſeine Armee ſich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, der dies in Frankreich ſo lange genährt hatte, hinüber zu ſpielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle dieſem Unternehmen entgegenſtehenden Hinderniſſe beſiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Breſt nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerſtreute die Flotte, und er befand ſich allein an der feindlichen Küſte. So ſcheiterte das kühne Unternehmen. Nach ſeiner Zurückkehr erhielt Hoche das Commando der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Uebergang über den Rhein im

Angeſichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit ſeiner Armee 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen geſiegt, und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſeinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium ſeinen Arm zu leihen ſich bereit gezeigt hatte, ſtarb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrſcheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat und einer von denen, die ſich aus dem Volke durch angeborne Größe emporgearbeitet; ſtolz und ehrgeizig wie Cäſar, war er oft auch ſo groß und hochherzig wie dieſer.

† Hof, hat über 700 Häuſer, vier Kirchen, ein Gymnaſium mit einer Bibliothek, ein reiches Hoſpital, ein Waiſenhaus und 3000 Einwohner. Die Straßen ſind erleuchtet, breit und gut gepflaſtert, die meiſten Häuſer aber altmodiſch gebaut; doch ſind in neuern Zeiten mehrere große Häuſer erbaut und die Vorſtädte durch geſchmackvolle Gärten verſchönert worden. Hof treibt einen äußerſt beträchtlichen Tranſitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachſen geht, Flor, Cattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welche theils in den Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt werden. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmaſtung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. 1791 waren hier 800 Baumwollenweber beſchäftigt, und man rechnete den reinen Ertrag der Fabrikate auf 320,000 Fl.

Hoffmann (Friedrich), dieſer berühmte Arzt, wurde 1660 zu Halle in Sachſen geboren, ſtudirte bei Caſpar Kramer in Erfurt die Chemie, und widmete ſich dann dem Studium der Medicin. Nach Vollendung ſeiner Studien beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: De cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geſchickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Univerſität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürſt Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Univerſität Halle gründete, wurde er zum erſten Profeſſor daſelbſt ernannt, und er entwarf ganz allein die Statuten der mediciniſchen Facultät. Sein Ruf verbreitete ſich bald in und außer Deutſchland, und mehrere Akademien ernannten ihn zum Mitgliede. Er machte oft Reiſen an die vorzüglichſten Höfe, und wurde mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben ſtarb er den 12. Nov. 1742 in ſeiner Vaterſtadt. Hoffmanns Charakter war ſanft und beſcheiden; ſein Streit mit Stahl, ſonſt ſein Freund, dann ſein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Gränze des Anſtandes. In ſeiner Wiſſenſchaft vertheidigte er mit tiefer Ueberzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einſichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein großer Freund einfacher oder ſogenannter Hausmittel, und pflegte zu ſagen: wenn man geſund bleiben wolle, müſſe man Medicin und Aerzte meiden. Ihm verdanken wir auch die ſogenannten Hoffmanniſchen Tropfen, eines der vorzüglichſten beſänftigenden Mittel. Sein wichtigſtes Werk iſt die Medicina rationalis systematica. Halle 1730, 9 Bde.

Hoffmann (E. T. A.), einer unſerer vorzüglichſten Schriftſteller im Felde des Romans und der Erzählung, iſt 1778 zu Königsberg in Oſtpreußen geboren, ſtudirte auf der dortigen Univerſität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Groß-Glogau

und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Aſſeſſor bei der Regierung in Poſen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau. Der Einmarſch der Franzoſen 1806 endigte hier ſeine Laufbahn. Ohne Ausſichten im Vaterlande und ohne Vermögen, nahm er ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe in Anſpruch, um was er früher als Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbzweig zu nützen. Er folgte im Herbſt 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Muſikdirector an dem dort neuerrichteten Theater, das aber bald wieder geſchloſſen ward. Er ertheilte jetzt Muſikunterricht und arbeitete für die Leipziger muſikaliſche Zeitung. Im Jahr 1812 bekam er einen Ruf als Muſikdirector bei der Joseph Seconda'ſchen Geſellſchaft, traf zu dem Ende Oſtern 1813 in Dresden ein, und blieb in dieſer durch die Kriegsereigniſſe in Sachſen beunruhigten Lage bis 1815 wo es ihm gelang, in ſeinem Vaterlande in die alten Dienſtverhältniſſe zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königlichen Kammergericht in Berlin wieder angeſtellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Muſik gehabt, und dem Studium dieſer Kunſt ſeine Nebenſtunden gewidmet. Seine Lehrer im Generalbaß und Contrapunkt waren der Organiſt Podbielski in Königsberg, und ſpäter in Berlin der Capellmeiſter Reichardt, der ſich ſeines Landsmanns getreulich annahm. In Poſen brachte Hoffmann das Götheſche Singſpiel: Scherz, Liſt und Rache, aufs Theater, in Warſchau die luſtigen Muſikanten von Clemens Brentano u. ſ. w. Anlaß zur Schriftſtellerei gab ihm zunächſt die Verbindung mit Rochlitz als Redacteur der muſikaliſchen Zeitung. Die Aufforderung, die dort zerſtreut erſchienenen Aufſätze zu ſammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantaſieſtücke in Callot's Manier (4 Bde.). Dieſen folgten 1816 die Elixire des Teufels, und verſchiedene in Almanachen und ſonſt zerſtreut gedruckte Erzählungen. Der tiefe, geheimniß= und deutungsvolle Sinn, den der Verfaſſer in alle ſeine Erzeugniſſe zu legen weiß, geben ihnen ein mehr als vorübergehendes Intereſſe; allenthalben läßt uns der Verfaſſer Blicke in das Innerſte der Außenwelt wie des Menſchen thun. Beſonders ſcheint er ſich in ſchaurigen Nachtſtücken, die er in kühnen Zügen oft bis zum Graus und Entſetzen Erregenden ausführt, zu gefallen; aber auch durch die grellſten Diſſonanzen dringt er glücklich zur harmoniſchen Auflöſung hindurch.

Hofgeismar, eine fünf Stunden von Caſſel entfernte Landſtadt, bei welcher ſich eine ſeit länger als einem Jahrhundert bekannte Mineralquelle befindet. Nach der Beobachtung eines Tilenius, Delius, Schröder und Waitz, welche dieſer Heilquelle eigene Abhandlungen gewidmet haben, gehört dieſelbe zur Claſſe der ſaliniſch-martialiſchen; die Badequelle enthält außerdem aber noch eine ſeifenartige Erde, deren wohlthätige Wirkung auf das Hautſyſtem allgemein anerkannt iſt. Die Krankheiten, bei welchen das Hofgeismarer Waſſer beſonders wirkſam befunden worden, ſind folgende: Allgemeine Schwäche des Körpers und einzelner Theile, Lähmungen und Contracturen, beſonders nach Verwundungen, Verſchwinden einzelner Glieder, langwierige Hautausſchläge, Flechten und hartnäckige Krätze, alte Geſchwüre, wobei ſich beſonders der Badeſchaum ſehr wirkſam zeigt, Gicht, chroniſcher Rheumatismus, Atrophie, Skrofelkrankheit, engliſche Krankheit der Kinder, Stockung im Unterleibe, Verſchleimung der Eingeweide, anfangende Schleimſchwindſucht, Hämorrhoi-

den, Irregularitäten der monatlichen Periode, weißer Fluß, Hypochondrie, Hyſterie und ſelbſt Melancholie. — Im Jahr 1817 iſt dieſe Badeanſtalt noch durch Anlegung von Schlammbädern weſentlich verbeſſert worden. (S. Beſchreibung der Heilquellen zu Hofgeismar in Churheſſen, von Dr. Ferd. Wurzer. Leipz. bei Barth 1816) KM.

Hogendorp (Carl, Graf von), geb. im Haag, holländiſcher Geſandter in Petersburg, dann Gouverneur auf der Oſtküſte von Java, von welchem Poſten er, da man über ſeine Verwaltung klagte, abgerufen wurde. Unter dem König Ludwig Bonaparte war er 1806 Kriegsminiſter, dann deſſen Geſandter in Wien 1807, in Berlin 1809 und in Madrid 1810. Im Januar 1811 ernannte ihn Napoleon, dem er ſtets ſehr ergeben war, zum Diviſionsgeneral, im März zu ſeinem Generaladjutanten und den 1. Juni 1812 zum Gouverneur von Breslau, wo er den 10. Aug. zur Geburtsfeier des Kaiſers ein glänzendes Feſt gab. Hierauf übernahm er den Befehl über die Truppen, welche Hamburg beſetzten, wo er ſich durch eine außerordentliche Härte und Strenge verhaßt machte. Nach Bonaparte's Fall zog er ſich in ſein Vaterland zurück, ſtellte ſich aber wieder unter die franzöſiſchen Fahnen bei Waterloo. In Folge dieſer Niederlage blieb er ohne Anſtellung und ſchiffte ſich daher 1816 nach Amerika ein. Im Juni 1817 erſchien unter ſeinem Namen ein Werk, das neue Anſichten von dem Coloniſationsſyſtem enthält: Du système colonial de la France sous le rapport de la politique et du commerce, nebſt einem Tableau de tous les établissemens coloniaux et du commerce des Européens dans les autres parties du monde. — Sein Bruder, der Graf von Hogendorp, war niederländiſcher Geſandtſchaftsſecretär in Paris im October 1814. Ueberhaupt kommen in der neuern Geſchichte des Königreichs der Niederlande zwei dieſes Namens vor: G. K. von Hogendorp und J. von Hogendorp, die ſich als treue Anhänger des Hauſes Oranien bewieſen haben, und daher zu den wichtigſten Aufträgen und Aemtern des neuen Staats gewählt worden ſind.

Hohenlohe. Noch ſind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu ſehen. Dorther ſtammen die ehemaligen Grafen, nun Fürſten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des deutſchen Königs Conrad I., deren erſter unter dem Namen Crato im 9ten Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühte ehedem dies Haus, die ſich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erſtere 1390 beim Abſterben der Gebrüder Conrad und Gottfried erloſchen war, theilte ſich die hohenlohiſche 1. in die oberländiſche zu Weikersheim und Schillingsfürſt, und 2. in die unterländiſche zu Neuenſtein und Waldenburg; aber auch jene, die oberländiſche, erloſch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, ſo wie von der unterländiſchen der Zweig von Neuenſtein (1550) mit Grafen Albrecht verblühte. Die drei Söhne des verbliebenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteſte, Ludwig Caſimir, die neuenſteiniſchen Lande, der zweite, Eberhard, die waldenburgiſchen, und der jüngſte, Georg, Weikersheim und Schillingsfürſt; doch des Letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Caſimir, ſo wie Schillingsfürſt an Eberhard, wodurch die noch beſtehenden beiden Hauptlinien, die neuenſteiniſche oder evangeliſche, und die waldenburgiſche oder catholiſche,

Digitized by Google

gegründet wurden. Zu der neuenſteiniſchen oder evangeliſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Reſidenz Langenburg), Hohenlohe-Ingelfingen (Reſidenz Oehringen), Hohenlohe-Kirchberg (Reſidenz Kirchberg); dieſe drei Linien beſitzen etwa die Hälfte des Fürſtenthums Hohenlohe, ferner die obere Grafſchaft Gleichen unter gothaiſcher Hoheit, und Ingelfingen mehrere mittelbare Herrſchaften in Sachſen und in der Lauſitz; zu der waldenburgiſchen oder catholiſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenſtein zu Bartenſtein, Hohenlohe-Jaxtberg zu Jaxtberg und Hohenlohe-Schillingsfürſt. Sie beſitzen die zweite Hälfte des Fürſtenthums Hohenlohe und außerdem die vormaligen würzburgiſchen Oberämter Jaxtberg, Haltenbergſtetten, Laudenbach und Braunsbach. Als die Kaiſer Carl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abſtammung der Grafen Hohenlohe aus dem herzoglich fränkiſchen Geblüt anerkannt hatten, wurden ſie in den Reichsfürſtenſtand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürſtenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürſtenrathe; allein die Auflöſung des deutſchen Reichskörpers, welche auch jenen Fürſtenrath vernichtete, und die Acte des rheiniſchen Bundes machte die Fürſten von Hohenlohe zu Vaſallen, theils des Königs von Baiern, theils des Königs von Würtemberg, welcher Letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marſchallamt in ſeinem Königreiche ertheilte. Die Fürſten von Hohenlohe ſind auch, nachdem der Rheinbund wieder aufgehört hat, mediatiſirt geblieben. Die Succeſſion geſchieht in dieſem Hauſe nach dem Recht der Erſtgeburt, das bei den verſchiedenen Linien zu verſchiedenen Zeiten eingeführt worden iſt; ein Hausgeſetz gibt dem älteſten Fürſten des Geſammthauſes das Seniorat. Das Fürſtenthum Hohenlohe enthält 22 Quadratmeilen mit 64,000 Einwohnern, davon der bei weitem größere Theil mit 61,000 Einwohnern unter königlich würtembergiſcher Landeshoheit ſteht und zu dem Jaxtkreiſe dieſes Königreichs geſchlagen iſt; nur ein Theil der hohenlohe-ſchillingsfürſtlichen Beſitzungen mit 3000 Einwohnern ſteht unter königlich baierſcher Hoheit, und gehört zu dem Rezatkreiſe dieſes Königreichs. Das Fürſtenthum Hohenlohe wird von den Flüſſen Kocher, Jaxt, Tauber und Wernitz bewäſſert. Der größte Theil beſteht aus ſchönen großen Thälern, durch welche nur Berge von mittelmäßiger Höhe ziehen, die auf der Südſeite viele Weinberge, und auf der Nordſeite gute Getreidefelder, und auf ihren Höhen die trefflichſten und wildreiche Waldungen tragen. Der Ackerbau und Weinbau werden daher ſtark getrieben; beſonders wichtig aber iſt die Rindviehzucht und der Handel damit äußerſt anſehnlich und einträglich. Vorzüglich wird in dem Städtchen Künzelsau ein bedeutender Viehhandel nach Straßburg und von da nach andern franzöſiſchen Städten getrieben. Auch hat das Land einträgliche Eiſenbergwerke, Gips, Kalk, Salz und Mineralwaſſer. Vor der Mediatiſirung dieſes Landes ſchätzte man die jährlichen Einkünfte der ſämmtlichen Fürſten auf 470,000 Fl.

Hohenlohe-Bartenſtein-Jaxtberg, jüngere Linie des Hauſes Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein, von der Waldenburger Hauptlinie. Der Stifter dieſer neuen Nebenlinie zu Jaxtberg, ſeit dem 23. Febr. 1803, Fürſt Carl Joſeph Ernſt Juſtin, geb. den 12. Dec. 1766, königl. franzöſiſcher und kaiſerl. ruſſiſcher Generallieutenant von der Armee, reſidirt zu Haltenbergſtetten. Er iſt der jüngere Bruder des Fürſten Ludwig Aloys, und war ſtets wie dieſer ein treuer Anhänger des Hauſes Bourbon. Daher commandirte er ein

Digitized by Google

Regiment Hohenlohe in der Armee des Prinzen Condé. Im J. 1795 ſtand Prinz Carl mit dem Regimente im Breisgau. Hier ernannte ihn der Regent von Frankreich, Monſieur, zum Lohn für ſeinen Eifer zum Marechal de Camp und gab ihm den Ludwigs-Orden. Wegen Kränklichkeit trat der Prinz das Commando ſeines Regiments an den Chevalier Durand ab. Im Jahr 1796 verlor es in den Gefechten bei Schuſſenried, Biberach u. ſ. w. an 400 Mann, darunter 42 Offiziere. Als die Legion Hohenlohe 1797 mit dem Condéſchen Heere in ruſſiſche Dienſte trat, erhielt Prinz Carl vom Kaiſer Paul I., mit dem er durch ſeine Gemahlin (Henriette, Herzog Ludwig Eugens von Würtemberg Tochter) verwandt war, den Grad eines Generallieutenants; doch konnte er nach den dortigen Verhältniſſen die Legion nicht ſelbſt commandiren, ſondern mußte ſie abermals dem Chevalier Durand übergeben. Der König Ludwig XVIII. ſchrieb an ihn bei dieſer Gelegenheit, daß er ihn und ſein Corps fortdauernd als in ſeinen Dienſten ſtehend betrachte, indem er letzteres dem Kaiſer von Rußland nur darleihe. — Hielt ſich Prinz Carl in ſeinem Lande auf, ſo übte er ſtets gegen die Opfer der franzöſiſchen Revolution jede Art von Gaſtfreundſchaft aus. Seine Schlöſſer ſtanden jedem Unglücklichen offen. Eins derſelben nahm ein ganzes Seminarium von St. Sulpice auf, welches Deutſchland viele Prieſter gab, und nach 20 Jahren in den Schooß der franzöſiſchen Kirche zurückkehrte. Als dem Prinzen Carl ſein erſter Sohn geboren wurde, bat er den König Ludwig XVIII., deſſelben Taufzeuge zu ſeyn, was dieſer mit dem Wunſche that, daß ſein Taufſohn einſt die edle Geſinnung ſeines Vaters erben möchte. Ungeachtet ſeiner Verwandtſchaft mit dem König von Würtemberg weigerte ſich Prinz Carl ſtandhaft, unter den Fahnen des Rheinbundes für die Sache Bonaparte's zu kämpfen. Nach der Rückkehr des Königs auf den Thron von Frankreich, bot er ihm ſeine Dienſte an, und erhielt von ihm im Jahr 1815 den Grad eines Generallieutenants, ſo wie für den Erbprinzen, den Pathen des Königs (Ludwig Albrecht Conſtantin, geb. den 5. Juni 1802), die Erlaubniß, die Uniform der Legion ſeines Oheims, des Prinzen Ludwig, zu tragen.

† Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürſt von), geſtorben den 15. Febr. 1818. Sein Sohn, Fürſt Auguſt von Hohenlohe-Oehringen, iſt königl. würtembergiſcher Generallieutenant und reſidirt zu Oehringen.

Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein, die ältere Linie der Waldenburger Hauptlinie, deren Senior jetzt der Fürſt Ludwig Aloys Joachim (geb. den 18. Auguſt 1765) iſt. Er überließ im November 1806 ſeine Beſitzungen ſeinem älteſten Prinzen Carl Auguſt Theodor. Fürſt Ludwig Aloys iſt mit der Anciennetät vom 2[illegible]. Febr. 1806 königl. franzöſiſcher Generallieutenant und Ober-Colonel der ausländiſchen Legion, oder der Legion von Hohenlohe, und lebt gegenwärtig zu Lüneville. Das Haus Hohenlohe hat zu allen Zeiten Fürſten gehabt, die der Krone Frankreich ſehr ergeben waren; ſo unter der Regierung Franz I., Heinrichs IV., und während der Regentſchaft der Anna von Oeſterreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher erlaubten die Fürſten von Hohenlohe, ungeachtet des dringenden Abmahnungsſchreibens von Seiten des Kaiſers, des Königs von Preußen (vom 8. März 1792) und des fränkiſchen Kreiſes, daß in ihren Landen die franzöſiſchen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahr 1791 ſich aufhalten konnten; letztere ward von ihnen mehrere Monate hindurch

Digitized by Google

unterſtützt. Endlich ſchloßen ſie den 3. Febr. 1792 mit dem Regenten Monſieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimenter Fußvolk in ihren Landen geworben wurden, das eine von dem regierenden Fürſten von Hohenlohe, dem Vater der Prinzen Ludwig und Carl, das andere von ihrem Großoheim, dem Fürſten von Hohenlohe-Schillingsfürſt. Die Prinzen Carl und Ludwig waren als Oberſten die Eigenthümer dieſer Regimenter, und führten ſie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderiſchen Feldzüge oft ergänzt werden, und zu ihrem Unterhalte brachten die Häuſer Hohenlohe-Bartenſtein und Schillingsfürſt beträchtliche Opfer. Die hohenlohiſchen Truppen zeichneten ſich in mehreren Treffen durch Tapferkeit aus. Prinz Ludwig focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Stürmenden bei dem Angriff auf ein verſchanztes Lager in den Weißenburger Linien, wo er 5 Kanonen eroberte, und den Sieg entſchied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter in eins vereinigt in holländiſche Dienſte, wo ſie die Bommel-Inſel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorne Maas gegangen war, ſah ſich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es ſchlug ſich aber durch, zog ſich hinter die Waal, und Prinz Ludwig machte 14 Stunden weit, unaufhörlich in ſeinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meiſterhaften Rückzug. Von 1400 Mann, ſo ſtark war das Regiment im Anfange des Feldzuges, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anſtrengungen, um es wiederherzuſtellen. Damals ſchrieb der Regent aus Verona (den 28. Mai 1795) an den Prinzen von Bartenſtein, daß, wenn einſt der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet ſey, ein Regiment Hohenlohe im franzöſiſchen Dienſte ein dauerndes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauſes Hohenlohe an die Sache der Bourbons werden ſolle. Dies ging 22 Jahre ſpäter in Erfüllung. — Prinz Carl übernahm jetzt das Regiment, welches nun fortwährend bei dem Condéſchen Armee-Corps ſtand, bis dieſes im Jahr 1801 aufgelöſ't wurde. Prinz Ludwig aber trat in kaiſerl. öſterreichiſche Dienſte. Er warb Truppen im Hohenlohiſchen, die zu dem Heere unter Clairfait ſtießen, und nahm als commandirender Oberſter des Regiments Kerpen an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil. Im Jahr 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Carl. Im Jahr 1806 ward er Generallieutenant, und 1807 Gouverneur von beiden Gallizien. Napoleon ließ ihm die Wiederherſtellung der Souverainetät von Hohenlohe anbieten, wenn er zum Rheinbunde träte; allein der Prinz lehnte dies ab, worauf ſein Fürſtenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte Prinz Ludwig eine Heerabtheilung zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ, und mehrere Anhänger des Hauſes Bourbon (z. B. den Herrn von Widrange) der Rache Napoleons entzog. Derſelbe Eifer für das franzöſiſche Königshaus bewog den Prinzen Ludwig, im Jahr 1815, — als der Verluſt ſeiner Regentenhoheit entſchieden, und die von ihm und fünfzehn andern ehemals regierenden Reichsfürſten und Reichsgrafen den 30. Jan. 1815 dem Congreß zu Wien übergebene Verwahrung ihrer Rechte und Bitte um Wiedereinſetzung ohne Erfolg geblieben war, — den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleiſteten Dienſte, unter die Zahl ſeiner Unterthanen als Franzoſen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht

nur, ſondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heil. Geiſtordens, ertheilte ihm den Rang eines Generallieutenants, machte ihn zum Inſpecteur der Infanterie, und wies ihm und ſeiner Familie als beſtändigen Wohnſitz das Schloß zu Lüneville an. Zugleich befahl der König von Frankreich, daß die ausländiſche Legion fortan den Namen Legion Hohenlohe führen und Prinz Ludwig der Obercolonel derſelben ſeyn ſolle. Als Großmeiſter des hohenlohiſchen Hausordens vom Phönix hat Prinz Ludwig dieſen Orden mehrern Franzoſen und andern Kriegern ertheilt, die unter ihm für die Sache der Bourbons gekämpft haben. Der König von Frankreich beſtätigte denſelben und beſtimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Endlich iſt der Prinz Ludwig Präſident einer Wohlthätigkeitsanſtalt, welche die Prinzeſſin von Hohenlohe, ſeine zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin vom Salm-Reiferſcheid, zu Lüneville geſtiftet hat.

† Hohenzollern. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen beſteht in 20 Quadratmeilen, die Bevölkerung in 39,000 Einwohnern. Die Donau und die Lauchart durchfließen dieſe Lande. Der nördliche am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meiſtens einen ſteinigen undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getraide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen iſt; hingegen der ſüdliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, ſo daß viel Getraide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken finden ſich nirgends. Beide fürſtliche Häuſer traten 1815 dem deutſchen Bunde bei, und haben in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit Lichtenſtein, Reuß, Schauenburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesverſammlung hat jedes eine beſondere Stimme. Die Reſidenzſtädte beider fürſtl. Häuſer ſind Hechingen und Sigmaringen. I.

Hohenzollern (Fürſt Friedrich Franz Xaver von), geboren den 21. Mai 1757, Oheim des regierenden Fürſten von H. Hechingen, iſt kaiſerlich öſterreichiſcher wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, General der Cavallerie, Inhaber des 2ten Chevaulegers-Regiments und Commandirender in Illyrien, Innerösterreich und Tyrol. Er diente als Obriſter eines öſterreichiſchen Küraſſier-Regiments mit Auszeichnung 1793 in den Niederlanden, dann ſeit 1796 als Generalmajor in Italien. Hier trieb er, an der Spitze des Vorzugs des Corps von Provera, den General Augereau im Januar 1797 über die Etſch, ſchlug bei Angiari unter den feindlichen Batterien Schiffbrücken, und drang, zufolge erhaltenen Befehls, mitten durch die Diviſion Augereau bis Mantua vor, wo er aber am 15. das Fort St. Giorgio vom feindlichen General Miollis beſetzt fand. Nach mehrern heftigen Gefechten, und da der Feldmarſchall Alvinzi bei Rivoli geſchlagen worden war, ſah er ſich nebſt dem General Provera, mit nur noch zwei Bataillons und ſechs Escadrons des Vorzugs, und einer groſen Anzahl Geſchütz, von fünf feindlichen Diviſionen umringt, und mußte mit dem Diviſionsgeneral Serrurier eine Capitulation abſchließen, kraft welcher dieſe Avantgarde und die Reſte des Proveraſchen Corps mit allen militäriſchen Ehren, wie aus einem feſten Platze, abzogen. General Provera und die Offiziere wurden kriegsgefangen, jedoch zur öſterreichiſchen Armee zurückgeſchickt, der Prinz von Hohenzollern aber ſogleich auf dem Schlachtfelde gegen den General Fiorillo ausgewechſelt. Daher erſchien der Fürſt ſchon am 5. Febr. wieder an der Spitze eines öſterreichiſchen Corps bei Conegliano, wo er den Marſchall Maſſena am

Digitized by Google

Uebergange über die Piave verhinderte. Im Feldzuge von 1800 eroberte er die Bochetta. Im Jahre 1805 deckte er am 17. Oct. den Rückzug des bei Neresheim vom Feinde angegriffenen Generals Werneck, und öffnete ſeinem Corps den Weg von Trochtelfingen nach Oettingen. Allein der General Werneck folgte ihm nicht dahin, ſondern capitulirte; der Prinz hingegen vereinigte ſich am 19. bei Kunzenhauſen mit dem Erzherzog Ferdinand, und ſetzte ſeinen Dienſt bei der Armee fort. In der Schlacht bei Eßlingen und Aſpern 1809 commandirte er das dritte öſterreichiſche Armeecorps. Er ſchlug die wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie zurück, blieb die Nacht unter dem Gewehr, und hielt am folgenden Tage den Hauptangriff der feindlichen Heermaſſen ſo tapfer aus, daß der Feind, welcher fünfmal Eßlingen geſtürmt hatte, ſich zurückziehen mußte. Im Kriege mit Rußland 1812 commandirte er die Cavallerie der Armee von Galizien; im Jahre 1813 nahm er an dem Feldzuge gegen die Franzoſen in Sachſen Antheil, ſo wie im Jahr 1814 an dem Kriege in Frankreich. Das Dict. des homm. viv. führt ohne Grund an, daß der Prinz vom oberrheiniſchen Departement eine außerordentliche Contribution von 123,000 Fr. als Tiſchgelder für ſich und die Offiziere der Truppen erhoben habe. Denn jene Provinz iſt nicht von den Truppen, die unter des Prinzen Befehl ſtanden, ſondern von einigen alliirten Corps unter verſchiedenen Generalen beſetzt geweſen, deren Unterhalt von dem Präfecten zu Colmar ausgemittelt wurde, ohne daß weder der Prinz noch ſein Armeecorps das Mindeſte davon erhielten. Auch von der im niederrheiniſchen Departement auf den ausdrücklichen Befehl des Fürſten von Schwarzenberg für das combinirte zweite Armeecorps zur Beſtreitung der Tafelgelder in Geld erhobenen Contribution hat der Prinz zu Hohenzollern nie einen Heller beziehen wollen.

Holkar, der Geſchlechtsname eines der mächtigſten Maratten-Fürſten, deſſen Länder im weſtlichen Hindoſtan nördlich von Punah liegen. **Malarow-Holkar**, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieſes Herrſcherhaus, welches, verbunden mit **Scindiah**, einem andern Marattenfürſten, nördlich vom Nerbuddaſtrome, dem Hauptſitze der räuberiſchen Pindarees, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerſtand leiſtete, und die Unzufriednen aus der Kriegercaſte, welche in dem brittiſchen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter ſeinen Fahnen verſammelte. Malarow's Nachfolger, **Jeswaul-Row-Holkar**, Subah von Malwa, beſoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 M. zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah ſchwächten ſeine Macht. Im Jahr 1803 griff er den Peiſchwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieſer hierauf bei dem brittiſchen Statthalter in Bombay Hülfe ſuchte, miſchten ſich ſofort die Britten in die innern Händel der Maratten und ſchwächten alle Fürſten dieſes Bundes, indem ſie dem Peiſchwah Beiſtand leiſteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerſtande beſiegt und mußte in den Friedensſchlüſſen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittiſche Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberiſchen Unternehmungen der Pindarees gegen das brittiſche Gebiet fort; ſie wurden insgeheim vom Holkar und von Scindiah unterſtützt, und als im Jahre 1817 der Peiſchwah ſelbſt, durch ſeinen Miniſter, einen allgemeinen Krieg des weſtlichen Marattenbundes ge-

gen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, deſſen Mutter die Regentſchaft führte, unter die Waffen. Aber der Marſch einer brittiſchen Armee unter dem Generalgouverneur, Marquis von Haſtings (Lord Moira), brachte den Scindiah ſo außer Faſſung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feſte Plätze als Bürgſchaft ſeiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihrer Armee vor, um ſich mit dem Peiſchwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieſes Fürſten veranlaßte auch ſie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand ſich damals mit ſeinen Miniſtern bei einem andern Heer, und die Miniſter wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürſtin, eine Schlacht, deren Verluſt das Schickſal Holkars entſchied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop den 21. Dec. 1817 über ſein Heer erkämpft hatte, mußte er den 31. Dec. zu Machindpoor den Subjectionsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorſchrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peiſchwah ſelbſt gänzlich beſiegt war, ließ der Marquis von Haſtings die Waffenplätze der Pindarees am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerſtreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Canonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peiſchwah wurde abgeſetzt und der zwölfjährige Holkar der oſtindiſchen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Millionen Gulden), die der Holkar hatte, ſind ihm 12 zu ſeinem Unterhalt und ſeinem Hofſtaate beſtimmt. Uebrigens muß er ein engliſches Truppencorps in ſeinen Staaten (daſſelbe iſt auch der Fall bei den übrigen Marattenfürſten) unterhalten, eine Feſtung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in ſeine Dienſte nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geſchlecht der Fürſten Holkar). Nach dieſem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peiſchwah kann man den marattiſchen Fürſtenbund als aufgelöſet anſehen, und ganz Indien iſt gegenwärtig (im Jahre 1818), mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittiſch-oſtindiſchen Compagnie unterworfen.

Holland (Lord Henry Richard Fox), ein ausgezeichnetes Mitglied der Oppoſition im brittiſchen Parlament, iſt der Neffe des berühmten Fox und geboren im Nov. 1773. Er verlor ſeine Aeltern frühzeitig, ſtudirte in Oxford, beſuchte dann Frankreich und hielt ſich mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1796 begleitete er eine ſchöne Brittin nach Rom, und kehrte mit ihr nach England zurück, wo der Mann derſelben auf die Scheidung klagte, und Lord Holland 6000 Pf. St. Entſchädigung an ihn zahlen mußte. Im Parlamente ſprach er gegen den Krieg mit Frankreich, gegen die neuen Taxen und gegen die Vereinigung Irlands mit England. Er drang auf eine Reform der Parlamentswahl, und widerſprach nachdrücklich im Jahre 1799 der vierten, von Pitt durchgeſetzten Suſpenſion der Habeas-Corpus-Acte, ſo wie den Beſchränkungen der Preßfreiheit; dagegen drang er auf den Abſchluß eines Friedens mit Frankreich. Nach dem Frieden von Amiens begab er ſich, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, mit ſeiner Familie nach Barcelona, und kehrte erſt im Dec. 1804 über Liſſabon nach England zurück. Im Mai 1805 erhob er ſich gegen Lord Melville's Verwaltung des Seeweſens, und proteſtirte gegen das

Digitized by Google

Urtheil des Parlaments, welches dieſen Miniſter freiſprach. Im Mai 1808 unterſtützte er lebhaft das Emancipationsgeſuch der irländiſchen Catholiken; im Juli d. J. ſchlug er vor, Spanien gegen Napoleons Uſurpation kräftigen Beiſtand zu leiſten. Im J. 1810 widerſetzte er ſich, obwohl vergebens, der Mehrheit, welche nach Lord Liverpools Meinung, den Prinz-Regenten in der Ausübung der königlichen Vorrechte beſchränkte. Den 27. Juni 1814 unterſtützte er die Motion des Lords Grenville gegen den Friedensartikel, welcher Frankreich den Sklavenhandel noch fünf Jahre lang geſtattete. Im Juni 1816 ſprach er mit Erfolg für die Sache der Neger in der Colonialverwaltung, und drang darauf, daß die Regierung ſowohl als die anglikaniſche Kirche die Unterweiſung der Negerſklaven im Chriſtenthum thätiger als bisher befördern ſollten. Im Febr. 1817 widerſetzte er ſich abermals, jedoch ohne Erfolg, der von den Miniſtern verlangten Suſpenſion der Habeas-Corpus-Acte. Bei dem Hochverrathsprozeß gegen Waiſon, Thiſtlewood, Preſton und Hoper im Juni d. J. war er, als Mitglied des Oberhauſes, bei den Sitzungen der Kingsbench zugegen. Als darauf im März 1818 Graf Montholon und Santini, im Auftrag von Bonaparte, über die Härte der Einſchränkungen des gefangenen Exkaiſers vor dem Parlamente ſchriftlich Beſchwerde geführt hatten, verlangte Lord Holland die Vorlegung aller von St. Helena angekommenen Papiere; allein ſeine Motion ward auf die vom Grafen Bathurſt gegebenen Erläuterungen, daß jene Beſchwerden faſt ſämmtlich ungegründet, die getroffenen Einſchränkungen des Gefangenen aber nothwendig wären, verworfen. Außer mehrern politiſchen Flugſchriften und Gedichten hat Lord Holland eine *Nachricht von dem Leben und den Schriften des Lopez Felix de Vega Carpio* 1806 (2. A. Lond. 1817, 2 B.) geſchrieben, und drei Luſtſpiele aus dem Spaniſchen 1807 überſetzt. Auch hat er die von Fox, ſeinem Oheim, hinterlaſſene *Geſchichte der erſten Regierungsjahre Jacobs II.* herausgegeben, und mit einer Lobſchrift auf den Verfaſſer begleitet. Im October 1816 ließ er ſich von Rom koſtbare Kunſtwerke kommen. Er iſt mit Miß Vaſſal, der einzigen Tochter eines reichen Eigenthümers in Weſtindien, vermählt.

* Holſtein, ein Herzogthum, grenzt im Norden an die Eyder und den holſteiniſchen Canal, durch welche es von Schleswig getrennt wird, im Oſten geht es an die Oſtſee und an das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Weſten wird es zuerſt durch die Elbe vom Königreiche Hannover getrennt, und darauf von der Nordſee beſpült. Die Ausdehnung von Oſten nach Weſten iſt um einige Meilen größer, als die von Norden nach Süden, und der Flächeninhalt iſt 153 Quadratmeilen. Die Lage zu den Meeren läßt es als Theil einer Halbinſel betrachten, und was gewöhnlich bei Halbinſeln Statt findet, trifft ſich auch hier, nämlich ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwiſchen dem Rieſengebirge und den Kyölen, durchzieht es, und zwar von Süden nach Norden, wodurch das Land 2 Hauptſenkungen erhält, indem es an einer Seite zur Elbe und Nordſee, und an der andern Seite zur Oſtſee abdacht. Dieſe Abdachungen unterſcheiden ſich weſentlich von einander. Die zur Elbe und Nordſee iſt ſanfter abſteigend und größer, als die andere, auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende ſind: das der Alſter, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung zur Oſtſee iſt dagegen hügelichter, und nur 2 gebildete Flußgebiete verdienen Erwähnung, das der Schwentine und

der Trave. Aber deſto mehr Seegebiete bilden ſich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See ſind. Hier in der öſtlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden; beſonders lieblich ſind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden iſt bis auf den mittlern Rücken und einige Strecken der andern Abdachungshöhen durchaus fruchtbar, vorzugsweiſe findet dieſes Statt bei den Marſchländern an der Elbe und Nordſee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und ſich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der öſtlichen Abdachung iſt jetzt dieſen Marſchgegenden gleichzuſetzen, welches vorzüglich durchs Mergeln bewirkt iſt. An Mineralien iſt das Land ſehr arm, und man kann dahin nur Salz rechnen, welches aus einer Quelle gewonnen wird, ſo wie Kalk, welchen ein im Land iſolirt liegender Berg liefert. Metalle findet man gar nicht, welches auch eben nicht zu erwarten iſt, da der Flötz faſt nirgends zu Tage ausgeht. Deſto wichtiger ſind die Producte des Pflanzen- und Thierreiches in dieſem Lande, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getraide iſt faſt immer im Ueberfluß, und aus dem Thierreiche ſind die ſchönen Pferde im Auslande rühmlichſt bekannt. Kunſtproducte werden im Lande zwar hier und da erzeugt, doch iſt dieſes von keinem Belang, und es muß von dieſer Seite vieles eingeführt werden, ja, da es dem Lande an Metallen fehlt, ſo ſind auch dieſe roh ein Gegenſtand der Einfuhr, wie denn auch Colonialwaaren und Weine zu den Importen gehören. Exportirt wird dagegen aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Getraide, und aus dem Thierreiche beſonders Pferde und Rindvieh. Die Aus- und Einfuhr der Waaren iſt wegen der Lage an 2 Meeren leicht, und könnte wohl durch Anlegung von Canälen im Lande noch mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holſteiniſchen Producte iſt das angrenzende Hamburg. Hier findet der holſteiniſche Bauer leichten und vortheilhaften Abſatz ſeines Rindviehs, von welchem jede Woche der Markt voll iſt, wie denn auch Butter und Torf wichtige Artikel ſind, die aus dem Holſteiniſchen nach Hamburg gehen. Als Handelsplätze, vorzüglich für den Umtauſch der Waaren, ſind Kiel an einem Buſen der Oſtſee, und Neuſtadt, ebenfalls an der Oſtſee, ſo wie Glückſtadt an der Elbe, und vor allem Altona zu merken. Seit der franzöſiſchen Revolution iſt der Werth der Exporten im Durchſchnitt viel größer geweſen, als der der Importen, und trotz der feindlichen Invaſion und des Druckes in den letzten Jahren gehört es keinesweges zu den Seltenheiten, reiche holſteiniſche Bauern zu finden. Auch die Theilnahme an dem grönländiſchen Robben- und Wallfiſchfange, wozu die Ausrüſtung vorzugsweiſe in Glückſtadt geſchieht, verſchafft vielen Holſteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Ueberhaupt iſt Holſtein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfniſſen fehlen kann, und das gemeiniglich Ueberfluß hat. Für die geiſtige Bildung der Jugend gibt es im Lande manche Anſtalten. So ſind in Glückſtadt, Altona und Kiel Vorbereitungsſchulen zur gelehrten Bildung, und in Kiel iſt eine im Jahr 1665 geſtiftete Univerſität, woſelbſt auch oft Ausländer ſtudiren, obgleich noch häufiger Holſteiner auswärtige deutſche Univerſitäten beſuchen. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung ſtiftet auch das im Jahre 1780 errichtete Schullehrerſeminar in Kiel; — und wenn auch hier noch Manches zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß vieles geſchehen iſt. Die Geſammtzahl der Bewohner dieſes Landes beträgt nach einer Zäh-

Digitized by Google

lung vom Jahre 1771, ungefähr 2000 auf die Quadratmeile, nämlich 310,000 Köpfe, welche in 14 Städten, 23 Flecken und 486 Dörfern leben. Daß die Städte überhaupt von keiner bedeutenden Größe ſeyn werden, läßt ſich erwarten, da kein Ort — Altona ausgenommen — mit außereuropäiſchen Ländern in unmittelbaren Handelsverbindungen ſtehet, die Aus- und Einfuhr auf mehrere Oerter vertheilt iſt, und endlich Fabriken und Manufacturen im Lande unbedeutend ſind. Die wichtigſten holſteinſchen Städte ſind: Altona; Glückſtadt, die Hauptſtadt des Landes, liegt an der Elbe und am Flüßchen Stien, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 4500 Einwohner und war ſonſt eine wichtige Feſtung, iſt aber jetzt geſchleift. Hier iſt, wie ſchon erwähnt, der Sitz der Landesregierung; Rendsburg an der Eyder, wo der holſteiniſche Canal, der den Kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, iſt eine wichtige Feſtung mit 4000 Einwohnern; Kiel, an einem Buſen der Oſtſee, der einen ſehr guten Hafen bildet, hat 7000 Einwohner. Beſonders wichtig iſt ein hier im Januar Statt findender Markt, der Kieler Umſchlag genannt. Die übrigen Städte ſind ſehr unbedeutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg iſt, Oldesloe, wo Salzquellen ſind, Plön, Eutin, Itzehoe, Wilſter ꝛc. ꝛc. Die Regierung des Landes iſt in den Händen des Königs von Dänemark, und zum Behufe der beſondern Juſtizverwaltung iſt das ganze Land, mit Ausnahme der adeligen Beſitzungen, in 21 Aemter und Landſchaften getheilt, und nach der verſchiedenen Größe iſt theils in jedem Amte ein oberſter Gerichtsverwalter, der den Titel Amtmann hat, theils ſind auch mehrere Aemter zu einer Gerichtsbarkeit gehörig. Rechtsſachen, welche in dieſen Gerichtshöfen nicht entſchieden werden, gehen dann an das obere Juſtizcollegium oder Obergericht zu Glückſtadt, und demnächſt nöthigenfalls an den König. Die herrſchende Religion iſt die evangeliſch-lutheriſche, jedoch mit großer Duldung anderer Religionspartеien, und in Hinſicht kirchlicher Ordnung iſt das Land in 8 Propſteien getheilt. In jeder Propſtei iſt ein Conſiſtorium oder geiſtliches Gericht, welches von mehreren Predigern der Propſtei unter dem Vorſitze des Propſtes gebildet wird, und zum Forum deſſelben gehörige Sachen entſcheidet. Von hier aus appellirt man an das Ober-Conſiſtorium in Glückſtadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beiſitze der Prediger zu Glückſtadt und des Generalſuperintendenten erhält. So wie in jeder Propſtei der Propſt, führt der Generalſuperintendent die allgemeine Aufſicht über die Kirchen und Schulen des Landes, und beſucht ſolche theilweiſe jährlich. — Holſteins älteſte Geſchichte iſt dunkel. Carl der Große bezwang die Einwohner dieſes Landes, damals Nordalbingen genannt, die Sachſen, und verſetzte über 10,000 Familien derſelben jenſeits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiſer Lothar machte Holſtein und Stormarn zu einer Grafſchaft, und belehnte damit im Jahr 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, deſſen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachſen. Nach mancherlei Beſitzern kam das Land im Jahr 1460 unter Chriſtian I., König von Dänemark, der es vom Kaiſer Friedrich III. (1474) zu einem Herzogthum erheben ließ. Die Enkel Chriſtians I., König Chriſtian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holſteiniſchen Hauptlinien — der königlichen, von welcher die Nebenlinien, Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg und Holſtein-Beck, ſo wie die ausgeſtorbenen, Glücksburg und Plön abſtammten, — und der herzoglichen, Holſtein-Gottorp, von welcher letzteren

die jetzigen Regenten in Rußland und Schweden und das herzogliche Haus Oldenburg abſtammen. Die Streitigkeiten, welche zwiſchen Dänemark und dem herzoglich gottorpiſchen Hauſe geweſen waren, wurden im Jahr 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürſt, nachmaliger Kaiſer Paul I. von Rußland, ſeinen Antheil an Holſtein dem König von Dänemark gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt überließ. Dieſe letztern wurden im Jahr 1777 zum Herzogthum Holſtein-Oldenburg erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpiſchen Linie, die jetzt wieder im Beſitze deſſelben iſt, überlaſſen. Am 19. Dec. 1804 wurde in dieſem Lande die Leibeigenſchaft aufgehoben. Als durch den Rheinbund die deutſche Reichsverfaſſung im Auguſt 1806 ganz aufgelöſet worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holſtein den 9. Sept. 1806 mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ſtändiſche Verfaſſung auf. Die Maßregeln, welche in der großen europäiſchen Kriſis von 1813 der König von Dänemark ergriff, indem er ſich zur Partei Napoleons ſchlug, zogen den Krieg auch nach Holſtein. Unter dem General Wallmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Obſervations-Corps der Niederelbe gegen die mit Davouſt vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theile der Nordarmee, und Davouſt ſah ſich genöthigt, ſein Lager bei Ratzeburg zu verlaſſen, aus ſeiner Poſition an der Stecknitz herauszugehen, und ſich auf Hamburg zu beſchränken. Am 7. Dec. ſetzte ſich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holſtein in Marſch, und ſchon am 9. ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder. Die däniſchen Truppen wurden zurückgedrängt, die Feſtungen Friedrichsort und Glückſtadt gingen mit einer großen Anzahl Geſchütz durch Capitulation über, und ganz Holſtein wurde von den verbündeten ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen beſetzt. Nach einem kurzen Waffenſtillſtande wurde der Friede zwiſchen Dänemark und Schweden nebſt deſſen Alliirten am 14. Jan. 1814 zu Kiel geſchloſſen, Holſtein ſelbſt aber erſt ſpäter von den ruſſiſchen Truppen geräumt. Im Jahre 1815 trat der König von Dänemark dem deutſchen Bunde wegen des Herzogthums Holſtein bei, und erhielt für daſſelbe bei dem Bundestage eine Stimme, mit welcher ſpäter die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde. Holſtein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutſchland geſetzt, und eine ſtändiſche Verfaſſung ſollte der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Homburg (Heſſen-), eine noch blühende Nebenlinie von Heſſen-Darmſtadt (ſ. **Darmſtadt**). Der Landgraf Friedrich Ludwig Wilhelm Chriſtian, geb. 1748, reſidirt zu Homburg vor der Höhe, und hat außer der unmittelbaren Herrſchaft Homburg vom Wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewieſen erhalten.

Hompeſch (Ferdinand Freiherr von), letzter Großmeiſter des Johanniterordens, war 1744 zu Düſſeldorf geboren, kam in ſeinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeiſters ward, ſich nach und nach bis zum Großkreuz emporſchwang, und 25 Jahre lang Miniſter des Wiener Hofs bei ſeinem Orden war, und wurde 1797 durch den überwiegenden Einfluß der baieriſchen Zunge zum Großmeiſter gewählt. Er war der erſte Deutſche, der dieſe Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf ſeiner Fahrt nach Aegypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Feſtungswerke mittelſt einer verrätheriſchen Capitulation, um

die Hompeſch nicht einmal befragt worden war, übergeben. Der Großmeiſter ſah ſich mit der rückſichtsloſeſten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge ſeyn, wie man allenthalben und ſelbſt in ſeinem Palaſt die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Uebergabe nach Trieſt eingeſchifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für ſein Silbergeräth, und verſprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach ſeiner Ankunft in Trieſt proteſtirte Hompeſch gegen die von ihm nicht geſchloſſene, noch je gebilligte Capitulation, und legte einige Monate nachher ſeine Würde zu Gunſten Kaiſers Paul I. nieder. Er lebte ſeitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, ſich nach Montpellier zu begeben, und die Rückſtände der ihm verſprochenen Penſion zu fodern. Man war ihm zwei Millionen ſchuldig. Er hatte mit Mühe von dieſer Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1813 ſtarb.

Hood (Samuel), engliſcher Admiral, wurde geboren 1735 zu Butleigh, wo ſein Vater Pfarrer war, und ſtarb 1816. Schon in ſeiner früheſten Jugend kam er, für den Marinedienſt beſtimmt, auf ein Kriegsſchiff. Beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges wurde er Capitain, und bald darauf erhielt er das Schiff die Veſtalin, eine Fregatte von 35 Kanonen, und bemächtigte ſich ſogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth einer franzöſiſchen Fregatte. Gleichſam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Kanonen. Beim Ausbruche des amerikaniſchen Krieges befand er ſich auf der Station von Boſton, wurde bald darauf zum Baronet und Admiral erhoben, und zeichnete ſich in der Folge in der merkwürdigen Seeſchlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Graſſe lieferte, ſehr aus, indem er den Grafen zwang, ſich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pair von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich ſich wieder erneuerte, richteten ſich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländiſchen Meere abgeſendet, um in Verbindung mit den Royaliſten im ſüdlichen Frankreich zur Wiederherſtellung des Thrones mitzuwirken, bemächtigte ſich der Stadt Toulon, verlor ſie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerſtörte er die ganze franzöſiſche Marine, alle Zeughäuſer und Vorräthe, und fügte ſo dem franzöſiſchen Gouvernement einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corſica, und kehrte nach dieſer Expedition nach England zurück. Im Jahre 1796 wurde er zum Vicomte und Gouverneur des Hoſpitals von Grenwich ernannt, und bekleidete dieſe Stelle bis an ſeinen Tod.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetſten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, ſeinem Zwecke, die catholiſche Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müſſen glaubte, war der Enkel von Johann de Nivelle, der, von ſeinem Vater enterbt, ſeine Baronie und ſeine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, ſouverainer Herr von Horn, Altena, Möurs u. ſ. w., war einer der reichſten Herren in den Niederlanden, und bekleidete die höchſten Staatswürden. Er war Capitain der flamandiſchen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandriſchen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er ſich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Blu-

tes, die ihn mit dem großen Egmond vereinigten, ließen ihn auch deſſen politiſche Meinungen über die Toleranz theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen von Oranien vernichtete beide. Weit entfernt, die Widerſetzlichkeiten deſſelben gegen das königliche Anſehen zu theilen, blieben ſie allen ſeinen Vorſtellungen unzugänglich. Vergebens ſtellte Oranien ihnen vor, daß es für ſie kein Drittes gebe, daß ſie entweder unter die Willkühr eines unerbittlichen Miniſters ſich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit ſuchen müßten. Und er hatte Recht. Herzog Alba ließ beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und ſie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder Floris von Montmorenci wurde ebenfalls enthauptet, und ſo erloſch der Stamm der Montmorenci-Nivelle.

† Horus. Er war der letzte unter den Götterkönigen, die in Aegypten regierten. Als Typhon den Oſiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufſuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, ſeine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unſterblich. Zugleich lehrte ſie ihn die Kunſt zu heilen und zu weiſſagen, welche er zum Beſten der Menſchen anwandte. Sein Vater aber ſtieg aus der Unterwelt herauf, und lehrte ihn die Kriegskunſt. Als er erwachſen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, deſſen endliche Beſiegung ihm glücklich gelang.

† Hoſtien. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangeliſchen Kirche am Reformationsfeſte 1817 zu Berlin gebrauchte Brot beſtand aus runden, dünnen, ungefähr 3 Zoll im Durchmeſſer haltenden und 1/3 Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Aehnlicher Brote bediente man ſich an andern gemiſchten Orten bei dieſer Feier, und im Naſſauiſchen ſind zum Abendmahle der evangeliſch-chriſtlichen Kirche größere Hoſtien verordnet. (Vergl. d. Art. Union). E.

* Hottentotten, ein afrikaniſches Volk, welches die Südſpitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittiſcher (vormals holländiſcher) Herrſchaft ſteht, theils unabhängig lebt. Sie haben Aehnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denſelben. Ihre Hautfarbe iſt gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und ſchwarz, die Backenknochen ſtehen ſehr weit hervor, die Naſe iſt flach und der Mund groß, doch nicht mit ſolchen Lippen, wie die Neger. Sie ſind von gewöhnlicher Statur, wohlgewachſen und gut gebildet, und haben einen ſehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten ſind ein gutmüthiges, dienſtfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenſchen auch ihre guten Eigenſchaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier iſt ihnen eigen; hingegen ſind ſie unreinlich, abergläubiſch und ſinnlich. Sie ſind in viele Horden, Geſchlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienſtboten in den Häuſern der Coloniſten oder in der Nähe von den Höfen der Coloniſten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Die erſten nennt man Kap- oder Coloniehottentotten; ſie haben nach und nach einige Cultur erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; die letztern heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; dieſe ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadiſch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen beſondern Namen. Heut zu Tage haben ſich die Hottentotten ſehr vermindert; der freien Hottentotten ſind in den meiſten Diſtricten des Kaplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hier

und da antrifft, ſind nicht zahlreich. 1810 zählte man noch in der jetzt brittiſchen Colonie des Kaplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Miſſionsgeſellſchaft unterhält in dieſem Theile Afrika's Miſſionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Chriſtenthum bekehrt worden iſt. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquas- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Cafferlandes wohnen, und ſtärker, größer und ſchwärzer als die übrigen Hottentotten ſind; dieſe ſind es vorzüglich, welche Vaillant ſchildert; ferner die Buſchmänner (Boſchmannen, wilde Hottentotten), welche in den buſchigen und gebirgigen Gegenden der ſüdlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Coloniſten, welche dieſelben verdrängt haben, ſehr gefährlich ſind. Meiſterhaft hat ihre eckelhafte Thierheit Lichtenſtein in ſeiner Reiſe in das ſüdliche Afrika geſchildert. Die Buſchmänner bilden nicht einen beſondern Hottentottenſtamm, ſondern ſind ein zuſammengelaufenes, liederliches Geſindel von Landſtreichern und Räubern aus verſchiedenen Hottentottenſtämmen, die ſich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meiſten Buſchmänner an den vier Flüſſen Malalareen, dem Gelben, Alexander- und Cradokfluſſe. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als einige Tauſende. Sie ſind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbaren, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Coloniſten, indem ſie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern, und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen ſchießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung; denn ſie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder ſich fortpflanzen zu laſſen, ſondern alles, was ſie erbeuten, wird ſogleich geſchlachtet und aufgezehrt, ſobald ſie es in Sicherheit gebracht haben. Oft iſt daher die Colonie genöthigt, Militärcommando's gegen ſie abzuſchicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Vermiſchung der Weißen mit den Hottentottinnen entſtandene Race nennt man Meſtizhottentotten. Sie ſind frei wie die Weißen.

Houel (J. P.), erwarb ſich als Maler und Kupferſtecher großen Ruhm. Er ward 1735 in Rouen geboren, ſtudirte erſt die Architektur und erlernte ſpäter die Malerei bei Descamps. Darauf widmete er ſich der Kupferſtecherkunſt und ſtudirte unter le Mire in Paris; allein da er die Malerei vorzog, verließ er le Mire und ſetzte das Studium der letztern unter Caſanova fort. Voll Begierde, Italien zu ſehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inſeln Malta und Lipari ſowohl als Beobachter, als auch als Künſtler. Auf dieſer Reiſe ſammelte er die Materialien zu ſeinem großen Werke. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris ging er ſogleich an die Ausführung des Planes, den er gefaßt hatte, ſeine Nachforſchungen und Unterſuchungen bekannt zu machen, und die maleriſchen Anſichten und Monumente zu ſtechen. Er nahm noch Leprince zu Hülfe, und ſo brachte er in 6 Jahren ſeine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und vier Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von intereſſanten Beobachtungen ſowohl über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeſchichte. Die vorzüglichſten Monumente, die Theater, Amphitheater, Waſſerleitungen, Vaſen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. ſ. w. ſind hier in größten Details gegeben. — Houel hat außerdem noch viele Anſichten u. dgl. geſtochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verſe gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er ſtarb zu Paris den 14. Nov. 1813.

Houtmann (Cornelius), dieſer berühmte holländiſche Seefahrer

Digitized by Google

und Gründer des holländiſchen Handels mit Oſtindien, war zu Gouda in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts geboren. Als er ſich ſeiner Geſchäfte wegen einige Zeit in Liſſabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausſchließend bereicherte, und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche ungeheuern Vortheile ſeinen Landsleuten aus dieſer Schifffahrt zufließen könnten. Allein da den Fremden alle Nachforſchungen aufs ſtrengſte unterſagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingeſperrt und zur Entrichtung einer großen Geldſtrafe verurtheilt. Da er dieſe nicht bezahlen konnte, wendete er ſich an die Amſterdamer Kaufleute mit dem Antrage ihnen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn ſie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach ſeinem Vaterlande zurückkam, ſein Verſprechen. Die Kaufleute bildeten eine Geſellſchaft, die ſich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüſteten vier Schiffe aus und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. April 1595 lief die Flotille aus und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Inſel Java. Sie wurden freundlich aufgenommen, allein die Portugieſen wußten ſie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Verſuche auf den oſtindiſchen Inſeln, ſahen ſich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannſchaft auf weniger als ein Drittheil zuſammengeſchmolzen war. Sie liefen den 14. Auguſt 1597 wieder in den Hafen von Amſterdam ein. Ungeachtet dieſe erſte Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beſchloß man doch ſogleich die Abſendung einer zweiten Expedition. Es bildeten ſich nach dem Beiſpiele von Amſterdam ähnliche Compagnien in den Seeſtädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten ſich alle in eine oſtindiſche Compagnie, welche den Portugieſen den oſtindiſchen Handel entriß, ſie aus Oſtindien vertrieb und bis ans Ende des 18ten Jahrhunderts ſich ausſchließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Expedition 1598 wieder nach Oſtindien ab, und war diesmal in ſeinen Unternehmungen glücklicher. Nachdem ſie Madagascar, die Maldiven und Cochinchina beſucht hatten, landeten ſie auf Sumatra. Sie wurden anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf wurde Houtmann bei einem Feſte verhaftet. Die Schiffe, welche ſchon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit drei Matroſen an Bord eines vor Achim liegenden holländiſchen Schiffes, erklärte aber, er wolle ſich der Gefangenſchaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen ſeinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuſchließen. Der König zeigte wirklich günſtige Geſinnungen, allein er gab den Einflüſterungen der Portugieſen nach, und ſandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge ſtarb. Von dieſen erſten Reiſen erſchienen Beſchreibungen, die intereſſante Bemerkungen enthalten, ſpäter ließen die Holländer über ihre Seefahrten nichts mehr bekannt werden.

Howe (Richard Graf), ein berühmter engliſcher Admiral, geb. 1722, trat ſchon in ſeinem 14ten Jahre in Dienſte, und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitain. Als die Feindſeligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Inſel Aix bei, und zerſtörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode ſeines Bruders 1758 erhielt er den Titel eines irländiſchen Barons. Im Jahre 1770 wurde er zum Contre-Admiral

und Oberbefehlshaber im mittelländiſchen Meere ernannt. In dem amerikaniſchen Kriege zeichnete er ſich durch Anordnung weiſer Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis zum Jahre 1782 in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben ſo viel Glück als Geſchicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum erſten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 dieſe Stelle nieder, und wurde zum Rang eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn ſein hohes Alter ſchon entfernt zu haben ſchien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Breſt, und lieferte am 1. Juni 1794 die berühmte Seeſchlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hoſenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando ſeiner Flotte niederlegte. In dem Aufſtande der Matroſen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leiſtete er ſeinem Vaterlande den letzten Dienſt. Sein Anſehen und die Achtung, in der er bei den Matroſen ſtand, ſtellten die Ruhe wieder her. Bald darauf, den 5. Aug. 1799, ſtarb er. Sein beſonnener Muth und ſein feſter Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matroſen nannten ihn wegen ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe nur den ſchwarzen Dick. Streng und gerecht zugleich, wurde er von ſeinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles Graf v. Surdy), ehemals Lord Grey (aus der normanniſchen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, iſt 1764 geboren und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Univerſitäts-Studien reiſete er auf das feſte Land; hierauf wählte ihn die Grafſchaft Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern der Oppoſition gehörte. Er erklärte ſich ſchon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und ſchlug dreimal (zuerſt den 3. Mai 1793) eine Parlamentsreform vor, auch widerſetzte er ſich der Suspenſion der Habeas-Corpusacte, der Vereinigung Irlands mit England und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deßhalb überſchickte ihm der Handelsſtand von Stockholm eine Denkmünze mit ſeinem Bildniß und der Inſchrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittiſchen Volksrathe.“ Nach Pitts Tode traten ſeine Freunde in das Miniſterium, und Lord Grey wurde erſter Lord der Admiralität. Als Fox ſtarb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nach dem Tode ſeines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derſelben ſeine Zuſtimmung verweigerte, aus dem Miniſterium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Oppoſition das politiſche Syſtem der Miniſter, und verlangte im April 1815, daß England in dem Kriege mit Bonaparte neutral bleiben ſolle. Seitdem hat er ſich ſtandhaft der Fremdenbill und jeder Beſchränkung der brittiſchen Volksfreiheit auch wiederholt widerſetzt, die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müßigen reichbeſoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 iſt er mit der Tochter des verſtorbenen Lord Ponſonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

* Hudſonsbay, eine große Binnenſee, zwiſchen dem 55ſten und 56ſten Grade N. B. in Nordamerika, hat eine Länge von 250,

und eine Breite von 200 Seemeilen. In der Mitte iſt ſie 140 Klafter tief; nur 4 Monate im Jahre kann man ſie beſchiffen. Die übrige Zeit iſt ſie beſtändig mit Treibeis angefüllt. Sie wird in verſchiedene beſondere Bayen getheilt: die ſüdlichſte iſt die Jamesbay, weſtlich die Buttonsbay, nordweſtlich unter dem 63ſten Grade die Cheſterfield-, die Wager-, die Roes-, Welkom- und endlich ganz nördlich unter dem 67ſten Grade die Repulſebay. In dieſes Binnenmeer ergießen ſich mehrere große Ströme, worunter beſonders folgende die merkwürdigſten ſind: ganz ſüdlich der Abitibbie, der Albani und der Eaſt Main: dieſe ergießen ſich in die Jamesbay. Dann der Severn, der Nelſon, der Churchill und der Seal, die ſich alle auf der weſtlichen Seite ergießen. Die Hudſonsbay wird öſtlich von einem Theil von Labrador, Eaſt Main genannt, begränzt. Nach Süden ſtößt ſie an das obere Canada, nach Weſten an Neu-Süd-Wales, und die nördlichen Länder ſind faſt gar nicht bekannt. Sie iſt voll Sandbänke, Klippen und Inſeln. Unter den letzteren iſt die Southamptoninſel (64° N. B.) die größte, da ſie 100 Seemeilen lang, aber ſehr ſchmal iſt. Der Entdecker dieſes Meeres war Henry Hudſon (ſ. dieſen Art.). Unter der Regierung Carls II. ward die ſogenannte Hudſonsbay-Compagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Dieſe hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in dieſen Gewäſſern und an dieſen Küſten beſeſſen. Es ſind nur vier Niederlaſſungen dieſer Compagnie: die ſüdlichſte, Mooſefort oder Saint Louis, ſüdlich von der Jamesbay (51° 28′), dann Albanyfort oder Sainte Anne (52° 18′), Yorkfort am Nelſonsfluß (57° 30′), und endlich Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Das Clima rund um die See her iſt außerordentlich rauh. Im Januar ſteht ſogar in Yorkfort das Thermometer auf 50 Grad unter dem Fahrenheitſchen Eispunkt. Weingeiſt, der freien Luft ausgeſetzt, friert in wenig Stunden zu feſtem Eis. Sogar in beſtändig geheizten Zimmern, in Kellern, die zehn Fuß tief ſind, friert der Londner Porter in ganzen Oxthofen bis auf einige Maß ein. Die Luft iſt alsdann ſo voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich ſind die Anſtalten, welche man treffen muß, um ſich vor dem Froſte, ſelbſt in geheizten Zimmern, zu ſchützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitſche Thermometer oft auf 90 Grad ſteigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der öſtlichen Küſte iſt durchaus unfruchtbar und felſig. Auch auf der Weſtküſte, in den nördlichen Gegenden, finden ſich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln, kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkrüppelt ſind. Etwas ſüdlicher, nach der Jamesbay zu, wird das Clima ſo milde, daß man wenigſtens Kartoffeln, rothe Rüben, ja ſogar Mais und Bergreis bauen kann. Außer einigen Beeren, beſonders von der Gattung der Himbeeren, der Preißelbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig andere Früchte, die wild wachſen. Dagegen ſind die Thiere um die Hudſonsbay ſehr geſuchte Gegenſtände des Handels. Das nordamerikaniſche Elen (moose-deer), das Rennthier, das Biſamthier, der nordamerikaniſche Biſan, der Biber, verſchiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waſchbären, das Stinkthier, mehrere Eichhörner, auch Narval, Wallroſſe und Nordkaper, ſind die vorzüglichſten Säugthiere. Unter den Vögeln ſind der Fiſchadler, die Schnee-Eule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginiſche Nachtigal, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn

und der ſonderbare Rheinchops, ſo wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, die Hudſonsbaygans und der Papageytaucher die intereſſanteſten. Die vorletztere vertritt nicht allein die Stelle der Eydergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, ſondern ſie liefert auch die ſchönſten Schreibfedern. Amphibien gibt es ſehr wenige; Fröſche nur bis zum 61ſten Grad. Auch an Fiſchen iſt dieſes Meer ſehr arm: Lachſe kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Haſen und die Schneehühner vor. Die Bewohner der Küſten kann man unter drei allgemeinen Benennungen aufführen, nämlich die ſüdlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimohs. Die erſtern machen mit den Nadoweſſiern, Tſhippawas und Kniſtenohs einen Hauptſtamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweiſe, machen durch die ungemeſſenen Länder von Nordamerika Reiſen von mehreren hundert Meilen, ſind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen vom 59ſten Grad nordwärts, und haben die Kupferindianer und die ſogenannten Hunderibben zu Gränznachbarn. Sie ſind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart, und ſind ein ganz eigener Schlag Menſchen. Sie treiben zwar auch die Jagd, aber mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre ſüdlichen Nachbaren. Im Winter fahren ſie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sklaverei gehalten werden. Dies Volk iſt auch darin das Gegentheil der ſüdlichen Indianer, daß es gar keine geiſtige Getränke liebt, und weder kriegeriſch noch grauſam iſt. Die Eskimohs endlich, welche die nördlichen Küſten der Bay bewohnen, kommen ſelten nach den europäiſchen Niederlaſſungen, ſondern man ſchickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küſten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem urſprünglichen Befehl, den die Hudſonsbaycompagnie ihren Factoren gegeben, ſollen dieſe alles anwenden, um die Wilden zum Chriſtenthum, und zu guten Sitten zu bekehren; ſie ſollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, ſo viel als möglich, die Natur des Landes und ſeiner Erzeugniſſe erforſchen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß dieſe Anleitung ſehr wenig befolgt wird. Im Jahr 1790 beſtand die Zahl der zu den Niederlaſſungen gehörigen Perſonen in 240, und der Betrag des Handels belief ſich auf 47,600 Pfund Sterling.

Hull, am Fluß gleiches Namens, iſt eine wichtige Handels- und Seeſtadt in Yorkſhire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, ſchickt zwei Mitglieder zum Parlament, und iſt durch Manufacturen, durch See- und Landhandel eine der blühendſten Städte in Großbritannien geworden. Unter den Manufacturen müſſen beſonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und raffinirt wird, zwei große Zuckerraffinerien und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft ſich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Fluſſes, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünſtigt. Es ſind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem **Hull**, das andere auf dem **Humber**, angelegt worden. Von hier werden beſonders die Grönlandsfahrer ausgerüſtet. Im J. 1811 ſegelten 42 Schiffe aus, und brachten 552 Wallfiſche, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4782 Tonnen Thran zurück. **Hull** hat ſehr ſchöne Gebäude: das wichtigſte iſt die Dreifaltigkeitskirche, in erhabnem gothiſchen Styl, nach großen Verhältniſſen im

Jahr 1312 erbaut. Es iſt eins der ſchönſten Denkmäler der Baukunſt aus dem Mittelalter. Auch ſind fünf Hoſpitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus iſt. Kürzlich iſt auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botaniſcher Garten bei Hull angelegt worden.

* Hundsrück, waldiges Gebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußiſchen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht ſich von Morgen gegen Abend, zwiſchen den Flüſſen Nahe, Rhein und Moſel. Es iſt größtentheils mit großen dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehnteſten ſind. Im Kreiſe Simmern, in der Gegend von Gemünden iſt die höchſte Höhe des Gebirges, deſſen Abzweigungen ſich längs des Rheins und der Moſel hinziehen, und das enge Bette dieſer Flüſſe und die vielen Krümmungen derſelben verurſachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rhein und nach der Moſel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen ſind. Die Dörfer ſind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obſtbäumen umgeben, die ſchlechtes Obſt tragen. Der Boden des Hundsrückens iſt nicht überall gleich. Da, wo ſich die Ebenen den Flüſſen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern ſteinigern Boden gedeiht Gerſte und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte ſelbſt dem rigaiſchen und ſchleſiſchen gleich geſchätzt, und daher in Brabant ſehr geſucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee um des Saamens willen gezogen, der ſtark nach England durch Kreuznacher Handelshäuſer verſandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die kleinen Bäche ſind reich an Krebſen und Forellen. Das Vieh iſt durchgängig klein, das Fleiſch aber vorzüglich wohlſchmeckend. Der Hundsrücker iſt, wie alle Gebirgsbewohner, ſtolz auf ſein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach ſeiner Heimath. Einige ſchreiben Hunsrück, und leiten dieſe Meinung daher, weil Kaiſer Gratian eine Colonie Hunnen in dieſe Gegend verſetzt haben ſolle, oder weil nach der Niederlage Attila's bei Chalons ein Reſt von Hunnen ſich in dieſe Gebirgsgegend geflüchtet habe.

Hunt, unter den brittiſchen Demagogen der unverſchämteſte Volksredner, und daher ſelbſt bei ſeiner Partei mehr verrufen als geachtet. Er hat ſich durch den Cynismus ſeiner Ausfälle auf die Miniſter, die königliche Familie und das im J. 1818 aufgehobene Parlament, vorzüglich ſeit 1816 bemerkbar gemacht. Die Pöbelverſammlung in Spafields zu London wählte ihn, um eine Bittſchrift dem Prinzen Regenten zu überreichen, die er aber nur dem Miniſter übergeben konnte. Seitdem reiſet er von Stadt zu Stadt, um das Volk, oft nur den niedrigſten Pöbel, zu verſammeln und durch ſeine plumpe Beredtſamkeit zu beluſtigen. Da ſeine Frechheit etwas Originelles hat, ſo fehlt es ihm nicht an Anhängern. Er erkühnte ſich daher im J. 1818, unter den Candidaten für das Unterhaus bei der Weſtminſterwahl neben Romilly und Maxwell mit aufzutreten, wo er Lärm genug machte, aber auch die bitterſten Bemerkungen über ſich anhören mußte, und ſogar Prügel bekam. Da ihm kaum 80 Wähler ihre Stimmen gaben, ſo erklärte er am Schluß der Wahl mit naivem Trotze: Er wiſſe nun, daß es außer ihm doch noch achtzig brave Männer in Weſtminſter gäbe. Hunt iſt unter den brittiſchen Volksrednern, was der Zahnarzt unter den Aerzten.

Digitized by Google

Hüttenrauch, ſ. Arſenik.

Hyde de Neuville (Graf Paul), geb. zu Charité ſur Loire, wo ſein Vater, ein geborner Engländer, eine Manufactur errichtet hatte. Seit 1797 bewies er ſich als Royaliſt ſehr thätig für die Sache der Bourbons, deren Agent er war. Er machte mehrere Reiſen nach England, und trat 1799 in Verbindung mit den Inſurgenten im weſtlichen Frankreich, namentlich mit Georges u. A. Das engliſche Miniſterium unterſtützte ihn, ſo daß er in Paris eine geheime Polizei einrichten konnte, um die des erſten Conſuls zu beobachten. Auch ließ er den General Pichegru einladen, ſich an die Spitze der Royaliſten im Innern von Frankreich zu ſtellen. In einer Unterredung, die er mit Bonaparte hatte, ſchlug er dieſem vor, das Haus Bourbon wieder herzuſtellen. Sein Wageſtück, in der Nacht vom 20. zum 21. Jan. 1800, die Magdalenenkirche ſchwarz ausſchlagen zu laſſen, gelang, ohne daß die Polizei den Urheber entdecken konnte. Indeß ward er verdächtig und entfloh, als man ihn verhaften wollte, nach England. Allein man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, und Bonaparte ließ ſie im Mai 1800 unter dem Titel: Correspondance anglaise, durch den Druck bekannt machen. Hyde führt in dieſer Sammlung den Namen Paul Berry. Fouché nannte ihn mit unter den Urhebern der Verſchwörung vom 3. Nivoſe, wogegen er ſich 1801 öffentlich rechtfertigte. Er lebte hierauf mehrere Jahre in London verborgen, bis ihm 1805 ſeine Freunde und die muthvollen Schritte ſeiner Frau die Erlaubniß auswirkten, ſich nach Spanien zu begeben. Von hier ging er mit ſeiner Familie in die vereinigten Staaten, wo er bei Newyork in Moreau's Nachbarſchaft ſich ankaufte. Man ſagt, er habe dieſen General beſtimmt, ſich nach Europa zu begeben, und ihn für die Bourbons gewonnen. Als Ludwig XVIII. den Thron wieder beſtiegen hatte, kam auch Hyde nach Paris zurück, im Juli 1814, und wurde zu diplomatiſchen Sendungen gebraucht. Im Jahr 1815 folgte er dem König nach Gent; hierauf ward er zum Deputirten vom Departement de la Nievre erwählt; als ſolcher war er einer der fruchtbarſten Redner der Royaliſten und unterſtützte alle von den Miniſtern vorgeſchlagenen Geſetze. Im J. 1816 gab ihm der König den Grafentitel, und ſandte ihn als ſeinen bevollmächtigten Miniſter an die vereinigten Staaten, welchen Poſten er noch bekleidet. Von ihm iſt in Newyork 1814 ein Eloge historique du Général Moreau erſchienen.

Hydrologie, die Lehre vom Waſſer, Beſchreibung der verſchiedenen Waſſer auf der Erde in Anſehung der Stoffe, womit ſie gemiſcht ſind.

Hydroſtatik, ſ. Hydraulik.

Hydroſtatiſche Waage, ſ. Waage.

Hyeren, ſ. Hieres.

Hyginus (Caj. Jul.), ein lateiniſcher Schriftſteller, nach Einigen ein Spanier, der zur Zeit des Auguſtus, nach Andern unter den Antoninen lebte. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind noch zwei übrig: 1. Liber fabularum, eine kurze Ueberſicht der geſammten Mythologie in 277 einzelnen Abſchnitten oder Erzählungen; 2. Poeticon Astronomicon, von den Sternbildern, wie ſie durch die Dichter nach und nach entſtanden ſind. Für die Kenntniß der alten Mythologie iſt er wichtig. Man findet ſeine Schriften in der Sammlung der alten Mythographen von van Staveren (Leyden 1742) und Munker (Amſterdam 1681).

Hypothek, ein verſchriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, ſondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verſchrieben worden. (S. Hypothekenweſen.)

Hypothekariſche Credit-Inſtitute ſind Anſtalten, beſtimmt zu Darleihen in Münze gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum iſt der wichtigſte Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger ſelbſt Grundeigenthumsbeſitzer ſeyn. Ein weiſes hypothekariſches Credit-Inſtitut verſchafft denjenigen, welche ihre Erſparniſſe nicht im Landbeſitz unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus dieſem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verluſt zu wagen. Den bisherigen Creditanſtalten dieſer Art fehlen mehr oder weniger die weſentlichſten Eigenſchaften zu Erreichung ihres Zwecks; hauptſächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchſt ſelten der weit wichtigere Schutz des Landbeſitzes zum Grunde. Der beiderſeitige Vortheil wird am beſten erreicht durch Mobiliſirung des Grundeigenthums. Die preußiſche und öſterreichiſche Monarchie ausgenommen, gibt es aber bis jetzt nur wenige europäiſche Staaten, wo das hypothekariſche Creditweſen als Mobiliſirung des Grundeigenthums auf eine den Geſetzen der Nationalökonomie nur einigermaßen angemeſſene Weiſe organiſirt wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit ſtände, deren es fähig iſt, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der öſterreichiſchen Monarchie hat man durch das ſogenannte Intabulations-Syſtem in Anſehung der größern Güterbeſitzer einen bedeutenden Schritt dazu gethan, noch zweckmäßiger aber iſt das Credit-Syſtem des ſchleſiſchen und märkiſchen Adels in der preußiſchen Monarchie organiſirt; eine das geſammte Grundeigenthum im Lande umfaſſende Creditanſtalt der Art aber iſt noch nirgends zur Ausführung gekommen. Der Graf v. Soden hat im 12ten Theile ſeiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer ſolchen Anſtalt in Vorſchlag gebracht, und dieſelbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vergl. d. Art. Creditſyſtem und Nationalhypothekenbank.) KM.

J.

J, der neunte Buchſtabe des deutſchen Abc, und unter den Selbſtlautern der mittelſte.

Imaus, bei den Alten ein Gebirge in Nordaſien, welches die Nordgränze Indiens machte. Nach demſelben wurden die Scythen in weſtliche (intra Imaum) und öſtliche (extra Imaum) eingetheilt.

Immunität, von dem lateiniſchen immunis, bedeutet die Freiheit von Abgaben, beſonders die Steuerfreiheit.

Impanation, ſ. Transſubſtantiation.

Inachus, der Stammvater des älteſten Königsgeſchlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Beſitz von Argos ſtritten, ſprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Beſonders berühmt ward er durch ſeine Tochter Io.

Inchbald (Mrs. Eliſabeth), eine bekannte engliſche Schauſpielerin, Verfaſſerin vieler, auf den Bühnen Englands beliebten Theaterſtücke und Herausgeberin dreier der wichtigſten Sammlungen

engliſcher Schauſpiele und Farcen, die ſie mit critiſchen und biographiſchen Anmerkungen und Einleitungen verſehen. Sie iſt 1756 geboren, und verließ 1789 die Bühne, um ſich blos literariſchen Arbeiten zu widmen.

Index nennt man in der Mathematik und insbeſondere bei den Logarithmen, das, was man Kennziffer oder Charakteriſtik heißt. — In der combinatoriſchen Analyſis gibt der Index (Zeiger) die zu combinirenden Gegenſtände ſammt ihren Stellen an. P. S.

Indicativ (indicativus, nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zuſtand als wirklich und direct ausgeſprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgeſprochen wird, z. B. er iſt, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbeſtimmt und mittelbar (indirect) anzeigt, z. B. er ſey. In wiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angeſehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 iſt 4. Der Indicativ, oder die beſtimmt anzeigende Form des Zeitworts, ſtellt ſich, wie alle modi verſchieden in den Sprachen dar, und iſt gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Perſon, Zahl und Geſchlecht.

Indirecte Abgaben. Man begreift darunter gewöhnlich diejenigen Abgaben, welche von den Steuerpflichtigen nicht geradezu und unmittelbar, ſondern vielmehr mittelbar bezahlt werden, richtiger aber ſind darunter ſolche Abgaben zu verſtehen, welche den werthſchaffenden (productiven) Kräften oder dem daraus zu ziehenden Einkommen nicht geradezu aufgelegt werden, welche alſo die verſchiedenen Gattungen des reinen Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und die Capitalrente, nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar treffen; vorzugsweiſe gehört dahin die Conſumtions-Steuer. (S. d. Art.) K.M.

Indiſche Literatur. Ungekannt Jahrtauſende bis geraume Zeit nach dem babyloniſchen Exil der Iſraeliten, unbedürftig in ſich beſchloſſen, umwuchert von der Segensfülle einer ihre Elemente kräftigſt ſpannenden und in reichſter Mannigfaltigkeit entwickelnden Natur; ein vom Brautkuß des Himmels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europas, wo die Gräſer zu Palmen ſich dehnen, berauſchende Blüthendüfte wehen, lag Hindoſtan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länder. Noch lag Europa im tiefſten Schlummer der Unbildung, als Hindoſtan, ein friſcher Götterſtaat, alle Blüthen und Früchte der Kunſt und Wiſſenſchaft, als Ertrag des gottmenſchlichen Geiſtes, in ſteter folgerechter Geſammtentwickelung zu Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine Weltanſicht wird uns, ſo weit dies die vorgeſteckten Gränzen geſtatten, im folgenden Artikel beſchäftigen. Hier ſind nur vorbereitend allgemeine Umriſſe von ſeiner uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mittheilungen ſtaunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär' es etwa nicht ſtaunenswürdig, mehrere Jahrtauſende vor Chriſto dort ſchon die ſinnigſtzarten phantaſiereichſten Gedichte zu finden, und wenn doch die Literatur überall nur die Fata Morgana eines bereits früher vorhandenen und gelebten Seyns iſt, dem gemäß nun gar eine, über 9000 Jahre alte, plaſtiſch in einen 2 Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein Werk, dagegen ſelbſt Aegyptens Pyramiden noch jung erſcheinen? Zeigen aber nicht auch die tiefen aſtronomiſchen, noch

lange nicht genug gewürdigten Kenntniſſe in ſo früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geſchichte, vorgeſchichtlicher Zeit, nebſt andern wahrhaften Thaten und Thatſachen des heiligen Weltgeiſtes, wie dem Alphabet, der Sprache, der religiöſen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Gott geleitete Entwickelung des Menſchengeiſtes hin, welche in ihren zauberiſchſten, holdſeligen Zügen alles hochmüthigen Wiſſendünkels, am meiſten aber der beſchränkten Naſeweisheit ſo mancher Alterthumsſpürer und Geſchichtenklitterer ſpottet? Aber ſo muß es auch ſeyn. Das Urleben der Menſchen iſt ein Seyn und Schauen in Gott, Religion (In-Gott-Gelaſſenheit) und Gottesdienſt, Prieſterkönige ſind ſeine Sigelbewahrer und Pfleger. Erſt als nun die ſelige Einheit zerfiel, das Leben unterzugehen drohte und feſtgehalten werden ſollte, da entſtand Literatur, anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen ſich immer mehr ſonderten und ausſchieden, auch eine profane engere, als Stammgeſchichte und Naturwiſſenſchaft bis zur geſchriebenen Poeſie hinab, welche als Sängerſchule, worin die Wortſprache Kunſtwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Dieſe allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier, ſchon der leichtern Ueberſicht wegen, beibehalten; ihre einzelnen Momente werden ſich gelegentlich ſelbſt hervorheben. Zuvörderſt aber wollen wir kurz von dem Schreib-Material und dem Schreiben der Hindus etwas beibringen. Papier iſt ihnen nicht unbekannt, obwol es theils nicht aus Baumwolle, ſondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Faſern ſorgfältig ausgeſondert werden, theils eine ſpätere, wol erſt nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung iſt. In Ermangelung dieſes groben Papiers ſchreibt man mit Weißſtift auf ſchwarze Tafeln. Das gewöhnlichſte Material jedoch ſind die Blätter der Fächerpalme, Olles (folia?) genannt, die, ungefähr drei Finger breit, zwei Fuß lang, ſieben bis acht Zeilen faſſen, und weil ſie dicker, feſter und ſteifer als doppeltes Papier ſind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dieß geſchieht mit einem wol ſechszolligen Eiſengriffel, deſſen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, ſcharf iſt. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Daumen und Zeigefinger feſtgehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, ſondern, nachdem ein Wort oder zwei geſchrieben ſind, drückt der Schreibende im letzten Buchſtaben den Griffel etwas tiefer hinein, und ſchiebt ſo das Blatt von der Rechten zur Linken, um ſo die Schrift allmählig zu vollenden. Darin ſind die Hindus ſo geübt, daß ſie wol im Gehen ſchreiben. Da dieſe eingeritzten Schriftzüge natürlich ſehr fein ſind, ſo wird das Blatt mit friſchem Kuhmiſt eingerieben, ſo daß nur die feinſten Theilchen deſſelben auf den Zeilen haften. Dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, ſondern mit Calam (calamus), Schilfrohr, geſchrieben, welches wie unſere Federn geſchnitten wird, aber ſtärker iſt. Aus mehrern Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden geſtochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Brettchen von der Größe der Blätter gelegt, dieſe wieder an beiden Enden durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz- und Eiſenſtiftchen geſteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befeſtigt und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. Heilige Literatur. Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Seyn und Schauen, ohne ſorgfältige Abmarkungen und

Digitized by Google

Einhegungen, nach welchen ein Syſtem des Wiſſens eine Art Zwiebelgewächs iſt. Man befaßt ſie unter dem allgemeinen Namen Saſtra, Sâſtra, Schaſter, Siſtra, Shaſta (die verſchiedenen Formen dieſes Worts ſind unſtreitig mundartliche Verſchiedenheiten), d. h. heilige von Gott eingegebene Verordnungen, von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie dürfen nur von den drei erſten, oder wiedergebornen Kaſten geleſen werden. Wie durchgängig im Alterthume der Prieſter, als Bewahrer der Religion, für die Religion ſchreibt, und ſein Buch wie die ganze Schule, dieſe wie der Gott heißt, ſo leitet auch der Hindu ſeine heiligen Schriften, als religiöſe Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott ab, von Wiſchnu, dem metamorphoſirten Vyaſa, und die Bücher ſelbſt heißen Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyaſa und Veda, gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wiſſen, Witz, Sitte, Geſetz u. a. ſind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer iſt. Vyaſa fand aber Gottes Wort ſchon vor, und war mithin nur Sammler der Vedas, die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritſch, Jajush, Saman und Atharvana. Die erſtern ſind metriſche, die zweiten proſaiſche, die dritten für Geſang beſtimmte Gebete. Die letztern ſind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünſchungen, und alſo weſentlich von den andern verſchieden, weshalb auch einige an der Echtheit gezweifelt haben. Dieſe Vedas ſind eigentlich als Grundtext anzuſehen, welcher, wie wir nachher ſehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, welche aber eben auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda beſteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und Brahmanas oder Geboten. Die vollſtändige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber ſchärfen Religionspflichten, ethiſche Grundſätze und theologiſche Lehren ein. Die Gränzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in einander, weil ſie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indiſche Theologie iſt in den Stücken enthalten, welche Upaniſhada's Eröffnungen, (daſſelbe Wort, wie das plattd. open, das griechiſche ὀπή, Loch, zeigt), oder Auslegung ſind von Geheimniſſen. Dieſe hat Anquetil du Perron unter dem verſtümmelten Namen Upnekhat in lateiniſcher Ueberſetzung aus einer perſiſchen herausgegeben. Die Vedas ſind Sanskrit mit Devanagari (ſ. Art. Indiſche Sprachen). Oberſt Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittiſchen Muſeum eine vollſtändige Abſchrift der Vedas in elf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden iſt. Eine zweite Claſſe heiliger Bücher ſind die Upavedas, 4 Theile (Ayuſh, Gandharva, Dhanuſh und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Muſik, Tanzkunſt, Kriegskunſt, Baukunſt und viele mechaniſche Künſte. Die dritte Claſſe bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in 6 Thln. (Sicſha, Calpa, Vyacarana, Ch'handas, Jyotiſh und Niructi) Sprachkunde und Grammatik, Proſodie, Dichtkunſt, Aſtronomie, Ritual und ſchwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Claſſe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dhermaſhaſtras und Derſanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben ſo viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, ſind im Ganzen genommen mythiſch philoſophiſchen Inhalts, nämlich kosmogoniſch, theogoniſch, chronogoniſch. Ein weiterer Legen-

den • Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältniſſe verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wiſſens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Beſcheidenheit ſowohl, als wirklich tieferer Geiſt beſonders deutſcher Ausbeute warnt. Wir wollen von dieſen Puranas anführen a) Kalika Purana, Geſchichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Adhiatma Ramayana, ein Bruchſtück des Brahmanda Purana, Geſchichte des Ramatſchandra. c) Brahma Vaivartika Purana, Urſprung der Götter, und Geſchichte des Ganeſa, Kriſchna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geſchichte der Laekſhmi, Gemahlin des Wiſchnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agrü Purana, gleichſam der Abriß alles indiſchen Wiſſens in 15,500 Schloken. f) Wiſchnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schivas und der Bhavani. k) Haritalika und Savriti Bata betreffen religiöſe Gebräuche. l) Ontkal Khanda und Kaſi Khanda, jenes Beſchreibung von Orixa und den religiöſen Gebräuchen des alten Wiſchnudienſtes zu Jaguernat, hier Purſatim; dies Geſchichte der Stadt Kaſi oder Varanaſi, jetzt Benares, Hauptſitz der Schiwaniten. m) Nuradeya Purana, Geſchichte des Nareda als Gottes der Muſik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawiſia Purana. p) Vayu Purana, Geſchichte des Windgottes Vayu. q) Matſya Purana, Geſchichte Wiſchnus, als Fiſches der erſten Ueberſchwemmung, in 14000 Schloken. r) Naraſingha Purana, Wiſchnu als Menſchlöwe. s) Bhagavata Purana, Werk des Vyaſa, Geſchichte des Kriſchna, oder vielmehr Wiſchnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches franzöſiſch und deutſch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geſchichte des Ramatſchandra, Königs von Ajodhia, der ſiebenten großen Verkörperung Wiſchnus, ein Werk Valmikis. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linie oder Nachkommen des altindiſchen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Epiſode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 183 (wo es Handbuch der indiſchen Myſtik genannt wird) und Fr. Majer gegeben. — Zu den Dherma Saſtras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmaſaſtra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutſch von Hüttner, ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt und des Menſchen (Schlegels Geſch. d. a. u. n. Lit. 1., 171 f. Die Derſanas endlich, dritte Upangas-Abtheilung, ſind philoſophiſche Werke und haben drei Claſſen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der Verſtand, Geiſt), welche den Sinn einzelner Vedaſtücken erläutern, und wieder 2 Theile haben, Gautamas und Cadanas Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iswara, und Sankhya, erſtere auch Patanjala genannt; Mimanſa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt Vyaſa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von dieſen Derſanas hat Dow herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanliteratur, ſo kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die

Digitized by Google

Rede nicht ſeyn, da dieſe unendlich ſind, auch nach Wilkins Verſicherung. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, ſo wird Mugdhabodha, oder die Schönheit des Wiſſens von Goswami, genannt Vopadeva, für die beſte ſamskritiſche Sprachlehre gehalten. Eine andere von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologiſcher Commentar iſt. Solche Commentare ſind ferner Dourga Singha, Tritotſchandraſa. Eine andere Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara iſt von Radjah Djoumoura Nandi, welche Gopi Tſchandra commentirt hat. Das beſte Wörterbuch des Amaraſinha ward ſchon oben angeführt; aber außer dieſem ſtehen noch ſiebenzehn andere in großem Anſehen. — Die indiſche Poeſie hat durchaus eine elegiſche Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem älteſten Dichter Valmiki angegebenen Urſprung derſelben gemäß, als ſeine rhythmiſche Klage über die freveliche Ermordung eines Jünglings, der mit ſeiner Geliebten glücklich in einer ſchönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzerſchneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki ſchon oben als Dichter des vollſtändigen epiſchen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyaſas Mahabharat an die Seite geſetzt wird. Ein anderer Dichter iſt Djana Radjah, der die Begegnung Arjouns mit Shiwa geſchrieben. Ein dritter, Bhattu Bana, ſchrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita ſchrieb ein populäres Epos Bhatti. Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (überſetzt von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegels Geſchichte der a. u. n. Liter. 1, 178. f.). Beſonders häufig ſind, wie der tiefgelehrte und geſchmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der erſten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramadityas, beinahe 900 Jahr vor Chriſto. Man hat ihn den indiſchen Shakſpeare genannt. Sein vorzüglichſtes Drama iſt Sakontala, oder der Schickſalsring, welches Jones engliſch, Forſter deutſch uns geſchenkt haben, und wovon Herder in der 2ten Ausgabe ſagt: „Mit Blumenketten ſind darin alle Scenen gebunden; jede entſpringt aus der Sache ſelbſt, wie ein ſchönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener ſowohl als zarter Vorſtellungen, finden ſich hier, die man bei einem Griechen vergebens ſuchen würde. Denn der indiſche Welt- und Menſchengeiſt hat ſie ſelbſt der Gegend, dem Dichter, der Nation eingehaucht.“ Von demſelben Dichter iſt Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Ourvaſi Vikrama, Urvaſis Heldenmuth in 5 Acten; Megha Duta, die Botſchaftswolke, herausgegeben von Wilkins. Andere Schauſpiele ſind Ketriabali, das Perlenhalsband, von Ilerſadeva; Prabodha Tchandra Oudaya oder der aufgehende Mond der Wiſſenſchaft in 6 Acten, von Krichna Miſra; Haſiarnava, das Spottmeer, ein ſatir. Drama in Sanskrit und Prakrit von Djayadeswara Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauſpiel, auch in Sanskrit und Prakrit, von Madhuſudana Miſra. Von ungenannten Verfaſſern ſind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyaſa und Malati und Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientaliſche Druckerei angelegt, mehrt ſich der Schatz auch der poetiſchen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Verſen, nämlich

die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erſtern gibt es acht, welche zuſammen majabaſanarayala heißen, und folgende ſind: maganam (unſer Moloß), baganam (Daktylus), iaganam (Amphibrachys) ſaganam (Anapäſt), naganam (Tribrachys) raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) und laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, ſind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatikus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon), latam (ſinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zweifachen Reim. Der eine fällt auf den erſten Buchſtaben, oder die erſte Sylbe des Verſes, und heißt yeti oder vadi, z. B. Ki in Kirti und Kirtana iſt der Reim. Der andere fällt auf den zweiten Buchſtaben oder die zweite Sylbe im Anfang und heißt praſam, z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies ſind alſo Aſſonanzen. Von Verſen ſind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber ſie haben auch noch andere Versarten (padyams), wie die camdapadyam. Es gibt fünf Schriftſteller über die Proſodie, die nichts weniger als leicht iſt. — Die Philoſophie anlangend, wird für das älteſte Sectenhaupt Capila gehalten, und dieſer von Brahmas Enkel ſorgfältig zwar unterſchieden, uns dünkt aber mit Unrecht, da er, als Erfinder der Zahlenphiloſophie an das Muſenroß (caballus), an Wiſchnu Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wiſſenſchaft (kavlkiani), an den großen Büßer Kapila, an das heilige Roſſopfer Aswa mediagon, an das allwiſſende Pferd Orchisrawa und mehrere dergleichen mythiſche Momente erinnernd, unſtreitig auch eine mythiſche Perſon, und der die Wiſſenſchaft erfindende Gott iſt. Ihm zunächſt wird geſetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieſelbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indiſche Mondſtier ſo heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieſer mit Kadmus, Somana Kodom, dem ſiameſiſchen Religionsſtifter, Lehrer und Schriftſteller, ſo wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angeſpielte Idee vom Gott als Erfinder der Wiſſenſchaft im geſammten Alterthum keinen Widerſpruch finden möchte. Es iſt hier der Ort nicht, daſſelbe auch in Canada näher nachzuweiſen, welcher mit ihm übereinſtimmig angegeben wird. Ihre Philoſophie hieß nyaya (ſ. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welches, nach einer perſiſchen Angabe des Mohſani Fani, ſogar der Ariſtoteliſchen Methode zum Grunde liegen ſoll. Dieſem zweiten Nyayaſyſtem folgt als drittes das Mimanſa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert) von Vyaſa erfunden (ſ. oben) und bearbeitet von ſeinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyaſas Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiſte behauptete. Buddhas Schüler (auch hier wieder der Morgenſtier, wie oben) dagegen gelten für Materialiſten. Und ſo hätten wir denn die drei Syſteme des Vedanta, Nyaya und Mimanſa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchſter edler Bedeutung, mit ſeinen beiden einander fordernden Seiten Idealismus und Realismus ſchon mythiſch vorgebildet und ausgeſprochen. Unſtreitig ſind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu einem oder dem andern Syſtem gehörige, ſpä-

Digitized by Google

tere Anhänger. Indeß iſt hier der Ort nicht, dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philoſophiſche Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, ein Tractat von der Metaphyſik; Pratikhya Tippani, ein Commentar über die ſichtbaren Gegenſtände, von Gadadhera, welcher auch über moraliſche Ereigniſſe und moraliſche Kraft geſchrieben; Gouna Bhaſia oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti oder Abhandlung über das Gedächtniß, von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Geſetze, zuſammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, überſetzt von Raſpe; Hitopadeſa, freundlicher Unterricht, ein indiſches Fabelbuch, herausgegeben von Wilkins, in ſchmuckloſer Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. — Schon aus dieſen allgemeinen Umriſſen ergibt ſich, daß die indiſche Literatur ein großes Naturgewächs ſey, und, wie dies, eigends von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wiſſenſchaft einzig daſteht, alle Richtungen des Menſchengeiſtes andeutend, ja ſich in ihnen bewegend, gleichſam die Höhemeſſer der Menſchheit. Wa.

Indiſche Mythologie und Religion. Uns beſtätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Anſicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menſchen ſey, daß ſie daher, als das Eine, der innerſte, tiefſte Quell- und Lebenspunkt des Geiſtes, das Gebundenſeyn und Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion urſprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker iſt. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieſer Convergenz ſind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannigfach gegliederte, ewige, göttliche Wort, das vom Anbeginn in Gott war und ohne welches nichts geſchaffen, ſind mithin als Ueberlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anſchauung und Begriff gegenſeitig ſich fodernde und ergänzende Dollmetſcher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort ſelbſt iſt die Liebe, dieſer Drang, dies Sehnen des urſprünglich göttlichen Geiſtes, ſich zu ſchauen, ſich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all ſeiner, leider durch tiefe Selbſtſchuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks iſt eben dies Ringen; aber das Ringen einer begeiſterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anſchauungen ſich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer ſo, daß auch das Verfehlte liebend von einem andern angeſtrebt und erreicht wird, ſo daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenſtänden in verſchiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige iſt, wonach der Mythus ringt, fält er in keine, oder in alle Zeit — im Paradies ſchlägt keine Uhr, ſagt Herder —; er iſt gleichſam das Urſeyn der Menſchen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, ſo über ihrer Geſchichte, mit ſeinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie ſie ja ſelbſt nur Ausflüſſe des ewigen Geiſtes der Liebe, und mithin ihm verwandt ſind. Es gilt alſo, in welcherlei Mythologie es ſey dieſe Berührungspunkte mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigſten aber iſt dies, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knoſpenaugen und Blüthen der Menſchheit wie an einer wärmern Sonne gezeitigt aufzubrechen, und, wie ihres Landes Gewürze, alles durchdüften zu wollen, Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus ſo hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädikat eines Urvolks

nicht verſagen können. Dieſe hier freilich nur angedeutete Anſicht iſt nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindiſchen Geiſtes für dieſes Volk. Wir wiſſen gar wohl das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterſcheiden, die Erfüllung von der Verheiſſung; denn wohl wiſſen Chriſten: das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns, und wir ſehen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14.); wiſſen, daß jene Urüberlieferungen nur vorbotiſch dämmerndes Morgenroth vor der Sonne, nur der Schatten ſind von dem, was zukünftig war, der Körper ſelbſt aber in Chriſto iſt (Col. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Weſentliche der indiſchen Natur- und Geiſtesanſicht kurz hervorzuheben ſuchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderſt nämlich iſt die indiſche Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dies nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphiloſophie, worin zwar das Element der Abſtraction keineswegs ausgeſchloſſen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene iſt. Denn ſowohl jene angeſtrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Verſinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchſte Vollendung dort gilt, iſt Tod, Erſtorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maschguli, Ertödtung ſind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner iſt, der Ich ſagt, das ſich reiner Freude wiſſen, iſt die Welt des Vergeſſens (Lethe), des Verborgenſeyn (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wiſſen, dies von Büßenden angeſtrebte Ideal, verlangt ebenfalls willenloſe Hingebung: denn rein, heißt es in den heil. Büchern, iſt das Herz, das keinen Willen hat. Dieſer Anfang und Ende alles Seyns hält alſo die Freiheit nieder, und iſt in einer Nothwendigkeit des Seyns gebannt. Zweitens: Jede Tradition iſt als ein Vers aus der Weltbibel anzuſehen, und eine ſo einzig reiche, wie die indiſche, läßt um ſo eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geſchichte und ſomit eine Um- und Ausbildung haben müſſen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indiſchen philoſophiſchen Syſteme darauf hin; und was Holwell (über Hindoſtan und Bengalen, überſetzt von Kleuker, Leipzig 1778), nach Braminenausſage, darüber beibringt, beſtätigt dies. Grundtext, wie wir es nannten, ſind die vier Vedas; Commentar dazu die von Bramanen geſchriebenen ſechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsſchriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schaſta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zuſammengeſetzter Ritus eingeführt wurden in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimanſa und Dhermaſhaſtra begriffen (ſ. d. Art. Indiſche Literatur). So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die hiſtoriſche Poeſie Dherma Shaſtra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philoſophie. Dieſe Paraphraſen führten eine Spaltung herbei, und ſomit neue Religionsſchriften, nach Görres wahrſcheinlich die Baliſchriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Coromandel. Auch dieſen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern ſind ſechs philoſophiſche Syſteme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibhaſchika, Madnjamica, Digambara und Charvac. Wiewohl nun, nach dieſer Ueberſicht, eine Verſchiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporſtieg, ſo blieben doch immer die Grund-

Digitized by Google

und Hauptzüge dieſelben, immer ſprachen Brahmaismus und Buddhaismus im Weſentlichen daſſelbe aus. Dem gemäß nun iſt die indiſche Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre verſteht, nach welcher Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott iſt, die Natur eine Selbſtoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles alſo iſt die ewige Wandelung (Metamorphoſe) Gottes. Dieſe Grundlehre ſpricht ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe überall in den indiſchen Religionsſchriften aus; denn nichts anderes iſt, und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechſeleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen ſeyn; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer von den Seelen der Verſtorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempſychoſe, die Wanderung des Menſchen nach dem Tode. So reihen ſich dieſer Idee an, und einverleiben ſich ihr, alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch ſie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geiſter, urſprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralſonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Aeltern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn iſt eine Wiedergeburt des Vaters, und die ſchlafende, ſtumme Natur iſt Verſöhnerin der empörten Rieſengeiſter, wie hinwiederum die Geiſter Erlöſer der Natur aus ihren ſtarren dunkeln Bewußtloſigkeitsbanden. Darum iſt Anfang wie Ende und alles eine Geſchichte nie endender Vergeiſtigung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß, in Allen nur Ein Weſen und Alle das Eine. So iſt denn der indiſche Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Conſtruiren der göttlichen Menſchnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen ſind Exponenten der Idee des Menſchengeiſtes auf verſchiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktyſa (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben ſo nothwendig iſt ſie hiemit Zeitſchöpfung ſo gut, als Welt- und Götterſchöpfung, und eine iſt immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortrefflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Weſen in ſeiner Reinheit, Ewigkeit, Geiſtigkeit, Seligkeit ausgeſprochen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Pramatma genannt. Es ruht vor der Schöpfung ſchweigſam verſunken in ſich. Sein erſtes Wort, das es ausſpricht, iſt das heilige Oum (omnis, Geſammtheit), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmeh (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegenſätze, indem es zwei Figuren bildet, Aou und m, erſtere, wie aus Brahms Maſchgul (Nachdenken) hervorging Urwaſſer, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im perſiſchen Mythus Lichtwaſſer, Arduiſur. Im Waſſer war die Welt zuerſt verborgen, das Waſſer in Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Anbeheh, das uferloſe, bay- oder buchtloſe Centralwaſſer über dem Paradieſe, woraus alles hervorging, das ewig Geſtaltbare und Geſtaltete. Die abſolute Identität von Oum, Urwaſſer, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat Oum auch vier Buchſtaben a, ao, m, eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit iſt. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt iſt der vierte Name, aber immer wieder Urwaſſer, der perſiſche Mithras, Momph und Nim, wie in

Digitized by Google

Nama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwaſſer das Weib, die Geſchlechtsverſchiedenheit vereint ſich, ſich mit dem Weibe begattend. Das Weib iſt Maja, die natürliche Neigung und Sehnſucht, ſich zu ergießen, und alles wieder in ſich einzuſaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Creatur, alſo zum Endlichen, mithin Abfall, alſo Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Weſen umnebelt, als ſolche Audia (die Welt der Unwiſſenheit, des Nichtwiſſens), und ihre Welt Brahm tſchekr (gleichſam der zechende, ſchäkernde, zeckende Erd- oder Weltgott). So ſind aus dem Kalmeh die drei Perſonen hervorgegangen; Brahma Schöpfer, Wiſchnu Erhalter, Schiwa Zerſtörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Perſonen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerſtört, verzehrt, als Geſchichte, als gewordenes Unendliches, gleichſam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreiſterblichkeit), mithin nicht abſolut, und unter Bramatma, dem Abſoluten. Der Brahm iſt Ahankar, Selbſtheit, Ichheit, geworden, ſo von dem göttlichen Weibe, als ſeiner Gattin, eben gefeſſelt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber, wieder in den Schoos der Einheit zurückkehrend; Liebe alſo das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtloſigkeit entſchlummerte Schuldfreiheit und Entſündigung durch Wandern in Thierleiber. Der Tod, oder die Zerſtörung in Schiwa, das Ende iſt aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Lacut (ſ. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieſes Rückwanderungsprozeſſes ſind alſo: Ich, Ich in Atma, Ichatma und Bramatma, alle befaſſend. In dieſen vier Welten (Weltgöttern) ſind jene vier Buchſtaben wieder dargeſtellt. Nun alſo dem gemäß vier Welten. Eigentlich ſind es drei, Tod, Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Conſtructionsſchema in Oum (ſ. oben) die Schlafwelt eine doppelte iſt, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, ſo kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Erſten, dieſem doch gleich). Ihr iſt verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmenſch im Sonnenſtrahl, Wiſſendes und Gewußtes Eins, die Geiſter der alten verlornen Unſchuld wieder nahe ſind. Ihr untergeordnet iſt die Traumwelt Sapen, die Geſtalt- und Bilderſchaffende (ſopor, ſopio, enſweben für einſchläfern in den Nibel, beſwevet eingeſchläfert, beſchwüppt in Weſtf. ohnmächtig), auch Malkout die Königswelt, wo der König (die Idee) herrſcht. Die Wachwelt heißt Djagrat, oder Dſchagrat (vergl. oben Bram tſchekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tſchikkrude Trunkenheit). In ihr geht Djiwatma (der göttliche Seelenathem oder Hauch in den groben Körper Boutatma, und ſie iſt die Welt des Menſchenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch herrſcht Djiwatma durch alle, in den höhern Welten ſchaffend, in der menſchlichen aber das Geſchaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber ſind die Bilder der Menſchenwachwelt, die Erzeugniſſe aus ihm ſind Gegenſtände außer ihm. Der Körper der Sakhepat iſt daher aondia (ſ. oben) nahe dem Laout, wo das Höchſte, die All Ichheit erreicht iſt, Freiheit von allem Willen, In-Gott-Gelaſſenheit, Wiedergeburt zum höchſten, erſten Urſeyn. Dieſen vier Welten parallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chrono-

Digitized by Google

onie iſt). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menſchen-
eiſtespotenz heißt Pradjapat (Verlangen nach der Figur der Welt)
och nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben ſo laufen die-
en Momenten des Daſeyns Haranguerbehahs wieder parallel
ie drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Radi (Radjou-
uen, Ragia) Sat (Satgoun, Satiagam, Sittogun),
nd Tam. Erſtere iſt = Erſchaffen, Brama; zweite = Erhalten,
Wiſchnu; dritte = Zerſtören, Schiwa. Ragia (Recke, Rieſe, rage)
eidenſchaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zu-
leich, beide Goons die Geiſtigkeit des Menſchen befaſſend; Tam
ndlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) iſt Finſterniß
es unbewußten Naturlebens, was der Menſch, als Körper, theilt.
aranguerbehah entſpringt aus allen dreien als Tropfen; wie
Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geſchaf-
en, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, grünt und blüht,
ird auch Haranguerbehah ein gerade ſtehender Baum, auch
ieder identiſch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem
rweibe Maia Parkerat, welche die große Subſtanz Mehtat,
as Weltei Motta ſchuf, welches auch der erſte Verſtand iſt. So
ſt immer Späteres ſchon im Frühern, und Früheres ſchon im Spä-
ern enthalten, alles aber identiſch. — Da es uns galt, den Angel
er indiſchen Religionslehre zu faſſen, ſo mußten in den Momenten
er Auseinanderſetzung, die auch als Schema der Conſtruction und
robe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und
eiſtesgeſchichte in einander ſpielen, und wir konnten, ohne die Ge-
enſtändlichkeit zu verletzen, kosmogoniſche, chronogoniſche und theo-
oniſche Momente nicht trennen. Dies, wenn es überhaupt möglich
äre, iſt nicht dieſes Orts, und weiter Forſchende müſſen zu Kanne,
Görres und Wagner verwieſen werden, welche die frühern Materia-
ien zuerſt eigenthümlich auf philologiſchem und philoſophiſchem Wege
earbeitet und mehr verbunden als geſchieden haben. Friedr. Schle-
els Werk über die Weisheit der Indier muß als ſeicht und mißver-
ändig vor jenen die Segel ſtreichen. Wir kommen aber hier noch-
als auf die Grundidee der Metamorphoſe oder Wandelung zurück,
m, was wir oben ſagten, daß nämlich auch in der im Fortgange
er Zeit künſtlicher ausgebildeten Mythologie dieſelbe nicht unterge-
angen, an den Avataras nachzuweiſen; denn natürlich muß das
Ganze auch in dem Einzelnen ſich wiederfinden und rückſpiegeln. Da-
urch, daß die Avataras Wiſchnus Evolutionen vorzugsweiſe ſind,
nd daß ſie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menſchengeſchichte
volviren, beſtätigen ſie das bisher Geſagte, und ſind überhaupt als
in höchſt reicher Cyklus von Mythen anziehend. Freilich kann auch
ier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wiſchnu nämlich, der
weite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Laekſchmi,
Siri Rama, Sitta, ſämmtlich wieder identiſche Götterverbin-
ungen, Offenbarungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt,
ing er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wan-
elungen). Dieſe Verwandelungen füllen die indiſchen Jugs aus, in
inem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, iungo
chören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereini-
ung (iunctio) mit Gott. Die Jugs ſind aber Jahr- und Präceſ-
onsberechnung in vier Perioden: Kali-, Krita-, Dwapar- und
ritaiug. Ihre Zahlen ſind unbenannte Zeitgrößen für benannte:
ahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 ſind die

Digitized by Google

Theile Eines = 360, ſo daß eine Reihe Naturzahlen in arithmetiſcher Progreſſion 365 1/4 Tag bezeichnen, und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen ſind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die 4 Jugzahlen ſelbſt (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von 1/4 Tag 6 Stunden wurden als ſtörend geſchieden, die Epakten aber ſelbſt aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72ſten (Tages) Theil jedes der 360 zuſammengeſetzt = 20 (Minuten) alſo aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kaldämmerungenſumme). Dieſe 20 Minuten waren wieder Product aus Diviſion mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die perſiſche Schaltperiode, gefunden aus 12 × 120 = 1440. 1440 waren aber auch die Embolismenſtunden von 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungenſumme). 6 × 720 = 4320 Stunden ſind die Grundzahl der Kal- und Mahajugſumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresſtunden. Dieſe Jahrrechnung ward mit dem Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reductionen des Menſchlichen auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältniſſe erſchöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präceſſionsperiode herausgebracht. Welches alles hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronik mit A. Wagners angehängter Ueberſicht des mythiſchen Syſtems). In dieſen vier Jugs nun verlaufen jene Avatars. Man zählt ihrer zehn, obwohl andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet ſind. Sie ſind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandlung in den Fiſch, den täuſchenden Maja-Fiſch, bei den Banianen auch Ceexis genannt. Dem Mythus lag dies nahe; denn Waſſer war ihm der Durchgang und die Metamorphoſe des Lebens und Todes, im Waſſer endet und gebiert ſich alles wieder. Brama nämlich war eines Tages entſchlafen. Der Rieſe Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menſchengeiſt als ſchreibende, geſetzgebende Elſter) hatte die vier Vedas (das Weltgeſetz von Brama gegeben) geraubt, verſchlungen und ſich in das Weltmeer verborgen. Wiſchnu rettete ſie wieder in Geſtalt eines Fiſches, und vernichtete ſo das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus der Macht des Böſen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte, wie auf dem Elephanten, ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schildkröte benannt. Im Rieſenkrieg, um den Unſterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott-) Affe Bali herbeigerufen, den Sprachen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identiſch iſt, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsſchlange, Addiſeſchen, Sega, Sexen, wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu verſinken. Da unterſtützt ihn Wiſchnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einen Eber. Der Rieſe Hiranyakſhana (Erdrieſe) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, ſieben unterirdiſchen Welten, verborgen. Wiſchnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn — denn der Zahn des Ebers, Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprincip, und Feuer und Waſſer bringen kämpfend das Feſte hervor, bauen die Erde, das irdiſche Lebenshaus; im Namen Va-

raha liegt auch ſchon, wegen der Verwandtſchaft mit Bora, Born das Waſſer angedeutet — die Erde auf, und baut alſo nach der Ueberſchwemmung das Haus des irdiſchen Leibes. 4) Naraſinghaavatara, Wandelung in Menſchlöwen. Hier tritt Wiſchnu in einem Rieſenkampfe gegen Hiranyakaſha (auch Eruniakaſſiaden) aus Schiwas unendlicher Feuerſäule, hinter welche ſich der vom Vater verfolgte Sohn des Rieſen flüchtete, als Menſchlöwe — wieder der erſte Menſch im Mythus — hervor, und rettet ihn. Es iſt wieder der erdbildende Waſſer- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, naraſingha, und des Feſtes dieſer Verkörperung Nerioſengh zeigt: denn nar iſt indiſch Waſſer, narayana die Bewegung im Waſſer, Seng Zenga, ſengen, führen die Idee des Feuers mit ſich. 5) Wamana avatara, Wandelung in den Branen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg ſucht Wiſchnu den Rieſen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 ſeiner Füße Landes, daſelbſt zu opfern. Als es der Rieſe verſprochen, nimmt Wiſchnu ſogleich ſeine Gottgeſtalt an, bedeckt mit einer Fußſtapfe die ganze Erde, mit der andern den geſammten Raum zwiſchen Himmel und Erde, und endlich des Rieſen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Wamana, Wamen, Wama, noch im lat. Wort pum-ilio, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand iſt noch in der grönländiſchen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entſtanden) iſt wieder der geſunkene, kleingewordene, gefallene Gottmenſch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Nen (vain). 6) Paraſurama-avatara, die Wandelung in den Gott Paraſu Rama. Nach des Affengotts Hanuman Erſcheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten ſich, und Wiſchnu verſpricht ihnen, daß ſie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythiſchen Idee wiedergeboren werden ſollten, in drei Menſchenpaaren. Das erſte Paar iſt Jamdagni mit Reneka, ihr Sohn iſt eben Wiſchnu Paraſurama in der ſechſten Verkörperung. Nämlich Jamdagni, als Braman in erſter Wiedergeburt, als Prieſter und Gelehrter, vermählt ſich mit der Tochter des Königs (alſo der zweiten Kaſte) von Ajodia dem Lande der geiſtigen Finſterniß, der Nachtrieſen, und die Seele der Bramani wandert mithin in dieſe Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schweſter eiferſüchtig, und gebiert Praſurama, der alſo Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Geſetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Waſſer in einem Tuche ſchöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdiſches Streben verunreinigt, verlor ſie dieſe Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünſchen beide einen Sohn, Jamdagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, ſterblichmachende Speiſe, denn Brot und Speiſe heißen das körperliche, ſinnliche Leben. Reneka ißt den für die Ketteri beſtimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären ſie; und Reneka zwar Praſurama, der ein Brame mit kriegeriſchem Ketterigeiſte iſt. Alſo wird Gutes in Böſes gepflanzt, und das Gute ſträubt ſich und bekämpft das Böſe. Mithin iſt der Wechſel des Guten und Böſen als wechſelnde Bramen- und Ketterisherrſchaft dargeſtellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Praſuramas Aeltern wandern fort in den Körper des Doſeruth und der Kuzilah, die Praſumara unter den Ketteris erſchlagen hat, und dieſe gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen

war von Wiſchnu verheißen, daß er ihr Ketterigeſchlecht einſt noch heben werde. So tritt Praſurama auch gegen Rama auf; aber ſeine Verkörperung endet in Ramas höherer Erſcheinung, ſeines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortſetzung von Praſurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den böſen Rieſen, zu kriegen. Doſeruth gibt Ruzilah den Kuchen, dieſe theilt ihn mit der geliebteſten Gemahlin des Raja, Kaikai und Fumitra, und die Frucht ſind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Satterghan. Lekeman blieb Ramas treueſter Gefährte. Ramawiſchnu erkämpft ſich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanumans Hülfe die ſchöne Sitta von Ravana und ſeinem Bruder Kumbakarna, dem Becherrieſen, in welchen letztern doch das Böſe in Gutes ſich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Verſöhnung der Geiſter durch den Naturſchlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geiſtes Wiederverſöhnung mit Gott. Ramas Schickſale beſchreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Kriſhnaavatara, der Gipfel der Erſcheinungen Wiſchnus, beſchrieben im Bhagavata und Mahadharat. In ihr erſt endet er, vereinigt mit Rama, ſtirbt ſterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böſe vernichtet. Kriſna entſpringt aus der Nachkommenſchaft Jajats, des Ragia, durch deſſen Empörung im erſten Alter das Uebel in die Welt gekommen war. Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbeſitzers, ſeine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des älteſten Sohns von Jajat. Umgekehrt ſind ſeine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrſchaft wieder erkämpfen hilft, von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, alſo Schweſter des Schäfers Basdajo hieß. Auch in dieſer achten Verkörperung iſt immer noch die alte Natur, die ſich ſträubt, dem vollendeten Geiſtesleben ihre Beſonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Pandus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Kriſchnu die Feinde beſiegt, aus des ſterbenden Balaramas Munde die weiße Winterſchlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Princip der Leibwerdung. Kriſchna ſelbſt zeigt ſich als Ramas Fortſetzung, indem er der Mutter als Kind vom Schooße ſprang. Er wandert, weil von ſeinem Großvater Ragia Kanſa verfolgt, ſchon als Neugeborner, da ſein Leben gerettet werden ſoll, von der Schlange Adiſeſchen, Sega, Sickenaſy getragen über den Todesſtrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange iſt hier von ihm, wie von Rama, getrennt. Aber in demſelben Strome iſt ſie das feindliche Weſen, verpeſtet ſein Waſſer mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt ſie auch nicht mehr, wie vorher, ſondern Kali, Kalinag, Kaliga (die ſchwarze). Und Kriſchna ſelbſt heißt ſchwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böſe in ihm; in Praſurama iſt Miſchung des Böſen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Kriſchna Vollendung deſſen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Alſo wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war vorausge-

Digitized by Google

agt, daß Krisna der Menſch ihm einſt den Kopf zertreten würde,
nd mit einem Fuß auf der Schlange Haupte ſtehend wird er abge-
ildet. Der Erretter und Errettete ſind hier getrennt, aber beide
nd Menſch, und alle Erlöſung iſt Selbſterlöſung durch den letzten,
eil durch den erſten die Sünde in die Welt gekommen. So ſagt
enn Kriſhna zur Schlange, nachdem er ſie im Jamuna be-
egt: weil du mit einem Gott gekämpft haſt, ſoll deine Kraft doppelt
erden, und Garudha (der Vogel, durch welchen Wiſchnus Ge-
ahlin Kadru, die ſchwarze Böſe, in Beſitz des göttlichen Tranks
ommen will, eine Art Geieradler, worauf Brahma reitend vorge-
ellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren
ch hier indiſcher und hebräiſcher Mythus! Kriſhna ſetzt ſich auf
ieſelbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde ge-
angen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß ſie ihn in
ie Ferſen ſtechen würde. Denn, trotz Durwaſas Warnung, ſei-
er Fußſohlen zu wahren, ſtreckt er ſich unter den Baum; Jura un-
r Kriſhnas Fußſohlen den Widerſchein vom göttlichen Malzei-
en gewahrend, hält es für ein Wildpret, und ſchießt ihn mit dem
dtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eiſen war, das durch die Ruch-
ſigkeit von Kriſhnas Hirten in die Welt gekommen war, und
nen allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange ſind aber
den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Ba-
s Sohne, Bali aber die Schlange Sega ſelbſt, ſein Sohn An-
ud (anguis) deſſen Wiedergeburt Kriſhnas Mörder wurde, iſt,
ach ſeiner Abkunft aus dem nordlichen Bären, Jäger, und erinnert
urch ſeinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo
ner der drei Götterkönige herrſcht, welche Chimaira (Ziege, Schlange,
öwe) zuſammen waren. Schon als Schweſter Putna des Kanſa,
n als Amme den Säugling Kriſhna mit vergifteten Brüſten zu
dten beſtimmt, iſt ſie die feindliche Schlange Pytho, die faulende,
nkende. Schlangen- und Todesgöttinnen ſind ſeine acht Gemahlin-
en, Kukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta,
remate, Wirbhirda, Lackmi. Der ganze höchſt reiche My-
us ſchließt damit, daß Kriſhna nach Dewarka geht, mit einer
er die Stadt geworfenen Handvoll Staubes ſie vernichtet, und nach
m Schneegebirg Heimatſiel, dem Himmelsberge der Harmonie,
s Meru kalter Seite geht. Wir haben hiemit nur einige Mo-
ente deſſelben angerührt, weil es der Ort verbietet, ihn in ſeiner
nzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böſe in den wunder-
rlichſt romantiſchen Verflechtungen zu verfolgen, und müſſen daher
er das Nähere an die genannten Quellen, wie an Baldäus, Polier,
ajer u. a. verweiſen. 9) Buddha avatara, die Wandlung in
uddha, Stifter der chineſiſchen Lehre des Fo. Nicht darf man
va glauben, daß hier die Secte das Einzelne geſchaffen habe, ſon-
rn umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige, nur von
m losgetrennte und geſchiedene die Secte geſchaffen, und ſo ſind
d bleiben die Elemente des Buddhaismus ſchon in der Lehre der
edas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara,
e Erſcheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöp-
ng und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwicke-
ng des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus
r Sünde das Gute, die Tugend wieder herzuſtellen, Wiedergeburt
s in Laſter Untergegangenen. Im Mythus iſt der erſte Gottmenſch
ch Stier, Kuh, Roß, und das Stierroß Dherma ſpielt im In-

diſchen beſonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondſtier, hat ſich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dhermas Leben geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir ſtehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wiſchnus. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäiſches Sar, oder Herrſcherperiode, iſt in ſämmtlichen Weltaltern ſo vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrſcherperioden haben, nämlich zehnmal, im erſten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, alſo = 10. Dies iſt im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber iſt mit ihm identiſch. Als Roß Kallenki wird Wiſchnu erſcheinen, die Erde durchtreten und alles erneuern. — Dies wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wohl, daß von dieſer Anſicht aus, welche die Identität im All mittelſt Sprache in Ueberlieferung und Symbol ſucht und findet, das Ganze eine tiefſinnige, unendlich reich gegliederte Idee iſt, welche in der That auch die Keime aller Speculation in ſich beſchließt; und lächerlich werden daher alle Abſprüche darüber, als über Unſinn, Ungeheuerlichkeit, wüſtes Phantaſieren u. ſ. w., wobei man nicht umhin kann, ſich der Worte des tiefgelehrten und geiſtreichen Kanne, der zuerſt in Deutſchland auf eigenem Wege das Verſtändniß derſelben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Geſtalten zu einem Mythus zuſammengereihet ſind, nur dies hat jenen Unſinn hervorgebracht, der ſchon dadurch, daß er ein ſo großer war, hätte auf die Vermuthung bringen ſollen, daß er wohl einen großen Sinn gehabt haben müſſe. Es wäre ja doch Methode auch in dieſer Raſerei, weil in jedem Irrthum, der es urſprünglich iſt, doch das Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deswegen nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit geſucht, ſondern ſie verloren hat." Nachdem wir nun die philoſophiſche Seite des Mythus beſonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poetiſche oder hiſtoriſche, welche freilich urſprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem ſo reich ausgeſtatteten, wie von einer phantaſtiſchen Zauberwelt umfangenen Volke alles Geſtalt und Leben annahm, ließ ſich erwarten. Merkwürdig aber iſt, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer hindurchgehen, wie durch die Welt ſelbſt, aber immer doch auch ethiſirt, weil Erkennen und Zeugen analog ſind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wiſchnuiten. Lingam iſt die männliche Natur, welche meiſt in einer ſilbernen Kapſel getragen wird, und Symbol der Zeugung iſt. Lingam iſt mit dem lateiniſchen lignum verwandt, weil Holz der erſte Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird hiſtoriſch davon abgeleitet, daß Schiwa ſieben Büßern durch ſeine Wolluſt anſtößig geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber ſpäter Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was ſie vorher verflucht, zu beten beſchloſſen. Er wird in Tempeln, an Heerſtraßen 2c. verehrt. Joni iſt das Weibliche mit dem Männlichen in der Figur ∧, welches auch mit Kuhmiſt an die Stirn geſchrieben wird. Seine Verwandtſchaft mit dem griechiſchen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutſche Kind gehört, iſt unverkennbar. — Ferner: wie das Auge, ſo

Digitized by Google

war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos iſt der Sprache nach die Blume des Verborgenſeyns, der Nacht, des Schweigens, alſo die verborgene, welches auf Bewußtloſigkeit, gegenüber der Selbſtbeſchauung führt. Naturgeſchichtlich iſt es die nymphaea Nilufer Linn., indiſch auch Padma, Nalina, Aravinda, Mahotpala, Camala, Cuſeſhaya, Sahasrapatra, Saraſa, Panceruha, Tamaraſa, Saraſiruha, Rajiva, Viſapraſuna, Puſhcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame iſt häufig, klein und rund; ſie iſt entweder blau, oder roth; die Blühten der erſten ſind ſchön blau, wenn aber ganz aufgeſchloſſen, etwas verwäſſerter, minder duftig, als die rothe, roſenfarbene, immer aber von ſehr feinem Geruch. Die Blätter ſind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und ſanft, die Petalen ſehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderſeits purpurnen Blättern, dunkel karmoiſinen Blühten, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über fünfzehn Petalen, minder ſpitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung iſt noch jetzt in Hindoſtan, Tibet und Nepaul eben ſo andächtig als ſonſt. Es werden Tempel damit ausgeſchmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott ſchwimmt ſogar in einer Lotos auf dem Waſſer. Und eben weil ſie eine Waſſerblume, das Waſſer aber Schöpfungsvehikel iſt, wird ſie von dem die Zeugung ſo tief faſſenden Indier verehrt. Auch den Aegyptern iſt ſie heilig. Dies Symbol der Blume in ſeiner Idee ſich näher zu rücken, erinnere man ſich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt, oder Büffons arbre indécent, aus deſſen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachſen, die ſich in die Länge dehnen, um in die Erde zu ſchlagen und ſich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, der Lorbeer, die Kuſha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narciſſe. — Die großen Götter Indiens waren alſo Brahma, Wiſchnu, Schiwa, oder Eswara, auch Irora, welcher Ardhanari, Mannweib, iſt und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus iſt hier gegeben, wie ſie in andern Lehren, z. B. der perſiſchen durch Ormuz und Ahriman, das gute und böſe, Licht- und Finſternißprincip ausgeſprochen wird. Aber, wie alles in Indien in glühenderem Leben aufgeht und Geſtalt gewinnt, ſo haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich, denn wie die Gottheit ſich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleiſch wird, alſo ſind auch alle Sternwelten freigeborne Geiſter und Götter, dem Urlicht, der Centralſonne der Geiſter, dem perſiſchen Lichtwaſſer Arduiſur, entfremdet und beſondert, oder ſchiedlich geworden, und aus dem Lichtwaſſer ſind in Sternenſtrömen (vars) die Milchſtraßen ausgeronnen. Feuer-, Sternen- oder Sonnendienſt alſo ſind ein alter Cultus. Aber auch das Waſſer in der oben angegebenen Idee. Darum iſt Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entſprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Waſſer, worin das Weltei ſchwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wiſchnu in ſeiner Eberverwandelung als Erd-

hüter Geſetzten, welche ſind Indra, Aghni (Feuer), Padurbati (Richter der Unterwelt), Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Waſſer), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Oſten Indra, im Süden Aghni iſt. Die Zahl der Deutas (Götter) iſt aber unendlich groß, und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienſtag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi oder Biaſa, Jupiter, Donnerſtag; Shukra, Uſchena, oder Velly, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend; Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, bloß in Zeiten der Verfinſterung ſichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der muſicaliſchen Inſtrumente, welche nach der Sprachverwandtſchaft ſchon an die Leier erinnern, und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonkünſtler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) [illegible], die Geiſter ſingender Sterne. Dies ſind gute. Die böſen heißen Aſura, oder Aſors, an deren Spitze Moiſaſur und Rhabun ſteht, und treten meiſt in ſcheußlicher Rieſengeſtalt auf. Sie bewohnen die Pátala. Nämlich das Weltall wird in fünfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, ſieben obere, Swerga-Surgs, und ſieben untere, Patala genannt. Die Surgs ſind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala ſind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Ruhpatallok, Patallok, finſtere Wohnungen, von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwiſchen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelſtadt des isländiſchen Mythus, Meſoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, ſo wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Aequinoctium die Mitte der Welt ſey, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. — Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphoſe iſt auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menſchen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig ſeyn wieder aufzuſteigen zu der lichten Geiſtigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß beſtehen die äußern Gebräuche im Beſuchen der Pagoden, in Waſchungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. ſ. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und rieſigen Ideen, majeſtätiſchem Anblick, und geſchmackvollem Bau. Sie haben immer eine beſtimmte Form. Das Eingangsthor iſt immer aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählig nach oben ſich verengt und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide iſt nach Oſten gerichtet. In großen Pagoden iſt immer ein großer Hof, und an deſſen Ende ein dem erſten entſprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht ſo hoch iſt. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs, ſteht auf einem Fußgeſtell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder ſonſt ein verehrlicher Gegenſtand. Sahſtangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude ſelbſt iſt in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner iſt, letzterer für den Opferer. Alles iſt aus Ziegeln oder Bruchſteinen. Auf Koromandel ſind prächtigere Tempel, als in Ben-

Digitized by Google

alen'; auf Malabar iſt die Bauart eine andere. Die berühmteſten Pagoden ſind auf Elefanta und Salſette, zu Illura und Jagernat; Wiſchnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kanjiwaram, Schivatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandſchipuram, Ramonathampuram, Ramiſchwaram und Kaſchi. Die Pagode auf Elefanta oder Galpuri wird für die älteſte gehalten, und führt den erſtern Namen von einem aus ſchwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zuſammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Ciſternen waren ehemals für Reinigung beſtimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad iſt ein hufeiſenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, wo eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen ſind, eine Art indiſchen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige in Menge. Zwei der größern ſind der Trimurti geweiht. Die Hufeiſenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es iſt eine koloſſale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweiſen, daß die älteſte Welt noch alles für Idee und Religion that. Jagrenats oder Kriſhnas drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit geſehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, ſind von einer ungeheuer dicken ſchwarzſteinernen viereckigten Mauer umgeben. Des Gottes Bild ſteht in der höchſten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. — Zu den, jeder Handlung des Cultus vorangehenden Waſchungen iſt jedes Waſſer gut, nur daß es fließend ſey, vor allen aber der Ganges. Darum ſind auch bei allen Pagoden, wenn ſie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaſchungen geſchehen auch durch Kuhmiſteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. geleſen. Auch die Götter werden mit Waſſer, wie mit Milch abgewaſchen, mit Butter und wohlriechenden Oelen geſalbt. — Bußen ſind entweder die beſchauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um ſich ganz dem Anſchaun des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die ſühnende. Die Büßenden bilden gewiſſermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanaprashtas und Sannyaſi hinauf, ſind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. — Gute Werke beſtehen in Weih- und andern Geſchenken an Feſten und bei feierlichen Gelegenheiten. — Opfer ſind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, iſt ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entſeelter Braminen angezündet werden können, um ſie weiterer Büßungen nach dem Tode zu überheben und unmittelbar aus der Aſche in Bramas Herrlichkeit zu verſetzen. Es fodert große Anſtalten. Hundert gelehrte Braminen ſuchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwaſſer geweiht werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen iſt ein viereckiger Heerd (Kunda), aus deſſen Mitte ſich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befeſtigten Seile, deſſen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun beſondere heilige Holzarten, wovon auch die Prieſter ein Stück in der Hand halten. Dann wird Araſuhol; gerieben, bis ſich Feuer fängt, hierauf ein fehlloſer Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihn gebetet, und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr geflüſtert; dann wird er erſtickt.

Digitized by Google

Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaſchen, mit Butter beſtrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er ſelbſt aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegeſſen. Der Oberprieſter trägt von dem heiligen Feuer mit ſich nach Hauſe. — Homa oder Homam iſt ein Opfer, welches Agri, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweiſe Dewajagna, (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter, weißgekleideter Bramin ſetzt ſich auf einen Schemel, ſagt einige Schlocken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüſſiger Butter oder Cocosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Heerd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampferſtauden-, roth Sandel-, Muſcaten-, Gupalholz ꝛc. Dies wird angezündet, darüber geſchellt, Butter ins Feuer gegoſſen, dann Reiß, Blumen ꝛc. ins Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. — Manuszajagana (Menſchenopfer) iſt eigentlich dramatiſirter Cultus der Bhavani, als der geſchaukelten, in der Luft aufgehängten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone zu Ehren in Griechenland geſchah; ſo daß Bhavani, gleich Here und Luftgöttin iſt. Es werden da mehrere Hähne getödtet und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menſchen ein Eiſenhacken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt ſchwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreiſungen herumgetragen wird. — Pidrajagna iſt ein Sühnopfer für Verſtorbene. — Bhudajagna iſt ein Opfer, das den böſen Geiſtern gebracht wird. — Adithipugia iſt ein Freundesbundsopfer, wobei in dem Hofe des Hauſes das Bild der gemeinſchaftlichen Gottheit aufgeſtellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen beſtreut wird, und dem Fremden die Füße gewaſchen werden. — Arkia iſt ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. — So viel genüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier! Man halte dabei jene oben angegebene Grundidee feſt, vergeſſe aber nicht, daß, wenn ſich alle Völker in dieſe Ideen theilen und ſie mannigfaltig individualiſiren und ausbilden, dennoch alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben ſind, welches, wie Uranfang, ſo Ende der Menſchenbildung ſeyn muß, zu deſſen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menſchheit hinſtrebt. Rückt man aber das Chriſtenthum, wie ſeine welthiſtoriſche Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeſchichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde, ſo wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler- ja das Bilderleben, welches in Chriſto ſelbſt ſeine Wirklichkeit und Weſenheit lebendig ausgeſprochen, und hiſtoriſch erfüllt anerkennen muß, andrerſeits aber in der Kampfſchule dieſer Welt das Reich des Guten und des Lichts, welches das Himmelreich in ſeiner allumfaſſenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. Wa.

Indiſche Sprachen. Wäre die hohe allſeitige religiöſe Bildung der Indier, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht ſchon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehſa, ein Land der Mitte, ſey und das Volk ein Urvolk, deſſen Gemüths- und Geiſteszüge ein ſo durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichſam ſich in dieſelben getheilt, und das dort Geſammte ſich einzeln angeeignet, ſo könnte dies vielleicht ſchon aus der Ueberſicht des dortigen Sprach-

gebiets klärer werden, welches noch gar viel Studien erfodern wird. Denn wiewohl ſchon im Jahr 1644 der Miſſionär Heinrich Roth, und von 1699 an der Jeſuit Hanzleben ſich damit beſchäftigten, ſo iſt doch erſt ungefähr ſeit dreißig Jahren die Kunde derſelben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forſter, Carey, Marſhman, Wilſon, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gedeihen. Es läßt ſich ſchon aus der welthiſtoriſchen Bedeutung Indiens ermeſſen, daß es auch in dieſer Hinſicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeſchichte enthält, alſo auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit ſich angeeignet haben müſſe, nachdem es ſie gleichſam ausgeboren. Nach einer indiſchen Abhandlung der Rhetorik bei Coolebroke gibt es vier Hauptſprachen: Sanskrit, Prakrit, Paiſachi oder Apabhranſa, und Mágadhi oder Miſra. Da jene Doppelbenennungen ſich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, ſo hält Colebrooke, Apabhranſa für gleich Magadhi, und wiederum Paiſachi und Miſra für eine, ſo daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Madaghi als drei Hauptſprachen geweſen wären. Damit ſcheint aber, wie ſchon engländiſche Critiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil ſo Apabhranſa, als Miſra doch eine Art Miſchſprache und Rothwelſch, auch nach ſeiner Erklärung geweſen ſeyn müſſen, mithin doch verſchieden. Wir wollen ſie demnach hier in der aufgeſtellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit iſt gleichſam der alle umſpannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchſprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es iſt eine wunderbar gebaute, höchſt reiche, jetzt todte, wahrſcheinlich aber früher ebenfalls geſprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterſchrift, weil ſie ihren Urſprung von den Göttern haben ſoll, deren Sprache ſie auch iſt, und beſteht aus 50 Buchſtaben. Sie hat dreifaches Geſchlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vocal- oder Conſonantendungen zählbar, ſieben Fälle, ſtatt der Fürwörter Nachwörter, einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blühezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Chriſti Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schickſalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothſchaftswolke. In ihr ſind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geſchrieben. Der Vater der ſanskritiſchen Sprachlehre iſt Pánini, der ſchon in den indiſchen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatiſchen kurzen Sätze zugeſchrieben werden, obwohl er ſich ſelbſt auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Cayſapa, Galava, Sacatayana und andere beruft. Aber ſein Syſtem iſt ſehr kunſtreich. Sein Werk ward durch einen ebenfalls uralten Weiſen Catugayana in ſeinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythiſchen Perſon in Schlangengeſtalt, in einem Werke Mahabhaſhia, welches wiederum Nachträge von Caijata und einem Ungenannten, in dem Werke betitelt Caſica Vritti erfuhr. Dies letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Commentar Padamanjari von Haradatta Miſra. Eine zweite Sprachlehre iſt Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit iſt Amara coſha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzun-

Digitized by Google

gen lieferte Medinicar in ſeinem Werke Medini. Viswapracaſa von Maheswara iſt ein zweites Wörterbuch: ein drittes Haravali von Purushottama. Es gibt überhaupt viele, wie von Jlelagudhu, Vachespati das Dharanicosha, Bhattoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpreſſe auch für Sanskrit iſt 1808 zu Calcutta angelegt worden, und ſo wird es jetzt, wie auf unſern Univerſitäten andere Sprachen, getrieben. William Jones, dieſer ehrwürdige, gelehrte Präſident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländiſchen Literatur ſo viel verdankt, verſtand auch Sanskrit trefflich. Man kann es die Grundſprache nennen, indem es auch für alle europäiſchen Sprachen die Ur- und Grundlaute in ſich enthält, und dies nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu ſchöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, ſondern tiefer eingehend, ſo daß mittelſt ihrer beſonders jene große Sprachgenoſſenſchaft und Verwandtſchaft ſich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geiſtesgewächs bilden. Eine Thatſache, welche die Richtigkeit unſerer älteſten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerſeits aber auch die Religion als das menſchliche Gemeinerbe erweiſet! 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Jhrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhaſha gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen Hindoſtan und Dekan oder Vorder-Jndien geſprochen von den a) Saraswata, einem Volke an den Ufern des Fluſſes dieſes Namens, der durch Penjab fließt. Es iſt eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptſtadt Canjoc war. Es ſoll das jetzige Hindi oder Hindevi ſeyn, nur daß es jetzt mit perſiſchen und arabiſchen Wörtern untermengt iſt. Dieſe beiden Mundarten werden übrigens mit Devanagári geſchrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptſtadt Gaur. Dies iſt noch die bengaliſche Mundart, die aber nur in den öſtlichen Theilen am meiſten geſprochen werden ſoll. Es ſind viele ſanskritiſche Gedichte darein überſetzt; gelehrte Hindus ſprechen es faſt ausſchließlich, aller wiſſenſchaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derſelben ſind nur um der Bequemlichkeit willen entſtelltes Devanagari. d) Maithyla oder Tirhutiya iſt die in Mithila, im Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden, aber von den Flüſſen Cuſi und Gandhac, und den Nepalgebirgen begränzten, Pflegen gebräuchliche Mundart. Dichteriſch iſt ſie nicht ausgebildet. e) Utcala, oder Odradeſa (Oriſſa). Jhre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls ſanskritiſche Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten ſind alſo die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindoſtans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksſtämme. Sie ſind f) Dravida, die ſüdlichſte Spitze Dekans, wo Tamul geſprochen wird, welches die Europäer auch malabariſch nennen, obwohl jenes mehr öſtliche, dieſes weſtliche Mundart iſt, jenes von Cap Komorin unter dem öſtlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieſes von Cap Komorin bis Goa; beide berühren ſich im Gap bei Coimbettore. Jn Tamul iſt zu Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von chriſtlichen Miſſionen gepredigt worden. Ziegenbalgh überſetzte die Bibel darein. Der Name Tamla, wie ihn die Jnnländer ausſprechen, ſoll auf den Fluß Tamraparni deuten. g) Maharaſhtra, oder

Mahratta, die am Nordſtreif des Plateaus von Dekan oſtwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk geſprochene. Muru, wie dies zwiſchen dem Nerbudda und Kriſchnaflüſſen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, deſſen Hauptſtadt Dwara Summadra 1326 zerſtört ward. Es wird mit Devanagari geſchrieben und hat ebenfalls viel ſanskritiſche Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata, oder Carnara, verſtümmelt Canara, in der Mitte des Plateaus von Myſore, alſo in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Berggegenden geſprochen, iſt aber von andern Mundarten auf der öſtlichen Küſte verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, auch das Andray, Volksſprache im N. O. der Peninſula zwiſchen dem Kriſchnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, ſüdwärts reichend bis Pulicate. Es ſoll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Halbinſel in W. iſt die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apabhranſa, wahrſcheinlich die Gebirgsvölkerſprache, bei den dramatiſchen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemiſchtes Wälſch, daher auch wohl Spottſprache. 4. Das Magadhi oder Misra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Inſel Ceylon, von den Buddhaprieſtern gebraucht. Misra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermiſcht iſt. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verſtanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochineſiſchen Völker, wie ſie Dr. Leyden nennt. Dieſer glaubte hier viele Originalſprachen gefunden zu haben, welche wohl eine gemeinſame Grundlage, nach Vater die chineſiſche, haben mögen. Es iſt ein vielſpaltiges Sprachſyſtem, wie der Boden des Landes, der von 8 bis 9 Stromthälern durchſchnitten wird. Allen liegt ein einſylbiger Bau zum Grunde, und die verſchiedene Betonung unterſcheidet, wie bei den Chineſen, die Bedeutungen. Die der Inſulaner ſind vielſilbig, die des Feſtlandes einſylbig. Zunächſt an Bengalen verliert ſich das Einſylbige, nach Oſten wächst es, und herrſcht ausſchließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt ſie in folgender Ordnung an. 1) Vielſylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einſylbige g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. — Das Sanskritiſche in der Malayenſprache bemerkte zuerſt W. Jones, obwohl ſie nicht die einzige Grundlage iſt, ſondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr ſind die aus dem alten ſanskritiſchen Epos Mahabhurat genommenen Erzählungen von den Pandus geſchrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein anderes Wörterbuch iſt das von James Howſon. Das Jawaniſche gleicht dem Malayiſchen ſehr. Mundarten davon ſchienen dem Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wohl eine den zwiſchen den Oſt- und Weſtgränzen vorhandenen Landesſprachen gemeinſame ſeyn mag, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Prieſter, ſo wie Gelehrten und Dichter. Die Rukhengſprache, weſtlich in Arrakan, ſoll mit dem Devanagari in ſeiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit Sanskrit wieder viel Aehnlichkeit haben. Die Barmaſprache iſt weicher, aber auch minder articulirt, als das Rukheng, aber ſehr ausge-

Digitized by Google

bildet und hat eine reiche Literatur. Die Monſprache iſt noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die ſich Mon nennen, von den Barmas aber Taleing, und von den Siameſen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet iſt wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay iſt die Sprache der Siameſen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugieſiſche Siam. Das Khohmen iſt die Sprache eines Volks am Mekon, oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein ſehr gelehrtes Volk gehalten wird und weiland von dem Siamiſchen Stamm unterjocht wurde. Das Law iſt die Sprache der von den Portugieſen Laos genannten Völkerſchaft. Nach Leyden verhielt es ſich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es ſich genauer an das gemeinſame Bali anſchließt. In dieſem mittlern Binnenlande Laos ſind die merkwürdigſten Denkmäler des Buddhaismus; und wahrſcheinlich werden von da aus noch viele Aufſchlüſſe kommen. Wie oben das Sanskrit für die hindoſtaniſchen, ſo iſt das Bali der Mittelpunkt für die indochineſiſchen Sprachen. Es iſt zwiſchen Indien und China die Sprache der Religion, des Geſetzes, der Wiſſenſchaft und Literatur, und ſchimmert aus allen Volksſprachen hervor. Es heißt auch Lanka-baſa d. i. die Sprache (griechiſch Baxis) von Lanka, oder Ceylon, und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem ſanskritiſchen Magadhi. Das Balialphabet iſt aus dem Devanagari entſtanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchſtabenform iſt unter den Barmas viereckigt, ungefähr wie auf Lanka, aber verſchieden von der Siameſiſchen, welche Nungſu-Khom genannt wird. Aber wiewohl das Bali gleichſam Sonne für mehrere Sprachplaneten iſt, ſo iſt es doch hinwiederum ſelbſt nur Sprachplanet für das Sanskrit, ſeine Sonne. Es hat ganz die ſanskritiſchen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwohl es ſie im Zuſammenhang ſeltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unperſönliche Zeitwörter. So kommen alſo Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtſchaft, wie W. Jones ſehr ſcharfſinnig bemerkte. Daher haben ſie auch ein ziemlich gemeinſames Schickſal. Prakrit iſt die Sprache der meiſten heiligen Bücher der Jainasſecte, Bali iſt den Buddhiſten heilig, Zend den Parſis, oder Feueranbetern. Eine tiefere zergliedernde, aber auch wieder lebendig zuſammenſetzende Vergleichung des geſammten indiſchen Sprachgebiets, ſowohl der Ur- als der Mutter- und Miſchſprachen muß die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über Sprachphyſik und Religion, als hüpfenden Punkt der Welt, geben. Haben aber die Engländer auch durch Forſchungen dieſer Art ihre tiefe Schuld an dieſem ſanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu verſöhnen geſucht, ſo läßt ſich doch nur von Deutſchen, welche die früheſten Pfleger dieſer Sprachen waren, um ſo eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutſchen univerſeller und umfaſſender iſt. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch, nach dem tiefen Ausſpruch eines unſerer herrlichſten Geiſter, das angſtvolle Bewußtſeyn einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Unmuths und finſtern Hochmuths, der am Ende doch auch, ein Sühnopfer des Weltgeiſtes, fallen muß. Wa.

Individuell, Individualität. Individuell nennen wir der Etymologie und dem Begriffe nach dasjenige, was einem einzelnen Gegenſtande untrennbar, d. h. ſo angehört, daß es von ihm nicht

Digitized by Google

geſondert werden kann, ohne ſeine Natur als einzelnes Ding (daher ndividuum) aufzuheben. Der Inbegriff dieſer Eigenſchaften oder erkmale, die einem Einzelweſen als ſolchem zukommen, oder ſeine igenthümlichkeit iſt Individualität; durch ſie wird ein Ding ls für ſich beſtehendes, denn es iſt zugleich das, wodurch es ſich von dem andern unterſcheidet, beſonders erkannt. Die Individua- ität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum vo- er Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemein en unterſchieden und ihm gewiſſermaßen entgegengeſetzt. Das Indivi- uelle nämlich iſt Gegenſtand der Anſchauung, welche auf das inzelne der Erſcheinungen gerichtet iſt, und kann nur durch An- hauung erkannt werden, ſomit gibt es auch keinen individuellen Be- riff, (Begriff von einem Individuum) und die Eigenſchaften, welche ie Individualität bilden, ſind unendlich, durch das Denken nicht ı erſchöpfen. Da wir aber dem Individuum auch die Eigenſchaften ewiſſer Gattungen beilegen, mithin es ebenfalls durch Begriffe den- en, ſo gibt es ein individuelles Urtheil, d. i. ein Urtheil, in wel- em wir das Individuum einer Gattung unterordnen, indem wir m ein Prädicat beilegen. Das Allgemeine nämlich iſt das, was ir als das Gemeinſchaftliche mehrerer Individuen erkennen, as nicht durch Anſchauung ſondern durch Vergleichung, Reflexion efunden wird, und es iſt daher Gegenſtand des Denkens und bezieht ch auf die nicht wahrnehmbare in den Dingen geſetzmäßig wirkende, ı den Erſcheinungen ſich verbergende Kraft. Als Verhältnißbeſtim- ung iſt der Begriff oder die Vorſtellung des Allgemeinen beſtimmt ı faſſen, und genau zu entwickeln. Z. B. die Vorſtellung des Ve- uv, Aetna, iſt eine individuelle Vorſtellung, von welcher wir die es Berges als allgemeine abſondern können. Durch Begriffe an ſich ber gelangen wir nie zu individuellen Vorſtellungen, oder ſolchen, elche uns das Eigenthümliche eines beſondern Gegenſtands darſtellen. m gemeinen Sprachgebrauch pflegt man jedoch individuelle Vor- ellung auch die ſubjective Vorſtellungsart, oder die Vorſtellung ines Subjects zu nennen, welches nicht hieher gehört. — Der Be- riff kann uns nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterſchiede er Arten und Gattungen angeben, und der beſchränkteſte (determi- irteſte) Begriff hebt niemals die Verſchiedenheit der Individualität nd deren äußere Form die numeriſche Verſchiedenheit auf. Das ber wodurch ſich die Vorſtellung des Individuellen dem Begriffe nä- ert, iſt das Gemeinbild, oder Schema, der Einbildungskraft. as Individuelle iſt ferner das Mannigfaltige und vielfach echſelnde, denn es gehört der Erſcheinung an; mithin zugleich eſchränkt in Hinſicht der Kraft, die in ihm ſich kund thut. In- fern wird das Individuelle dem Idealen entgegengeſetzt; enn das Ideale iſt das der Idee Gemäße, welches ſich zum Indi- iduellen, wie das Mögliche zum Wirklichen verhält. Idee näm- ch iſt die Einheit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erſcheinun- en. So ſchwebt z. B. über allen einzelnen Menſchen die Idee des enſchen, ſo bildet und richtet ſich jeder ſittlich gute Menſch nach ieſer Idee. Die Individualität der Dinge wird aber um ſo größer, nd drückt ſich um ſo beſtimmter aus, je weiter ſich die Dinge von em Unorganiſchen entfernen, und je höher und regſamer ihr anima- ſches Leben iſt. Unter allen Dingen, die wir erkennen, iſt die In- ividualität des Menſchen die größte. Was aber die Individua- ität des Menſchen insbeſondere anlangt, ſo iſt ſie eine geiſtig

ſinnliche, ſomit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dies iſt der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menſchen nicht erſchöpfend beſtimmen kann, um ſo weniger, je dunkler der Zuſammenhang des Phyſiſchen und Ethiſchen iſt. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß mit Erweiterung der Cultur, welche auf Freiheit beruht, auch die Individualität der Menſchen um ſo bedeutender wird; weshalb vielleicht unter zwei gebildeten Menſchen größere Verſchiedenheit iſt, als unter zwei uncultivirten Völkerſchaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verſchieden erſcheinen. Die Individualität des Menſchen entwickelt ſich ſonach durch Eindrücke und ſelbſtthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelweſen iſt abſolut ſelbſtſtändig, ſondern ſteht mit dem Ganzen in lebendiger, organiſcher Verbindung; aber in ihm ſelbſt iſt gleichſam der Keim der Individualität enthalten, die der Menſch zu einer freien, feſten (Charakter), der Idee der Menſchheit gemäßen zu erheben ſtrebt. Zu ſagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menſchen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem urſprünglichen Unterſchiede der Seelen keinen beſtimmten Begriff machen können, im Nervenſyſteme, deſſen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen ſey (wie Meckel in ſeinem deutſchen Archiv für die Phyſiologie B. 1. Heft 1. lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verſchiedenheit der Individualitäten der menſchlichen Natur und die beſondere Beſchaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in ſeiner phyſiſchen Anthropologie ſagt, ſondern iſt auch einſeitig, da es nur die phyſiſche Seite der menſchlichen Natur und die ſinnliche des Geiſtes angeht. — Die Entgegenſetzung oder vielmehr Unterſcheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philoſophiſchen Kunſtlehre vor. Die Idee, heißt es hier, ſoll ſich in der Kunſt durch das Individuelle darſtellen, mithin ſoll das Individuelle ideal erſcheinen. Da aber der ſchaffende Geiſt des Künſtlers, in welchem die Phantaſie nach Ideen bildet, zwiſchen die Wirklichkeit und die unſichtbare Welt der Ideen geſtellt zu ſeyn ſcheint; ſo macht man von dem Standpunkte der den Künſtler betrachtenden Reflexion gewöhnlich die Anfoderung an ihn, er ſolle idealiſiren und individualiſiren, und er ſcheint das eine oder andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern ſelbſtthätigen Gedanken ſeines Geiſtes in neue, originelle Formen der Sinnenwelt gießt und dieſelben ausdrücket, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben ſucht. (S. d. Art. Ideal, idealiſiren). Beides ſind verſchiedene Richtungen, welche die Phantaſie, die Vermittlerin des Irdiſchen und Ueberirdiſchen, des Sichtbaren und Ueberſinnlichen nimmt, indem ſie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutſamkeit, dem Geiſtigen Form und ſinnliche Anſchaulichkeit, kurz den Körpern Geiſt, den Geiſtern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutſamkeit auf das Individuelle beſchränkt iſt, worin das Charakteriſtiſche im vorzüglichen Sinn beſteht. Aber der wahre Künſtlergeiſt geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, ſondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden. T.

Indolenz, Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühlloſigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dies ſind die verſchiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären ſucht. Wir wollen ſehen, wie ſie zuſammenhängen. Der Menſch iſt beſtimmt

Digitized by Google

theils in die Außenwelt zu **wirken**, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und ſich in Wechſelwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Weſen zu bilden. In dieſer Wechſelwirkung beſteht das eigentliche **Leben** des Menſchen. Die Fähigkeit des lebendigen Weſens, von außen Eindrücke zu empfangen, iſt das **Empfindungsvermögen**; ſie kommt jedem Menſchen zu, mithin gibt es keine abſolute **Empfindungsloſigkeit** oder **Unempfindlichkeit**; aber ſie hat verſchiedene, wiewohl unbeſtimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines **regſamen** Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche deſſelben, Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit — **Indolenz**. — Dieſe Schwäche iſt **natürlich**, dann iſt ſie mehr **phyſiſchen** Urſprungs, und liegt inſofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, beſonders der Sinnenthätigkeit, oder ſie iſt **erworben**, durch Abſtumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anſtrengung entſteht. Letztere iſt mehr **pſychiſchen** Urſprungs. Auch iſt ſie bald **ausdauernd**, bald nur **vorübergehend**. Ferner kann ſie in Hinſicht der einwirkenden Gegenſtände ſtets nur **particulär** ſeyn, ſo lange der Menſch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menſchen Eindruck machenden Gegenſtände iſt, deſto größer die **Indolenz**. Ueber den Unterſchied der **Empfindung** und des **Gefühls**, ſ. d. Art. **Gefühl**. Mit Beziehung auf dieſe Unterſcheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewiſſermaßen auch auf das Gefühl anwenden. **Gefühlloſigkeit**, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung geſetzt zu werden, iſt ebenfalls nur relativ und particulär. Gewöhnlich entſpringt ſie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verſtandes, welcher ruhig und kalt die Gegenſtände ſo weit zergliedert, daß er den Eindruck derſelben verliert, oder durch einſeitige Richtung des Handelns auf eine beſchränkte Sphäre; ſo z. B. iſt der Canzleidirektor **Löwe**, in Kotzebues Epigramm, im höchſten Grade **indolent**. Da nun, wer ein ſchwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Luſt noch Unluſt, (denn dies ſind die Hauptarten des Gefühls), leicht ſchnell oder ſtark bewegt wird, dieſer Zuſtand aber in Beziehung auf beſondere einwirkende Gegenſtände **Gleichgültigkeit** genannt wird, ſo ſehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und particulär ſeyn kann, verbunden iſt. In wie fern nun ein hoher Grad der geiſtigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Energie und Regſamkeit im **Handeln**, und ein niederer Grad dagegen von **Trägheit** und Unentſchloſſenheit begleitet iſt, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Product der Einwirkung auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine ſchwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen, ſo wird **Indolenz** auch Trägheit genannt, und ſteht mit ihr in genauer Verbindung. Beſonders zeigt ſich die **Indolenz** dann, wenn man bei Gegenſtänden **ungerührt** bleibt, welche leicht jedes menſchliche Herz wegen ihrer Beziehung auf die gegenſeitigen Verhältniſſe der Menſchen ergreifen müſſen, namentlich Gegenſtände, welche ſonſt ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuſchung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger raſch im Ausdruck, aber deſto tiefer und anhaltender iſt. T.

Indoſſiren, Indoſſement. Indoſſiren heißt einen Wechſel,

entweder zum Eincaſſiren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und iſt mithin gleichbedeutend mit Giriren (ſ. d.). Es geſchieht, indem der Inhaber des Wechſels auf die Rückſeite deſſelben die Worte ſchreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indoſſant, der Andere Indoſſat oder Indoſſatar.

*Induſtrie, Induſtrielle Production, (in der Staatswirthſchaft) iſt diejenige Kraftäußerung, welche ein Urproduct, rohes Product, in eine andere Geſtalt umwandelt, wodurch jenes Product entweder überhaupt erſt zu einem Genußmittel wird, oder wenigſtens die Eigenſchaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neuheit der Geſtalt in der Veränderung des einzelnen Urſtoffs, oder in der Zuſammenſetzung mehrerer Urſtoff-Theile beſtehe, iſt in dieſer Hinſicht gleichgültig und hat auf den Begriff der induſtriellen Production durchaus keinen Einfluß; ihr Weſen beruht lediglich darauf, daß die Genießbarkeit überhaupt oder dieſe Gattung von Genießbarkeit ausſchließlich, aus der neuen Form hervorgeht. Hieraus ergiebt ſich, daß darunter begriffen ſind: 1. Künſte, 2. Fabriken und Manufacturen, 3. Gewerbe und Handwerke. Die ſtaatswirthſchaftliche Schule der Phyſiokraten (ſ. d. Art.) ſpricht den Künſten, Fabriken und Gewerben die Eigenſchaft der Productivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht, denn in der Nationalökonomie heißt produciren nichts anders, als: einen Werth ſchaffen, (ſ. Production) die induſtrielle Production aber ſchafft wirklich neue Werthe, indem ſie theils Urſtoffe, welche in ihrer rohen Geſtalt nicht genießbar waren, durch Verwandlung der Urgeſtalt in eine Form zum Genuß bringt, theils ſelbſt die Erzeugung von dergleichen Urſtoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterblieben wäre. — Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weiſe die induſtrielle Production befördern, z. B. durch Herbeiziehung geſchickter Ausländer, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsanſtalten, öffentliche Ausſtellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft- und Innungsweſens u. ſ. w. Faſt in allen Ländern hat die induſtrielle Production weit häufiger die Sorge der Regierungen auf ſich gezogen als die Urproduction. Der Grund hiervon iſt folgender. Das durch die induſtrielle Productivkraft verwandelte und veredelte Urproduct ſpricht die ſinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächſten an; nur in dieſer Geſtalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und die Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält ſich daher der Sinnenmenſch zunächſt an dieſe Producte, und heftet ſich an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urſtoff, aus dem dieſelben doch allein hervorgehen können. Dies war Colberts Anſicht, dies die Anſicht der meiſten Regierungen; wenige derſelben haben ſich daher mit der Beförderung des Landbaus nach weiſen Grundſätzen, faſt alle, oft ſelbſt auf unmittelbare Staats-Unkoſten, und auf Koſten der Urproduction mit der Fabrication beſchäftigt. H. M.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der erſten Claſſe, ward unter den Augen ſeiner Mutter, einer Fürſtin von Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf ſeine Koſten. Der Prinz von Aſturien ſchloß ſich näher an ihn an, weil der Herzog ſich von dem Günſtling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieſer wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlaſſen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (ſ. d. A. Ferdinand VII.) in engere

Digitized by Google

Verbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Caſtilien beſtimmt. Dies verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, wo der Generalprocurator des Königs auf die Todesſtrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Geſinnungen des Volks und bei der Verwendung des franzöſiſchen Geſandten, Beauharnois, nicht auszuſprechen wagte. Im Jahr 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umſonſt für die Erhaltung der Dynaſtie der Bourbons auf dem ſpaniſchen Throne thätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. Juli 1808 die Conſtitution, welche Bonaparte in Bayonne für Spanien beſtimmt hatte, und trat als Oberſter in die Garden des Königs Joſeph; allein bald legte er ſeine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weshalb ihn Bonaparte den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. Das folgende Jahr befehligte er ein ſpaniſches Armeecorps, ward aber von Sebaſtiani zweimal geſchlagen. Ungeachtet ſeiner Tapferkeit und patriotiſchen Geſinnungen, verlor er das Vertrauen der oberſten Junta, die ihm das Commando nahm, ihn auch in der Folge nicht wieder anſtellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präſidenten des Regentſchaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerordentliche Sendung an den Prinz Regenten übernahm. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er ſich im J. 1813, als die Franzoſen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald nachher, auf Befehl der Junta, dieſe Stadt verlaſſen, weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu ſich, und ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien.

* Injurie, eine Ehren-Kränkung. Da alle Bürger der Geſellſchaft mit einander im Friedenszuſtande leben, ſo darf keiner den andern an ſeinem Beſitzthum oder Ehre ſchädigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung iſt aber verſchieden. Nach Engliſchen Geſetzen findet eine ſolche nur dann ſtatt, wenn der Angeklagte den andern etwas beſchuldigt, was durch die Geſetze verboten iſt, z. B. er ſey ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beſchuldigung wegen etwas, was nicht durch die Geſetze verboten — z. B. er ſey ein Säufer, iſt noch keine Ehrenkränkung. In andern Geſetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Iſt die Injurie ſchriftlich oder gedruckt gemacht worden, ſo gehört ſie zu den Vergehen der Preſſe. S. d. Art. Preß-Vergehn.

Innocenz. Unter den Päpſten, welche dieſen Namen geführt haben, ſind die wichtigſten geweſen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geboren 1161 zu Anagni. Er ſtudirte zu Paris, ward in ſeiner Vaterſtadt Chorherr, dann Cardinal, und beſtieg 1198 den päpſtlichen Stuhl. Keiner ſeiner Vorgänger hatte die Herrſchſucht ſo weit getrieben wie er. Willkührlich entſetzte er Könige und verſchenkte ihre Reiche. Die deutſchen Kaiſer betrachtete er als Lehnsleute. Seine canoniſchen Rechtserfindungen hinſichtlich der Translation der Biſchöfe und der ſ. g. evangeliſchen Denunciation, ſo wie das unter ihm üblich gewordene Interdict beweiſen, wie ſchlau und gewandt er die geiſtlichen Waffen zu ſchärfen verſtand. Im J. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateranſynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz beſtimmt mit dem Artikel von der Brodtverwandlung vermehrt, auch jedem Chriſten bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigſtens einmal zu beichten und zu Oſtern

zu communiciren. Unter ihm entſtanden die Orden der Franciscaner, Dominicaner u. ſ. w. Er ſtarb 1216. Seine Schriften ſind erſchienen Cöln, 1552 und 1575, Fol. 2. Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte ſtudirt, ward Cardinal und 1243 Papſt. Auch er war ein ſtolzer und rachſüchtiger Prieſter, der Kaiſer Friedrich II. und deſſen Söhne, Conrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, ſeine Kriegsvölker von letzterm geſchlagen zu ſehen, 1254 ſtarb. Von ihm empfingen die Cardinäle den rothen Hut, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpſtlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlaſſen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geboren 1611 zu Como, zum Papſt erwählt 1676. Er war von ſtrengen Grundſätzen und ſuchte den Nepotismus und andere Mißbräuche des Mönchswesens abzuſchaffen. Dem Hauſe Oeſterreich ergeben, ſchoß er demſelben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier gegen das päpſtliche Anſehen gerichteten Sätze angenommen wurden. Er ſtarb 1689.

† Inquiſition. Der jetzige König von Portugall hat die Inquiſition nicht nur in dieſem Reiche, ſondern auch in Braſilien und Oſtindien abgeſchafft, und alle Acten derſelben in Goa verbrennen laſſen. Die von Pius VII. wiederhergeſtellte Inquiſition zu Rom iſt ein Zuchtgericht über die Geiſtlichen, doch den Acatholiken nicht gefährlich. R.

Inſolvenz, ſ. Falliment.

Inſtrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch techniſcher Hülfsmittel bei gewiſſen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathſaiten bei den Chineſen, die Neperſchen Rechenſtäbchen, Paſcals Rechenmaſchine, desgleichen die von l'Epine und Boitiſſendeau, und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hierher.

Intaglien, tiefgeſchnittene Steine, ſ. Steinſchneidekunſt.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche einen Affect bedeuten und in einem Ausruf beſtehen. Der Menſch, zumal der rohe, der von irgend einem heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dies durch mehr oder weniger articulirte Töne, z. B. das Erſtaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. ſ. w. So verſchiedene Arten des Affects es gibt, die ſich in Ausrufungen äußern können, ſo verſchiedene Arten von Interjectionen gibt es auch. Unſchicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berührenden) nennt man das Verfahren in der analytiſchen Geometrie, aus gegebenen Eigenſchaften der Berührenden an einer Curve, oder der Normalen, die Gleichung für die Curve ſelbſt zu finden.

Involute wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jonicus, ſ. Rhythmus.

Irak Adſchemi, ſ. Perſien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Ireland (William Henry). Wir geben dieſem noch lebenden, als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsſchriften beliebten

Engl. Schriftſteller hier wegen einer beiſpielloſen literariſchen Täuſchung und Myſtification, die er mit dem engl. Publicum trieb, einen Platz. Er iſt der Sohn Samuel Irelands, auch in Deutſchland durch ſeinen Commentar zu Hogarth bekannt. Unſer William war ein geſcheiter verſchlagener Knabe, und es zeigte ſich beſonders in ihm das Talent der Nachahmung alter Handſchriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverſchämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handſchriften von Shakſpeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weiſe, wie er zu dieſem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Subſcription unterſtützte Ireland, und 1796 erſchien in einem prächtigen Foliobande dieſer ſogenannte Nachlaß des unſterblichen Dichters. Es befanden ſich zwei Theaterſtücke darunter, betitelt, das eine Vortigern, das andere Heinrich II. Jenes wurde ſogar auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des Londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchſten Grade und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erſchien von dem berühmten Herausgeber Shakſpeare's, Malone, ein umſtändlicher Bericht über dieſen Gegenſtand, in welchem er die Betrügerei bis zur höchſten Evidenz erwies. Jetzt geſtand ſie Ireland ohne weitere Scham und Scheu ſelbſt ein, und er gab ſogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geſchichte ſeines Betruges genau erzählte.

† Irland enthält 1396 Q. Meilen. Der Handel hat in neuern Zeiten außerordentlich zugenommen. 1807 liefen in Irlands Häfen ,019 Schiffe mit 780,937 Tonnen und 44,847 Seeleuten, und 1810 ,624 Schiffe mit 669,062 Tonnen, und 39,362 Seeleuten ein, und ſchon 1804 betrug die Ausfuhr Irlands, worunter allein 42,988,621 Ellen Leinwand waren, an Werthe nahe an 80 Millionen Gulden.

† Irokeſen zählen jetzt etwa 12 bis 15,000 Krieger, die ſeit 1794 Ackerbau, Viehzucht, und ſelbſt etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Civiliſation angenommen haben.

Irreſeyn, iſt derjenige regelwidrige Zuſtand der Seelenthätigkeit des Menſchen, in welchem er die Freiheit ſeines Bewußtſeyns verloren hat, in welchem folglich ſeine Reden und Handlungen nicht mehr in Beziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken ſeiner Vernunft ſtehen. In Rückſicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir ſie als Geiſt oder als Gemüth, inſofern alle Thätigkeit derſelben auf Denken oder Empfinden ſich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der Vorſtellungen, der Begriffe und Urtheile, iſt richtig, wenn es mit den Gegenſtänden, worauf es ſich bezieht, übereinſtimmt; die Empfindungen, die äußern und innern, nämlich die Wahrnehmung des Zuſtandes der Seele, ſind regelmäßig, wenn ſie den Gefühlen, von welchen ſie abſtammen, und den körperlichen oder pſychiſchen Einwirkungen angemeſſen ſind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder bloß im Innern derſelben vor, oder ſie äußern ſich durch das Handeln, wodurch der Menſch mit der Außenwelt und den Mitmenſchen in Wechſelwirkung tritt. Die Handlungen und Aeußerungen des Menſchen können nur dann wahr genannt werden, wenn ſie wirklich von derjenigen Geiſtesthätigkeit oder Gemüthsſtimmung ausgehen, welche ſie bezeichnen ſollen; allein nicht immer iſt dies in den Weltverhältniſſen der Fall. Die Zwecke, welche der Menſch verfolgt, verlangen nicht ſelten eine andere Aeußerung und Handlung,

als der Geiſtesthätigkeit und dem Gemüthszuſtande des Menſchen eigentlich entſprechen würde. Oft aber ſind zwar die Aeußerungen des Menſchen wahr, allein ſeine Geiſtesthätigkeit ſo wie ſein Gemüthszuſtand iſt unrichtig, den Gegenſtänden nicht angemeſſen; in dieſen Fällen iſt der Menſch im Irrthum, er macht ſich falſche Vorſtellungen und Begriffe, ſowohl von Gegenſtänden der moraliſchen als der phyſiſchen Welt, bildet falſche Urtheile über dieſelben, ſetzt ſich Zwecke vor, die mit den höhern Zwecken der Vernunft nicht im Einklang ſtehen, wählt falſche Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke, geräth in angenehme oder unangenehme Zuſtände ſeines Gemüths, über Gegenſtände, welche vielleicht dieſe gar nicht, oder das Gegentheil davon hervorbringen ſollten. Zu dem Weſen der Seele gehört aber das Selbſtbewußtſeyn, das Selbſtanſchauen der Seele in ihrer höchſten Klarheit, wodurch ſie ihre eigne Thätigkeit, ihren innern Gemüthszuſtand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zwecken beherrſchen kann. So lange der Menſch die Freiheit dieſes Selbſtbewußtſeyns beſitzt, kann er daſſelbe nach allen Richtungen hin, ſowohl nach dem Innern als nach den Verhältniſſen der Außenwelt hinwenden; iſt er gleich im Irrthum, bildet er ſich falſche Begriffe von einem Gegenſtande, übereilt ihn irgend ein Affect, ſo kann er deßungeachtet ſeinen Irrthum verbeſſern, ſeinen Affect beherrſchen, er kann ſeine Handlungen und Aeußerungen in Einheit mit ſeinen Zwecken ſetzen, die letztern mögen nun die höhern Zwecke der Vernunft, oder die niedern der Sinnlichkeit ſeyn. Nur dann erſt, wenn der Menſch dieſe Freiheit des Selbſtbewußtſeyns verloren hat, geht der Irrthum oder die Täuſchung in wahres Irreſeyn, Verrücktſeyn, Geſtörtheit über, und äußert ſich als Seelenkrankheit, die entweder bloß als Geiſtes- oder bloß Gemüthskrankheit, oder auch beides zugleich erſcheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung aller Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf die Zwecke der Vernunft. Gehen wir den Urſachen des Irreſeyns bis auf die tiefſte Quelle nach, ſo finden wir, daß ſie im Grunde jedesmal in einer phyſiſchen Abweichung vom Normalzuſtande des Organismus gegründet iſt, nämlich in einer Störung oder Unterdrückung der Function des Organs des Bewußtſeyns im Gehirn. Jede andere Abnormität der Seelenthätigkeit iſt nur vorübergehend, nur dem Irreſeyn ähnlich, z. B. Leidenſchaften, ſtarke Affecte, Irrthum und Wahn, Einfalt, Mangel an Beurtheilung, Dummheit. Iſt aber das Organ des Bewußtſeyns im Gehirn ſelbſt in ſeiner Function geſtört oder verhindert, ſo wird das Bewußtſeyn daurend verdunkelt, und es tritt wirkliches Irreſeyn, oder Wahnſinn ein. Da nämlich das Bewußtſeyn durch die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelſt des Nervengeiſtes, eben ſo wie die übrigen Vermögen der Seele, in ſeiner Thätigkeit an ein beſtimmtes Organ gebunden iſt, ſo hängt auch die Thätigkeit des Bewußtſeyns von der Normalität ſeines Organs ab, und jede Störung der Function deſſelben muß eine Verdunkelung des Bewußtſeyns mit ſich führen. Die Veranlaſſung zu dieſer Abnormität in der Function dieſes Organs kann aber ſowohl von dem übrigen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit ſelbſt herkommen. In den Gehirnorganen kann eine disharmoniſche Function eingetreten ſeyn, ſo daß ein Organ das andere in ſeinen Verrichtungen ſtört. Ein zu heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Bluthebälter im Gehirn, daher rührender Druck auf das Gehirn, zu raſche Abſonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann die Function der

Digitized by Google

verſchiedenen Theile deſſelben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Gangliensyſtem aus kann durch Ueberſtrömung des Nervenäthers an dem ſympathiſchen Nerven oder an dem Stimmnerven (ſ. d. Art. Nervenſyſtem) nach dem Gehirn, eine ſo gewaltſame Einwirkung auf das Organ des Bewußtſeyns geſchehen, daß deſſen Function dadurch geſtört und das Bewußtſeyn verdunkelt wird. Dies kann z. B. durch unmäßige Genüſſe geiſtiger Getränke, durch narkotiſche Gifte u. dergl., geſchehen. Von der Seelenthätigkeit ſelbſt kann aber die Veranlaſſung zum Irreſeyn herkommen auf folgende Weiſe. Wenn die Seele, es ſey aus eigener Willkühr, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenſchaften getrieben, ihr Bewußtſeyn auf irgend eine Thätigkeit des Geiſtes oder einen Zuſtand des Gemüths ausſchließlich hinlenkt, es dadurch für die klare Ueberſicht der übrigen Geiſtesbedürfniſſe und der Verhältniſſe der Außenwelt verdunkelt, ſo wird dadurch ſchon die Einleitung zum wirklichen Wahnſinn gemacht; und dauert dieſer Zuſtand in dem Grade fort, daß die Disharmonie in der Thätigkeit des Bewußtſeyns auch rückwärts auf das Organ deſſelben ſtörend einwirkt, was nach organiſchen Geſetzen endlich nothwendig erfolgen muß, ſo geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtſeyns verloren, der Menſch kann es nicht mehr von den Objecten, in denen es ſich verloren hat, losreißen und auf andere hinlenken, der Zuſtand des völligen Irreſeyns iſt alsdann eingetreten. Iſt gleich die Freiheit des Bewußtſeyns verloren gegangen, ſo iſt es doch zuweilen ſchwer, die Claſſe des Wahnſinns beſtimmt zu unterſcheiden, in welchem derſelbe ſeinen Anfang nimmt, indem die Verdunkelung des Bewußtſeyns ſich bald über mehrere Thätigkeiten des Geiſtes erſtrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, ſo daß zuweilen, wenn bloß dieſe einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele ſichtbar ſind, auf kurze Momente gar kein Irreſeyn zu bemerken iſt. Man kann das Irreſeyn in Hinſicht der Veranlaſſungen: in rein phyſiſches oder in körperliches, in Hinſicht der Dauer: in langwieriges (chroniſches, eigentliche Geiſtes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chroniſche wird am richtigſten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher ſich die Freiheit des Bewußtſeyns zunächſt verliert, abgetheilt. Daher bilden ſich zwei Hauptklaſſen der Verrücktheit, (des Wahnſinns), je nachdem ſich das Selbſtbewußtſeyn zunächſt in der Region des Geiſtes oder in der des Gemüths verliert. Die erſte Claſſe dieſes Wahnſinns können wir mit dem Namen Narrheit (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnſinnige mit Narrheit, (Wahnwitzige) hat zunächſt ſein Bewußtſeyn in Anſehung der Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er ſich der Möglichkeit des Irrthums in Hinſicht derſelben nicht mehr bewußt iſt, und ohne Rückſicht auf die Verhältniſſe der Außenwelt ſeinen falſchen Vorſtellungen und Begriffen gemäß handelt. Hierzu kommt, daß die ungezügelte Phantaſie ſich immer noch Objecte dazu ſchafft, die der Wahnwitzige nicht als ſolche zu erkennen vermag, ſondern ihnen gemäß, als wären ſie in der Realität wirklich vorhanden, ſpricht und handelt. Auch das Gemüth, durch das Band des Bewußtſeyns nicht mehr zur Einheit zuſammengehalten, wirft ſich auf die falſchen Objecte, beſchäftigt ſich zwecklos bald mit dieſem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieſer Art des Irreſeyns iſt gewöhnlich einſeitige Cultur des Erkenntnißvermögens, übermäßige Geiſtesanſtrengung, Vorherrſchen einer zweckloſen Phantaſie, Zerſtreuungs- und Vergnügungs-

ſucht, und Hochmuth. Die andere Claſſe können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen (ſ. dieſen Artikel). Sie hat urſprünglich ihren Sitz im Gemüth, von welchem aus ſie ſich auch über andere Thätigkeiten des Geiſtes verbreitet. Auch geht die Melancholie, wenn ſie einige Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreſeyns über. Um die weſentlichen Vorgänge bei dem Irreſeyn noch etwas zu beleuchten, dürfen wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrachtung nehmen, da dies von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervorgebrachte vorübergehende Irreſeyn im Weſentlichen der Erſcheinungen übereinſtimmt mit dem chroniſchen. Der Irre kann in Rückſicht der Erſcheinungen angeſehen werden als ein im Wachen Träumender. Wie der Schlafende im geſunden Zuſtande mannichfaltige Traumbilder vor ſich ſchweben ſieht, ſo der Irre in Wachen, nur daß ſie die Bilder, die Anſchauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht dieſen, ſondern ſeinen innern Wahnbildern und Vorſtellungen gemäß, ohne Rückſicht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers, in andern Fällen durch andere phyſiſche oder auch pſychiſche Einwirkungen, wird das Bewußtſeyn unterdrückt: durch eben dieſe gewaltſam ſtörenden Einwirkungen auf das Hirnſyſtem werden aber auch die Functionen deſſelben ſo gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zugleich herbeigeführt, eher vermindert wird. (Alle Irren ſchlafen ſehr wenig.) Bei dieſem Zuſtande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt zu Vorſtellungen und Bildern, die ſie aber weder mit den Gegenſtänden vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken ſetzen kann. Die Reden und Handlungen des Irren können daher wohl den innern Wahnbildern gemäß ſeyn, aber ſie ſind es nicht den wirklichen Gegenſtänden, den Verhältniſſen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Sinnesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der Seele Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Durch krankhafte Beſchaffenheit dieſer Organe können ſchon die daher kommenden Anſchauungen falſch ſeyn (ſ. d. Art. Phantasmen und Hypochondrie), bei verdunkeltem Bewußtſeyn kann die Seele die Falſchheit oder Aechtheit dieſer Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterſcheiden. Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und abnorme Einwirkung des Ganglienſyſtems freier wirkende Vermögen der Bilderſprache (Imagination) der Seele, welche jeder Vorſtellung, jeder dunkeln Wahrnehmung des Gemeingefühls beſtimmte Bilder unterſchiebt. Dieſe Wahrnehmungen des Gemeingefühls von dem eignen Organismus ſind zumal bei krankhaftem Zuſtande ſehr verſchieden, und geben deßhalb auch bei dem Irreſeyn die Veranlaſſung zu mannichfaltigen falſchen Vorſtellungen. So entſtehen z. B. vom Gemeingefühl aus ein allgemeines dunkles Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichſam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Inſtincte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Dieſe abnormen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtſeyn nicht beherrſchte Imagination zu den mannichfaltigſten adäquaten Bildern, daher glaubt der Irre, es ſey etwas an ſeinem Körper zerbrochen, er ſey, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied ſey um vielmal größer, als es iſt, oder der ganze Körper ſey ungeheuer groß, oder er ſieht ſich in Wüſten und von Schreckgeſtalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr,

Digitized by Google

oder in Waſſerfluthen, u. ſ. w. Auch die durch das Bewußtſeyn nicht beherrſchte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falſcher Thätigkeit, daher der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterſcheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längſt vergangenen Zeit lebt, als wären ſie gegenwärtig. Allein auch gewiſſe Vorſtellungen und Ideen, die in der Seele eigenmächtig und noch in der Periode der Geſundheit entſtanden ſind, können den Kranken ſo ausſchließlich beherrſchen, daß er einzig und allein damit ſich beſchäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantaſie dieſe Ideen aufgefaßt und feſtgehalten, bildet ſie in mancherlei Geſtalten aus, und führt ſie den Kranken unaufhörlich zu, ſo daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irreſeyns liegt, ſchmückt die Phantaſie den Kranken zum König oder Kaiſer, oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet ſie darnach, und ſchafft ihm einen Hofſtaat von Großen und Miniſtern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irreſeyn läßt nach, ſobald der Sturm des Fiebers ſich legt. Nur in ſeltenen Fällen bleibt zuweilen ein chroniſches Irreſeyn zurück. Das chroniſche Irreſeyn von körperlichen Urſachen iſt ſchwer zu heilen, am ſchwerſten das von pſychiſchen Urſachen, beſonders von Hochmuth, Zerſtreuungsſucht und Ausſchweifungen entſtandene.

Iſabey, einer der geſchickteſten Miniaturmaler der Franzoſen, iſt ein Schüler Davids. Dieſer Künſtler beſitzt eine ganz eigne Zartheit und Grazie; alle ſeine Gebilde ſind nur wie hingehaucht, wie aus Luft gewebt, und doch dabei ſehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunſtwerke ſchaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle ſeine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, ſo wie die feſtere Form oft daraus verdrängte. Iſabey erfand die ſehr hübſche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich iſt. Er zeichnete und tuſchte auch ſehr oft Compoſitionen von vielen Figuren, welche alle Portraitähnlichkeit haben. Seine berühmteſten Blätter in dieſer Art ſind: der Beſuch Napoleons bei Oberkampf, einem großen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terraſſe zu Malmaiſon, und viele Paraden und Präſentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem Wiener Congreſſe verſammelten Fürſten und Staatsmänner. Eines ſeiner ſchönſten und gemüthvollſten Blätter iſt ſein Nachen (la nacelle), wo er ſelbſt mit ſeiner Familie dargeſtellt iſt. Die Manier à l'estompe, welche den punktirten Kupferſtichen ſehr gleicht, war eine Zeitlang herrſchend Mode, doch ſie muß von Iſabey's Meiſterhand kommen, wenn ſie nicht in verſchwimmendes, charakterloſes Nebeln ausarten ſoll. Seine Miniaturgemälde ſind außerordentlich ſchön, nur er kann mit Auguſtin in Paris wetteifern, und hat dieſer mehr Kraft und Wärme der Farbe, ſo beſitzt Iſabey noch größere Leichtigkeit und ſanftern Farbenſchmelz. Wl.

† Iſenburg. Der Großherzog von Heſſen hat das Fürſtenthum den Provinzen Starkenburg und Oberfürſtenthum Heſſen einverleibt, einen Theil davon aber an Kurheſſen für deſſen hanauiſche Aemter zur Entſchädigung überlaſſen. Letzteren bilden die Gerichte Diebach, Langenſelbold und Reichenbach der fürſtlichen, die Gerichte Wächtersbach und Spielberg der Wächtersbachſchen, und die Gerichte Meerholz und Lieb-

Digitized by Google

los der Meerholziſchen Linie. Der Kurfürſt hat dieſen Theil in ein eignes Fürſtenthum Iſenburg vereinigt, und in Titel und Wappen aufgenommen.

† Iſis. Seit dem Jahr 1817 erſcheint in Jena unter dem Titel Iſis, eine Zeitſchrift, welche ſich über Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik verbreitet, und ſich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging ſie, gleichſam im Freudenrauſch über die im Großherzogthum Weimar conſtitutionsmäßig eingeführte Preßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und ſchadete dadurch ſich ſelbſt und der guten Sache überhaupt. Der Herausgeber hätte einſehen ſollen, daß die noch zarte, eben erſt in unſern heimathlichen Boden verſetzte Pflanze der Preßfreiheit mit ſchonendern Händen gepflegt ſeyn wollte; ohne Zweifel wird ihn die gemachte Erfahrung auf den richtigen Mittelweg geleitet haben.

† Island enthält 1405 geographiſche Quadratmeilen.

† Iſtria, gegen 75 geographiſche Quadratmeilen groß.

* Italieniſche Kunſt. Durch griechiſche Meiſter wurde in früher Zeit ſchon die Kunſt der Malerei ſowol nach Italien als nach Deutſchland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion, wirkten aber in beiden Ländern ſo auf Kunſt, daß ſie ſich ganz verſchieden in ihnen entfaltete. Glühende Phantaſie, frohe Lebensluſt, angeborner Schönheitsſinn, ſchwärmeriſche Frömmigkeit und ſtete Gelegenheit des Anſchauens ſchöner Natur und der Meiſterwerke alter Kunſt, machten, daß in Italien die Malerei herrlich emporblühte, und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, ſtatt daß in Deutſchland der Tiefſinn und Fleiß der alten Meiſter ſich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; ſie waren mehr Philoſophen und Dichter, welche Farben ſtatt der Worte wählten, als Maler, die ein harmoniſch geordnetes, plaſtiſch rein gebildetes Kunſtwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu ſtellen vermögen. Die Italiener bleiben ewig eben ſo unerreichbar in dem Idealſtyl dieſer Kunſt, wie die Griechen in der Bildhauerkunſt. Man nimmt gewöhnlich den Anfang der Geſchichte der Maler in Italien im 12ten Jahrhundert an, aber ſchon weit früher arbeiteten griechiſche und byzantiniſche Künſtler daſelbſt. Unter Leo dem Großen im Jahre 441 wurde ſchon in der Baſilika des heil. Paulus am Wege nach Oſtia ein großes Gewölbe in Moſaik gearbeitet, und die Bildniſſe der 42 erſten Biſchöfe, die man in derſelben Kirche ſieht, ſind auch aus dieſer Zeit. Moſaiken und enkauſtiſche Gemälde waren damals herrſchend, ſpäter fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera nannte. Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke ſterblicher Hände hielt, ſondern Engel oder ſelige Geiſter als ihre Urheber betrachtete. In dieſe Claſſe gehört eine der berühmteſten Abbildungen des Heilandes auf Holz gemalt, in Rom, Archeropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligſten zu ſehen bekommt. Ob es wahr ſey, daß der Evangeliſt Lucas, den alle Malerzünfte ſpäter zu ihrem Beſchützer wählten, ſelbſt Maler war, darüber iſt ſehr viel geſtritten worden; in Rom werden beſonders die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Aracöli, und das im benachbarten Grotta Ferrata, dem Pinſel des Evangeliſten zugeſchrieben. Im 8ten Jahrhundert wurde Glasmalerei, Moſaik auf Goldgrund und Emaillenmalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab ſchon viele einheimiſche Künſtler daſelbſt; eines der äl-

Digitized by Google

ſten Kunſtdenkmale iſt der berühmte Chriſtus am Kreuz der Drei-inigkeitskirche zu Florenz, er war ſchon 1003 daſelbſt vorhanden. Um as Jahr 1200 ſtiftete ein griechiſcher Künſtler, Theophanes, eine Ma-rſchule in Venedig. Der ächt italieniſche Styl erblühte zuerſt in lorenz, und um eine Ueberſicht deſſelben zu geben, wollen wir drei hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von aphael bis auf die Carracci; 3) von Carracci bis auf die gegen-värtige Zeit. Erſte Periode. In Piſa erwachte der Kunſtfleiß uerſt. Giunta Piſano, Guido von Siena, Andrea afi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 240 in Florenz geboren wurde. Dieſer Künſtler, der von ſeinen Zeit-enoſſen als ein Wunder anerkannt wurde, führte zuerſt richtigere Ver-ältniſſe ein, und gab ſeinen Geſtalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin, und verband eine isher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und etrarca, und trieb neben der Geſchichtsmalerei auch mit gleichem lück Moſaik, Sculptur, Baukunſt, Portrait- und Miniaturmalerei. r wagte zuerſt Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch lieb ſein Styl noch ſehr trocken und ſteif. Bonifacius VIII. berief hn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine achfolger waren: Gaddi, Stefano, Maſo und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildniſſe von Petrarca und Laura alte. Doch erſt durch Maſaccio verſchwand die Finſterniß des Mittelalters, und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunſt. Die orentiniſche Republik hatte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts den ipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus von Medicis ſchützte alle ünſte und Wiſſenſchaften; Brunelleſchi erbaute damals die Kuppel er Cathedralkirche, Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der aufkapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunſt, was Maſaccio der Malerei wurde. Dieſer hieß eigentlich: Tommaſo uidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geiſt. Erſt ſeine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln der mit Gyps überzogene Wände, viel ſpäter erſt malte man auf einwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der erſpective. Luca Signorelli, der zuerſt die Anatomie ſtudirte, nd Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perſpective verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abſchaffte, zeichneten ſich ſehr aus. Der er-abene Geiſt des Leonardo da Vinci, geb. 1444, geſt. 1519 (ſ. en eigenen Art.), der in allen Künſten und Wiſſenſchaften Meiſter var, brachte ſo viel Philoſophie und tiefen Sinn in die Kunſt, daß ie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentiniſche Schule ganz den ernſten, ſtrengen, tiefſinnigen, faſt melancholiſchen Charakter, zu dem ſie ſich vom Anfang an hinneigte, und den ſie auch ſpäter mit der Kühnheit und Rieſenkraft vereinte, die Buona-rotti erweckte. Die römiſche Schule rechnet unter ihre Stifter ſchon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 ſtarb; er zierte die Handſchriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pie-tro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geſchick-teſten ſeiner Nachfolger. Faſt alle Maler dieſer Zeit pflegten ihren Gemälden Inſchriften beizufügen, die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenſtand. In Perugia war der Hauptſitz der römiſchen Maler. Schon im 13ten Jahrhundert gab es daſelbſt eine Maler-

zunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt (geb. 1446, geſt. 1524), brachte zuerſt mehr Grazie und edlere Formen in dieſe Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünſtelt Natürliches erhielt, welches immer der römiſchen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler Raphael übertraf ſchnell alle frühern Meiſter, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt.

Nach Venedig kam zuerſt der Geſchmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den früheſten dortigen Künſtlern; Giovanni und Gentile Bellino ſind die ausgezeichnetſten Maler der frühern venetianiſchen Schule. Erſterer war 1424 geboren, und ſtarb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mahomeds II. Regierung in Conſtantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, ſymmetriſch rein, ohne ſich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431 zu Padua, geſt. 1506, war der erſte, der anfing die Antiken zu ſtudieren. In Padua war der Hauptſitz der venetianiſchen Schule; Mantegna verpflanzte ihn ſpäter nach Mantua, und ſein Styl bildete den Uebergang zur lombardiſchen Schule. In Verona, Baſſano und Breſcia blühten Malerſchulen auf. Giovanni von Udine (welcher ſich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen ſo auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um ſeine Gemälde in der Farneſina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geſchickteſten Vorgänger der beiden größten Meiſter der venetianiſchen Schule: Giorgione und Tizian. Der lombardiſchen Schule diente keine Hauptſtadt zum Mittelpunkte; erſt ſpäter wurde Bologna dies, früher rechnet man Imola, Cento, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieſer Schule. Galaſio, der gegen das Jahr 1220 lebte, Alighieri, Alahiſi, Coſimo Tura, Ercole Grandi und beſonders Doſſo Doſſi (geb. 1479, geſt. 1560), waren die vorzüglichſten ferrareſiſchen Maler. Lichterer, ein Freund des Arioſto, hat eine ſeltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereint, die mit dem Tizian zu vergleichen iſt. Bramante, geb. 1444, geſt. 1514, der zugleich großer Baumeiſter war, Lippo Dalmaſi und beſonders Franceſco Raibolini (geb. 1450), genannt Franceſco Francia, zeichnete ſich unter den bologneſiſchen Meiſtern ſehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigſte Ehrfurcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieſes Meiſters, durch die Unerreichbarkeit ſeiner Kunſt ſo ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth verſank und bald darauf ſtarb. Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle dieſe wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardiſchen Schule, der ſich ſtets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und ächte Grazie auszeichnete, erſt gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meiſtern aller Zeiten, die faſt zu gleicher Zeit als Häupter der vier Schulen alle Zweige der Kunſt zur höchſten Vollkommenheit brachten. Man nennt ſie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentiſti, nach ihrem Jahrhundert. Dieſe Periode der höchſten Blüthe dauerte nicht lange, ſie ſank ſchnell und bedurfte bald der kräftigen Wiederherſtellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem

Digitized by Google

eonardo da Vinci in der florentiniſchen Schule alle Pro-rtionen der Figuren und Regeln der Perſpective und Beleuchtung ſtimmt hatte, und ſeine Schüler: Luini (der Raphaels Styl it dem ſeines Meiſters zu vereinen wußte), Salaino und Melzo, bſt dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Na-en Fra Bartolomeo berühmt iſt (geb. 1469), und deſſen Werke h durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht ſo-ol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunſt bewirkt hat-ı, und der ſanfte gefühlvolle Andrea del Sarto (geb. 1488, ſt. 1530), der ideenreiche Baltaſar Peruzzi, und der lebens-ohe Razzi, dieſe Schule berühmt gemacht hatten, erſtand der auſ-ordentlichſte aller Künſtler, Michelangelo Buonarotti, eb. 1774, geſt. 1564). Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte ſein ieſengeiſt die Bildhauerkunſt, Baukunſt und Malerei. Sein Feuer r Compoſition, ſein gründliches Studium der Anatomie, die wilde ühnheit ſeiner Wendungen und Verkürzungen, bezeichneten ihm ei-n ganz eignen Weg, doch für die Kunſt wurde er als Vorbild ver-rblich, weil ſeine Nachahmer in Uebertreibung und Verſchmähung s einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescoge-ihlde: das jüngſte Gericht, in der Kapelle Sixtina in Rom, bleibt erreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie ſo wie die Kraft und Größe, um ſo mehr, da er in jener nie den aphael erreichen konnte, in dieſer aber einzig war und blieb. Dante ar ſein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in ſeinen ätern Jahren faſt ſein einziger Gedanke. Roſſo de Roſſi, Da-iel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Aleſ-indro Allori und viele andere waren ſeine Schüler und Nach-mer. Michelangelo hatte zu lange für die Kunſt gelebt, ſo wie aphael zu kurz. Im Jahr 1580 fingen Lodovico Cigoli und regorio Pagani an, einen neuen Geiſt zu wecken. Sie kehrten r Natur zurück, und bemühten ſich beſſern Geſchmack im Helldun-i einzuführen. Pagani, Domenico Paſſignani, Chriſto-ro Allori, Comodi, waren ihre Nachfolger.

Wenn wir die römiſche Schule betrachten, finden wir den ſten aller Künſtler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483, ſt. 1520), an ihrer Spitze. Sein Geiſt zeigte ſich eben ſo göttlich haben in ſeinen großen Frescogemälden in den Stanzen und Logen s Vaticans (wo in den erſtern ſich beſonders die Schule von Athen, r Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hin-gen Bibelſcenen enthalten, von der Welterſchaffung an durch das nze alte Teſtament), als lieblich, ideenreich und originell in den rescogemälden der Farneſina, das Leben der Pſyche darſtellend. Nicht inder herrlich ſind ſeine Oelgemälde, von denen wir nur als welt-rühmt ſeine Madonnen, beſonders die Wolkenwandlerin (in der resdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Ma-nna del Peſce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Ma-nna di Foligno (in Rom) nennen, ſeine heilige Cecilia in Bologna, ıd ſein letztes Werk, die Verklärung Chriſti, ſo wie viele andere. ſeine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 192, geſt. 1546), der düſtre Franc. Penni il Fattore (geb. 188, geſt. 1528), der erhabene Bartolomeo Ramenghi ge-annt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da aravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tiſi, genannt iarofalo, und viele andere, waren geſchickte Meiſter, doch ver-

ließen ſie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528, geſt. 1612) ſtrebte, dieſer entgegenzuwirken. Seinem Geiſt nach gehörte er mehr der lombardiſchen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernſtlich nachſtrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und ſeine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zucheri verbreiteten neues Leben in der römiſchen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige als große Werke, und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete ſich in der Landſchafts- und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus.

An der Spitze der venezianiſchen Schule finden wir die beiden trefflichen Coloriſten Giorgione Barbarelli di Caſtelfranco (geb. 1477, geſt. 1511), und Tiziano Vecelli (geb. 1477, geſt. 1575). Des Erſtern Portraits ſind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunſtfächern groß, in Verſchmelzung und Behandlung der Fleiſchtinten unnachahmlich, als Hiſtorien- und Portraitmaler trefflich, der erſte große Landſchaftsmaler. Selbſt in ſeinem hohen Alter blieb er ſich gleich. Arioſto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige ſeiner berühmteſten Werke ſind das Altarblatt des S. Pietro Martire, ſeine Venusbilder, ſein Bacchanal und ſeine ſpielenden Kinder, in Madrid, ſein Criſto della Moneta ꝛc. Er verſtand zuerſt die Kunſt des Laſirens oder mit durchſichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er ſtets die Form der Weintraube zum Vorbild. Seine Nachfolger Sebaſtiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, ſind ausgezeichnet, beſonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, deſſen Helldunkel und ſaftiger Pinſel wahrhaft ausgezeichnet iſt, der die Wirklichkeit, ſelbſt die gemeine, bis zur Täuſchung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Baſſano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war), der ſinnige, glühend begeiſterte Robuſti, genannt il Tintoretto (geb. 1512, geſt. 1594), den Tizian aus Künſtlerneid früh aus ſeiner Schule verbannte; der phantaſtiſche, prachtliebende Paul Veroneſe (geb. 1532, geſt. 1588), der mit freiem Pinſel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Koſtums vernachläßigte und oft die Maskencharaktere in die Geſchichtsgemälde miſchte, und der Veroneſer Cagliari waren Zierden der venetianiſchen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieriſten derſelben waren noch weit ſchlechter als die der andern Schulen, weil ſie nie die Antike und das Ideal ſtudirt hatten.

Als Haupt der lombardiſchen Schule finden wir den gefühlvollen, lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio (geb. 1494, geſt. 1534). Er iſt der größte Meiſter im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke ſind leicht zu unterſcheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebaſtians, ſo wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heiligen Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Chriſtus im Oelgarten, in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, ſind weltberühmte Werke dieſes himmliſchen Meiſters. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orſi, und beſonders Franceſco Mazzola il Parmeggianino (geb.

Digitized by Google

3. geſt. 1540). Dieſer Künſtler hatte ſehr viel Leichtigkeit, Feuer
eigenthümliche Grazie, die oft an Manier gränzt. Gauden-
Ferrari gehört nebſt vielen andern zu den Zierden der mailän-
hen Schule, den Lavizzario nannte man im Landſchaftsfach den
ländiſchen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguiſciola
. 1530) in Cremona zeichnete ſich in Muſik und Malerei ſehr aus. Sie
de als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo ſie Don
los und die ganze königliche Familie malte, und der Königin Eliſa-
Unterricht gab. Im Alter wurde ſie blind. Van Dyk behaup-
, durch die Geſpräche dieſer Blinden mehr gelernt zu haben als
ch das Studium der Meiſter. Sie ſtarb 1620. Lavinia Fon-
ia, Artemiſia Gentileſchi, Maria Robuſti, Eliſa-
ta Sirani, waren berühmte Künſtlerinnen dieſer Zeit. Ca-
llo und Giulio Procaccini zeichneten ſich durch Kraft der
ntaſie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in
em Zeitraum als ausgezeichneten Künſtler den Bagnacavallo,
wir ſchon unter Raphaels Schülern bemerkten; er blühte um das
r 1542. Franceſco Primaticcio (geb. 1490, geſt. 1570), Ni-
o dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Paſſerolli,
ntana waren ſehr geſchickte bologneſiſche Künſtler.

Dritte Periode. Dieſe beginnt mit dem Zeitalter der Car-
ci. Dieſe drei vortrefflichen Künſtler ſtrebten den reinen Styl
der herzuſtellen, und durch das vereinte Studium der alten Mei-
, der Natur und der Wiſſenſchaft, der überall geſunkenen Kunſt
n neuen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig.
n dieſer Zeit an hört die Eintheilung in die vier verſchiedenen
ulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclaſſen: die Nachfol-
der Caracci, die man Eklektiker, und die des Michel
gelo Caravaggio, die man Naturaliſten nennt. Lodo-
o Caracci (geb. 1555, geſt. 1619) war der Oheim der beiden
üder Agoſtino (geb. 1557, geſt. 1602) und Annibale (geb.
o, geſt. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, ſanft und
ſt. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto ſprachen ihm
alles Kunſttalent ab, er ſtudirte deſto eifriger, und erwarb ſich
tiefſten künſtleriſchen Einſichten. Agoſtino vereinte mit einem
n Charakter ungemeinen Scharfſinn und die vielfältigſten Kennt-
e. Philoſophie, Mathematik, Geographie, Aſtrologie, Geſchichte
Poeſie trieb er mit gleichem Glück. Mit bitterm Spott verfolgte
Annibale darüber, der beſtimmt geweſen war ein Schneider
werden, und nicht die mindeſte Geiſtesbildung erhalten hatte,
r nun unter Lodovico's Leitung Rieſenſchritte in der Kunſt that.
Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden ſo ungleichen Brüdern hörten nie
, und der gekränkte Agoſtino widmete ſich aus Verdruß der Kup-
ſtecherkunſt. Erſt die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten ſie, und
ſtifteten zuſammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach
m berufen, um die Galerie des Herzogs Farneſe zu malen. Sie
zweiten ſich bald, und der ſanfte Agoſtino trat zurück, und über-
das ehrenvolle Werk dem Feuergeiſt ſeines Bruders. Doch ver-
k er darüber ſowol als über die harte Unbilligkeit der Menſchen
tiefe Schwermuth, und ſtarb im 43ſten Jahre. Annibale hatte die
ſe Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil
Lohnes dafür ſchändlich betrogen. Tief gebeugt darüber ſuchte
ſich ſowol durch neue Arbeiten als durch eine Reiſe nach Neapel
zerſtreuen, doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beſchleunig-

ten ſeinen frühen Tod. Der ſtille Lodovico endete indeß nebſt ſeinen trefflichen Schülern eine der größten und bewundernswürdigſten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Boſco in Bologna, worauf ſieben der herrlichſten Gemälde aus der Legende des heil. Benedictus und der heil. Cecilia vorgeſtellt ſind. Die letzte der Arbeiten dieſes großen Meiſters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz coloſſalen Figuren dargeſtellt, auf dem großen Halbbogen der Cathedralkirche von Bologna. Der Engel iſt mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf ſcheint ſein rechter Fuß da zu ſtehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht, erſt als das große Gerüſte abgebrochen war, ſah Lodovico den Fehler, der ſeinen Feinden zu den bitterſten Critiken Veranlaſſung gab. Er grämte ſich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieſer drei großen Männer zeigt, wie ſchon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunſt mit Liebe und Enthuſiasmus belohnt wurde, und wie ſehr Tadelſucht und Neid an die Stelle des Gefühles getreten waren. Die Schüler der Carracci ſind zahllos. Wir bemerken nur die berühmteſten. Sie ſtrebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernſten Größe römiſcher Meiſter zu vereinen. Ceſare Areruſi gehört zu denen, die ſich durch die treueſten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575 in Bologna, geſt. 1642) zeichnete ſich beſonders durch die idealiſche Schönheit ſeiner Köpfe, die Lieblichkeit ſeiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit ſein Pinſel alles gleichſam hinſchrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorſtellend, im Pallaſt Borgheſe, und ſein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, ſind weltberühmt. Franceſco Albani (geb. 1578 in Bologna, geſt. 1660) lebte im ſteten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er beſonders berühmt durch den namenloſen Reiz, womit er in kleinern Dimenſionen liebliche Gegenſtände der Fabel und beſonders Gruppen von Amorinen darſtellte. Seine Gemälde in der Galerie Veroſpi und ſeine vier Elemente, die er für die Familie Borgheſe malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landſchaftlichen Hintergründe ſind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in ſeinen Werken. Es war ihm ſehr kränkend, daß ſeine Zeitgenoſſen ſich immer wegen der ernſten Gegenſtände, die ſie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitſchüler der vorigen, Domenico Zambieri, genannt Dominichino (geb. 1581, geſt. 1641), wurde erſt von dieſen wenig geachtet, wegen ſeiner großen Schüchternheit und Beſcheidenheit. Dreimal waren ſchon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht ausfinden konnte; mühſam forſchte es endlich der kluge Agoſtino aus; da geſtand ihm der Jüngling Dominichino mit ängſtlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch ſeinen Fleiß und durch ſein eifriges Streben der Liebling ſeiner Meiſter. Seine Werke zeigen von den gründlichſten Kenntniſſen, und ſind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, ſeine Marter der heil. Agnes, und ſeine Frescogemälde in Grotta Ferrata, ſind unſterbliche Meiſterwerke. Schüchterne Beſcheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malergilde ſehr verfolgt und geängſtet, ja man vermuthet ſogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco (geb. 1580 zu Parma, geſt. 1647) zeichnete ſich beſonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bar-

tolomeo Schidone gehört zu den trefflichſten Coloriſten dieſer Schule.

Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden.

An der Spitze der Naturaliſten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitsſinn, mit kühnem oft frechem Pinſel nachahmten, ſteht Michelangelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealiſten oder vielmehr Manieriſten ſtand. Caravaggio und ſeine Nachfolger Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc. wählten oft die gemeinſte Natur zum Modell, das ſie ſclaviſch nachahmten, und ſo entweihten ſie die echte Würde der Kunſt, obſchon ihnen Kraft und Genie nicht abzuſprechen war. In Rom riß zu dieſer Zeit, dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerſt durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künſtler, beſonders Michelangelo Cerquozzi, mit den Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten dieſem ausgearteten Geſchmack. Andrea Sacchi ſtrebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, ſein Vorbild Raphael. Sein berühmteſter Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625 zu Camerano), deſſen Styl edel und geſchmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celeſti, die Portraitmalerin Roſalba Carriera (geb. 1675 in Venedig, ſtarb 1757), die ſich in der Paſtellmalerei auszeichnete, der anmuthige Franceſco Treviſani, Pinzetta Tiepolo und der Perſpectivmaler Canaletto waren die berühmteſten venezianiſchen Maler dieſer Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628, geſt. 1719 in Bologna) erwarb ſich großen Ruhm durch Originalität und ſeine eben ſo kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter ſeinen Schülern zeichnet ſich beſonders Marc Antonio Franceſchini aus (geb. 1648, geſt. 1729), deſſen Werke reizend und ſeelenvoll ſind. Giuſeppe Creſpi, genannt Spagnuoletto, verdient um ſeines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung, leider ſind nur ſeine Gemälde ſehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete ſich Pompeo Battoni (geb. 1708, geſt. 1787) ganz vorzüglich aus, und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philoſophie, Erſtern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künſtlern übergehen, müſſen wir einen Blick auf die beiden Nebenſchulen in Italien werfen, die neapolitaniſche und die genueſiſche. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaſo de' Stefani (geb. 1230), Fil. Teſauro, Simone, Colantonio di Fiori (geb. 1352), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480), Beliſario, Caracciolo, Giuſeppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593), Spadaro, der treffliche Franceſco di Maria (geb. 1623), Andrea Vaccaro, der kühne geiſtreiche Landſchaftsmaler Salvator Roſa (geb. 1615), Preti, genannt il Calabreſe (geb. 1613) und Luca Giordano (geb. 1632, geſt. 1705), den man, wegen ſeines ſchnellen Arbeitens, Luca fa preſto nannte. Solimena (geb. 1657) und Conca gehören zu den neuern Meiſtern dieſer Schule. Die Genueſer haben einen Semino (geb. 1485), Luca Cambiaſi (geb. 1527), Paggi, Strozzi, genannt il Prete,

Genoveſe Caſtiglione (geſt. 1616), Biscaino, Gaulli und Parodi beſonders unter ihren Künſtlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwiſchen Malerei und Bildhauerkunſt (was dieſe beſonders bei den Italienern betrifft (ſ. d. Art. Bildhauerkunſt), muß die Moſaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunſch, die Meiſterwerke unzerſtörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römiſche Moſaik beſteht darin, daß kleine kubiſch geſchliffene Steine oder Glasſtücke von verſchiedenen Farben und Abſtufungen, mittelſt eines Kittes ſo aneinander geſetzt und befeſtigt werden, daß ſie Gemälde bilden. Schon Taſi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentiniſche Moſaik dagegen beſteht aus Steinen von bedeutender Größe, ſogar Edelſteinen, welche ſo zuſammengeſtellt werden, daß ſie Thiere, Früchte, Blumen u ſ. w. vorſtellen (ſ. d. Art. Moſaik). In der Kupferſtecherkunſt zeichnen ſich die Italiener auch ſehr vortheilhaft aus. Tommaſo Finiguerra (1460) iſt der erſte bekannte Meiſter dieſer Kunſt, welcher ſie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna, allein erſt Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500) brachte größere Freiheit in ſeine Kupferſtiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung ſtets von großem Werth bleiben. In ſeiner Manier arbeiteten Bonaſone, Marco di Ravenna, die Ghiſi und andere. In einer andern Art brachten Agoſtino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Teſta vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete ſich durch kleine, geiſtreiche und nette Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, effectvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punktirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini, beſondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morghen, der die Kupferſtecherkunſt auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunſt in Scagliola zu arbeiten, blüht ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in Toscana. Die Scagliola iſt eine Compoſition aus einem kalkartigen durchſichtigen Stein, der bei den Mineralogen Selenit heißt, der gemeine Name iſt Specchio d'aſino, bei uns Marienglas. Dieſer Stein wird zu einem ſehr feinen Staube kalzinirt und angefeuchtet. Dann werden Platten daraus geformt und wenn ſie erhärtet ſind, ſchneidet man Blumen, Früchte, Architecturſtücke und ſogar Figuren darin aus, und füllt die Höhlungen mit derſelben Maſſe, aber mit Farben gemiſcht, wie ſie für die Gegenſtände paſſen, wieder an. Hierauf gibt man dem Ganzen eine Politur, und nun hat man ein feſtes Gemälde, das mit einem Kryſtall überzogen zu ſeyn ſcheint. Lamberto Gori zeichnete ſich in neuerer Zeit hierin aus.

Faſt eine neue Kunſtperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die ſeit dem letzten Jahrzehend Italiens Künſtlerruhm wieder aufs neue verbreiten. Seit dem Tode des gefälligen Rotari und des gelehrten Caſanova ſchien eine Zeitlang der Genius erloſchen, bis mit Canova's Erſcheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthuſiasmus unter den Malern erwachte, wozu unſtreitig jener große Künſtler viel beitrug, durch die Liebe, womit er jedes jugendliche Kunſttalent unterſtützt. Der berühmteſte aller jetzt lebenden italieniſchen Maler iſt Camoccini in Rom; ſein Styl iſt groß und echt hiſtoriſch; ſeine ganz herrlichen Zeichnungen werden faſt noch höher geſchätzt als ſeine Gemälde. Sein Tod der Virginia iſt das berühmteſte der-

ſelben, ſeine Hochzeit der Pſyche wird auch ſehr geſchätzt. Sein Colorit und Faltenwurf iſt im Styl der Venetianer. Landi iſt ausgezeichneter Portrait-Maler, doch findet man ſein Colorit ein wenig kalt. Graſſi beſitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinſels. Benvenuti, Director der Akademie in Florenz, iſt unſtreitig der erſte daſige Künſtler. Ein neueres hiſtoriſches Gemälde von ihm macht Aufſehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obſchon es ſonderbarer Weiſe eine Scene darſtellt, die nie in der Wirklichkeit exiſtirte; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Saſſoni, und will hier als Nachtſcene darſtellen, wie die Sachſen dem Napoleon einen Eid der Treue leiſten, was eben ſo unwahr iſt, als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig ſind. Ein franzöſiſcher Künſtler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; ſeine Landſchaften ſind eben ſo trefflich wie ſeine Hirtengemälde. So iſt gleichfalls der dort lebende Colignon ſehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand ſtarb, war beſonders durch die Grazie ſeiner weiblichen Geſtalten berühmt, ſo wie der gleichfalls verſtorbene Boſſi im ernſtern und ſtrengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, deſſen Federzeichnungen ſehr geſchätzt ſind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz iſt ein reizender Miniaturmaler in Iſabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, ſind in Rom ſehr geſchätzt. Doch vor allen zeichnet ſich der treffliche junge Künſtler Agricola in Rom jetzt aus. Er iſt aus Urbino gebürtig, und man hofft einen zweiten Raphael in ihm erblühen zu ſehen. Ein Madonnenbild von ihm, welches in Canova's Werkſtatt aufgeſtellt iſt, reißt durch die Einfachheit der Darſtellung und den ſeelenvollen Ausdruck alle Kenner zur höchſten Bewunderung hin. Er malt jetzt an einer Gruppe, Petrarca und Laura vorſtellend. An Reinheit des Styls und Gefühls, welches entfernt vom theatraliſchen Ausdruck iſt, ſoll er alle neuern Künſtler übertreffen. (Ueber italieniſche Baukunſt und Muſik ſiehe dieſe Artikel.) Wl.

Italieniſcher Geſang, ſ. Italieniſche Muſik.

* Italieniſche Muſik, die jetzt in Italien herrſchende Muſik (im weiten Sinne nennt man auch ſo die im italieniſchen Geſchmack geſchriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Muſik, wiewol dieſe gar ſehr von dem italieniſchen Geſchmacke abweichen kann, wie uns die Muſik Spontini's beweiſt), welche ſich durch Herrſchaft der Melodie und damit des Geſangs, bei Vernachläſſigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakteriſirt, iſt von der alten italieniſchen Muſik zu unterſcheiden, aber, wie natürlich, durch dieſelbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entſtehung, ſo wird uns dies klar werden. Alle neue Kunſt fand in der Religion den Boden, aus welchem ſie jung und friſch emporwuchs; — ſo auch die Muſik. Die Geſchichte der Muſik führt uns, nachdem ſie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunſt im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Lauf der Jahrhunderte ſich in das Moderne zuerſt verſchmilzt. Hier finden wir zuerſt den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuen Kirchenmuſik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechiſch-römiſchen Muſik, die, den chriſtlichen Hymnen und Pſalmen angepaßt, anfangs im Einklang geſungen wurden (ſ. Kirchenmuſik und Geſchichte der Muſik), entſtanden zu ſeyn ſcheint, ſeit Biſchof

Ambroſius im 4ten Jahrhunderte nach Chr. Geſänge und Hymnen nach den vier authentiſchen Tonarten der Griechen in der abendländiſchen Kirche einführte, und Pſalmiſten oder Vorſänger derſelben anſtellte, Gregor der Große aber im 6ten Jahrhunderte den Chorgeſang durch die plagaliſchen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten ſich auch die Singſchulen, und es wurde viel über Muſik geſchrieben. Die für das Fortſchreiten der Muſik überhaupt wichtigſten Erfindungen verdanken wir dem 11ten Jahrhunderte, und insbeſondere dem Benedictiner Guido von Arezzo, welcher die muſikaliſche Notenſchrift, ſtatt der deutſchen Tabulatur, und den Gebrauch der Schlüſſel, wenn nicht erfand, doch verbeſſerte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger beſtimmte, die ſechs Töne der Scale benannte (ſ. Solfeggiren), und die Scale in Hexachorde eintheilte.

Im 13ten Jahrhunderte verbreitete ſich in Italien die Erfindung der Menſuralmuſik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgeſangs abhing. Die Inſtrumente vermehrten und vervollkommneten ſich im 14ten und 15ten Jahrhunderte. Viele Päpſte begünſtigten die Muſik, namentlich den Geſang, und heiligten ſie durch ihre Breves; doch beſchränkten auch kirchliche Verordnungen die ſelbſtſtändige Ausbildung der Muſik. Häufig wurde im 15ten Jahrhundert im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretiſche Muſik erlangte den Rang einer Wiſſenſchaft, und der Geſang wurde contrapunktiſch ausgebildet. In dem 16ten Jahrhundert erblicken wir ſehr ausgezeichnete Tonſetzer und Sänger, ſo Paleſtrina, Componiſt für die Capelle des Papſt Clemens XI., deſſen Arbeiten große Würde und künſtliche Modulation beſitzen, und ſein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebſt Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird; ferner der berühmte Contrapunktiſt und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftſteller über Harmonie, z. B. Giuſeppe Zarlino, Capellmeiſter zu Venedig. Ueberhaupt wurde die Tonkunſt zu Rom und Venedig mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus getrieben. Von hier drang dieſe nach Neapel und Genua, und ganz Italien, ſagt Schubert, ward bald ein lautſchallender Conzertſaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunſt, beſonders ſchönen Geſang, zu hören. Im 17ten Jahrhundert ſehen wir die weltliche Muſik vorſchreiten. Die erſte Oper, zuerſt mit unbegleiteten Recitativen und Chören im Uniſono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und ſo ſchnell verbreitet, daß die Dichter der Schauluſt ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erſchienen. Dieſes erzeugte großen Wetteifer unter den italieniſchen Tonkünſtlern. Aber es entwickelte ſich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italieniſchen Muſik um ſo ſchneller, je ſelbſtſtändiger und durch die Kirche unbeſchränkt dieſe Gattung ſich entwickelte. Schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo ſich die Theatermuſik immer mehr hob, fing daher die Einfalt an in Pracht und Ueppigkeit überzugehen, und auch den Kirchenſtyl zu verderben. Die Muſik, ſagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Dramas mit dem Gluthantlitze des Kirchenſtyls, und dies legte den erſten Grund zum Verfall des letztern. Hier iſt der ſchickliche Ort, wo wir von dem Eigenthümlichen der italieniſchen Muſik und ihres Geſangs ſprechen können; wir faſſen die Hauptmomente des Vorigen zuſammen. — Vokalmuſik mußte die erſte Muſik ſeyn, durch

Erfindung und Vervollkommnung der Inſtrumente wurde ſie geregelt, daraus entſtand der einfach große Kirchengeſang des 15ten und 16ten Jahrhunderts; neben ihm entwickelte ſich eine Reihe von Nationalgeſängen. Selbſtſtändig in größerer Gattung herrſchte die Muſik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener ohne große Berückſichtigung der Poeſie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, ſeiner herrſchenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in ſeiner Sprache ſich kund thut. Alle ſüdliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie iſt ihnen eben ſo ſehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Muſik die Harmonie; aber keiner Nation ſo ſehr als der italieniſchen, deren ſchönes Clima und glückliche Organiſation für den Geſang (Italien lieferte die ſchönſten Alt- und Tenorſtimmen — weniger Bäſſe) ihnen Melodie zum Zielpunkte ihres muſikaliſchen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutſche lernen, was wohl- und was übelklingend iſt. Auf der andern Seite verwandelte ſich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Ueppigkeit von der Zeit an, wo der Geſang ſich ſelbſtſtändig ausbildete und von der Inſtrumentalmuſik nur getragen, ſich wie ein Inſtrument zu entwickeln anfing, wo man ſtatt poetiſchen Ausdruck und Wahrheit nur Ohrenbefriedigung, nur Conſonanz, nicht tiefe Rührung und Erſchütterung, ſondern Reiz, ſchnellen Tonwechſel mit Vermeidung aller Diſſonanz verlangte, die Muſik die Poeſie zu beherrſchen anfing, was im theatraliſchen Geſang zuerſt geſchah, und ſo das rein Muſikaliſche der Bildung das Dramatiſche und Poetiſche zerſtörte — welcher Geſchmack ſich um ſo leichter über andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Muſik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrſchaft der italieniſchen Kunſtausdrücke in der Muſik beweiſet. Zu dieſer künſtlichen und unpoetiſchen Ausbildung des Geſanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen, und alle poetiſche Wahrheit des Charakters an ſich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden ſingen hören ſollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinſichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchſten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl muſikaliſcher Conſervatorien und Singſchulen. (Unter den ältern ſind die des Piſtochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Franceſco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche ſich gewiſſe Kunſtgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die techniſche Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichſam mechaniſch fortpflanzten, welches die ſogenannte italieniſche Schule ausmacht, und worin ſelbſt andere Nationen von den Italienern gelernt haben. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Geſang gegründete Aufmunterung und verſchwenderiſche Belohnung großer Sänger (der Caſtrat Farinelli kaufte ſich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu ſingen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere hatte, Kirchenmuſik weſentlich zum catholiſchen Cultus gehört, und Caſtrationen ad honorem dei, wie es in einem päpſtlichen Breve heißt, autoriſirt wurden. Mehr als alles aber wirkte die in Italien allgemein faſt leidenſchaftliche Neigung und Fähigkeit zu Geſang. Die glänzendſte Ausbildung der Stimme als ſolche mußte nothwendig zu der Entartung führen, die

Digitized by Google

Stimme nur als ein Inſtrument, mit Vernachläſſigung alles poetiſchen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neueſten Zeit die auffallendſten Beiſpiele erlebt haben. Bei dieſem Streben nach höchſtem Wohllaut, techniſcher Bildung der Stimme, bis zur charakterloſen Weichlichkeit, mußte natürlich die Inſtrumentalmuſik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anſchlägt, über welchen er ſich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Inſtrumentalmuſik nicht den Geſang bedecken, wie bei ſo vielen franzöſiſchen und deutſchen Muſiken; aber der Tonſetzer iſt auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer techniſchen Fertigkeit faſt beſchränkt, und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Miſchung der Conſonanz- und Diſſonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchſte Ausbildung der romantiſchen Tonkunſt verlangt. Daher iſt auch zu erklären, warum Mozarts Meiſterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die italieniſche Muſik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie, und techniſche Ausbildung des Geſangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter, die Oper wird ein Aggregat von Concertſtücken, in Coſtum auf der Bühne geſungen; das iſt die Geſchichte der italieniſchen Muſik. Wir gehen nun zurück und nennen die vorzüglichſten Componiſten und Sänger ſeit dem 17ten Jahrhunderte. Zu den erſten gehören Girolamo Freſcobaldi, Franceſco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violiniſt und Tonſetzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meiſten jedoch Tonſetzer waren, gehören Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpſtlichen Capelle. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmuſik beibehielt, und den Geſang durch Inſtrumente hob, aber in ſeinem Style viel Theatraliſches annahm; ferner Breſcianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieſes Jahrhunderts blühte die italieniſche Muſik, beſonders die theatraliſche, vorzüglich in Neapel, Liſſabon und auch ſchon in Deutſchland, beſonders in Berlin. Einige behaupten, dies ſey die glänzendſte Periode der italieniſchen Tonkunſt geweſen. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts finden wir einige bedeutende Inſtrumentaliſten in Italien, die Organiſten Scarlatti und Martinelli, als Violiniſten Tartini, der auch im Theoretiſchen ſeines Inſtruments ausgezeichnet war, und eine Schule ſtiftete, die für den Kirchenſtyl vorzüglich geeignet war, Domenico Ferrari, Geminiani, Anton Colli und Nardini (Tartini's Schüler); als Clavierſpieler und Tonſetzer den noch in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonſetzern des 18ten Jahrhunderts ſind als ausgezeichnet zu nennen: Traetta, der noch die Würde des Geſanges behauptet, aber durch Künſteleien die Einfalt des Satzes ſtört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Geſang, reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (ſ. d. Art.), welcher der Inſtrumentalmuſik größern Antheil gab; Majo; Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singſchule, durch ſeine Solfeggien berühmt; in der Kirchenmuſik Leo; Pergoleſi, deſſen Muſik durch ihre einfache Schönheit (z. B. ſein Stabat Mater) noch immer entzückt; der tüchtige Tonkünſtler Pater Martini zu Bologna; der ſüße Piccini, Glucks Nebenbuhler; Anfoſſi; der gefällige Sacchini (Oedip); Sarti (ſ. d. Art.). Der neuern Zeit gehören an: Paeſiello (ſ. d. Art.), Cimaroſa, die Blüthe der Opera buffa und Zingarelli (Romeo und Julie). Im 18ten Jahr-

Digitized by Google

hundert ſind im italieniſchen Style bekannt geworden: Naſolini, Paganini, Niccolini, Paveſi und die jetzt ſehr berühmten Generali und der vielſchreibende Roſſini. Mehr an die Deutſchen ſchloßen ſich an: Salieri (ſ. d. Art.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geſchrieben), ſo wie ſich Cherubini und Spontini an die Franzoſen anſchließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens ſeit dem 18ten Jahrhunderte ſind berühmt: Franceſca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Fauſtina Bordoni, ſpäterhin Haſſe's Gattin, und die Allegrandi, die genannten Sopraniſten Farinelli, Caffarelli, Seneſino, Cariſtini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Creſcentini und Veluti; ferner die Sänger Baldaſſore Ferri, Siface, Matteuci in neuerer Zeit; die Tenoriſten Milico, Pacchierotti, Brizi, Benelli, die Sängerinnen Teſi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Bandi, Marchetti, die Schweſtern Seſſi (beſonders Imperatrice und Mariana Seſſi), Angelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch iſt es auch bekannt, daß einzelne deutſche Sänger nicht nur durch bedeutſame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, ſondern auch in der italieniſchen Manier ſelbſt den Italienern an die Seite geſtellt werden können, und auch in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. Charlotte Häſer. Die italieniſche Schule iſt noch jetzt in dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, beſonders Portament, Paſſagen und Triller, unerreicht; aber die ſclaviſche Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weshalb auch deutſche Sänger dieſelbe nur ſo weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetiſche Ausdruck, welche der deutſche Geſang verlangt, nicht verloren gehe. T.

Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit. (Mit Ausſchluß der Poeſie, die in einem eignen Artikel abgehandelt iſt.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgeſtürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geiſtesbildung erloſchen und eine Zeit der Finſterniß und Unwiſſenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotiſchem Gewirr nur langſam und mühſelig die Keime einer neuen Cultur ſich entwickelten. Erſter Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Gelehrſamkeit und Wiederherſteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Piſa, als ſeinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 823 auch König von Italien wurde, und, wie ſein darüber noch vorhandenes Geſetz beweiſet, in vielen Städten die erſten öffentlichen Schulen ſtiftete. Von den Lehrern dieſer Schulen kennen wir nur Dungalus zu Piſa, von dem einſt, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufſchluß über zwei Sonnenfinſterniſſe begehrte, und unter deſſen Namen noch verſchiedene Schriften vorhanden ſind. Lothar's Beiſpiel ward von Papſt Eugen im Kirchenſtaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieſer an ſich ſo nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die ſpätern Carolinger und Päpſte ließen die kaum gegründeten Bildungsanſtalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien, und in-

nere Kriege. Wenige Männer ragen in dieſem traurigen Zeitraume durch ihr Wiſſen hervor. In geiſtlicher Gelehrſamkeit zeichneten ſich aus die Päpſte Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Nicolaus I. und Sylveſter II., ferner die Biſchöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (ſeine Werke, Venedig 1737), Theodolphus Biſchof von Orleans, (ſeine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenoſſen Carls des Großen, die beiden mailändiſchen Erzbiſchöfe Petrus und Adelbertus, Maxentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Kloſters Monte Caſino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbariſchen Schreibart, uns höchſt wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, ſind die bedeutendſten Paulus Warnefrid, mit dem Beinamen Diaconus, Verfaſſer mehrerer Schriften, beſonders einer Geſchichte der Longobarden, ſodann die Fortſetzer des genannten Werks, Erchempertus, und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento, ferner ein Prieſter von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geſchichte der Biſchöfe von Ravenna ſchrieb, Andreas von Bergamo, Verfaſſer einer Chronik Italiens von 868 bis 875, Anaſtaſius, Bibliothekar der römiſchen Kirche, wichtig durch ſeine Lebensbeſchreibungen der römiſchen Biſchöfe, und Luitprandus von Pavia, Verfaſſer einer Geſchichte ſeiner Zeiten. Zweite Periode. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum Coſtnitzer Frieden 1183. Auch in dieſem Zeitraume war der Zuſtand Italiens dem Gedeihen der Wiſſenſchaften nicht günſtig. Die italieniſchen Städte kämpften gegen die Kaiſer um ihre Freiheit, der Streit der geiſtlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiſer verweilten nicht lange in Italien und erſchienen nur, um zu züchtigen und zu zerſtören. Die mit dem erſten Jahrhundert beginnenden Kreuzzüge, ſo wohlthätig ſie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächſten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpſten trafen indeß der herrſchſüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zur Verbeſſerung der Schulen, die Abſchriften alter claſſiſchen Werke wurden vermehrt, und einzelne Männer gaben ſich Mühe, Bücher zu ſammeln. Unter den gelehrten Theologen dieſer Periode verdienen genannt zu werden Fulbert, Biſchof von Chartres, ein geborner Römer, die beiden berühmten Erzbiſchöfe von Canterbury, Lanfrancus, und deſſen Schüler Anſelmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmteſten durch ſeine vier Bücher Sententiarum, ferner Petrus Damianus, der Cardinal Albericus, Bruno, Biſchof von Segni, Anſelmus, Biſchof von Lucca, Petrus Groſſolanus oder Chryſolaus, Erzbiſchof von Mailand, und Bonizone, Biſchof zu Sutri, ſpäter zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlaſſen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philoſophie, oder vielmehr Dialektik, zeichneten ſich außer den genannten Lanfrancus und Anſelmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almageſt des Ptolemäus aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzte, und Johannes der Italiener, der zu Conſtantinopel den Plato und Ariſtoteles erklärte, und Unterricht in der Diſputirkunſt gab. Die Muſik erfuhr eine gänzliche Umwandlung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwiſſenſchaft ward mit dem Ende des 10ten Jahrhunderts die Schule zu Salerno eine treff-

liche Pflegerin. Die dortigen Aerzte ſcheinen ſich zuerſt durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteſte Denkmal der Salernitaniſchen Schule ſind gewiſſe in leoniſchen Verſen abgefaßte diätetiſche Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de conservanda bona valetudine. Mehrere Aerzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarſchaft, haben ſich in dieſer Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich *Matthäus Platearius*, *Saladinus von Aſcoli* (letzterer durch ein Compendium von den aromatiſchen Arzneimitteln) und verſchiedene Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswiſſenſchaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben und ward ein Gegenſtand allgemeiner Beſchäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen ſie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Piſa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo *Irnerius*, der dieſer Stadt den Beinamen der *gelehrten* erwarb, die römiſchen Geſetze lehrte und erklärte, und aus den weitſchichtigen Pandecten verborgene Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieſer Zeit könnten wir namhaft machen, wir begnügen uns aber, nur den berühmten *Gratian* anzuführen, der zuerſt die Kirchengeſetze (in ſeinem Decretum sive Concordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete und als der Stifter des canoniſchen Rechts anzuſehen iſt. Obgleich in allem, was den Geſchmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, ſo gab es doch ſchon einzelne Männer, die ſich durch Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache den Weg zu den Alten bahnten, und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden ſuchten. Zu ihnen gehörte *Papias*, einer der erſten, die lateiniſche Wörterbücher ſchrieben. Das eilfte und zwölfte Jahrhundert haben viele Geſchichtſchreiber aufzuweiſen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt ſind. Dahin gehören *Arnolphus*, *die beiden Landolphus*, *Sire Raul*, *Otto Morena* und deſſen Sohn *Acerbus*, *Godofredus Malaterra* und mehrere Chronikenſchreiber und Verfaſſer von Kloſtergeſchichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unſchätzbare Sammlung verweiſen.

Dritte Periode. Vom Coſtnitzer Frieden 1183 bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts. Mit dieſem Zeitraume beginnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Anſehn zu gewinnen; hatte man bisher nur in barbariſchem Latein geſchrieben, ſo fing man jetzt an, auch Verſuche in der freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poeſie ging darin, wie immer, der Proſa voran. Die Dialektik und Philoſophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wiſſenſchaften an Conſiſtenz und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zuſammenhang ſichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntniſſen geführt und überhaupt dem Geiſte einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geiſtescultur gedeihen, da Fürſten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünſtigung der Gelehrten, und in Begründung neuer Schulen und Lehranſtalten. Große Verdienſte erwarben ſich die beiden Kaiſer, *Friedrich* I. und II. Erſterer beförderte vornämlich die Rechtswiſſenſchaft und ſtiftete Schulen, Letzterer war ſelbſt Gelehrter, beſaß ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ſtiftete überall im ſüdlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und ſeines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir beſitzen (außer einigen italieniſchen Gedichten) von ihm ein Werk über die Na-

turgeſchichte der Vögel. Sein gelehrter Canzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis), war von gleichem Geiſte beſeelt, und vertraut mit der Rechtswiſſenſchaft und der Leitung politiſcher Geſchäfte. Von ihm iſt außer ſechs Büchern Briefe noch eine Sammlung ſicilianiſcher Geſetze vorhanden. Unter den Päpſten waren mehrere gründliche Gelehrte, und zeichneten ſich aus als Schriftſteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Univerſität Bologna ſtieg immer höher; ſie zählte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichſten Theologen dieſes Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziscaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfaſſer ſehr zahlreicher Schriften. In der Philoſophie begann für Italien in dieſem Zeitraum eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Ariſtoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in ſehr entſtellter Geſtalt. Thomas von Aquinum commentirte ſie auf Befehl des Papſtes und ließ ſie theils aus dem Griechiſchen, theils aus dem Arabiſchen neu überſetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Ariſtoteles im Auszug in ſeinen Tesoro auf, ein Werk, das urſprünglich franzöſiſch geſchrieben iſt und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntniſſe Epoche macht. Die Mathematik und Aſtronomie, verbunden mit Aſtrologie, fanden verſchiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteſte Geometer und Aſtronom ſeiner Zeit, ſchrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächſtdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Piſtoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Aſtrologen. In dieſe Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die Salernitaniſche Schule der Mittelpunkt; ſie hatte an Pietro Muſandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geſchickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfaſſer der Clavis Sanitatis, die man als das erſte Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde anſehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortſchritte machte die Wundarzneikunſt durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae ſchrieb), und deſſen Landsmann und Zeitgenoſſe Rolando (Verfaſſer einer Chirurgie, welche vier der vornehmſten Salernitaniſchen Aerzte commentirten), Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie beſitzen. Keine Wiſſenſchaft aber wurde im 13ten Jahrhundert eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswiſſenſchaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andere lombardiſche Städte veranſtalteten Geſetzſammlungen, denen ein Dominicaner von apoſtoliſcher Begeiſterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichſam göttliche Beſtätigung gab. Die vornehmſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit waren Azzo von Bologna (deſſen Summae über die Inſtitutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt ſind), Ugolino del Prete, auch ein Bologneſer, (der die von Anſelmus von Orto geſammelten Lehngeſetze und Verordnungen der neuen Kaiſer dem Corpus Juris einverleibte) Accorſo, ein Florentiner (der ſich dadurch, daß er die beſten Gloſſen ſeiner Vorgänger ſammelte und eigne hinzufügte, den Beinamen Gloſſator erwarb),

Odofredo (Verfaſſer eines Commentars über den Codex und die Digeſten) u. ſ. w. Im canoniſchen Rechte hatte bisher Gratians Sammlung als Richtſchnur gegolten. Zu dieſer kamen jetzt die vier verſchiedenen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Piero Collivaccino u. ſ. w., welche als Geſetzbücher angeſehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranſtaltete Sammlung, die noch den größten Theil des canoniſchen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieſer fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das ſechſte Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmſten Canoniſten zu verweilen, gehen wir zu den Geſchichtſchreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigſten waren Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutſcher, ſchrieb eine Chronik von Erſchaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon), Sicardus (Verfaſſer einer ähnlichen Chronik), Giovanni Colonna (Verfaſſer einer allgemeinen Geſchichte, unter dem Titel Mare Historiarum), Riccobaldi (Verfaſſer eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geſchichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (deſſen Geſchichtserzählung von 1247 bis 1268 reicht und das erſte gelehrte Werk in italieniſcher Proſa iſt), Niccolo di Jmſilla, Saba Malaſpina und Bartolomeo da Neocaſtro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte ſeinen erſten Geſchichtſchreiber an Ricordano Malaſpini, die Geſchichte von Mailand ſchrieben Filippo von Caſtelſeprio und der Dominicaner Stephanardo von Vimercate, und ſo hatte faſt jede Provinz und Stadt ihren Chroniſten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die ſchönen Wiſſenſchaften umfaßte, war bisher vernachläſſigt worden, im 13ten Jahrhundert fand aber auch ſie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italieniſch ſchrieb und Cicero's rhetoriſche Bücher in dieſe Sprache überſetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der ſchon erwähnt worden und von dem wir, außer dem ebenfalls ſchon erwähnten Teſoro, noch verſchiedene andere Werke in Proſa haben, als la Rettorica di Tullio; de'Vizi e delle Virtù u. ſ. w. Am Schluſſe dieſes Zeitraums müſſen wir noch des berühmten Reiſenden Marco Polo, ſo wie ſeines Vaters Matteo und ſeines Oheims Niccolo, erwähnen. Sie gehören zu den Erſten, welche weite und vieljährige Reiſen durch Aſien und dieſen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben. Vierte Periode. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wiſſenſchaften immer weitere Fortſchritte. Während die Kaiſer vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten ſich die einzelnen Herrſchaften und Fürſtenthümer aus, und die an die Spitze getretenen Männer wetteiferten mit einander in Begünſtigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächſtdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Eſte zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. ſ. w. Die Zahl der Univerſitäten nahm zu und viele derſelben, wie zu Padua, Neapel, Piſa, Pavia, erreichten eine ſchöne Blüthe, wiewohl Bologna, früher die wichtigſte von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger und bereichert mit den Werken der Alten, die man der Vergeſſenheit hervorzog. Männer wie Petrarca und Boccaccio erwarben ſich durch ihre Forſchungen und Studien bleibende Ver-

dienſte als Wiederherſteller der Gelehrſamkeit. Beide ſammelten nicht nur Bücher, ſondern erſterer auch römiſche Münzen. Durch die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der claſſiſchen Muſter noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entſtellung und Verſtümmelung durch unwiſſende Copiſten erkennen; es bedurfte der Critik, ſie wieder herzuſtellen, und ſchon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handſchriften einen Anfang in dieſer Kunſt und empfahl ſie andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen ſcholaſtiſchen Theologen bearbeitet, aber durch die meiſten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen unter andern, die wir, da ſie wenig oder nichts geſchrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolomeo Caruſio von Urbino, Aleſſandro Faſſitelli, welche ſämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de Salvatici von Genua, Ranieri von Piſa oder von Ripalta, Jacob Paſſavanti, Simon von Caſcia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marſilio Raimodini von Padua und Lodovico Marſigli. Die Philoſophie, welche einzig aus den vielfältig entſtellten Werken des Ariſtoteles und ſeinem arabiſchen Commentator Averroes, deſſen fehlerhafte Auslegungen zuerſt durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt, und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchſt verworren und finſter. Der einzige philoſophiſche Schriftſteller, der dieſem Zeitalter zur Ehre gereicht, iſt der berühmte Petrarca, der mehrere lateiniſche Werke über Gegenſtände der Moral ſchrieb, z. B. de remediis utriusque fortunae, de vita solitaria, de contemptu mundi, de ignorantia sui ipsius et aliorum und andere. Was außerdem im Fache der Moral geſchrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der italieniſchen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Antichi volgarizzati von Bartolommeo von Piſa. Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften wurde die Aſtronomie und mit ihr die Aſtrologie am meiſten bearbeitet. Die namhafteſten Gelehrten, die ſich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Aſcoli, jener durch ſeinen Conciliator, in welchem die verſchiedenen Meinungen berühmter Aerzte und Philoſophen, dieſer durch ein aſtrologiſches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch ſein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meiſten bekannt; ferner Andalone del Nero der große Reiſen zur Erweiterung ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe machte, und von Boccaccio als der größte Aſtronom ſeiner Zeit geprieſen wird, und Paolo mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelſt von ihm erfundner Inſtrumente die Geſetze der Bewegung der Geſtirne berichtigt, und zuerſt einen Calender geſchrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maſchinen, welche alle himmliſchen Bewegungen vorſtellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und deſſen Sohn Giovanni erwarben ſich Ruhm, und den Beinamen dall' Orologio durch eine kunſtreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, ſondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeſte anzeigte. Auch ein Schriftſteller über den Ackerbau trat in dieſem Zeitraume auf, Pietro de Creſcenzi, ein Bologneſer. Er ſchrieb ſein noch jetzt intereſſantes Werk lateiniſch; aber noch in demſelben Jahrhundert erſchien davon eine durch Sprache und Styl ſehr ausgezeichnete italieniſche Ueberſetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine

Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand ſie ſich noch in höchſt unvollkommnem Zuſtande, und verdient wenigſtens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca ſie anſah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muſter und Lehrer. Zu den berühmteſten Aerzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte und über die Chirurgie u. ſ. w. ſchrieb; deſſen Sohn Tommaſo, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwiſſenſchaft eine Anweiſung, wie man ſich bei der Peſt verhalten müſſe, ſchrieb, und Galens Bücher vom Unterſchied der Fieber und von der Zeugung des Fötus erläuterte; Torrigiano Ruſtichelli, der über Galens kleinen Apparat ſchrieb; Gentile von Folingo, Jacopo von Forli, Marſilio von Santa Sofia und Andere, deren Schriften vergeſſen ſind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerſt ein vollkommnes Werk über die Anatomie ſchrieb, das ſich zwei Jahrhunderte hindurch in Anſehn erhielt. — In der Rechtswiſſenſchaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten ſich als Schriftſteller aus im Civilrecht Rolando Faciola, Alberto von Gandino (ſchrieb de maleficiis), Oldrado da Ponte (ſchrieb Consilia und Questiones), Jacopo von Belfiſo (ſchrieb unter andern vom Lehen), Franceſco Camponi (erläuterte einige Bücher des Codex), Cino von Piſtoja (ſ. d. Art.) und die beiden berühmteſten Rechtslehrer dieſes Zeitalters, Bartolo und Baldo; im canoniſchen Recht aber, das durch die Clementiniſchen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichſte der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die ſechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienſtvolle Schüler bildete, die wir jedoch, ſo wie andre namhafte Canoniſten, hier übergehen müſſen. Auf die Geſchichte hatte die zunehmende Bekanntſchaft mit den Werken der Alten den günſtigſten Einfluß; ſie ward von einer Menge von Irrthümern und Fabeln befreit. Großes Verdienſt erwarben ſich um ſie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateiniſcher Sprache) mehrere geſchichtliche Werke ſchrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebens-Beſchreibungen berühmter Männer, dieſer de Genealogia deorum, de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus, de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus. Ihnen ſchließt ſich eine lange Reihe von Verfaſſern allgemeiner Geſchichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigſten auszeichnen: Benvenuto von Imola (ſchrieb eine Kaiſergeſchichte von Julius Cäſar bis Wenzel und commentirte den Dante), Franceſco Pipino aus Bologna (ſchrieb eine Chronik vom Anfang der fränkiſchen Könige bis 1314) und Guglielmo von Paſtrengo, Verfaſſer der erſten allgemeinen Bibliothek von den Schriftſtellern aller Nationen, worin ſich eine für jene Zeit bewundernswürdige Beleſenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani (ſ. d.), welche zugleich zur Bildung ihrer Mutterſprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo, (ſchrieb eine ſchätzbare lateiniſche Chronik ſeiner Vaterſtadt von Chriſti Geburt bis 1342) und ſein Fortſetzer bis 1388, Rafaele Careſino; der Paduaner Albertino Muſato (ſchrieb in gutem Latein mehrere Geſchichtswerke, theils in Proſa, theils in Verſen), und Andere, wegen

deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweiſen. Dem Studium fremder Sprachen ſtand in dieſem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrſtühlen für die morgenländiſchen Sprachen nicht nur in den Reſidenzſtädten, ſondern auch auf mehrern Univerſitäten des In- und Auslandes; aber dieſer Befehl ſcheint nicht befolgt worden zu ſeyn. Mehr geſchah, beſonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechiſche Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabreſen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erſte Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leonzio Pilato ertheilt. In dieſen Zeitraum fallen auch die erſten italieniſchen Novellen und Romane. Die älteſte vorhandene Novellenſammlung ſind die ſ. g. Cento novelle antiche, kurze höchſt einfache Erzählungen von unbekannten Verfaſſern. Auf dieſe folgten Boccaccio mit ſeinem Decameron und ſeiner Fiametta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italieniſchen Proſa in ihrer ganze Fülle, Ueppigkeit und Gewandtheit ward, (ſ. Boccaccio) ferner deſſen Nachahmer Franceſco Sacchetti, Verfaſſer einer Novellenſammlung, und Ser Giovanni, Verfaſſer des Pecorone, beide jedoch dem Boccaccio weit nachſtehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen ſeiner italieniſchen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen ſeiner lateiniſch geſchriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante.) An letzteres ſchließt ſich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italieniſche Proſa und die verſchiednen Gattungen des Styls, den italieniſchen Vers, jedoch ſehr dürftig behandelt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortſchritte. Man überſetzte und erklärte nicht nur die Muſter des Alterthums, ſondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrſtuhl geſtiftet. Dennoch ſind der gelungenen Proben redneriſcher Beredtſamkeit wenige und wir können ſie billig übergehn. Unter den Reiſebeſchreibern dieſes Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erſte Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reiſe nach Deutſchland und gibt davon in ſeinen Briefen intereſſante Nachrichten, auch ſchrieb er für einen Freund einen Reiſewegweiſer nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne ſelbſt dort geweſen zu ſeyn; dieſer durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Aſiens, und lieferte nach ſeiner Rückkehr eine Beſchreibung dieſer Reiſen, welche man bei Ramuſio findet, aber leider ſo entſtellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf. Fünfte Periode. Vom Jahr 1400 bis 1500. In dieſem Jahrhundert reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italieniſche Literatur ihrer ſchönſten Blüthe entgegen. Zwei Ereigniſſe wirkten beſonders wohlthätig darauf hin, einmal die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, in deren Folge ſich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten und ihre Kenntniſſe dort verbreiteten, dann der glückliche Wachsthum des Hauſes Medici in Toscana, das vor allen andern Künſte und Wiſſenſchaften begünſtigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Eſte, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino, und andre Fürſten, Päbſte, Magiſtrate und Privatperſonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Univerſitäten zu verweilen, führen wir nur

Digitized by Google

m, daß in dieſem Jahrhundert zwei neue, zu Turin und Parma,
inzukamen. Schon im vorigen war eine Akademie für die Dicht-
unſt entſtanden, jetzt entſtanden auch wiſſenſchaftliche Akademien.
Die erſte dieſer Art ſtiftete der große Coſmus zu Florenz zur Erneue-
ung der Platoniſchen Philoſophie; ähnliche Vereine bildeten ſich zu
Rom, zu Neapel und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Ve-
iedig. Durch Männer wie Guarini von Verona, Giovanni Auriſpa
ınd Francesco Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr
ns Licht gezogen; andre waren für die römiſche Literatur nicht min-
er eifrig bemüht. Oeffentliche und Privatbibliotheken wurden an vie-
en Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die
Erfindung der Buchdruckerkunſt, die in Italien ſich ſchnell verbreitete
ınd vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner ſtu-
irt wurde, zogen auch die Alterthümer immer mehr die Aufmerkſam-
eit auf ſich. Beſonders machte ſich Ciriaco von Ancona um ſie ver-
ient. Von den vielen gelehrten Theologen dieſer Zeit iſt doch keiner
o ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen
ıns daher, Nicolao Malermi oder Malerbi zu erwähnen,
velcher zuerſt die ganze Bibel ins Italieniſche überſetzte, ferner Bo-
ino Mombrizio, der die Lebensgeſchichten der Märtyrer ſam-
nelte, und Platina, der mit großer Gelehrſamkeit und nicht ohne
Kritik die Geſchichte der Päpſte in einem zierlichen und kraftvollen
Style ſchrieb. Das Studium der Philoſophie bekam beſonders ſeit
er Ankunft der Griechen in Italien einen höhern Schwung. Schon
vorher machten ſich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik
ınd durch ſeine Summulae rerum naturalium, worin er des Ari-
toteles Phyſik und Metaphyſik erläutert, und mehrere Andre in der
Philoſophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der erſten Hälfte
ieſes Jahrhunderts nach Italien flüchteten, war einer der vornehm-
ten Johannes Argyropulos, zu deſſen Schülern Lorenz von
Medicis, Donato Acciajoli und Politian gehören. Ohne ſich in
Streitigkeiten einzulaſſen, erklärte er den Ariſtoteles und überſetzte
verſchiedene Werke deſſelben. Aber nach ihm erregte Georgius
Gemiſtus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über
en Vorzug des Ariſtoteles oder Plato. Er ſelbſt, der über den Plato
as, verhöhnte den Ariſtoteles und deſſen Verehrer. Georgius
Scolarius, nachher Patriarch zu Conſtantinopel, antwortete nach-
rücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwie-
erung. Der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Beſſarion und
Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen
lieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuſchauer. Hier
lühte die von Coſmus geſtiftete Platoniſche Akademie fort. Zwei
reffliche Männer, Marſilius Ficinus und Johannes Pi-
us von Mirandola, dienten ihr zur beſondern Zierde. Jener
überſetzte die Werke des Plato ins Lateiniſche, und ſchrieb über die
Philoſophie des Plato und der Platoniker, von dieſem haben wir in
inem eignen Artikel geſprochen. Von ihren Nachfolgern waren die
vorzüglichſten A. Poliziano und Criſtoforo Landino. Was
ie mathematiſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo war die Aſtronomie noch
mmer mit Aſtrologie gemiſcht. Zu den gelehrteſten damaligen Aſtro-
omen gehörte Giovanni Bianchino, deſſen aſtronomiſche Ta-
eln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden, Domenicus
Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Copernicus,
ınd vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm

Digitized by Google

in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächſtdem lebten auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra Architectur, Kriegskunſt und Muſik in Italien wieder auf. Einer der Wiederherſteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie ſeine mannigfaltigen Schriften beweiſen. Ueber die Baukunſt ſchrieb eben ſo ſchön als gründlich Leone Battiſta Alberti, der Verfaſſer noch andrer ſchätzbaren Werke. Der erſte Schriftſteller über die Kriegskunſt war Roberto Valturio von Rimini. Für die Muſik ſtiftete Ludwig Sforza zuerſt eine öffentliche Schule zu Mailand und ſtellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke beſitzen, als eine Theorie der Muſik, ein Werk über die practiſche Tonkunſt, und einen Tractat von der Harmonie muſikaliſcher Inſtrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte ſich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu ſammeln. Antonio Cermiſone ſchrieb practiſche Consilia, Bartolommeo Montagna Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua, Giovanni di Concorreggio eine Praxis nova totius fere medicinae u. ſ. w., Giovanni Marliano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philoſoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptſächlich verdient um die Anatomie Gabriel Zerbi, Aleſſandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerſt de morbo gallico ſchrieb. Die bürgerliche Rechtswiſſenſchaft ſtand immer noch in hohem Anſehn. In ihr zeichneten ſich durch Schriften aus Criſtoforo di Caſtiglione und deſſen Schüler Rafael de Raymondi, und Rafael de Fulgoſi (ſie ſchrieben Consilia und Erläuterungen der Digeſten), Giovanni von Imola (commentirte den erſten Theil des Digestum novum), Paolo von Caſtro (ſchrieb Erläuterungen über den Codex und die Digeſten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio (verbeſſerte das Lehnrecht und ſchrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambigliane (ſchrieb de maleficiis u. ſ. w.), der große Francesco Accolti von Arezzo, Aleſſandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juriſtiſche Werke über die Digeſten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Conſilia u. ſ. w.), Bartolommeo Cipolla (ſchrieb de servitutibus u. ſ. w.), Pietro da Ravenna (ſchrieb außer juriſtiſchen Werken, eine Anweiſung zur Gedächtnißkunſt, unter dem Titel Phoenix), Bartolommeo Soccino und ſein Gegner Giaſon dal Maino und viele Andre. Im canoniſchen Recht machten ſich als Schriftſteller vor andern berühmt Nicolo Tedeſchi, Giovanni von Anagni, Antonio Roſelli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geſchichte machte in dieſem Jahrhunderte die glücklichſten Fortſchritte; ſie ſtrebte nicht nur nach Wahrheit, ſondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geſchichtſchreibern dieſer Periode können einige als Muſter des geſchichtlichen Vortrags angeſehen werden. Römiſche Alterthümer und alte Geſchichte bearbeiteten Blondo Flavio, (ſeine Hauptwerke ſind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustra, Historia romana, de origine et gestis Venetorum), Bernardo Rucellai (de urbe Roma), Pomponio

Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. ſ. w.) und Annio von Viterbo, (deſſen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftſteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt iſt). Geſchichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert der Erzbiſchof Antonino zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foreſti, Matteo und Mathia Palmerio, und Sozomeno, welche alle nur in ſo fern, als ſie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geſchichtſchreiber ihrer Zeit und meiſt ihres Vaterlandes, verdienen Auszeichnung Aeneas Sylvius, nachmaliger Papſt unter dem Namen Pius II., der eine Menge hiſtoriſcher Werke hinterließ und deſſen Geſchichte ſeiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortſetzte; Giovanni Michele Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolommeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giuſtiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattiſta Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Criſtoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodriſio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Boſſo, Bernardino Corio und Triſtano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Triſtano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen ſich Pandolfo Collennuccio von Peſaro, als der einzige, der eine allgemeine Geſchichte von Neapel ſchrieb, anſchließt. Die Geſchichte von Genua ſchrieb Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in dieſem Zeitraum zwei Geſchichtſchreiber, Antonio von Aſti (der eine verſificirte Chronik ſeiner Vaterſtadt ſchrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geſchichte von Montferrat). Als Geſchichtſchreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andre minder bedeutende übergehen wir, ſo wie auch diejenigen, welche die Geſchichte des Auslandes ſchrieben. Um die Erdbeſchreibung machten ſich verdient Criſtoforo Buondelmonte, welcher Aſien bereiſ'te, Franceſco Berlinghieri, der ein geographiſches Werk in Verſen ſchrieb, Caterino Zeno, der ſeine Reiſe durch Perſien beſchrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Moſto, Amerigo Veſpucci und Cabotto, und einige Andere. In orientaliſcher Sprachgelehrſamkeit zeichnete ſich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griechiſchen Sprache verbreiteten Manuel Chryſoloras, Laſcaris, und viele andre nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier eben ſo wenig als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrſamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römiſche Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Auriſpa, Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano ſind vor andern berühmt. — Sechſter Zeitraum. Vom Jahr 1500 bis 1650. Italien erreichte in dieſen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel ſeiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den phyſiſchen und geiſtigen Menſchen zu befriedigen, die Macht ſeiner Republiken und Fürſtenhäuſer, ihr Enthuſiasmus und ihre Freigebigkeit für al-

les, was den Glanz der alten Zeiten wieder herſtellen konnte, machte es zum Muſter für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Catholiſche, Maximilian I., Carl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine ſchädlichen Folgen äußern. Die früher geſtifteten Univerſitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergeſtalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpſten waren viele Freunde und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in ſeiner ungünſtigen Lage hinter ſeinen Wünſchen zurückbleiben mußte, deſſen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Eſte erſetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici beſorgt hatte, und als Papſt die Calenderverbeſſerung vornehmen ließ), Sixtus V., (der die lateraniſche Bibliothek in einen Prachtpalaſt des Vaticans verſetzte und ſie anſehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambroſius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranſtaltete u. ſ. w.) und Urban VIII., (der die Heidelberger Bibliothek mit der vaticaniſchen vereinigte, die barberiniſche ſtiftete). Nächſtdem müſſen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stifter der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand), und Agoſtino Valerio als Gelehrte und Beſchützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpſten und Cardinälen blieben die Fürſten nicht zurück. Am meiſten zeigten ſich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Eſtenſi zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. von Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wiſſenſchaften. Trotz aller äußern Begünſtigung machte die Theologie nur geringe Fortſchritte zur Aufklärung, denn ſeit den Stürmen der Reformation, die von Deutſchland her losgebrochen waren, hielt man nur deſto hartnäckiger auf die feſtgeſetzten Lehren, ohne weitere Unterſuchungen zulaſſen zu wollen. Rechnet man daher die ſchon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, ſo gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachſchätze, die Italien beſaß. Cajetan, der berühmteſte unter den Bibelexegeten, hat nichts Denkwürdiges geleiſtet und Diodati's Bibelüberſetzung fand, da ſie nicht ſclaviſch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem ſie zum hiſtoriſchen Vertheidiger der angefochtenen päpſtlichen Rechte den Ceſare Baronio und zu ihrem Beſtreiter Paolo Sarpi aufſtellte, denn durch jenen kamen die wichtigſten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieſer aber verband Beſcheidenheit und unbeſtechliche Wahrheitliebe mit den tiefſten Einſichten in den Catholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporſtrebende Geiſt der Philoſophie auch in Italien ſich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholaſtikern in den Klöſtern und den Peripatetikern unter den Humaniſten, welche die alten philoſophiſchen Syſteme erneuerten und erläuterten, trat eine philoſophiſche Secte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponiato, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der

Literatoren wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäſar Scaliger gehörten. Neben ihnen ſtand Bernardin Teleſius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponatius und ſeine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäſar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchloſe Ideen mit dem Feuertode büßten und Campanella, der als Beſtreiter des Ariſtoteles und eigenthümlicher Denker die im 17ten Jahrhundert erfolgte Revolution in der Philoſophie vorbereitete, im Gefängniſſe ſchmachtete. Durch dieſen Forſchungsgeiſt kamen zugleich Mathematik und Phyſik in Schwung. Die ſchon genannten Männer, B. Teleſius, Jordanus Bruno und Th. Campanella ſuchten die Naturphänomene aus allgemeinen Grundſätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband ſolche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei ſetzte Mathematik und Naturforſchung durch unausgeſetzte Beobachtungen in die engſte Verbindung, und ward allen, beſonders den Naturforſchern ſeines Vaterlandes, ein Muſter. In der Mathematik machten ſich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalieri bahnte den Weg zur Infiniteſimalrechnung; Commandino machte ſich um Euklides Elemente verdient und Marino Ghetaldi klärte Archimedes Lehre von der Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Caſtelli ſchuf die Hydraulik um, Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obſcura und machte die erſten Verſuche in der Aerometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung, Magini vervollkommnete den Brennſpiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforſcher des Menſchen und Zergliederer traten auf Fracaſtori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforſchung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Inſekten, und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Univerſität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verſchiednen Privatperſonen angelegt. Als Botaniker zeichneten ſich aus Mattiolo, Fabio Colonna, der oben genannte Malpighi. Die Academie der Lynceer arbeitete von 1625 bis 40 für die Naturgeſchichte. Für die Chemie ward 1615 der erſte Lehrſtuhl zu Piſa errichtet. In der Phyſik und Medicin ſind die ausgezeichnetſten Namen Fallopio und ſein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvey auf die Lehre vom Blutumlauf führte, Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Albini. Weniger Aufmerkſamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieſes Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholaſtik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geſchichte angebaut. Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher beſchäftigten ſich vornehmlich mit der vaterländiſchen Geſchichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geſchichte in lateiniſcher, Girolamo Briani in italieniſcher Sprache, Guicciardini endlich in claſſiſcher Schreibart, in der ſein Fortſetzer Adriani ihm nachſteht. Für die Specialgeſchichte lieferte Machiavelli in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte das erſte hiſtoriſche Meiſterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet ſind Davila, Bentivoglio, Bembo, ſowohl wegen ſeiner Geſchichte Venedigs, worin er den Andrea Na-

vagiero fortſetzte, als auch wegen ſeiner Aſolani und ſeiner Briefe) Angelo di Conſtanzo, Barchi, der ſchon oben genannte Paolo Sarpi, der Cardinal Bentivoglio, Davila u. A. Unzählig ſind die hiſtoriſchen, geographiſchen, topographiſchen Beſchreibungen einzelner Staaten, Landſchaften, Diſtricte, Städte, und ſelbſt einzelner Klöſter, Bibliotheken und Kunſtcabinette. Männer wie Paolo Giovio, Giambattiſta Adriani und Vittorio Siri waren befliſſen, jedes geiſtige Verdienſt ihrer Zeitgenoſſen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war ſchon ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statiſtik. Von hier aus verbreitete ſich manche ſtatiſtiſche Notiz, wovon Sanſovino's Schrift über die Regierung und Botero's allgemeine Staatenberichte zur Probe dienen können. Für das Studium der orientaliſchen Sprachen ward die Religion ein beſondrer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papſt in Verbindung. Um ſie unzertrennlich mit ſich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom und räumte ihrem Gebrauch eine arabiſche Preſſe ein. Sixtus V. fügte noch Beſoldungen hinzu. Dieſe Anſtalt verpflanzte die morgenländiſche Literatur nach Rom, und brachte eine Menge von Handſchriften dahin. Berühmt wurden Georg Amira (ſchrieb die erſte ſyriſche Grammatik von Belang), Ferrari (ſchrieb das erſte ſyriſche Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Ecchellenſis. Römiſche Preſſen lieferten die arabiſchen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edriſi, die arabiſche Erklärung des Euklides, wie ſchon früher zu Genua ein arabiſcher und zu Rom ein äthiopiſcher Pſalter gedruckt worden war. Giggeus lieferte zu Mailand das erſte vollſtändige arabiſche Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erſte erklärende Ausgabe des Coran. So war Italien nicht bloß der Hauptſitz der hebräiſchen Literatur, ſondern auch der übrigen ſemitiſchen Sprachen. Das Studium der Alten mußte ſich ungemein verbreiten, ſeit die Buchdruckerkunſt die Werke derſelben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren Franceſco Robertelli, Julius Cäſar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Urſino. Andere waren mehr bemüht, ſich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang beſonders, ſeit man ſie in die Mutterſprache überſetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer geſammelt, unterſucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wiſſenſchaft, die alten Inſchriften und Münzen Roms bekannt. Giacomo und Ottavio di Strada ſtellten ähnliche Forſchungen ſchon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Urſino in dieſem Fache mit gediegener Gelehrſamkeit auftrat. Nach ihm machten ſich berühmt Franceſco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agoſtino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß claſſiſche Darſtellung das allgemeine Beſtreben aller Literatoren wurde, und wie bisher in der lateiniſchen, ſtrebte man ſie auch jetzt in der Mutterſprache zu erreichen. Die in dieſer Hinſicht ausgezeichneten Geſchichtſchreiber ſind bereits genannt worden. An ſie reihen ſich an als treffliche Styliſten Sperone Speroni (Dialoghi und Discorsi), Annibale Caro (Lettere familiari u. ſ. w.), Caſtiglione (il Cortegiano), della Caſa (il Galateo und Lettere), Giovanbattiſta Gelli (Dialoghi),

Digitized by Google

Franceſco Berni (Discorsi und Capricci), Pietro Aretino (Ragionamenti u. ſ. w.), Niccolo Franco (Dialoghi piacevolissimi), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Taſſo (jener wegen ſeiner Briefe, dieſer wegen ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen und Geſpräche hieher gehörig), endlich Pietro Badoaro (Orazioni), Alberto Lollio (Lettere und Orazioni), Claudio Tolomei und einige Andre. Die ſ. g. Cicalate (akademiſche Schwatzreden), die nach der Stiftung der Cruſca in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eine Beluſtigung der Akademien wurden, müſſen hier wenigſtens erwähnt werden, da ſie von Seiten der Sprache immer noch den meiſten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in dieſem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter dieſen ſind die namhafteſten Bandello (ſ. d. Art.), Firenzuola, Paraboſco, Maſſuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamoſto, Grazzini, Antonio Mariconda, Ortenſio Lando, Giovanni Franceſco Straparola, Giambattiſta Giraldi, genannt Cinthio, denen ſich der Romanſchreiber Franceſco Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anſchließen. Die Critik fing endlich auch an, ihre Tribunale zu errichten, aber die Grundſätze, nach denen ſie urtheilte, waren noch unſicher und ſchwankend. Dies beweiſen die Streitigkeiten über Taſſo's Jeruſalem, Guarini's treuen Schäfer, Taſſoni's Angriff auf Petrarca u. ſ. w. Doch fehlte es nicht an theoretiſchen Werken. Bembo ward durch ſeine treffliche Schrift della volgar lingua der Vater der italieniſchen Critik, Triſſino's Poetik und Caſtellano ſind nicht ohne Verdienſt. Claudio Tolomei ſchrieb Regeln der neuern Poeſie, Sperone Speroni (nachdem ſchon Sanſovino, Cavalcanti und A. vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toſcaniſche und florentiniſche Sprache (auf Veranlaſſung des von Caro und Caſtelvetro erregten Streits), und Foglietta ſogar eine Theorie der Geſchichtſchreibung. — Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neueſten Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin und das Vorbild Europa's geweſen, aber mit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts begann es von ſeiner geiſtigen Höhe herabzuſinken. Die Uebel, welche ſchon ſeit länger dahin wirkten, waren vornehmlich die ſeit der Reformation immer mehr zunehmende Beſchränkung der Denk- und Preßfreiheit, und die Abnahme des Wohlſtandes, ſeit Italien den Welthandel verloren hatte. Das ſeit Jahrhunderten ſteigende Sittenverderbniß hatte die phyſiſche Kraft geſchwächt, und damit dem Geiſte Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit, fremder Macht zu dienen, hatte einen knechtiſchen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630 bis 1749 noch überdieß durch eine Menge Kriege heimgeſucht, verſank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erſchlaffung. Dennoch waren einzelne Päpſte, Fürſten und ſelbſt Privatperſonen nicht unthätige Beförderer der Wiſſenſchaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Piſa wurden von Leopold von Medici, dem Grafen Marſigli Pazzi u. ſ. w. zum Theil mit großen Koſten Inſtitute errichtet, die für Mathematik und Naturwiſſenſchaft ſehr nützlich geweſen ſind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrſamkeit und aufgeklärter Geſinnung, denen ſich die trefflichen Cardinäle Tolomei, Paſſionei, Albani (Annibale und

Digitized by Google

Aleſſandro), und Quirini anſchloſſen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürſt von Torremuzza, verdienen die größten Lobſprüche. Die Regierung Maria Thereſia's und Leopolds war für die Lombardei und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wiſſenſchaften außer den mathematiſchen und phyſicaliſchen zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne vom Kirchenglauben weit entfernte Capitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geiſt behandelt. Die Philoſophie blieb ſcholaſtiſch. Italien ſtellte weder ein einziges neues Syſtem auf, noch verſtattete es den Syſtemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich ſehr geprieſen in ſeinem Vaterlande war das dogmatiſche Syſtem des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; eben ſo Gallands Bibliothek der Kirchenväter und Manſi's Conciliensammlung. Nicht minder brauchbar ſind Bianchini's Fragmente der alten lateiniſchen Ueberſetzungen und de Roſſi's Variantenleſen zum hebräiſchen Text des A. T., aber die Benutzung iſt andern geblieben. Denn Critik und Exegeſe der Bibel ſind noch immer ſo unvollkommen, daß ſie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Anſehn der Vulgata iſt noch immer unverändert und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's wegen ihrer reinen Sprache berühmte Ueberſetzung gearbeitet. Für das Studium der aſiatiſchen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Miſſionseifer die erſprießlichſten Folgen. Der gelehrte J. S. Aſſemanni machte reiche Auszüge aus morgenländiſchen Handſchriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientaliſten und lieferte mehrere aſiatiſche Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des claſſiſchen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römiſchen Claſſiker erwarben ſich Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexicograph Forcellini, um die griechiſchen Mazochi und Morelli die meiſten Verdienſte. Deſto mehr geſchah für die Aufſuchung, Abbildung, Beſchreibung und Erklärung der Alterthümer, beſonders ſeit Winkelmann ſie nicht bloß von hiſtoriſch-antiquariſcher Seite, ſondern auch als Werke der Kunſt betrachten gelehrt hatte. Dieſes Studium führte zugleich auf die Unterſuchung der uralten Sprachen Italiens, beſonders der etruſciſchen. Für dieſelbe brachen Gori, Maffei, Lami, Paſſeri die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die ſchönen Redekünſte, namentlich die ſchöne Proſa, von der hier nur die Rede iſt, blieben im Sinken, bis ſie durch den Einfluß der Franzoſen ſeit Voltaire ſich dem franzöſiſchen Charakter anzunähern ſtrebte. So ſchrieb Algarotti ſeine Geſpräche über die Optik elegant, artig und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeiſterung in den ſchönen Künſten geiſtreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Geſetzgebung mit Ernſt und einfacher Würde, Gaſparo Gozzi ſeine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften iſt in dieſem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geſchehen. Giannone that ſich in der Specialgeſchichte, Denina in der allgemeinen Geſchichte hervor. Für Geſchichtsforſchung erwarb ſich Muratori unvergängliche Verdienſte; auch Maffei iſt ehrenvoll zu erwähnen. Für Sphragiſtik und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geſchah für die Geographie. Der berühm-

eſte Geograph Italiens iſt der Minorit Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine cosmographiſche Akademie errichtete, und deſſen Verluſt (ſeit 1718) nicht erſetzt worden iſt. Selbſt unter den Reiſebeſchreibern ſind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Paläſtina, Seſtini, der Sicilien und die Türkei, Grielini, der Inneröſterreich und Ungarn bereiſete, und einige A. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den ſchon oben genannten Becaria und Filangieri keiner etwas Bedeutendes geleiſtet. Bei dieſer Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematiſchen, phyſicaliſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften erſchienen, bis auf die neueſten Zeiten der Triumph der italieniſchen Literatur. Große Meiſter in der Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik waren Friſi und Girolamo Mazzuchelli, in der höhern Analyſis und Geometrie Boscowich und Maſcheroni. In der Meßkunſt ſind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Caſſella zu unſrer Zeit berühmte Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennſpiegel, Caſſini erweiterte die Aſtronomie durch große Entdeckungen, Campani zeichnete ſich in Verfertigung optiſcher Gläſer aus, Torelli ſtellte die Elemente der Perſpective mit geometriſcher Strenge dar, Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte ſich als Entdecker der Ceres unſterblich. Die Phyſik, für deren Vervollkommnung mehrere Inſtitute an verſchiedenen Orten thätig waren, machte die glücklichſten Fortſchritte. Marſiglio Landriani, Felice Fontana, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni u. A. bereicherten ſie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebaſtiano Franchi, Micheli, Giuſeppe Ginanni, Vitaliano Donati u. A. Geſchickt wußten die Italiener das Microſcop zu gebrauchen. Mit Hülfe deſſelben machten Redi (der claſſiſche Werke über die Naturgeſchichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeſchichte und Chemie iſt Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeſchichte des Menſchen und die Anatomie machten ſich verdient Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach dieſen Valſalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die practiſche Medicin nicht vernachläßigt. Franceſco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde, Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenhams Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematiſchen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeſchichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboſchi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geſchichte der Oper) ſehr verdienſtliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literariſchen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener ſeit 1668 den Franzoſen nachahmten, und deren Menge ſeit jenem Zeitpunkt eben ſo groß, als ihre Tendenz, und ihr Werth verſchieden geweſen und noch iſt, ſchließen wir hier unſere Ueberſicht mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilſame Folgen für Italiens Cultur und Literatur äußern mögen. M.

† Ithaca, 4 1/4 Quadratmeilen mit 7500 Einwohnern, hieß in neuerer Zeit Theaqui oder Val di Compare, hat aber durch die

Britten den alten Namen zurück erhalten, und gehört jetzt zu dem Joniſchen Staatenſyſtem.

Itys, des Thereus und der Procne Sohn. S. Philomele.

Jod.

J, (Jod) der zehnte Buchſtabe des deutſchen Abc. Er iſt der weichſte Gaumenlaut, und in der Ausſprache ſorgfältig vom G zu unterſcheiden.

Jackſon (Francis James), ein durch viele diplomatiſche Sendungen berühmt gewordener engliſcher Staatsmann, älteſter Sohn des königl. Caplans D. Thom. Jackſon, und geboren zu Gosfield in Eſſex, den 25. Jan. 1771. Er vollendete ſeine Studien auf der deutſchen Univerſität Erlangen, wo er 1803 Doctor der Rechte wurde. Schon 1786 erhielt er eine Anſtellung bei der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, und ſpäterhin bei der brittiſchen Geſandtſchaft im Haag. Im Jahr 1790 folgte er als engliſcher Legationsſecretär in Berlin dem Könige von Preußen nach Reichenbach in Schleſien, wo er, da der brittiſche Geſandte krank war, an den Congreßverhandlungen Theil nahm. Hierauf ſollte er den berliner Hof bewegen, mit England und Holland gemeinſchaftlich Rußland zu nöthigen, von ſeinen Vergrößerungsentwürfen gegen Schweden, Polen und die Pforte abzuſtehen, damit das Gleichgewicht im Norden nicht erſchüttert würde. Allein dieſe Abſicht ward nur ſehr unvollkommen erreicht. Im J. 1792 ging Jackſon als bevollmächtigter Miniſter an den Hof zu Madrid, kehrte aber nach Abſchluß des Friedens zwiſchen Spanien und der franzöſiſchen Republik im J. 1795 nach England zurück. Nach Abſchluß der Friedenspräliminarien zwiſchen England und Frankreich im J. 1801 ward er als Geſandter nach Paris geſchickt, während die Friedensunterhandlungen in Amiens fortdauerten. Nach Unterzeichnung des Friedens ging er als außerordentlicher Geſandter nach Berlin. Hier bemühte er ſich vergebens, das preußiſche Cabinet zu einer Verbindung gegen Frankreich zu bewegen; doch bewirkte er durch eine nachdrucksvolle Note, daß das preußiſche Cabinet die Freilaſſung des von franzöſiſchen Truppen auf dem hamburger Gebiete geraubten engliſchen Reſidenten, Sir George Rumbold, in Paris durchſetzte. Im J. 1805 unterhandelte Jackſon mit den preußiſchen und ruſſiſchen Miniſtern über den Abſchluß eines Kriegsbundes gegen Frankreich; auch hatte er deshalb viele Unterredungen mit dem Kaiſer Alexander. Als aber Preußen 1806 Hannover in Beſitz nahm, verließ Jackſon Berlin, ohne Abſchied zu nehmen, und England erklärte an Preußen den Krieg. Nach dem Frieden zu Tilſit ſandte ihn die brittiſche Regierung nach Kopenhagen, um ein Schutzbündniß mit Dänemark abzuſchließen, oder die däniſche Flotte als Unterpfand der Neutralität Dänemarks zu verlangen, weil man fürchtete, Napoleon möchte ſie zum Behuf einer Landung auf England in Anſpruch nehmen. Da der däniſche Hof beides abſchlug, verließ Jackſon Kopenhagen. Im J. 1808 ſollte Jackſon mit der Regierung der vereinigten Staaten über die wegen der Rechte der Neutralen zwiſchen England und Nordamerika entſtandenen Streitigkeiten unterhandeln; allein ſein Benehmen in Waſhington erregte große Unzufriedenheit. Man betrachtete ihn nur als einen Brandſtifter. Nach einem heftigen Wort- und

Schriftwechſel mit dem amerikaniſchen Staatsſecretär brach die Unterhandlung ab, und er kehrte nach England zurück, wo die Miniſter ein Benehmen billigten.

Jacobinerorden, ſ. Dominicaner.

* Jagd, Jägerei oder Waidewerk, iſt die Wiſſenſchaft der Kunſt, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemeſſenem Zuſtande zu erhalten, ſchädliches aber zu vermindern, oder, den Umſtänden gemäß, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigſte Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erſte ſich mit der Naturgeſchichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wildſchutz beſchäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere iſt es auch, die man beſonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verſtehen pflegt, obwohl ſie ohne den erſten Theil nur kurze Zeit beſtehen, und dann in ſich ſelbſt zerfallen muß. — Natürlich iſt es, daß der zweite Theil der Jagdwiſſenſchaft oder die eigentliche Jagd überall der frühere war. — Ueberall denkt der Menſch bald daran, Thiere, die ihm läſtig oder gefährlich werden, von ſich entfernt zu halten, oder zu tödten, und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleiſch als Nahrung ſo vortheilhaft, um nicht auch minder ſchädliche Thiere zu verfolgen, und wo möglich zu erlegen: das thätige friſche Leben bei dieſem Geſchäfte, die mancherlei Abentheuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd machen ihn eben ſo begierig auf ihre Wiederholung, als dieſe, bei der genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und ſo iſt der Jäger ſchon von Anfang an gezwungen, ſich mit der Naturgeſchichte der jagdbaren Creaturen um ſo mehr bekannt zu machen, als er von ſeiner Beſchäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild ſich bei uneingeſchränkter und regelloſer Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewiſſen Schonung und Hegung deſſelben aufmerkſam machen, und ſogar der Wilde wird ſich ſcheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. — Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrſchenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Geſetze über den Wildſchutz bewirken, und, als ſpäterhin Jagdreviere an beſondre Beſitzer kamen, wurden dieſe zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eigenen Vortheil um ſo mehr bewogen. — Als die Jäger aber, ſo wie andre Künſtler, beſondre Kaſten zu machen anfingen, entſtand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine beſondre Kunſtſprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, ſondern auch deshalb beibehalten ward und zu werden verdient, weil ſie in kurzen und zum Theil ſehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausſpricht, die ſonſt weitläufiger Beſchreibungen bedürfen, und auch durch dieſe kaum deutlich werden möchten. — Die Naturgeſchichte des Wildes, wie der Jäger ſie kennen muß, beſteht nicht nur in der Wiſſenſchaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Claſſification und Benennung deſſelben, ſeinem Aufenthalt, ſeiner Nahrung und Fortpflanzung, ſondern beſonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in ſeinem Leben und Benehmen, ſeinen Geſchlechts- und Altersverſchiedenheiten, und ſeinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig beſonders dieſer letztre Theil der Jagd-Naturgeſchichte ſey, wird daraus erhellen, daß von

einem wahren Jäger die Schätzung (das Anſprechen) eines jeden ſtärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein ſolcher ein hirſch- und fährtengerechter Jäger heißt. — Die Lehre von der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältniſſen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig ſind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichſten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derſelben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildſtände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder geſunkenen wieder aufhelfen könne. Der Jäger, der auf Kenntniſſe in der Wildzucht Anſpruch machen will, wird alſo wiſſen, daß das Rothwild nur große, ruhige, zuſammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wieſen, Aeckern und klarem Waſſer liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockene, und daß Sauen Brüche und mit Eichen und Buchen beſonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztre gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel- Damm- und Rehwild ſich gehörig vermehren ſoll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden als füglich beſchlagen, nicht mehr weibliches, als beſchlagen werden kann. Er wird wiſſen, wann es Zeit iſt, dem Wilde gegen den Winter durch künſtliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten, und einen Thiergarten mit den wenigſten Koſten und auf die den Umſtänden angemeſſenſte Art anzulegen verſtehen. Ob es gut ſei, bei bevorſtehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältniſſen nach, erwägen; — kurz, alles was der Vermehrung und Gedeihung jagdbarer Thiere zuträglich iſt, wird er wiſſen und ins Werk zu ſetzen ſuchen. — In ſofern der Jäger aber alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten ſucht, übt er den Wildſchutz; dieſer beſteht alſo einerſeits in der möglichſten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchſe, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltiſſe, Wieſel und der Raubvögel; andrerſeits in ſtrenger Aufrechthaltung der Geſetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. — Die Wildjagd, oder die Kunſt, auf die zweckmäßigſte Art jagdbare Thiere in ſeine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Inſtrumente und Hülfsmittel, in ſofern dieß möglich iſt, ſelbſt zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht alſo durchaus aus den erſten Theilen der Jagdwiſſenſchaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dauernden Nutzen und Vergnügen gewähren; ſo wie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd ſelbſt in richtiger Anwendung erhalten werden können. — Die Jagd theilt man aber, in Hinſicht ihres Gegenſtandes, oder der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutſchland das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Faſan, der Trappe, Kranich, Focken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd: wo aber eine Mitteljagd exiſtirt, da rechnet man zu dieſer das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haſelwildpret, und den großen Brachvogel. — Das Raubzeug indeſſen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, ſoll billig von jedem Jagdberechtigten geſchoſſen werden

Digitized by Google

önnen, auch keine Anſprüche auf irgend eine Schon- oder Heegezeit nachen dürfen; denn der Schade, den ſeine Vermehrung erzeugt, iegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit beſſern Balges uf: auch iſt dieſe Einrichtung, unſeres Wiſſens, ſchon in mehrern ändern eingeführt. — Die Jagd auf hohes ſowohl als niedres Wild ird nun, den Umſtänden nach, auf ſehr verſchiedene Art betrieben; ie älteſte Weiſe und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorieht, beſteht darin, daß man im Walde oder Felde umherſchleicht, em Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu komien ſucht, und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; ies Verfahren iſt es, was man bei Hochwilde Pürſchgang oder Waiewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwohl man ei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beſchleichen ſucht, ondern dieſem, da es weder ſo ſcheu iſt als das Hochwild, noch ſo eit geſehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnein nahe genug iſt, um es ſchießen zu können. Den Pürſchgang macht ewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Geſellſchaft, damit der Eine, ährend der Andre ſich anſchleicht, ſich auf dem Wechſel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen, und auch ı Schuſſe kommen könne; da es indeſſen auch dem beſten Schützen egegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder ſogleich och nach kurzer Zeit niederſtreckt, ſo pflegt man beim Pürſchgange inen Hund mit ſich zu führen, der darauf abgerichtet iſt, der blutien Fährte des angeſchoſſenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet iſt). Man führt dieſen an einer Leine (Schweißiemen) mit ſich, bringt ihn auf den friſchen Schweiß und folgt ſo er Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder odt (verendet) iſt, oder durch einen neuen Schuß zu Boden geſtreckt ird. Der beſte Schuß für alle Arten von Hochwild iſt der mit der ugelbüchſe auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es ach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber nur nicht die Sauen, da man von dieſen den Kopf zum Gericht ebt) auf den Kopf, oder im Halſe durch die Wirbel ſchießen, ſo ürzt es auf der Stelle (im Feuer). — Bei der Suche, die beſonders aſen, Feldhühner, Schnepfen oder Becaſſinen, doch auch vieles andre aar- und Federwildpret zum Gegenſtande hat, bedarf man ebenfalls ines Hundes, der durch ſeinen Geruch (Naſe) das Wild ausfindig ı machen weiß, es aufſucht, und, indem er in einer beſtimmten Stelung davor ſtehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerkſam acht: dieſer nähert ſich dann ſo viel als nöthig, läßt den Hund einringen, und erlegt dann das aufgeſtobene Wild, welches nun vom unde apportirt wird. — Eine zweite Art der Jagd iſt der Anſtand, nſitz oder die Cur: dieſe beſtehet darin, daß man ſich kurz vor Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch welen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus nen Schuß anzubringen: für jede Art von Haar- und Federwild i dieſe Art der Jagd anwendbar, ſo bald nur die beſtimmten Wechl auf dem Lande oder die Stellen eines Waſſers, wo etwa Waſſerflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht ſind. Auch pflegt man manche rten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehock durch das ſogenannte Blatten) und Wölfe und Füchſe durch den on eines geängſteten Haſen anzulocken und zu ſchießen. — Faſt eben allgemein anwendbar iſt das Treibjagen, wo eine beſtimmte ahl von Schützen ſich in einer Linie, einem Winkel oder einem hal-

den Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und ſo das zwiſchen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. — Auch bei dieſen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenſtand derſelben in Hochwild beſtand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geſchoſſene Wild verfolgen und ſtellen, oder apportiren zu können. — In Gegenden, wo das Wild nicht ſehr zahlreich iſt, pflegt man daſſelbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufſuchen und ſich zutreiben zu laſſen, um es zu erlegen. — Ferner gibt es mancherlei Jagen, bei welchen der Bezirk, in welchem Wild (gewöhnlich Hochwild) ſtehet, mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umſtellt, und dann in dieſem eingeſtellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Keſſel-, Beſtätigte, Fanghauptjagen u. ſ. w. genannt werden, je nachdem die Netze und dergleichen auf die eine oder andere Art angewandt werden; alle dieſe Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meiſtens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wohl bei Treibjagden auf Haſen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu ſtellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umſtellte Wild nicht erlegt, ſondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgeſetzt, oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. — Außer dieſen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Modificationen der Menſch doch immer die Hauptrolle ſpielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müſſen als Menſchen. Den oberſten Platz verdient unter dieſen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirſch (faſt immer ein ſtarker Rothhirſch) von einer großen Anzahl (Meute) beſondrer Hunde, die man Parforcehunde nennt, ſo lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn ſich ſtellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz ſeinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieſer Jagd nicht auf Wildbenutzung abgeſehen, die Meute ſehr koſtbar zu unterhalten iſt, und überdieß viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen verſehenes Revier dazu erfoderlich iſt, ſo kann ſie nur ein Vergnügen für große Herren ſeyn. Mehr der großen Koſten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verurſacht, iſt ſie jetzt ſeltner geworden, als weil man ſie für zu grauſam hielt: denn ſo oft ihr dieſer Vorwurf auch gemacht worden iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitſchenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt, und ſich nach Wiederholung des Vergnügens ſehnt. — Auch andre Arten von Wild, als Haaſen, Füchſe, Dächſe und Sauen pflegt man, in ſo fern die Hunde darauf gearbeitet ſind, einem beſtimmten Individuum dieſer Creaturen anhaltend zu folgen, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber iſt bei dieſen Wildgattungen das Hetzen, wozu man ſich bei Haaſen und Füchſen der Windhunde, bei Sauen der ſchweren Hatzhunde, und bei Dächſen der Dachsſucher bedient. — Füchſe und Dächſe werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächſel) aufgeſucht und feſtgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichſten bellen hört, den Bau aufgräbt und ſeinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtſchlägt. — Außer den Hunden bedient man

ſich noch des Frettchens, indeſſen blos zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen, und läßt ein oder mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren, und ſich in den Netzen fangen. Die Falken, die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Haaſen, Reiher und anderes Wild abrichtete (abtrug), ſind jetzt faſt ganz außer Gebrauch gekommen. Wol aber gehört zu den bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht blos, in ſo fern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. ſ. w. geritten ſeyn muß, ſondern auch beſonders, weil dies treue und kluge Thier, vor dem ſich das Wild nicht ſcheuet, ſich ſo abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin ſchreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. — Dieß ſind die, wenigſtens in unſern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer den oben erwähnten Fang-Jagen, nicht auf dieſe Art nachzuſtellen, ſelten auch den Haaſen und Feldhühnern: am öfterſten aber dem Raubzeuge, Wölfen, Füchſen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, ſelten zu Schuß bekommt, weil ſie ſich zu gut zu verbergen wiſſen, und den geringern Feldwildgattungen, deren Einzelne man keines Schuſſes werth hält, wie Droſſeln und Lerchen. — Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unſern Gegenden wol kaum noch gebraucht werden, und den Selbſtſchüſſen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menſchen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen ſind, mögen wol die ſogenannten Prügel- und Mordfallen die älteſten ſeyn, bei denen das Wild, wenn es am Köder naſcht, durch einen herabfallenden Balken erſchlagen wird. Am gebräuchlichſten auf Wölfe, Füchſe, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltiſſe ſind aber die ſogenannten Schwanenhälſe oder Berliner-Eiſen, und die Tellereiſen, die entweder mit Köder verſehen, das Wild anlocken, oder auf deſſen Wechſel geſtellt werden, ſo daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchſe pflegt man auch die Angeleiſen zu legen, welche wenn das Wild den darin geſteckten Biſſen ergreift, durch mittelſt einer Feder auseinander ſchnellende Widerhaken demſelben im Rachen ſitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigene Fang-Apparate, Habichtsſtoß und Rönne genannt, bei denen der auf eine Taube oder dergleichen herabſtoßende Räuber ſelbſt ein Netz über ſich herzieht. — Die Netze ſind entweder ſo beſchaffen, daß das Wild (meiſt Federwild) in dieſelben hineinſtößt und ſich darin verwickelt und hängen bleibt, oder ſo, daß das im Bereich der Netze einfallende oder ſich befindende Wild von denſelben überdeckt wird. Zu den erſten gehören außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild noch die Klebgarne, welche vertical an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der ſogenannte Schnepfenſtoß am bekannteſten ſind. Jene, die Lerchengarne, beſtehen aus fünf und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen geſtellt, und worauf die Lerchen zugetrieben werden; der Schnepfenſtoß aber iſt ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu ſtreichen pflegen, zur gehörigen Zeit in ſolcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchſtreichenden Schnepfen hineinſtoßen, und ſich verwickeln müſſen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Faſanen, Feld-

Hühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haaſen und Hühner, die entweder buſenreich, oder ſo geſtellt werden, daß ſie ſich allmählig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Perſonen ſo geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Becaſſine damit überzogen, und beim Herausſtieben gefangen wird; und die Heerde- oder Schlaggarne, welche ſo gelegt werden, daß man ſie mittelſt einer Leine zuziehen, und die durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezogenen Waſſerſchnepfen, Becaſſinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. — Eine andere Art, ſich des Wildes durch Fang-Apparate zu bemächtigen, ſind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangſchlingen von geglühetem Drath fängt man Haaſen oder Wieſel, mit eben ſolchen einfachen Schlingen oder Laufdohnen von Pferdehaaren Schnepfen, Enten und auch wol anderes Wild, indem man dieſe auf die Wechſel ſtellt, ſo daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopfe hineinfahren muß. Hängedohnen und Sprenkel, deren man ſich zum Fange der Droſſelarten und mancher Singvögel bedient, ſind ſo eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem ſie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem ſie auf ein Stellholz treten, welches abſpringt, am Halſe oder den Füßen gefangen werden. — Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges, durch mit Krähenaugen oder Arſenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwol letzteres Verfahren als unwaidmänniſch nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt ſeyn ſollte. — Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher ſich damit beſchäftigt aus der Jagd den möglichſten Nutzen zu ziehen, erfodert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunſt das Wild auf die ſeinem Werthe am wenigſten nachtheilige Art zu erlegen, eben ſo aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, ſeinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu conſerviren, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieſer Zweig der Jagdwiſſenſchaft iſt mithin mit den andern unmittelbar und ſo verbunden, daß alle in einander eingreifen und keiner ohne den andern beſtehen kann, und mit Recht mag daher das edle Waidewerk für eine rechte und würdige Kunſt oder Wiſſenſchaft anzuſehen ſeyn. Slj.

Jahn, vom Moniteur le nommé Jahn genannt, eine Prophetennatur alter Zeit — etwas dämoniſch, woher dann Herr von Cölln auch einmal die Meinung äußerte, daß er noch einmal toll würde; ein offenes Auge für alles Volksthümliche — in Bildern redend ſo wie die Männer der alten Zeit — von der Zeit getrieben und die Zeit treibend; — Organ von dem was ſich in der Zeit bewegt. So wie die Dinge ſtark werden, wenn ſie ihr Organ gefunden — ſo wie die Reformation ſtark wurde, als ſie in jenem kühnen Mönche ihr Organ gefunden, der die Bulle des Papſtes auf offenem Markte verbrannte, ſo werden umgekehrt die Organe wieder ſtark, weil ſie die Ausgeburt der Dinge ſind, und ein einzelner Mönch konnte es mit dem Prieſterreiche auf den ſieben Hügeln aufnehmen, das faſt ein Jahrtauſend in ſtolzer Ruhe geherrſcht, weil in dieſem Mönche ſich der Geiſt ſeiner Zeit bewegte, und ihn ſtark machte, weil er die Ausgeburt deſſelben war. Dieſe volksthümliche Naturen haben einen offe-

Digitized by Google

en Sinn für alles was ſich im Volke bewegt — für alles was volks-
hümlich iſt — oder wie Buchholz es nennt, geſellſchaftlich.
uerſt offenbart ſich dieſes in der Sprache, welche ein Werk der
ieſellſchaft iſt, und die durch Propheten, Weltweiſe und Dichter ge-
ildet, und bereichert worden. Wie ſich in Luther der Reichthum der
Nutterſprache bewegte, ſo bewegt ſich dieſer Reichthum in Jahn, und
wie jener, ſo vermag dieſer neue Worte und Wortſtellungen ein-
ıführen, die dem Volke genehm ſind. Denn die Weltweiſen, Pro-
heten und Dichter vertreten in dieſer Eigenſchaft das Volk; — wo-
er es dann den Philiſtern immer unmöglich geweſen iſt, irgend ein
eues Wort oder eine neue Wortſtellung einzuführen, gerade weil die
hiliſter Niemanden vertreten als ſich ſelber. Und doch ſind ſie im-
ier geneigt, ſich mit Sprachverbeſſerungen abzugeben, obgleich ſol-
hes durchaus ihres Amtes nicht iſt. Jahns Sprache iſt noch nicht
ntwickelt, ſie iſt noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in
hr, wie man in ſeinem Deutſchen Volksthum ſieht, und in der Vor-
ede zu ſeinem Turnbuche. An dieſe Prophetennaturen ſchließt ſich
ern die Jugend an, vermöge eines einnehmenden dunkeln Triebes.
Dieſe Jugend, ſo ſich um ihn ſammelte, führte Jahn des Sonnabends
or das Thor ins Freie und hier wurden körperliche Uebungen mit
aufen, Springen, Klettern, ſo wie die Jugend ſolches gern mag, an-
eſtellt. Dieſes war der Anfang der Turnkunſt, die aus einem klei-
en Keime ſich immer mehr entwickelt hat, und jetzt als eine beſon-
ere Einrichtung im Volke beſteht. Tauſend Turner beſuchen jeden
Mittwoch und jeden Sonnabend die Haſenhaide bei Berlin, auf der
hr Turnplatz gelegen. Alles was kräftig, was rüſtig iſt turnt, und
loß die kleinen Pennale bleiben zu Haus, die früh einige Anlage
um Philiſterthum in ſich verſpüren. Viel Geſchrei erhoben die Her-
en von der timiden Partei, über die Schädlichkeit der Turnkunſt.
Der Miniſter des Innern ließ die Sache durch eine Commiſſion
ıntersuchen, die gerade das Gegentheil fand, welcher Bericht auf Be-
ehl des Miniſters öffentlich bekannt gemacht wurde, zu nicht kleinem
Verdruſſe der Timiden. Jahns Art und Weiſe offenbart ſich am
larſten in ſeinem Handeln. Als zur Franzoſenzeit die Viktorie
uf dem Brandenburger Thore fehlte, fragte er einen Knaben, wo
ie geblieben, und was er ſich dabei denke? Dieſer antwortete: Je
nun! die Franzoſen hätten ſie mit nach Paris genommen und er dächte
ich nichts dabei. So wie er dieſes geſagt, gab ihm Jahn eine Ohr-
eige und ſagte ihm: Nun denkſt du auf ein andermal dabei, daß
u helfen mußt, daß ſie von Paris zurückkomme, und wieder aufs
Brandenburger Thor. Den andern Tag hieß es in Berlin, daß
Jahn toll geworden; er habe einem Knaben eine Ohrfeige gegeben,
veil er ſich nichts dabei gedacht, daß die Viktorie nicht mehr auf
dem Brandenburger Thor ſey, da doch jeden Sonntag Tauſende
durchs Thor nach den Zelten gingen, um Bier zu trinken und um
politiſche Geſpräche zu führen, die ſich nichts dabei dächten. Indeß
gab dieſe Geſchichte doch Veranlaſſung, daß manche ſich was dachten,
wenn ſie durchs Brandenburger Thor gingen. Als 1813 der König
öffentlich zur Sache ſeines Hauſes und ſeines Volkes übertrat, und
nach Breslau ging, und von hier aus die große Bewegung des Volks
und die Bewaffnung der ganzen Nation anfing, war Jahn mit in
dieſer Bewegung, und ſein Wirthshaus in Breslau wurde das große
Werbehaus für die Freiwilligen. Um dieſe Zeit war es, wo der Mo-
niteur einen großen Zorn gegen ihn faßte, obwol er ihm ſchon früher

nicht gewogen war. Jahn führte ein Bataillon, welches indeſs keine Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen. Vielleicht hatte Jahn ſeine Stellung nicht recht begriffen, und etwas unternommen, was ein anderer vielleicht beſſer hätte machen können, der an Talent tief unter ihm ſtand. — Die Diſciplin ſoll nicht immer die ſtrengſte geweſen ſeyn — und als ihm hierüber einmal Vorſtellungen gemacht wurden, in einem Augenblick, wo ein großes Blutbad unter den Gänſen und den Hammeln eines Dorfes angerichtet wurde, antwortete er: Was thut das? Wenn nur die deutſche Sache triumphiret — wenn auch ein halbes Duzend Hammel und Gänſe drauf gehen. Als der Feldzug geendet, und ungefähr 6000 eiſerne Kreuze ausgetheilt wurden, hat Jahn weder das der erſten noch das der zweiten Claſſe erhalten, ungeachtet der großen Verdienſte, die er ſich um die deutſche Sache erworben. Indeſs da Görres, Arndt und Koppe es ebenfalls nicht erhalten haben, ſo iſt es eine Art von Auszeichnung, welche ſich dieſe, deren Namen ſich wechſelsweiſe ehren, wol können gefallen laſſen. Die Ordenscommiſſion hat andre vorgeſchlagen. Im J. 1815 war Jahn in Paris, und hielt deutſche Reden im Café de l'Europe im Palais Royal. Er ſaß da mit ſeinem großen Barte und ſeiner kahlen Glaze, die eine Fortſetzung der Stirnhaut bis an das Hinterhaupt iſt, und redete mit großem Eifer zu ſeinen Landsleuten, ſo ſich allda verſammelten. Die Franzoſen, die auch etwas von dem nommé Jahn gehört, blieben an den Fenſtern ſtehen und ſagten: le voilà, celui-ci, wobei ſie einige Redensarten fahren ließen, aus denen hervorging, daß ſie ihn für einen Nachkömmling des Alten vom Berge hielten und daß er ſo eine Art von einem deutſchen Aſſaſſinenfürſten ſey, der ſeine Ergebenen auf allen deutſchen Turnplätzen habe. Er hatte die Genugthuung, daß er noch auf dem Triumphbogen Napoleons ſtand, und der Abnahme der venetianiſchen Pferde beiwohnte, wozu jene Ohrfeige am Brandenburger Thor, wie ſo vieles andre, das ihre mit beigetragen und mit dazu geholfen. Im Jahr 1817 hielt er ſeine berühmten Vorleſungen über das deutſche Volksthum in Berlin, wo der Saal immer ganz gedrängt voll war. Er wollte in demſelben Jahre eine Reiſe durch verſchiedene Städte Deutſchlands machen, und in dieſen dieſelben Vorleſungen halten, allein ſeine Unterſuchungen über das Turnweſen machten ſeine Gegenwart in Berlin nöthig. Er iſt von der deutſchen Geſellſchaft in Berlin der Mittelpunkt, und er und Zeune halten das Ganze, welches oft an einer Mattigkeit zu erliegen droht. Jahn iſt jetzt vierzig Jahr alt. Er iſt verheirathet und hat mehrere Kinder. Auch lebt ſeine Mutter noch. Von der Regierung genießt er ein Jahrgehalt von tauſend Thalern als Lehrer der Turnkunſt. Von ſeinem Buche, das deutſche Volksthum, iſt jetzt eine neue Auflage erſchienen. Bg.

Jamblichus, ein berühmter eklektiſcher Philoſoph aus Chalcis in Cöleſyrien unter der Regierung Conſtantins d. G. Er machte ſich als Schwärmer, Prophet, Geiſterbeſchwörer und Wunderthäter berühmt, und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Porphyrius. Man gab ihm ſogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wurden von ihm erzählt und auch geglaubt, die ſeinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von ſeinen vielen Schriften iſt noch übrig ein Bruchſtück über Pythagoras, worin von dieſem berühmten alten Philoſophen manches Seltſame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueſte Ausgabe von Kiesſin, Leipzig 1816.) Eine andere Schrift unter ſei-

nem Namen über die ägyptiſchen Myſterien iſt, wie Meiners gezeigt hat, der Unächtheit höchſt verdächtig.

Jargon, ein franzöſiſches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutſches haben. Es bedeutet theils die durch Unverſtand oder Gewohnheit verdorbene Sprechart mancher Perſonen und Stände, theils die ſelbſtgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Uebereinkunft ſich bedienen, um von andern nicht verſtanden zu werden. Beyſpiele davon ſind die auf manchen Schulen und Univerſitäten übliche Schul- und Burſchenſprache, die meiſt eine bizarre Vermengung von Deutſch und Latein iſt, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die ſogenannten Diebesſprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phraſen wird nicht ſelten der Jargon ſo allgemein, daß das Unverdorbene über dem Verdorbenen faſt vergeſſen wird. Im Franzöſiſchen z. B. iſt aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünſchen, daß in ähnlichen Fällen die deutſchen Lexicographen das Verfahren der franzöſiſchen nachahmten, welche ſorgfältig dieſe Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforſchung der Diebes-Jargons iſt wichtig für die Criminal-Juſtiz. Einer davon iſt unter dem Namen Kochumerſprache in der Geſchichte der deutſchen Criminalpraxis bekannt, und ziemlich ergründet worden. Schul- und Burſchenjargon wird nicht ſelten auf der Bühne zu komiſchen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da ſie eine Art von mythiſcher Ausbildung beſitzt, die zu poetiſchen Wirkungen auf das Gemüth ſie eignet. A. Mnr.

* Jena (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806. Es herrſchen über dieſe Schlacht, zum Theil in Folge der Erzählungen des Herrn von Cölln und anderer Schriftſteller ſeiner Art, großentheils ſo verworrene Anſichten, daß es auch jetzt noch der Mühe verlohnt, ſie treu zu ſchildern und dadurch den Wahn zu bekämpfen, als ſeyen hier die Deutſchen ſchon beim Erblicken der Franzoſen davon gelaufen. Durch unbegreifliche Mißgriffe des preußiſchen Oberfeldherrn war es Bonaparten gelungen, ſeine Maſſen zwiſchen der Elſter und Saale vorzuſchieben, und ſo die verbündete Armee von der Elbe abzuſchneiden, während dieſe um Weimar und Jena ſtehend einer feſten Beſtimmung noch entbehrte. Der Rückmarſch der Hauptarmee über die Unſtrut ward endlich beſchloſſen, und das Hohenlohiſche Corps ſollte ihn decken; es blieb deßhalb bei Jena ſtehen, während jene am 13. October bis Auerſtädt marſchirte und ſich am folgenden Tage dort mit Davoust ſchlug. Sonach ſtand die Armee des Fürſten von Hohenlohe am 13. zwiſchen Weimar und Jena, die Saalübergänge bei Camburg und Dornburg ſchwach beſetzt, den Haupttrupp der Vorpoſten unter General Tauenzien am Morgen noch in Jena. Dieſe Stadt ward indeſſen bei dem Andrängen des überlegenen Feindes geräumt, und es gelang dem raſch nachfolgenden ſich auf dem Gipfel des Landgrafenberges feſtzuſetzen, wo er ſich im Laufe des Nachmittags bedeutend verſtärkte (das ganze Corps von Lannes, ſpäter auch die Garden). Zwar ließ der Fürſt Hohenlohe einige Brigaden ausrücken, um ihn wieder zu vertreiben, aber in dieſem Augenblick brachte der Obriſt von Maſſenbach den beſtimmten Befehl des Herzogs von Braunſchweig, in keinem Falle anzugreifen, und ſo bewendete es bei einem Tirailleurgefecht, das der Feind bis zur Nacht unterhielt, und dabei zwei vorliegende Gehölze beſetzte. Ehe wir zur Schlacht ſelbſt übergehen, iſt eine Ueberſicht der beiderſeitigen Streitkräfte erfoderlich. Die Ho-

henlohiſche Armee zählte ungefähr 40,000 Mann; davon bildeten am Schlachttage die Reſte des Tauenzienſchen Corps die Vordertruppen; ein Detaſchement unter General Holzendorf war zur Sicherung der linken Flanke bei Rödigen, zur Deckung der rechten die ſächſiſche Diviſion Nieſemeuſchel an der Schnecke aufgeſtellt, das eigentliche Corps de Bataille, die Diviſion Grawert mit einigen ſächſiſchen Bataillons und Escadronen ſtand gegen Vierzehnheiligen, das als Reſerve zu betrachtende Corps des Gen. Rüchel war noch zurück bei Mellingen. Die franzöſiſche Armee war gewiß 80,000 Mann ſtark; davon ſtand ſchon am 13. das Corps von Lannes und die Garde auf dem Landgrafenberge, das von Soult traf zwiſchen 8 und 10 Uhr des Morgens am 14. auf dem rechten Flügel deſſelben, das von Augereau ungefähr um dieſelbe Zeit auf dem linken ein, das von Ney rückte nach Mittag — ſo daß es noch Theil an der Schlacht nahm — auf den Landgrafenberg, das von Bernadotte erſchien ſchon früher über Zimmern auf dem äußerſten rechten Flügel, die Cavallerie unter Murat endlich langte noch zeitig genug an, um den eben erkämpften Sieg zu vervollſtändigen. Der General Tauenzien griff mit Tagesanbruch den Feind im dichten Nebel an. Nach einem zweiſtündigen heftigen Gefecht zurückgeworfen, zog er ſich zwiſchen 7 und 8 Uhr gegen Vierzehnheiligen zurück, die Diviſionen Nieſemeuſchel und Grawert waren indeſſen in die oben bemerkten Stellungen gerückt, und die Tauenzienſchen Truppen ſammelten ſich hinter der letztern, welche ungefähr 1000 Schritt hinter dem Dorfe, das Gros der Cavallerie auf dem linken Flügel, aufmarſchirt ſtand; der Feind war jenen zurückgehenden Truppen raſch gefolgt, und hatte ſich in Vierzehnheiligen geworfen. Das Detaſchement unter Holzendorf, ſeit 6 Uhr bei Rödigen aufgeſtellt, ward um dieſe Zeit von überlegenen Kräften zurückgedrängt, und zog ſich nach den Höhen von Stobra, wo es zwei Stunden lang vom Soultſchen Corps durch Tirailleurs hingehalten, dann über Buttelſtädt retirirte, als die Colonnen von Bernadotte ſich in ſeiner linken Flanke zeigten. — Der linke Flügel des Hauptcorps ward dadurch ganz entblößt. Die Diviſion Grawert rückte nun in eine Linie formirt bis auf Flintenſchußweite gegen Vierzehnheiligen, und beſtand dort ein mehrſtündiges blutiges Gefecht; ungefähr um 10 Uhr gelang es, die Franzoſen bis nach dem Dornberge zurück zu werfen. — Traf in dieſem Augenblicke das Rüchelſche — bereits zum Heranrücken befehligte Corps ein, ſo waren die glänzendſten Reſultate unzweifelhaft; da es aber immer noch nicht erſchien, der General Holzendorf um dieſe Zeit auch bereits verſchwunden war, ſo konnten die blutig errungenen Vortheile nicht verfolgt, es mußte ſogar der Angriff auf Vierzehnheiligen ſelbſt — in welchem ſich die Franzoſen gehalten hatten — aufgegeben werden. Die franzöſiſche Armee war während deſſen durch mehrere auf dem Schlachtfelde eingetroffene Corps ungemein verſtärkt worden, und ging ſchnell wieder zum heftigſten Angriff über; eine Colonne (Augereau) drang in den Iſſerſtädter Forſt *) und faßte ſo die rechte Flanke, eine

*) Der Forſt von Iſſerſtädt war ſchon früher, ehe die Colonne des M. Augereau daſelbſt eintraf, im Rücken des Grawertſchen Angriffs auf Vierzehnheiligen, von den Franzoſen beſetzt worden. Der F. H., dem es gemeldet wurde, wollte es nicht glauben. Es war (wo wir nicht irren) Suchets Abtheilung, die ſich dahin verirrt hatte und ſich ſtill hielt, weil ſie, im Rücken der Preußen, ſich abgeſchnitten glaubte.

Digitized by Google

weite (Lannes) drängte im Centrum über Vierzehnheiligen, eine dritte (Soult) drückte auf den linken Flügel und nöthigte die Cavallerie gegen Hermſtädt zurück zu gehen; zum Ueberfluß wurden in derſelben Richtung weiter hinaus zwei andere Colonnen (Bernadotte) ſichtbar. Dieſe Maſſen drangen mit dem heftigſten Feuer von allen Seiten ungeſtüm vor; die einzige Diviſion, die im mehrſtündigen Kampfe bereits ſehr viel verloren hatte, konnte einer ſolchen unverhältnißmäßigen Uebermacht nicht länger widerſtehen, ſie ging noch in Ordnung bis an Groß- und Klein-Romſtädt zurück, aber hier wurden die wenigen noch vorhandenen Batterien ſchnell demontirt oder genommen, und der ſchwache Reſt dieſer tapfern Truppen löſte ſich bald in einzelne Haufen auf, die in wilder Flucht zurückſtürzten (einigen ſächſiſchen Bataillonen gelang es, geſchloſſen zu retiriren, unter ihnen zeichnete ſich das Grenadier-Bataillon Winkel durch ruhmwürdige Standhaftigkeit aus). Die Diviſion Nieſemeuſchel war während deß, dem erhaltenen Befehle gemäß, in ihrer Poſition in der Schnecke ſtehen geblieben, ohne angegriffen worden zu ſeyn; bald nachdem das Hauptcorps von Vierzehnheiligen zurückgeworfen worden war, wendeten ſich aber feindliche Colonnen gegen ſie, deren erſter Angriff abgeſchlagen ward. So beſchäftigt bemerkte ſie weder die Niederlage der Truppen unter Grawert und ſpäter der von Rüchel, noch konnte ihr ein Befehl zum gleichzeitigen Rückzuge zukommen; die jetzt angekommene franzöſiſche Cavallerie hatte ſie bereits umgangen, als ſie erſt von der Lage der Dinge unterrichtet den Rückzug antrat. Ungeſtüm verfolgt war ſie in großer Ordnung auf der Chauſſee bis gegen Kötſchau gekommen, als ſie umringt und nach hartnäckigem Widerſtande gefangen ward; — die ihr beigegebene ſäch-

— Ein Aufſatz (von Jomini?) in einem der drei erſten Hefte der Pallas gibt darüber beſtimmte Auskunft. Bei dem erſten Angriff der franzöſiſchen Cavallerie auf das Plateau oberhalb der Schnecke, ging der Obriſte von Feilitzſch mit den drei Escadrons ſächſiſcher Carabiniers ihr entgegen, warf ſie in drei auf einander folgenden Attaquen, und ſchlug ſich durch. Die beiden Generale, Gebrüder von Zetzſchwitz, ſchloſſen ſich den drei Escadrons an und entkamen mit ihnen. Die beiden kleinen Trupps der Feldwachten blieben noch bei den Bataillonen, und hielten durch wiederholte Angriffe die franzöſiſche Cavallerie länger als eine ſtarke halbe Stunde zurück. Unterdeſſen waren die drei Escadrons des königl. preußiſchen Huſaren-Regiments Bila angekommen. Sie verſuchten einen Angriff auf der Seite von Schwabhauſen, wurden aber geworfen, und eilten über Kötzſchau davon; die beiden ſächſiſchen Feldwachten entkamen über Kappellendorf. Da das Rüchelſche Corps jetzt plötzlich verſchwand, ſtanden allein noch die neun ſächſiſchen Bataillone und das Bataillon Boguslawski auf dem Platze, und wurden, von allen Seiten umringt und durchbrochen, nach einer lebhaften aber nicht mehr geordneten Gegenwehr, theils aufgerieben, theils gefangen. Die ſächſiſche Cavallerie, mit welcher die Generale von Zetzſchwitz über die Ilm gingen, beſtand, außer den drei Carabinier-Escadrons, aus den Reſten der Dragoner-Regimenter, welche der Fürſt von Hohenlohe vorher zu dem Angriff bei Vierzehnheiligen hatte abrufen laſſen. Der Generallieutenant v. Polenz zog ſich mit ſeinem Dragoner-Regiment und drei Escadrons Huſaren, die zwiſchen Iſſerſtädt und Krippendorf gefochten hatten, mit Ordnung vom Kampfplatz zurück, und deckte einen Theil des Rückzuges der Preußen bis Sangerhauſen. Anmerkung von andrer Hand.

ſiſche Cavallerie *) ſchlug ſich unter General Zetzſchwitz, vereinigte ſich mit der übrigen, die deſſen Bruder führte, und ging über die Ilm. In dem Momente, wo die Diviſion Grawert aufgelöſt zurückſtürzte, marſchirte das Rüchelſche Corps auf dem Sperlingsberge bei Capellendorf auf, rückte, ohne auf das in ſeiner Nähe Vorgehende zu achten, eine Strecke vor (wobei ihm die ſächſiſche Cavallerie unter dem anderen General Zetzſchwitz die rechte Flanke deckte), und ward dann, von einer ungeheuern Uebermacht in der Front und beiden Flügeln angegriffen, nach kurzem aber höchſt blutigem Kampfe über den Haufen geworfen. Der General Rüchel ward ſchwer verwundet, die geſprengten Truppen folgten dem Zuge der Fliehenden gegen Weimar. Hier waren die ſächſiſchen Bataillone, welche mit der Diviſion Grawert gefochten, vor dem Webichtbuſche à cheval der Chauſſee aufgeſtellt, hinter ihnen wurden die zerſtreuten preußiſchen Truppen geſammelt (andre hatten bereits die Ilm, ſeitwärts Weimar, paſſirt). Da der Feind indeſſen auch hieher folgte, und beſonders viel Cavallerie zeigte, ſo ging alles über die Ilm, und ſetzte den Rückzug theils nach Erfurt theils nach Buttelſtädt fort. So war dann gegen Abend die Niederlage der Hohenlohiſchen Armee vollendet. In einzelnen Corps nach einander angegriffen, hatte ſie lange genug der großen Ueberzahl beharrlichen Widerſtand geleiſtet; die völlige Auflöſung, die nun erfolgte, war leider ſo unheilvoll als erklärlich, aber das Gefecht ſelbſt gar nicht ſo beſchämend, wie es von Ignoranten oder Uebelwollenden dargeſtellt worden. Die Infanterie hat mit ſehr geringen Ausnahmen ſehr brav gefochten, mehrere Bataillone waren faſt ganz vernichtet, einige haben ſich ganz vorzüglich ausgezeichnet, viele verloren über die Hälfte ihrer Offiziere; die Cavallerie, in Maſſe nirgend gebraucht, hat wenig Gelegenheit gefunden, es der Infanterie gleichzuthun, bisweilen auch die Erwartungen, die man von ihr hegte, und Bonaparte's Furcht nicht gerechtfertigt: die ſächſiſchen Reiter haben ſich beim Durchſchlagen durch den Feind ihres alten Ruhmes würdig bewieſen. Der erlauchte Führer endlich zeigte im heftigſten Feuer den beſonnenen Muth, den wir von den Rheinfeldzügen her an ihm kennen, er war wahrhaft eines beſſern Looſes würdig. Der Verluſt der preußiſch-ſächſiſchen Armee iſt nie genau bekannt worden, die Franzoſen gaben den ihrigen zu 1100 Todten und 3000 Bleſſirten an. — e.

* Jeruſalem. Wir wollen den gegenwärtigen Zuſtand dieſer weltberühmten Stadt zuerſt angeben, und dann kürzlich die Hauptpunkte ihrer Geſchichte erzählen. Sie liegt in Paläſtina und iſt dem

*) Die ſächſiſche Cavallerie, welche neben den neun ſächſiſchen Infanterie-Bataillonen auf dem Plateau oberhalb der Schnecke geſtanden hatte, war ſchon früher, ein Regiment nach dem andern, durch den Fürſten von Hohenlohe abgerufen worden, um die Angriffe bei Vierzehnheiligen zu unterſtützen, und nur drei Escadrons Carabiniers hatte er den Sachſen gelaſſen. Außer dieſen verſammelten ſich auch hier noch zwei Trupps von den Feldwachten der letzten Nacht, der eine von 39, der andere von 36 Pferden. Die ganze Fläche vorwärts von dem Dorfe Iſſerſtädt war dadurch entblößt worden, und der Generallieutenant v. Grawert hatte verſprochen, dieſe Lücke durch preußiſche Cavallerie und leichte Infanterie zu decken. Er ſchickte auch gleich das leichte Bataillon Boguslawski; drei Escadrons des Huſaren-Regiments Bila kamen erſt ſpät. A. v. a. H.

Baſcha von Damaskus unterworfen. Ihre Lage und Umgebungen nd öde und gebirgig. Am weſtlichen Abhang eines Baſalt-Berges, on Felſen und tiefen Thälern umgeben, iſt die Temperatur der Luft eit kälter, als man nach der geographiſchen Lage ſchließen ſollte. Der anze Umfang der Stadt iſt jetzt kaum eine halbe Meile. Obgleich e ziemlich hohe Mauern hat, ſo kann ſich Jeruſalem doch nicht ge-en einen Feind halten, weil die nahen Berge und Felſen es völlig eherrſchen. Die Stadt iſt unregelmäßig gebaut, und hat ſechs Thore, ie noch hebräiſche Namen führen. Die Häuſer ſind alle von Sandſtein, rei Stock hoch und ohne Fenſter im unteren Stocke. Dieſe todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypreſſen unterbrochen. Die anze Bevölkerung von Jeruſalem beläuft ſich auf 30,000 Menſchen. Darunter ſind 20 000 Chriſten von allen Secten, 7000 Muhammedaner nd nur wenige Juden. Chriſten und Juden tragen als Auszeichnung inen blauen Turban; das weibliche Geſchlecht ſieht mit ſeinen dich-en Schleiern und ſeinen weißen Gewändern wandernden Leichen ähn-ich. Auf den ungepflaſterten Straßen hat man beſtändig mit den ichteſten Staubwolken oder mit dem tiefſten Schmutze zu kämpfen. Kein frohes Geſicht begegnet uns. Keinen andern Ton hört man als en Galopp der Janitſcharen-Roſſe, die vielleicht von einem Plünde-ungszuge in der Wüſte zurückkehren. Keinen andern Anblick hat nan, als den jener verſchleierten weißen Geſtalten, der übermüthigen Türken und der ſtumpfſinnigen oder ſchwermüthigen Chriſten. Daß weder Wiſſenſchaften noch Künſte in dem jetzigen Jeruſalem blühen, ann man ſich bei dem Despotismus der Türken und dem finſtern Aberglauben der Chriſten leicht vorſtellen. Wenige Weberſtühle und einige Pantoffelmacher ſind Alles, was man zu den Fabrikarbeiten n Jeruſalem rechnen kann. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrſcheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, ſondern auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger ver-auft. Indeſſen bildet die Stadt für die Araber, ſowohl in Aegypten als in Syrien und Arabien, einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reiß über Acre ein. Doch hat dieſer Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlſtand der Einwohner. Uebri-gens ſind die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil, Wildpret vor-trefflich, und der Wein ſehr gut. Die Pilger eröffnen für die Ein-wohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jah-ren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Dieſe Beſuche der Pilger locken aber auch eine zahlloſe Menge von Bettlern an, die den Aufenthalt noch läſtiger machen. Jeruſalem hat einen Statthalter, einen Cadi oder Oberrichter, einen Comman-danten der Citadelle und einen Mufti, als geiſtliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt; die Citadelle, welche Davids Burg geweſen ſeyn ſoll, iſt ein durchaus gothiſches Gebäude. Auch nennt man ſie den piſaniſchen Thurm, weil die Piſaner ſie vielleicht während der Kreuz-züge erbaut haben. Alle Pilger wenden ſich an das große Franzisca-nerkloſter von San Salvador, worin ſie einen Monat lang umſonſt verpflegt werden. Außer dieſem gibt es noch 61 chriſtliche Klöſter in Jeruſalem, worunter das armeniſche das größte iſt. Sie erhalten ſich von milden Beiträgen, die meiſtens aus Europa ihnen zufließen; doch ſind ſie den unaufhörlichen Erpreſſungen von Seiten der türkiſchen Behörden ausgeſetzt. Die Kirche des heiligen Grabes iſt ſeit faſt an-

derthalb Jahrtauſenden der heiligſte Ort in Jeruſalem. Sie beſteht aus mehreren vereinigten Kirchen und ſoll auf dem Golgatha aufgeführt ſeyn. Man zeigt hier in einem reichgeſchmückten, großen, unterirdiſchen Gemach das Grab des Erlöſers mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiſerin Helena ſoll im 4ten Jahrhundert dieſe Kirche geſtiftet haben, nachdem ſie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben dort in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt. Der Tempel der Muhammedaner, den ſie für eines der größten Heiligthümer halten, und ihn zum Unterſchied der gemeinen Moskeen, wie den von Mecca, mit dem Namen El Haram bezeichnen, iſt ſehr prächtig. Keinem Chriſten oder Juden iſt erlaubt, in das innere Heiligthum zu treten. Dennoch wiſſen wir, daß dieſer heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden beſteht, von denen das eine, El Akſa, mit einer prächtigen Kuppel verſehen, und den herrlichſten Vergoldungen verziert iſt. Das andere Gebäude iſt ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Muhammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Coran, der 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit iſt. Jede Nacht werden in beiden Gebäuden 350 Lampen gebrannt. Noch ſieht man auf dem Oelberg eine chriſtliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilandes gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man ſieht außer manchen altiſraelitiſchen eine Menge griechiſcher und römiſcher Denkmäler, mehrere chriſtliche und beſonders gothiſche, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geſchichte dieſer Stadt verliert ſich in das allerfrüheſte Zeitalter. Ein Zeitgenoſſe des Abraham, Melchiſedek, wird ſchon 2000 vor unſerer Zeitrechnung König von Salem genannt; dies Salem ſoll das nachmalige Jeruſalem ſeyn. Dann beſaßen die Jebuſiter die Stadt, und als 1500 Jahre vor Chriſto die Iſraeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin dieſe Stadt zugetheilt. Doch ſcheinen in der Folge die Jebuſiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte ſie nach ſeinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon verſchönerte Jeruſalem ungemein, und ließ durch die kunſtreichen Tyrier den vielgeprieſenen Tempel erbauen. Unter ſeinen Nachfolgern ward Jeruſalem die Hauptſtadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward ſie erobert und geplündert, zuerſt von den Aegyptern, unter Rehabeam, dann von den Arabern, unter Joram, von den Syrern, unter Joas, von den Iſraeliten, unter Amazias, und wieder von den Aegyptern, unter Joſias, 611 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kadiſcha, die Heilige, erinnert, wie noch jetzt die Muhammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte ſich der chaldäiſche König Nebukadnezar, auch Nabopalaſſer genannt, unter dem jüdiſchen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jeruſalem, zerſtörte die letztere vom Grunde aus im Jahre 586 vor Chriſto, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geſchah unter Anführung ihrer Hohenprieſter Eſra und Nehemia, deren Nachfolger ſie eine Zeit lang beherrſchten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Beſuch in Jeruſalem abgeſtattet habe, iſt gewiß nur eine jüdiſche Sage, da Joſephus der einzige Bürge dafür iſt. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jeruſalem, und führte eine Menge angeſehe-

ıer Juden nach Alexandrien. Dann ſtand es eine Zeit lang, nach-
dem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit
der ſyriſchen Könige. Unter den Maccabäern wurden die Juden wie-
der auf eine Zeit lang frei, und wählten ſich eigene Könige. Einer
der letztern, Ariſtobulus, rief den großen Pompeius ins Land, und
o kam 64 Jahre vor unſerer Zeitrechnung Jeruſalem unter römiſche
Herrſchaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch
Hohepriester neben den römiſchen Statthaltern hatte, ſo veranlaßte
dies unabläſſige Meutereien, denen endlich Veſpaſian und Titus da-
durch ein Ende machten, daß ſie, nach einer fürchterlichen Belage-
ung, im Jahre 71, die Stadt erſtürmten, die Einwohner vertilgten
und Alles verwüſteten. So ſchien Jeruſalem gänzlich zu Grunde ge-
gangen zu ſeyn. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig
geblieben, theils ſammelten ſich nach und nach wieder die zerſtreuten
Juden, bauten ſich an, und empörten ſich von neuem gegen die Rö-
ner. Hierdurch erbittert, ließ Kaiſer Hadrian endlich im Jahr 118
Alles zerſtören, was Titus verſchont hatte. Er ließ eine neue Stadt
unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem
Juden erlaubt war. Conſtantin der erſte und ſeine Mutter Helena
zeigten dadurch ihre chriſtliche Frömmigkeit, daß ſie alle heidniſche
Denkmäler ausrotten ließen und viele neue chriſtliche Gebäude aufführ-
en. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wie-
derherzuſtellen, ſoll aber durch Ausbruch unterirdiſchen Feuers daran
verhindert worden ſeyn. Nun blieb die Stadt unter der Herrſchaft
der morgenländiſchen Kaiſer, bis Cosroes im Jahre 614 ſie mit ſei-
nen Perſern eroberte. Doch gewann der Kaiſer Heraklius im Frieden
628 die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und
brachte durch Sectenhaß den Patriarchen von Jeruſalem, Sophro-
nius, dergeſtalt gegen ſich auf, daß der Kalif der Araber, Omar,
im Jahre 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von
den Arabern ging die Herrſchaft an die Turkmanen über. Im erſten
Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1097 Jeruſalem. Es ward
ein eigenes chriſtliches Reich geſtiftet, dem aber die Türken ein Ende
machten.

Jeſuaten des H. Hieronymus oder Jeſusdiener hieß ein im
Jahre 1365 zu Siena entſtandener, wenig und nur in Italien ver-
breiteter geiſtlicher Orden, deſſen Glieder wegen ihres Handels mit
Arzneien und Branntewein Padri dell'aqua vita, Aquavitpatres,
genannt wurden. Im Jahre 1668 hob eine päpſtliche Bulle dieſen
unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jeſus Sirach, ſ. Sirach.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe einge-
rammter Pfähle, die oben mit horizontalliegenden Balken verbunden
werden, welches Lager ſodann von einem Joche zum andern eine Boh-
lenüberdeckung erhält.

* Johann (Bapt. Joſeph), Erzherzog von Oeſterreich, ſechſter
Sohn Kaiſer Leopolds II. und der Infantin Maria Louiſe, Carls III.,
Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20. Jan. 1782. Die Aus-
bildung ſeines Geiſtes und Gemüths verdankt dieſer treffliche Fürſt
mehr ſich ſelbſt als ſeinen Lehrern. Früh erwachte ſeine Neigung für
die Kriegskunſt, auf welche, wie auf die Geſchichte, er ſeine Studien
richtete. Vergebens hatte er gewünſcht, in den Jahren 1797 und 1799
den Krieg unter ſeinem ſieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nach-
dem dieſer ſich 1800 vom Commando zurückgezogen und Kray mehrere

Unfälle erlitten hatte, empfing der Herzog Johann den Oberbefehl, und zwar einer geſchlagenen Armee. Die erſte Vorrückung war glücklich, aber am 3. Dec. 1800 geſchah die entſcheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen koſtete den Oeſterreichern beinahe ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an dieſen Unglückstagen ungemeinen perſönlichen Muth, und bot alles auf, den Geiſt der Truppen neu zu beleben. Als der Lüneviller Frieden dieſen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur ſchönſten Blüthe erhobenen Ingenieurakademie zu Wien und Cadettenakademie in Wieneriſch Neuſtadt ernannt. Schon im September 1800 hatte er Tyrol bereiſet; er beſuchte es ſeitdem jährlich, und entwarf treffliche Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der feſten Plätze, für die Anlegung des Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im September 1805 der Krieg ſeinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog Johann mit dem Auftrage nach Tyrol, dort und in Vorarlberg die Milizorganiſation in ſchnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er das Armeecorps in Tyrol, das die Baiern beim Paſſe Strub ſchlug, und die Scharnitz heldenmüthig, wiewohl vergebens vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marſchirte, faßte der Erzherzog den genialen Entſchluß, über Salzburg ſich auf die feindlichen Communicationen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenaſſy hinderte ihn daran. Er vereinigte ſich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, deſſen Abſicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Auſterlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Johann Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenſtande gemacht. Die erſtern beſtimmte er der Univerſität Innsbruck, die ihn zu ihrem beſtändigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verluſt Tyrols wendete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf die noriſchen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorſatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reiſen galten jetzt dieſer Alpenkette. Fürſtlich von ihm unterſtützt durchzogen Naturforſcher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, deſſen Gemälde in geſchichtlicher, ethnographiſcher, ſtaats- und landwirthſchaftlicher Hinſicht möglichſt vollkommen ans Licht treten ſollte. Als bald nach dem Tilſiter Frieden Oeſterreichs neue Rüſtungen begannen, arbeitete der Erzherzog beſonders an einem Syſtem des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Inneröſterreich. Unter ſeinem Vorſitze wurden die großen Maßregeln der Reſerven und der Landwehr beſchloſſen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu der ruhmvollen Tyroler Inſurrection. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er die nach Italien und Tyrol beſtimmte Armee von Inneröſterreich. Er ſiegte bei Venzone, Pordenone, ſchlug bei Sacile den Vicekönig Eugen aufs Haupt, und war bis an die Etſch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünſtig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entſchied den weitern Rückzug. Jellachichs Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenſtehenden Feinde einzeln zu ſchlagen, die verlorene Verbindung mit Tyrol zu eröffnen, Inneröſterreich zu befreien und durch einen Marſch gegen Wien Napoleon zu Detaſchirungen zu nöthigen.

Digitized by Google

Am 14. Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungariſchen Inſurrection. Er zog ich nach Comorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte r Befehl, ſich mit dem äußerſten linken Flügel des Erzherzogs Carl u vereinigen. Die Unmöglichkeit, dieſen Befehl in der gegebenen Zeit zu vollziehen, verurſachte den Verluſt dieſer großen und entſchei- ɔenden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er ſich ganz ſeinem Beruf als General-Geniedirector und Vorſteher der beiden Akade- nien, wie auch der Gründung des ſchon oben erwähnten National- Muſeums, welches ſeinen Namen trägt. Im Feldzuge von 1815 rhielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er beſuchte zuvor Ita- ien, wo er in Mailand als Stellvertreter des Kaiſers die Huldi- ɔung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung on Hüningen, erzwang die Uebergabe in kurzer Zeit, und ordnete ie Zerſtörung dieſer gefährlichen Feſtung an. Darauf ging er nach Paris, beſuchte England, und kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Bra- ilien und den beiden Algarbien, geb. den 13 Mai 1767, vurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, ſeiner Mutter, Iſa- elle Franciska, als Prinz von Braſilien, Director der Regierung in Portugal den 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Septem- er 1796, und wirklicher Regent den 15. Juli 1799. Er ſchiffte ſich iebſt ſeiner Familie, als Junot vor Liſſabon erſchien, nach Braſilien in, und landete den 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Braſilien zu einem Königreich, und vereinigte ſeine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode ſeiner Mutter, en 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte ſich 1790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Toch- er. Sein Sohn, der Kronprinz Peter, ward vermählt den 13. Mai 1817 mit Leopoldine, Franz I., Kaiſers von Oeſterreich, Tochter. Seine zweite Tochter, Maria, ward 1816 die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, und eine dritte die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Dieſer Monarch war bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England nicht im Stande, eine ſtrenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 er ſpaniſchen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung er Pyrenäen überlaſſen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden und 1796 einen Bund geſchloſſen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab ſich deswegen unter Eng- ands Schutz. Endlich bewog Bonaparte den ſpaniſchen Hof zu ei- nem ernſtlichen Angriffe auf Portugal, und dieſes mußte im Frieden u Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück on Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem Tilſiter Frieden be- nügte ſich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher ſeine Neutralität erkauft, ſondern verlangte von ihm, r ſolle ſeine Häfen den Engländern ſchließen, alle Engländer in Por- ugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erſte Forderung erfüllte (weshalb eine brittiſche Flotte ſofort die Häfen von Portugal ſperrte), ſo erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien ſeit 1808), und ein franzöſiſch-ſpaniſches Heer rückte in Portugal ein. Nun entſchloß ſich der Prinz Regent, was ſchon 1800 ihm vorgeſchlagen worden war, ſeinen Hof nach Braſilien zu verſetzen. Der engliſche Geſandte, Viſ-

count Strangford, und der brittiſche Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, ſo daß die königliche Familie, nachdem der Prinz Regent, auf die Dauer ſeiner Abweſenheit bis zum allgemeinen Frieden, den 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergeſetzt hatte, den 27. ſich einſchiffte, und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienſchiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajus ſegelte, im Angeſichte des Vorzugs von Junots Heer, das am folgenden Tage in Liſſabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauſes Braganza, wurden die Fahnen von Braganza herabgeriſſen und durch franzöſiſche Adler erſetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugieſiſche Flotte im Angeſichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendeten das Entſetzen der Portugieſen und ihre ſtarre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und ſchloß ſich enger als je an England an, das ihm ſein europäiſches Königreich, von der Tapferkeit des portugieſiſchen Heeres und der Begeiſterung des Volks kräftig unterſtützt, wieder eroberte, ſeitdem aber durch den Marſchall Beresford einen entſchiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieſes Landes ausübt. Auch in Amerika eroberten die Portugieſen das verlorene Guiana wieder, und beſetzten das franzöſiſche; doch gab der König letzteres im Jahr 1817 an Frankreich zurück. Unterdeſſen wandte das aufgeklärte Miniſterium des Prinzen Regenten viel Sorgfalt auf die Cultur Braſiliens. Die Inquiſition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sclaverei gemindert, und die Anſiedelung europäiſcher Künſtler, Manufacturiſten, Kaufleute und Landbauer befördert. Auch nahm es an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufſtand der ſpaniſchen Colonien in Süd-Amerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Plataſtroms militäriſch zu beſetzen. Spanien empfand dies ſo übel, daß es die Vermittelung Oeſterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugieſiſchen Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, gerichtete Erklärung, Paris den 26. März 1817, den Hof von Braſilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. In demſelben Jahre drohte ein Aufſtand in Pernambuc, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden ſollte, weiter um ſich zu greifen; allein die Stadt wurde zu Lande und Waſſer angegriffen, und während die Inſurgenten im freien Felde geſchlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeſeite in Beſitz. Martinez nebſt mehreren andern wurde hingerichtet. Eine um dieſelbe Zeit in Liſſabon gegen die daſelbſt beſtehende Regentſchaft entdeckte Verſchwörung wurde durch die Hinrichtung der Verſchwörer unterdrückt. (S. d. Art. Freyre Gomez.) Seitdem ſcheint es, als ob der Hof von Braſilien den gerechten Wünſchen der Portugieſen mehr Aufmerkſamkeit ſchenken wolle.

Jomini (Baron Henri), Generallieutenant und Adjutant des Kaiſers Alexander, ein ausgezeichneter militäriſcher Schriftſteller, geb. zu Payerne im Waadtlande um das J. 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. Auguſt 1792 die Auflöſung dieſer Truppen herbeiführte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Obriſtlieutenant bei der Landmiliz, als Ney 1802 eine Sendung in das Waadtland erhielt, wo er Jomini kennen lernte

und ſeitdem deſſen Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein Pariſer Handelshaus; aber ſeine ganze Muße weihte er ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im Jahre 1804 der Druck ſeines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei ſeinem Generalſtabe anſtellte. Am Ende des Jahres 1805 ward er in Dienſtſachen nach Wien zum Kaiſer Napoleon geſandt, dem er die beiden erſten Bände ſeines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfaſſer zum Oberſten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalſtabe des Marſchalls Ney, die Feldzüge 806 und 7 in Preußen und Polen mit, wurde Brigade-General und Baron, folgte dann dem Marſchall Ney nach Spanien, wo er an den Feldzügen 1808 und 1809 Theil nahm, trat in der Folge in den Ober-Generalſtab des Marſchall Berthier, hatte aber mit dieſem einige Streitigkeiten, weshalb er ſeinen Abſchied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab ſich aber in die Schweiz, und wurde erſt 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angeſtellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er bei dem Ober-Generalſtabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachſen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes von Pleiſchwitz verließ er heimlich das Heer in Schleſien, und ging den 14. Auguſt zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Diviſions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum Generallieutenant und zu ſeinem Adjutanten. Als ſolcher kämpfte er mit gegen die Franzoſen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in ſeiner Geſchichte dieſes Krieges ſo beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn ſchrieb und Genugthuung verlangte. Da er dieſe nicht erlangen konnte, ließ er die deshalb gewechſelten Briefe drucken (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813). Jomini befand ſich 1815 im Gefolge des Kaiſers Alexander in Paris, wo er von Ludwig XVIII. das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erſte Ausgabe ſeines oben genannten Werks erſchien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2 vol. 8. m. e. Atlas, Paris 1805; die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder Relation critique et comparative des campagnes de Frédéric et de Napoléon. Die dritte Auflage erſchien 1817. 8. vol. 8. mit 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundſatze von der Zuſammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Koſten Friedrichs des Großen, des erſten unter den neuern Tactikern, zu ſehr erhoben. Doch bleibt ſein Werk für die Kriegsgeſchichte ſchätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsminiſteriums und andern Amtsquellen geſchöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Loyd und Tempelhof genommen. Kürzlich iſt von ihm erſchienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817, und in den europäiſchen Annalen 1817.

Jordan (Camille), in der Revolution als freimüthiger Staatsredner bekannt, gegenwärtig ſeit 1817 Staatsrath Ludwigs XVIII., geb. zu Lyon 1769, zeigte in ſeiner Jugend vielen Eifer für die catholiſche Religion. Er trat im März 1797 als Deputirter des Rhône-

departements in den Rath der Fünfhundert ein. Hier hielt er unvorbereitet eine kräftige Rede zur Vertheidigung ſeiner Vaterſtadt, die man als den Brennpunkt der Gegenrevolution anſah. Den 17ten Jul. legte er ſeinen bekannten Bericht über die Kirchenpolizei ab, und verlangte allgemeine Freiheit des Gottesdienſtes, ſo wie den Gebrauch der Glocken auf dem Lande, was in Caricaturen lächerlich gemacht wurde. Darauf ſprach er gegen das Directorium, welches Truppen nach Paris zog, und erhob ſich kräftig gegen die Anarchiſten, Jacobiner, vor allen gegen die Orleans'ſche Faction, die er das verborgene Triebrad aller Ränke nannte. Am 18. Fructidor (5. Sept. 1797) ward er zur Deportation verurtheilt; allein er entfloh, und erhob gegen jene Gewaltthat öffentliche Beſchwerde, in ſ. Schrift: Camille Jordan, député du Rhône, à ses commettans, sur la révolution du 18. Fructidor 1797, Hamb. 1798. Erſt im Febr. 1800 erlaubte man ihm zurückzukommen, und er lebte unter Aufſicht zu Grenoble. Darauf gab er in Paris 1802 die Flugſchrift: Vrai sens du vote national sur le consulat à vie, heraus, in welcher er mehr als je republikaniſche Grundſätze an den Tag legte. Die Polizei ließ die Schrift wegnehmen. Nun nannte ſich Jordan öffentlich als den Verfaſſer. Er ward deswegen von Bonaparte nicht angeſtellt, ſondern lebte zurückgezogen in Lyon bis 1814. In dieſem Jahre erklärte er ſich für die Rückkehr der Bourbons, und ging als Deputirter des Municipalraths von Lyon, den 5. März zum Kaiſer von Oeſterreich nach Dijon, vorgeblich um der Stadt Erleichterung von Kriegslaſten zu verſchaffen, insgeheim um die Geſinnungen des Kaiſers in Anſehung der Bourbons zu erforſchen. Allein die Deputation erfuhr hierüber nichts. Hierauf nahm Jordan den 8ten April an der Sitzung Theil, in welcher der Municipalrath von Lyon Ludwig XVIII. als König von Frankreich ausrief, und gehörte zu der Deputation, welche dieſen Beſchluß dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs, mittheilte. Der König erhob ihn im Auguſt 1814 in den Adelſtand und gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1815 wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums von Lyon ernannt; im Jahr 1816 ging er nach London, um eine Erbſchaftsſache der Stadt Lyon bei der britt. Regierung zu betreiben. Darauf wurde er Präſident des Wahlcollegiums des Ain-Departements. Allein die Wahl der Deputirten für die Kammer von 1817 kam wegen Uneinigkeit nicht zu Stande; doch wurde Jordan gewählt. Er ſtimmte ſtets als Deputirter im Sinne der Mehrheit, z. B. für das Wahlgeſetz, gegen die Preßfreiheit der Journale und für das Budget. Damals wurde er an die Stelle des Herrn Benoiſt in den königl. Staatsrath berufen.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiſer Juſtinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsſtand und wird fälſchlich als Biſchof von Ravenna aufgeführt. Er hat ſich als Hiſtoriker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk De Gothorum origine et rebus gestis, und ſeine Chronik De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, ſind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbariſchem Latein geſchrieben. Sie finden ſich in Muratori's Scriptt. rerum ital.

* Joſeph I., deutſcher Kaiſer, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. Jul. 1678 geboren, und empfing ſchon 1687 die ungariſche und 1687 die römiſche Königskrone. Im J. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Nie-

Niederlanden, Ungarn, Deutſchland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürſt von edler Geſinnung, aber zu weniger Thätigkeit, daher man keine großen Thaten von ihm rühmen kann. Um das deutſche Reich machte er ſich vornehmlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Proteſtanten erfreuten ſich unter ſeiner milden Regierung der Toleranz und mehrerer Freiheiten. Er ſtarb den 17. April 1711.

Journal, ſ. Buchhalterei.

Jouy (Victor Etienne de), Mitglied der zweiten Claſſe des Inſtituts, und ſeit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie françoiſe, ein fruchtbarer dramatiſcher Dichter und geiſtvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Verſailles 1769, war in ſeiner Jugend Soldat, diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Capitän, und machte 1791 mit Auszeichnung ſeinen erſten Feldzug als Adjutant des Gen. O-Maran. Als dieſer 1794 auf dem Blutgerüſte ſtarb, rettete ſich Jouy durch die Flucht, und lebte 8 Monate mit dem Marq. de Montesquiou zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, und diente als Adjutant général und Chef des Generalſtabes in der Armee von Paris. Er trug am 2. Prairial zum Siege des Convents über die Terroriſten bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obſiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris ins Gefängniß. Zwar erhielt er bald ſeine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen angeblich verdächtiger politiſcher Verbindungen mit dem engliſchen Friedensunterhändler Lord Malmesbury, verhaftet. Nach ſeiner Loslaſſung nahm er ſeinen Abſchied, 1797, und bekam, ſeiner Wunden und langen Dienſte wegen, Penſion. Darauf ſtellte ihn der Präfect des Dyle-Departements, zu Brüſſel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er weſentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy ſeine Stelle auf, und lebt ſeitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Veſtalin, componirt von Spontini (1802), erhielt den Preis vom Inſtitute. Eine Parodie auf dieſe Oper erſchien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte ſich ſelbſt parodirt. Noch dichtete er die Opern: les Bayadères; les Abencerages; Fernand Cortez, u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerſpiel Tippo Säeb, 1813; und mehrere Vaudeville-Comödien, unter andern (zugleich mit Longchamp), Comment faire, ou les épreuves de Misantropie et Repentir, 1799; l'Avide Héritier, in Proſa, 5 Acten u. a. m. Als Redacteur und Mitarbeiter bei mehreren Journalen, z. B. dem Mercure, wußte er ſeinen Beiträgen eine ſo anziehende dramatiſche Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete ſeinen leichten und witzigen Humor auf die Darſtellung der Sitten des Tages. Dieſe Schriften, die eben ſo anziehend geſchrieben ſind, als ſie von einem feinen Beobachtungsgeiſte zeugen, obwohl der Vf. Perſonen, die andere politiſche Meinungen als er haben, zu ſehr als Caricaturen zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiana 3 vol. (Paris 1816), den der Verf. ſelbſt ins Engliſche überſetzt hat. Vorzüglich gefiel ſein Hermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl. The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch ſchrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl. Paris chitchat, or a view of the society); ferner: Jeux de (12) cartes hiſtori-

ques; und im J. 1818 ſeine 22ſte Schrift: den Hermite en province, vol. 1. Jouy bekennt ſich in dieſen Schriften ganz zu der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts, und iſt ein Bewunderer Voltaires. Revolutionär war er nie. Seit 1818 iſt er Mitarbeiter an der Minerva, die in dieſem Jahre an die Stelle des Mercurs trat.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäſar hielt, und erſt nach einem hartnäckigen Kampfe, nicht ohne bedeutenden Verluſt von dieſem endlich in Africa bei Thapſus beſiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäſar im Triumph aufgeführt, anſtändig erzogen, und ſpäterhin von Auguſtus zum Beherrſcher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Er ſchrieb über Africa und Arabien, was der ältere Plinius benutzte.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, in Handel und Wandel knickern u. ſ. f. In der Schauſpielerſprache bedeutet es einen jüdiſchen Dialect oder auch Jargon ſprechen (ſ. dieſe beid. Art.). Dieſer Dialect den der Jude ſelten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß er an komiſche Eigenheiten dieſer Nation mahnt, und ſelbſt eine iſt, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauſpieler das Studium deſſelben empfiehlt. Ihn nach Bedürfniß der Rolle, der Localität u. ſ. f. zu behandeln, um bald zu verſtärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländiſcher Naturmäßigkeit zu geben und bald zu idealiſiren, ſind Fertigkeiten, in deren Gebrauch ſich der Künſtler auszeichnen kann. Iffland gab ihn als Shylock in Shakſpeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunſt. Man hörte keinen Berliner, keinen Wiener, keinen Breslauer, keinen Hamburger Juden; man hörte aber doch den Juden, der Dialect war poetiſch univerſaliſirt, und der Künſtler vermied es glücklich, durch ihn komiſche Nebenideen anzuregen, wo ſie der ernſten Bedeutung dieſes Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von ſelbſt verſteht ſich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz iſt. Leſſings Nathan z. B. würde auch durch den leiſeſten Anflug von Dialect unendlich leiden. A. Mnr.

† Juden. Ueber die Anzahl der Juden in Europa hat man vom Jahr 1817 folgende ſtatiſtiſche Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Cracau 2500, Oeſterreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, Deutſche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, zuſammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering iſt, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte, und die deutſchen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die ſchwarzen Juden in Oſtindien ſind Eingeborne und Sclaven, die das Judenthum angenommen haben. In Rußland iſt aus den Juden, die das Chriſtenthum annehmen, 1817 eine beſondere Gemeine Iſraelitiſcher Chriſten (ſ. d. Art.) mit großen Vorrechten gebildet worden. E.

Judenſchule, ſ. Synagoge.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, der vorzüglichſte von Raphaels Schülern und Gehülfen. Er war 1492 zu Rom geboren. Von wem er ſeinen erſten Unterricht empfangen habe, iſt unbekannt. Da er, ſo lange Raphael lebte, ſtets bei und unter dieſem arbeitete, ſo war er genöthigt ſich nach deſſen Anordnungen und Vorſchriften zu richten. Nachher aber folgte er ſeinem angebornen Genius, der ſich zum Schrecklichen und Gewaltſamen hinneigte, und legte

den erſten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Conſtantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wohl geglaubt hat, um dem Zorne des Papſtes über die von ihm entworfenen und von Raimondi geſtochnen unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn dieſe erſchienen ſpäter, ſondern auf die Einladungen des Grafen Caſtiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung ſeines Geiſtes, ſowohl in der Architektur als Malerei. Der Pallaſt del Te wurde ganz von ihm oder unter ſeiner Aufſicht von ſeinen Schülern verziert. Durch ſeine Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundſätze Raphaels in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode im J. 1546 ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er ſtarb ebenfalls ſchon in demſelben Jahre. So lange Julius Romanus ſeinem Lehrer nachahmte, zeigte er ſich beſonnen, lieblich und gefällig in ſeinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungeſtüm ſeiner Einbildungskraft ſich überließ, ſetzte er durch die Kühnheit ſeines Styls, durch die Großartigkeit ſeiner Zeichnung, durch das Feuer ſeiner Compoſitionen, durch die Hoheit ſeiner poetiſchen Ideen, durch die Kraft ſeines Ausdrucks in Erſtaunen. Man bewundert dieſe Eigenſchaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Pallaſt del Te) und in den Schlachten Conſtantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachläſſigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verſtanden, daß in ſeinen Köpfen zu viel Einförmigkeit herrſche, daß ſein Colorit zu ſehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meiſter mehr Geiſt und Kenntniſſe in ſeine Gemählde gelegt. Seine ausgezeichnetſten Schüler waren Raphael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battiſta Montovano.

*Junius (Briefe des), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der politiſchen Literatur der Engländer und in der Geſchichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigſte Libelliſt der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (ſie erſchienen ſämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab), die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamten, die Tribunale, das Parlament, endlich die Perſon des Königs ſelbſt, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungsloſigkeit an. Mit Talenten und Kenntniſſen vom erſten Range, einer nie übertroffenen und ſelten erreichten Beredtſamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, wußte dieſer Unhold — deſſen Name ein nun ſchon fünfzigjähriges Geheimniß iſt — zwei Jahre lang das brittiſche Publicum in fortdauernder Spannung zwiſchen Luſt und Schrecken, zwiſchen Bewunderung und Abſcheu zu erhalten. Ein Prozeß gegen den Herausgeber, vor der Kings-Bench im J. 1770, deſſen Verhandlungen endlich niedergeſchlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhauſe über den Libellproceß (ſo nennt man in England das Einſchreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt, und erſt im J. 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entſchieden wurde, daß die Jury, in Criminalprozeſſen gegen Libelle, über ſämmtliche in der Anklageacte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtſchuldig zu geben berechtigt ſey. Seitdem entſcheidet in England nicht das Geſetz, ſondern die Jury über den libelliſtiſchen oder nicht libelliſtiſchen Charakter einer publicirten Denkſchrift, und zwar nach einer Obſervanz der Gerichts-

höfe, ohne dabei auf die factiſche Wahrheit der libelliſtiſchen
Behauptungen Rückſicht zu nehmen. (S. v. Genz in den Jahrb.
d. Literat. Wien 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Ju-
nius, welche auf dieſe Art in der Geſchichte der engl. Preßfreiheit Epoche
machten, erſchienen in einer Sammlung zuerſt 1772, welche bloß
die im Public advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollſtän-
diger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma
Junius gedruckten Briefen vermehrt, im J. 1812 in 3 B. 8vo. Wood-
fall's Sohn gab ſie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus ſeines Va-
ters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeit-
folge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die
voll heftiger politiſcher Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtſam-
keit den geprieſenſten unter den Junius-Briefen gleichkommen, und
einen Zeitraum von 5 Jahren umfaſſen, iſt der früheſte, mit Pub-
licola unterzeichnet, vom 28. April 1757; andre aus dem J. 1768
mit Lucius, Brutus, Nemeſis und anderen Namen; die ſpätern nach
1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegsſecretär Lord Barring-
ton enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemeſis. Seit
dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verſtummt. Ohne einen
Commentar ſind dieſe Briefe jetzt ſelbſt Engländern nicht mehr ver-
ſtändlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whig-
familien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tory's, ſo
wie die Urſachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den
Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war.
Junius richtete ſeine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Graf-
ton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington
u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geſchont. Selbſt
den Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius per-
ſönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen
ſeiner Zeitgenoſſen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig
Andern, hat er von Allen übel geſprochen. Uebrigens dachte und
ſchrieb Junius trotz ſeines republikaniſchen Cynismus, ganz in dem
monarchiſchen Geiſte der brittiſchen Verfaſſung: ſo betrachtete er den
Widerſtand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glän-
zendſten trat er auf in dem Streite über die Middleſex-Wahl für
John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal
vom Unterhauſe ausgeſtoßen wurde. In Hinſicht auf ſeine Schreib-
art wird er allgemein als einer der erſten Proſaiſten Englands ange-
ſehen. Sie iſt gedrängt, zuweilen epigrammatiſch, aber nie unklar,
im Ausdruck ſicher und feſt, ſparſam in Metaphern, und gewöhnlich
ohne Schmuck; dabei ſorgfältig genau. Uebrigens ſcheint dieſer poli-
tiſche Sonderling, ohne Zweck und Leidenſchaft, bloß um einem fin-
ſtern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte
Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, ſein
großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgeſtellten
Männer, oft in ſataniſchen Caricaturen, gerichtet zu haben. Von
Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der ſeinen Namen nie
erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein ſchön gebundenes Exem-
plar der Sammlung ſeiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur un-
erlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er
ihm abfoderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl ſeines
Frevels, Worte wie Dolchſtiche im Finſtern gebraucht zu haben, Wi-
derſprüche endlich in ſeinen Anſichten und Behauptungen, erklären es,
warum Junius alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publikum

über deſſen Meinung er eine Art von unſichtbarer Dicatur ausübte,)er keine andre Macht im Staate mehr gewachſen zu ſeyn ſchien) erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über die Perſon des verkappten Libelliſten. Erſt ſeit der vo.ſtändigen Ausgabe ſeiner Briefe von 1812 weiß nan, daß alle dieſe Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei anonyme Schriften im Jahre 1817: The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817) einen noch lebenden, n England ſehr geachteten Mann als Verf. dieſer Briefe. Sir Philipp Francis (ſeit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Haſtings Beiſitzer des hohen Raths von Oſtin)ien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geſchäftsmann, und obgleich meiſtens in Verbindung mit der Oppoſition, doch von dem Miniſterium geſchätzt und oft zu Rathe gezogen, ſoll der wahre Junius ſeyn. Für dieſe Vermuthung haben ſich die Herausgeber des Edinburgh Review ſehr günſtig erklärt; allein dem Verf. des (dieſem Artikel zum Grunde liegenden) Aufſatzes über die Junius-Briefe (Ritt. v. Genz) n den Jahrb. d. Literat. Wien 1818, I. 255, welcher Proben und hiſtoriſche Erläuterungen der Briefe enthält, ſcheint dieſe Meinung nicht gegründet, weil ſich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius ſeine Zeitgenoſſen erſchütterte, vernehmen läßt.

† Juſſieu. Noch lebt ſein Neffe Antoine Laurent de Juſſieu, Arzt, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris und der königl. medicin. Schule. Im Jahre 1804 erſtattete er einen Bericht über die Reſultate der Reiſe des Capit. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er ſich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Periſperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er ſeinen Rapport de l'examen du magnétisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botaniſchen Garten zu Paris) erſchienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1795 ſchrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Juſtinus, ein bekannter lateiniſcher hiſtoriſcher Schriftſteller, über deſſen Herkunft, Leben und Zeitalter man ſehr ungewiß iſt. Wahrſcheinlich aber iſts, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrhundert gelebt habe. Er machte einen Auszug aus der Geſchichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Auguſtus lebte, und deſſen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geſchichte von den älteſten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich über die macedoniſche Geſchichte abhandelte, und daher auch die Ueberſchrift führte: Philippiſche Geſchichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen (denn das Hauptwerk ſelbſt iſt verloren), fanden ſich in dem Buche mehrere grobe Fehler, beſonders in der jüdiſchen Geſchichte; indeß fand doch dieſer Auszug (der übrigens eben ſo überſchrieben und eingetheilt iſt, wie jenes Werk), weil er in der Kürze ſo vieles Merkwürdige der alten Geſchichte zuſammenfaßt, und dadurch ſich vor andern, an ſich weit vorzüglichern geſchichtlichen Werken auszeichnet, Beifall, und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen

geleſen. Die Darſtellung iſt im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich ganz edle Einfachheit und claſſiſche Correctheit fehlt, die das Werk des Meiſters bezeichnen. Neuere gute Ausgaben ſind die von Fiſcher (Leipzig 757) und Wetzel (Liegnitz 806). Deutſch mit Anmerkungen von Oſtertag.

K. *)

K, der eilfte Buchſtabe des deutſchen Abc, ein harter Gaumenlaut.

Kabris (Joſeph), Prinz von Nukahiwa, aus Bordeaux. Als Matroſe wird er von den Engländern kriegsgefangen, erhält aber die Erlaubniß, mit einem Wallfiſchfänger in die Südſee zu gehn. Sein Schiff ſcheitert an den Küſten von Nukahiwa (ſ. d. Art.). Schon ſchwingen die Anthropophagen die Keule über ihn, um ihn zu verzehren, als die junge Valmaica, die Tochter des Königs, ſein Leben ſich erbittet. Sie wird bald darauf ſeine Gemahlin, weshalb ihn der König eigenhändig zum Prinzen vom Hauſe tättowirt, und ihn zum Oberrichter der Inſel ernennt. So lebt er 9 Jahre in großem Anſehn, als glücklicher Familienvater. Da landet Kruſenſtern (ſ. d. Art.). Einſt ſchläft er auf dem ruſſiſchen Schiffe, — ſo erzählt er, — man ſegelt ab, und entführt ihn. Er kommt nach Petersburg, wird Schwimmmeiſter bei der kaiſerlichen Seeſchule, kehrt 1817 nach Frankreich zurück, wird Ludwig XVIII. vorgeſtellt und dem König von Preußen, der damals in Paris war, läßt ſich für Geld ſehn, und begibt ſich nach Bordeaux, um von hier nach Nukahiwa zurückzukehren. Er iſt in ſeinen Mittheilungen offen und verſtändig, und keinesweges ein bloßer Gascogner.

Kaleidoscop, Schönbilderzeiger, iſt ein von D. Brewſter in Edinburg neu erfundenes katoptriſches Inſtrument. In einem inwendig ſchwarz gefärbten Rohr von 8 bis 9 Zoll Länge und 20 bis 24 Linien Durchmeſſer befinden ſich zwei Spiegel, welche durch die ganze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel geſtellt ſind, welcher den vierten, achten, zwölften oder ſechzehnten Theil der Kreisperipherie ausmacht. Das Okularglas, welches unmittelbar an den Spiegeln anliegt, ſo wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, ſind Plangläſer; in einer Entfernung von 1/2 bis 1 Zoll von letzterm befindet ſich ein matt geſchliffenes Glas. Zwiſchen dieſe beiden Gläſer legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter u. dgl. von beliebiger Geſtalt. Da nun dieſe Gegenſtände, ſo unordentlich ſie auch unter einander liegen mögen, dem Auge ſtets in regelmäßiger Form und zwar ſo vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegeneinander ſtehn, in der Kreisperipherie enthalten iſt, erſcheinen, und eine eben ſo vielſpitzige arabeskenartige Figur bilden, welche ſich verändert, ſo oft jene ſie erzeugenden Gegenſtände eine andre Lage gegen einander annehmen, ſo daß beim bloßen Umdrehen des Inſtruments ſich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus dieſem hervorgehend, bald um den Rand und aus dieſem aufſteigend, in ſtetem Wechſel erzeugen; ſo kann dies Inſtrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung,

*) Die unter dieſen Buchſtaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

ſondern auch dem Zeichner von Roſetten, Arabesken und Muſtern für allerlei Zeuge zu einer unerſchöpflichen Fundgrube dienen. Sehr zweckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoſcop mit einem Statif verſehen, um die entſtehenden und bei jeder Bewegung ſich verändernden, nie aber auf dieſelbe Weiſe wiederherzuſtellenden Bilder für den Zeichner ſicherer feſtzuhalten.

Kalkreuth (Friedrich Adolph Graf von), preußiſcher Feldmarſchall, Ritter des ſchwarzen und rothen Adlerordens u. ſ. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor ſeinen Vater früh, wurde 1747 von ſeiner Vormundſchaft in das Seminar der mähriſchen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine franzöſiſche Erziehungsanſtalt nach Berlin und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächſt als Volontär-Offizier bei der Garde du Corps angeſtellt und avancirte zum Lieutenant. Im ſiebenjährigen Kriege diente er mit Auszeichnung als Adjutant des Prinzen Heinrich. Er ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenſtand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit. Den 8. Oct. 1792 hatten er und der Herzog von Braunſchweig eine Zuſammenkunft mit den franzöſiſchen Generalen Labaroliere und Galbaud, in der Nähe des von den Preußen eroberten Verdün. Man konnte aber über die Räumung dieſes Platzes ſich nicht vereinigen; doch drei Tage ſpäter traf der General Kalkreuth mit dem General Dillon deshalb eine Uebereinkunft. Im Jahre 1793 belagerte Kalkreuth Mainz, und unterzeichnete den 22. Juli die Capitulation dieſer Feſtung. Zu dem Siege Möllendorfs bei Kaiſerslautern den 23. Mai 1794 trug er weſentlich bei, indem er die gegen Pirmaſens vordringende franzöſ. Heerabtheilung gänzlich ſchlug. Er vertrieb hierauf die Franzoſen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzoſen Trier einnahmen, legten dies die öſterreichiſchen Feldherren den Preußen zur Laſt. Der General Kalkreuth rechtfertigte dagegen die preußiſche Armee durch eine öffentliche Anzeige vom 25. Auguſt, daß, nach einer am 26. Juli getroffenen Uebereinkunft, Trier gar nicht zur Defenſionslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwohl Trier zu Hülfe geeilt wäre, aber es nicht habe retten können, weil die Oeſterreicher den Platz ſo ſchnell geräumt hätten. Am Ende des Jahrs 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Truppen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und Generalinſpector der Cavallerie. Im Herbſt ſtieß er mit ſeinem Heerhaufen zu der Hauptarmee in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerſtädt keinen Theil, weil ſein Heertheil zum Nachzug gehörte. Am 15. October trug er im Namen des Königs auf einen Waffenſtillſtand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der etwa 12,000 Mann ſtarken Abtheilung des Generals Kalkreuth über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des ſeit dem 19. März 1807 von dem franzöſ. Marſchall Lefebvre belagerten Danzig, wo Kalkreuth an Manſtein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit ſolcher Einſicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) ſich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieſelbe ehrenvolle Capitulation zugeſtand, welche er einſt der franzöſiſchen Beſatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 ſchloß Kalkreuth zu Tilſit den Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Frankreich mit Berthier ab: hierauf am 9. Juli nebſt Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde un-

Digitized by Google

mittelbar darauf zum Feldmarſchall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er deſſen Glückwunſch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalkreuth Gouverneur von Breslau, kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und den 10. Juni 1818 ſtarb. Er war ein Mann von ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, und als Held und Menſch gleich hochachtungswerth.

Kammer, Kammeralwiſſenſchaft u. ſ. w., ſ. Cammer, Cammeralwiſſenſchaft u. ſ. w.

Kapitalſteuer. Man verſteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögensſteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapitalrente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verſchafft. Die erſtere Gattung von Steuern widerſpricht den Grundſätzen einer guten Finanzwirthſchaft, wonach das National-Kapital von aller Beſteurung befreit bleiben muß, die letztere hingegen, die Capitalrentenſteuer iſt, in ſofern ſie richtig angelegt worden, jenen Grundſätzen vollkommen angemeſſen. (S. Abgaben). Es erfodern jedoch wenige Steuern hinſichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine ſolche Vorſicht und Sorgfalt wie dieſe, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnſt iſt (ſ. Kapitalrente), muß auch die Art und Weiſe, daſſelbe zu beſteuern, verſchieden ſeyn, und während der Kapitalzins überall im Lande faſt gleich, alſo der Ertrag deſſelben leicht auszumitteln iſt, ſind die Gewinnſte, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchſt verſchieden und ungleich; 2. es iſt ganz unmöglich, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Kapital beſitzet, ſtrenge Nachforſchungen ſind tyranniſch, und führen nur theilweiſe zum Zweck; es muß nämlich hiebei nicht bloß das ſichtbare, ſinnliche Kapital in Anſchlag gebracht werden, wie z. B. Häuſer, Waaren, Maſchinen ꝛc., ſondern auch das unſichtbare, geiſtige Kapital, nämlich die erworbenen Geſchicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, denn zu deren Erwerbung hat ein Kapital angewendet werden müſſen, welches productiv wirkt und Gewinnſte abwirft; 3. eine ſtarke Abgabe dieſer Art und ſtrenge Nachforſchungen von Seite der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigſtens der beweglichen und umlaufenden, wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Production ungemein ſchwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine ſolche Wegſendung der Kapitale ins Ausland zu verhüten, die Beſteurung auch auf die aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen, ſo würde ſie immer nur höchſt unvollkommen in dieſer Hinſicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr ſtets an der dazu nöthigen Kontrolle fehlen müßte, theils weil ſie doch nie das Auswandern der Kapitaliſten ſelbſt ganz zu hindern vermöchte. K. M.

Karamſin, ein gelehrter Ruſſe und einer der vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation. Er iſt Verfaſſer einer Geſchichte ſeines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun erſten Bände erſchienen, die bis 1560 reichen. Seine Briefe eines reiſenden Ruſſen ſind von Richter ins Deutſche überſetzt worden (Leipzig 1799 — 1800, 4 B.); desgleichen ſeine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaia zu nennen (Moskau 1794, 2 B.). Kaiſer Alex-

nder hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt, und für die Herausgabe ſeines großen Werks 60,000 Rubel, dem Verfaſſer aber in einem Luſtſchloß der Kaiſerin Catharina II. freie Wohnung angewieſen.

Katharer, ein Ketzername, der ſeit der Mitte des 11ten Jahrhunderts bis in das 13te Jahrhundert mehreren, erſt in der Lombardei, dann auch in andern Ländern des Occidents entdeckten, und wegen manichäiſcher Lehren und Gebräuche als Feinde der Hierarchie heftig verfolgten Separatiſtenhaufen und Secten beigelegt wurde. Man nannte ſie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei **Bulgaren**, woraus das franzöſiſche Schimpfwort „Bougre“ entſtand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menſchen aus der niedrigſten Volksklaſſe, nach der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, **Patarener** oder **Patariner**, bald **Publicaner** oder **Popelitaner** und in den Niederlanden **Piphles**. Der allgemeinſte Namen aber, mit dem das Mittelalter dieſe und ähnliche Ketzer bezeichnete, war **Katharer**, der entweder aus dem griechiſchen Worte καθαροι, die Reinen, wofür ſie ſich ſelbſt hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil ſie aus der Gazarei, der heutigen Krimm, gekommen ſeyn ſollen, gebildet und in dem deutſchen Ausdrucke „Ketzer“ erhalten wurde. Die Religionsanſicht und Uebung der unter dieſem Namen begriffenen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin ſie auftraten, und nach dem Geiſte ihrer Anführer ſehr mannigfaltig modificirt; doch in der hartnäckigen Oppoſition gegen den Catholicismus ſtimmten ſie alle überein, und trafen in folgenden Punkten der Lehre und des religiöſen Lebens zuſammen. Den Widerwillen gegen das Jüdiſche im Chriſtenthum, den in bibliſche Redensarten gekleideten Dualismus, der den Teufel neben Gott ſtellt, und den Dünkel einer höhern ſittlichen Vollkommenheit hatten ſie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß Arianiſcher Vorſtellungen und Platoniſcher Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos ſein erſter Gedanke, und der Geiſt die gemeinſame Wirkung ſeyn ſollte. In jedem guten Menſchen ſahen ſie einen Chriſtus, und unterſchieden daher in ihren Gemeinen Auserwählete von den Anfängern. Das Verdienſt des Erlöſers fanden ſie mehr in ſeinem Beiſpiele, als in ſeinem Verſöhnungstode, und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferſtehung der Leiber ihnen nicht nöthig ſchien, auf das Maß ihrer eigenen Tugend. Im religiöſen Leben des Menſchen hielten ſie die Erhebung des Geiſtes über das Irdiſche bis zur myſtiſchen Beſchauung für die höchſte Stufe; als leeres Gepränge verachteten ſie Meſſe, Altardienſt und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien, ſammt allen willkührlichen Bußübungen und ſogenannten guten Werken. Die tägliche Einſegnung ihrer Speiſen und Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geiſtes, als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim Gebet, und reiner, durch Enthaltung vom Beiſchlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel, war ihnen genug zur Uebung der Frömmigkeit. Die Satzungen der Hierarchie und das Prieſterthum der Catholiſchen, wie es damals war, hielten ſie für ganz unchriſtlich und verderblich; dagegen dran-

gen ſie auf Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfachheit und auf buchſtäbliche Erfüllung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, das ſie fleißig laſen, aber freilich oft mißverſtanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchſtabenweſen, kalte Dialectik, mechaniſche Verwaltung des Cultus und ärgerliche Sitten des Clerus die Religion immer mehr aus der herrſchenden Kirche entfernten, mußten ſolche Lehren und Grundſätze ſchon um des Gegenſatzes willen Beifall finden. Die lebendige Religioſität und Sittlichkeit, deren ſich die meiſten dieſer Separatiſten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblichen höheren Einſicht, die Wärme ihrer Myſtik und die rührende Kraft ihres einfachen Cultus verſchafften ihnen viele Anhänger, und zwar nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedene aller Art, auch Cleriker und Edelleute, ſchloſſen ſich an ſie an, daher ſie in Frankreich bons hommes, gute d. h. adelige Leute hießen, und bei dem rohen Zuſtande der Staatsverfaſſungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit, konnten ihre wenig mit einander zuſammenhängenden, politiſch nicht gefährlichen Gemeinen oft lange Jahre ſtraflos ihr ſtilles Weſen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei dieſen Secten; die nächtlichen Zuſammenkünfte, die Gemeinſchaft der Güter, die heimathloſe, herumſchweifende Lebensart, wegen der mehrere derſelben Paſſageren, Paſſagini genannt wurden, die urſprünglich aſcetiſche Geringſchätzung des Eheſtandes Mancher von ihnen machte, da ſie doch das Zuſammenleben beider Geſchlechter geſtatteten, Gelegenheit zu groben Unſittlichkeiten, und das Geheimniß, in das ſie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verirrungen einer ſich ſelbſt überlaſſenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch ſolche Flecken übel berüchtiget wurden, ſo gaben neue Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Daſeyn und Namen und dem einmal beliebten Geiſte des Separatismus friſchen Schwung. Verſuche dieſer Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Heinrich und Arnold von Brescia im 12ten Jahrhundert verurſachten, und dadurch die Partheinamen Petrobruſianer, Henricianer und Arnoldiſten aufbrachten. (Vergl. d. Art. Arnold von Brescia.) Nun wurden zugleich die geiſtlichen Obern eifriger im Aufſpüren und Beſtrafen der Ketzer, ſo daß dieſe neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloſchen. Zwar brauchten jetzt jene älteren Katharer, Publicaner, Patarener u. ſ. w., wo ſie anſäſſig waren, die Vorſicht, ſich öffentlich zu den catholiſchen Kirchen zu halten und ihre Privatverſammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch geſtatteten ſie bedrängten Gliedern, ſich vor den geiſtlichen Gerichten durch ſcheinbaren Widerruf zu helfen. Die Aufmerkſamkeit dieſer Behörden war aber einmal rege, und da die Päpſte die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben und im 13ten Jahrhundert das furchtbare Inſtitut der Inquiſition errichteten, ſo gab auch das unbeſcholtenſte bürgerliche Leben und die tiefſte Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schickſal der Albigenſer (ſ. d. Art.), welche großentheils Katharer waren, brachte endlich im 13ten Jahrhundert dieſer ganzen Sectenfamilie den Untergang. Nur die Waldenſer (ſ. d. Art.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechſelt hat, erhielten ſich. Später entſtandene Secten führten nicht mehr dieſen allgemeinen Ketzernamen. **E.**

Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich), Vater und Sohn, berühmt als Akuſtiker, Mechaniker und Tonkünſtler. Der Vater war 1752 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachſen von armen Eltern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam darauf zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entſagte jedoch nach drei Jahren dieſer Profeſſion und ging, um ſeiner Neigung zu mechaniſchen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der ſich mit Repariren von Uhren und ähnlichen Arbeiten beſchäftigte. Wie ſchnelle Fortſchritte er hier machte, beweiſet der Umſtand, daß er, als nach 1 1/2 Jahren ſein Lehrmeiſter ſtarb, das Geſchäft allein für Rechnung der Witwe und der Kinder fortzuſetzen im Stande war. Im Jahr 1779 heirathete er die jüngſte Tochter des Hauſes, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, verſuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Muſik genoſſen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er ſich in das Gebiet der Orgelbaukunſt, und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht ſtehen: er war in Sachſen der Erſte, der beides mit einander verband und im J. 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit ſogleich von dem damaligen Churfürſten von Sachſen zum Geſchenk für ſeine Gemahlin beſtimmt wurde. Dieſe Aufmunterung ſpornte ſeinen Fleiß immer mehr an, und ſo brachte er es durch raſtloſen Eifer und durch den Grundſatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß ſchon 1800 ſeine Arbeiten in Italien, Oeſterreich und Rußland als Meiſterwerke geſucht und dahin verſendet wurden. Um dieſe Zeit fing auch ſein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Muſik hatte unterrichten laſſen, an, ihn bei ſeinen Arbeiten zu unterſtützen. Im Jahr 1804 ſah er zum erſtenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich verſuchte er ein ähnliches Werk, und was er leiſtete, beweiſet ſein Belloneon. In den Jahren 1807 und 1808 projectirte er eine Vorrichtung, wodurch an ſeinen Spieluhren die ſ. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß ſie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinſchaftlich wurden dieſe Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerſt ausgeführt. Beide Künſtler erfanden darauf auch das Harmonichord, über deſſen außerordentliche Eigenſchaften nur Eine Stimme iſt. Der Sohn gab dazu die erſte Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die originelle Art der Stimmung aber iſt die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künſtler ſchon früher mehrere Städte Deutſchlands mit ihren Inſtrumenten beſucht, unternahmen ſie 1816 eine Reiſe über Hamburg nach London und Paris. Ueberall erwarben ſie eben ſo viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente, als Hochachtung und Zuneigung durch ihren perſönlichen Charakter. Im Jahre 1818 waren ſie in Frankfurt, wo am 10. April der Vater ſtarb.

Kayſter (Kayſtros), ein Fluß bei Epheſus in Kleinaſien, berühmt durch ſeine vielen Schwäne, deren Geſang man pries.

† **Kellermann.** Sein **Sohn** (geb. 1770) zeichnete ſich 1796 als General-Adjutant bei der Armee von Italien, und am 16. März

Digitized by Google

beim Uebergange über den Tagliamento aus. Im Jahre 1800 trug er als Brigadegeneral, nebſt Deſaix, zum Siege von Marengo bei. In der Schlacht bei Auſterliz ward er verwundet. In Portugal unterzeichnete er, in Jünot's Namen, die Capitulation von Cintra, 30. Auguſt 1808. Darauf erkämpfte er 1809 in Spanien mehrere Vortheile, zeichnete ſich 1813, 20ſten Mai in der Schlacht bei Bautzen aus, vorzüglich aber 1814 in den Treffen bei Nangis (17. Februar) und bei Provins. Den 6. April erklärte er ſich für Ludwig XVIII., der ihm ſeine jetzigen Würden ertheilte. Napoleon erhob ihn 1815 zum Pair, was er aber nach der Rückkunft des Königs nicht blieb.

Kent (Prinz Auguſt Eduard, Herzog von), vierter Sohn des Königs von England, geb. den 2. Nov. 1767, K. Großbrit. Feldmarſchall, lebte ſeit 29. Auguſt 1816 zu Brüſſel, als Graf von Dublin, von 18,000 Pf. jährlich. Eink. Im Jahre 1802 war er Gouverneur zu Gibraltar, wo ſich ein Theil der Beſatzung gegen ihn empörte, weil er die Abgeordneten derſelben, die ihn um die Erlaubniß baten, die Weihnachtsnacht feiern zu dürfen, hatte in Verhaft bringen laſſen. Die Aufrührer wollten den General Barnet an ſeine Stelle ſetzen. Nach vier und zwanzigſtündigem Tumult ward der Aufſtand mit Gewalt unterdrückt, indem der Prinz an der Spitze des ihm treu gebliebenen Regiments mit Canonen ausrückte, und die Rebellen nach einem zweiſtündigen Kampfe zurückſchlug. Die Schuldigen wurden geſtraft. Im folgenden Jahre gab der Prinz ſeinen Poſten auf, und kehrte nach England zurück. Hier nahm er im Juli 1816 an der Verſammlung in der Londoner Taverne Theil, welche über Mittel, dem geſunkenen Manufacturſtande aufzuhelfen, berathſchlagte. Der Prinz ſchlug vor zu erklären, daß die Urſache der Noth in dem plötzlichen Uebergange aus dem Kriegs- in den Friedenszuſtand liege; was aber Lord Cochrane beſtritt. Darauf ward eine beträchtliche Summe zur Unterſtützung der Nothleidenden unterzeichnet. Der Prinz begab ſich bald nachher über Paris und Cambrai nach Brüſſel, und hat ſich 1818 mit der verwitweten Fürſtin von Leiningen vermählt.

Kinsbergen (Ritter van), holländiſcher Admiral, hatte in dem Seetreffen gegen die Engländer unter Parker, bei der Doggersbank (5. Auguſt 1781) den alten Ruhm der holländiſchen Tapferkeit behauptet, daher ihn König Ludwig von Holland 1806 zum Grafen von Doggersbank erhob. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon 1811 zum Mitgliede des Erhaltungs-Senats. Im Jahre 1814 trat er in die Dienſte ſeines Vaterlandes zurück, wo er gegenwärtig eine der erſten Stellen in der Admiralität bekleidet. Er hat eine gute Charte von der Crimm in vier Blättern herausgegeben.

Kirchengeſchichte. Ueber den Begriff und die Behandlung dieſer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſ. d. Art. Geſchichte. Einen Umriß von dem Inhalte der Geſchichte der chriſtlichen Kirche gibt der Art. Chriſtenthum.

* Kirchenmuſik. Wie alle ſchöne Künſte in ihrem reinſten Aufblühen mehr oder weniger dem religiöſen Leben huldigen, ſo auch die Muſik. Faſt alle Nationen, die einen öffentlichen, feſtlichen Gottesdienſt hatten, haben die Tonkunſt zu einem wichtigen Beſtandtheile deſſelben gemacht. Aber auch dem Herzen, das in der Einſamkeit ſein friſches Gefühl ausſtrömte, mußte die Erfindung der Kunſt zur Veräußerung religiöſer Stimmungen um ſo willkommener ſeyn,

e lebendiger in der Jugendzeit der Völker das Verhältniß des Menſchen zu der überall umgebenden Gottheit iſt. Hier war die Kunſt mehr dem Gefühl überlaſſen; dort bildete ſich die Kunſt in regelmäßigen Gattungen den jedesmaligen Foderungen des Gottesdienſtes gemäß zur Darſtellung gemeinſamer religiöſer Stimmungen aus. In dieſem allgemeinen Sinne könnten wir nun auch die bei den gottesdienſtlichen Feſten der vorchriſtlichen Völker, namentlich der Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Muſik, nicht minder auch die religiöſen Feſtgeſänge der Barden und Skalden, Kirchenmuſik nennen. Da jedoch die religiöſe Muſik der Chriſten, welchen wir ausſchließend eine Kirche zuſchreiben, ſich dem Charakter ihrer Religion gemäß eigenthümlich entwickelt hat, ſo nennen wir richtiger und beſtimmter nur die für den chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmte Muſik Kirchenmuſik, und wollen nur kürzlich die Bedingungen andeuten, unter welchen dieſelbe entſtanden iſt. Die unvollkommene Muſik der Griechen und Römer war durch den Luxus des ſinkenden Heidenthums noch mehr in Verfall gerathen. Die Chriſten, die zu religiöſem Geſang in ihren Gemeinden ſchon durch viele Stellen ihrer heiligen Schriften aufgefodert waren, verpflanzten die Geſänge der Pſalmen und Hymnen zum Theil aus dem jüdiſchen Gottesdienſt in ihre Gemeinden; vorzüglich die morgenländiſchen. Die abendländiſche Kirche erhielt durch Ambroſius, Biſchof von Mailand (ſ. dieſen Art.), einen geregelten und der morgenländiſchen ähnlichen Kirchengeſang, den man den Ambroſianiſchen Kirchengeſang nennt. Wahrſcheinlich war dieſer nicht bloß ein declamatoriſch freier Vortrag, ſondern mit beſtimmter Modulation und beſtimmtem Rhythmus bekleidet, nur daß beide durch Mangelhaftigkeit damaliger Muſik noch ſehr unvollkommen, und letzterer auf bloße lange und kurze Töne beſchränkt geweſen zu ſeyn ſcheint, erſtere ſich auf die in Italien damals noch üblichen griechiſchen Tonorten ſtützte, und ſehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandenen Melodien griechiſcher und römiſcher Hymnen chriſtlich-religiöſe Texte untergelegt. Die Zeugniſſe der Kirchenväter beweiſen den Gebrauch des Geſangs in den chriſtlichen Gemeinden der erſten Jahrhunderte, und viele derſelben, wie eben Ambroſius und Auguſtinus ſelbſt, waren hohe Verehrer deſſelben und von der Würde der Tonkunſt überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den erſten Gemeinden betrifft, ſo war ſie bald Sologeſang, bald Wechſelgeſang (Antiphonien), bald Chorgeſang der ganzen Verſammlung, die in einen vorgeſungenen oder vorgeleſenen Spruch einfiel, wovon wahrſcheinlich erſt ſpäter das weibliche Geſchlecht ausgeſchloſſen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Geſangs wurden aber bald (im 4ten Jahrhundert) beſondere Vorſänger angeſtellt, die zu den niedern geiſtl. Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigene Singſchulen aber findet man erſt ſpäter und nur an wenig Orten. Beſonders hat ſich Papſt Gregorius der Große im 6ten und 7ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung als Stifter einer neuentſtandenen Singſchule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römiſchen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muſter vieler anderer Anſtalten dieſer Art. Durch die Bildung beſonderer künſtlicher Sänger aber, welche auch in verſchiedene Claſſen getheilt wurden, wurde der Geſang nicht nur künſtlicher und daher bald ausgeartet, ſondern auch dem Volke aus den Händen geriſſen, um ſo mehr, da er lateiniſch war. Gregor

ſammelte in ſeinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengeſänge, die er nach den beſten alten Melodien auserwählte, verbeſſerte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianiſche Geſang ſchritt einſtimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch ſoll er ſich von dem Ambroſianiſchen hauptſächlich unterſchieden haben. S. Forkel Geſch. der Muſ. 2. Thl. S. 182), aber mit umfaſſenderer Modulation fort. Und dieſer Geſang iſt es, der durch Gregor und ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle im ganzen Occident verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen chriſtlichen Kirchenmuſik geworden iſt. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor geſungen wurde. Und in der That war ſeine beſchriebene Beſchaffenheit nicht nur dem Geſange einer großen Volksmaſſe, welche ſich ſchwer und in weniger beſtimmt abgemeſſenen Zeiträumen fortbewegt, ſondern auch dem feierlichen einfachen Ausdruck eines allgemeinen chriſtlich-religiöſen Liedes ſehr geeignet, ſo daß man ſich nicht wundern darf, warum der Choral, ſo viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechſel der übrigen Muſik, ſich behauptet und unverändert erhalten hat. Zuerſt verbreitete ſich der Gregorianiſche Geſang nach England und nach Frankreich. Carl der Große, der vorzüglich zu ſeiner Verbreitung wirkte, ließ mehrere Singſchulen in Frankreich errichten, und verband ſie mit den Klöſtern. Nach Deutſchland kam der Gregorianiſche Geſang zuerſt, wahrſcheinlich durch Bonifaz; aber erſt zu Carls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutſchland verbreitet. Durch den Choral mochte ſich wohl der vierſtimmige Geſang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, ſo wie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, die muſicaliſchen Inſtrumente noch mehr beigetragen, unter dieſen aber vorzüglich die Orgel, die in der Kirche bald den Vorrang behauptete (ſ. d. Art.). Nun entwickelte ſich die Figuralmuſik und der figurirte Geſang (cantus figuratus), welcher im 15ten Jahrhunderte anfing allgemeiner zu werden, indem man zuerſt nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausſchmückte, wogegen die Hauptſtimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie enthalten war, unverändert blieb (daher ſie cantus firmus, canto firmo, plein chant genannt wurde), doch ſo, daß die Hauptſtimme ſehr oft in die Unterſtimme verlegt wurde. Dies geſchah jedoch nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung der Menſuralmuſik bewirkte, daß auch der Choral in beſtimmterem Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Geſang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze des religiöſen Cultus angewandt (ſ. Italieniſche Muſik). Die Orgeln wurden ſeit dem 15ten Jahrhundert immer vollkommener und auch andere Inſtrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, ſo wie überhaupt gegen die neue Figuralmuſik, die in der Inſtrumentalmuſik eine vorzügliche Stütze fand, ſich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch gingen ſie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural- und Inſtrumentalmuſik, und vermochten dieſe nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmuſik wurde nun immer glänzender, und immer mehr durch weltliche Muſik verfälſcht, dagegen Luthers Verdienſt um den guten deutſchen Kirchengeſang in Ehren bekannt iſt. Forkel, der in der Einleitung zum zweiten Theile ſeiner Geſchichte der Muſik von dem Verfalle des geſammten kirchl-

den Muſikweſens in den neuern Zeiten ſpricht, führt als Haupt-
irſachen an, den allzuhäufigen Gebrauch der Muſik, wodurch
ieſelbe, möchten wir ſagen, profanirt wird, ferner Mißbräuche in der
Anwendung der Muſik, Mangel an hinlänglicher Kenntniß derſelben,
ind Sparſamkeit in Hinſicht des zu einer guten Muſik erfoderlichen
Aufwandes, wobei man die Vermögensumſtände der meiſten Kirchen,
o wie die zu großen Anfoderungen der neuen Componiſten auch in
Betracht ziehen muß. In Hinſicht auf den letztern Punkt betrachtet
r die Beſchaffenheit der Cantorate, deren geringe Einkünfte mit
en Foderungen an gute Kirchenmuſik in großem Mißverhältniſſe ſte-
en, ferner die Organiſten, Stadtmuſikanten und Sing-
höre, welche zur Kirchenmuſik erfoderlich ſind, und redet dann von
er Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der Kirchenmuſik, und von den
Mitteln, dieſe Verbeſſerung zu bewirken, mit Rückſicht auf die vor-
er berührten Foderungen und Mängel. Indeſſen muß die Klage über
ie unvollkommene Ausführung der Kirchenmuſik, welche man be-
onders in den proteſtantiſchen Kirchen häufig wahrnimmt, von
er Klage über Ausartung der Kirchenmuſik überhaupt unterſchie-
en werden. Da es der Zweck der Kirchenmuſik iſt, religiöſe Gefühle
u erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feier-
icher Andacht und Frömmigkeit ſtimmen ſollen, ſo muß ſich der Kir-
henſtyl durch Ernſt, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Hal-
ung, durch Entfernung aller profanen Künſteleien und Manieren,
chwieriger Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere
Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Ver-
annung weltlich ſüßer, üppiger oder ſcherzender Melodien, von dem
reiern und ungebundenern Style der weltlichen Muſik, beſonders
om Theaterſtyl, welchen man dem Kirchenſtyl entgegenſetzt, un-
erſcheiden. In dieſer Hinſicht darf man von der Ausbildung des re-
igiöſen Geſangs in unſern neuern Schulen und der wieder erwach-
en Liebe für den alten Kirchengeſang viel Gutes erwarten. In
Rückſicht des Techniſchen und Akuſtiſchen erfodert die Kirchen-
nuſik große Einſicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu
chnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen
eicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römiſch-
atholiſchen Kirche hat übrigens die Kirchenmuſik ihre beſtimmten For-
nen des Textes, an welche ſie ſich feſter anſchließt, (z. B. der Text
er Meſſe oder Miſſa, die Offertorien, Te Deum, Salve, Requiem,
pſalmen); bei den Proteſtanten hingegen haben ſich Dichter und Ton-
etzer neue Formen erlaubt, und es wechſeln bei dem gewöhnlichen
Gottesdienſt zum Theil jene genannten Stücke lateiniſch geſungen mit
eutſchen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, be-
onders wenn ſie dramatiſch ſind, ſehr oft der Uebergang in die
Opernmuſik bemerkt worden iſt. Die größten neuern Kirchencompo-
iſten ſind: Paleſtrina, Alegri, Durante, Leo, Pergoleſi, Händel,
Bach, Graun, Haſſe, Jomelli, Rolle, Neumann, Schulz, Kunzen,
Wolf, Mich und Joſ. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini, doch ſind
ie letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer dem galanten Styl
er weltlichen Muſik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke
on Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuſter, Doles, Hiller,
Schicht, Faſch, Weinlig, Himmel, Zumſteg, Abt Stadler, Danzi,
Winter, G. und L. W. Weber, Fr. Schneider (Vocalmiſſen) u a. —
Schriftſteller über die Kirchenmuſik ſind: Gerbert de muſica
acra (geſchichtlich), St. Blaſien 1774, 2 Vol. 4., Hiller, was iſt

wahre Kirchenmuſik? ꝛc. Leipzig 1789, 4. und **Voglers** deutſche Kirchenmuſik ꝛc. München 1807. T.

Klangfiguren. Wenn man eine gläſerne, metallene oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer paſſenden Stelle gehalten oder unterſtützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Materie beſtreut, und am Rande mit einem geharzten Violinbogen ſtreicht: ſo wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klang der Sand oder die aufgeſtreute Maſſe durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrſten Stellen ab- und fortgeſtoßen werden, an andern aber zurückbleiben und ſich anhäufen, ſo daß ſich lineariſche Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältniſſen immer auf gleiche Weiſe wieder erſcheinen, ſondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe, und dem darnach hervorgelockten Tone in einem gewiſſen übereinſtimmenden Verhältniß ſtehen. Es liegt dabei folgendes Geſetz der ſchwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in ſeiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) ſchwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ ſich ſcheiden, die in entgegengeſetzten Richtungen ſchwingen, während die zwiſchen dieſen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche ſich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein ſolches Verhältniß der Größe, als erfoderlich iſt, um in gleicher Geſchwindigkeit ſchwingen zu können. Mehrere Arten der ſchwingenden Bewegung und alſo auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben, ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, ſind es, wo die aufgeſtreute Maſſe auch in Ruhe bleibt, während ſie von den übrigen Stellen abgeſtoßen wird, und ſich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig ſeyn, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befeſtigt werden, auch die geſtrichnen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem proportionirten Verhältniß ſtehen. Chladni hat zuerſt dieſe Erſcheinung beobachtet und erklärt, und dadurch die Akuſtik weſentlich bereichert.

† **Klaproth** (H. J. v.), hat 1818 einen Ruf an die Univerſität nach Bonn erhalten. Er gibt jetzt ſeine caucaſiſche Reiſe zu Paris franzöſiſch heraus.

Kleanthes, ein Schüler und Nachfolger Zeno's des Stoikers, und einer der berühmteſten Philoſophen dieſer Secte im 3ten Jahrh. vor Chr., gebürtig aus Aſſus in Kleinaſien. Noch haben wir von ihm einen trefflichen Hymnus auf Zeus, der ein merkwürdiges Ueberbleibſel aus dem Alterthum iſt. Er iſt einzeln herausgegeben mit Anmerk. von Sturz (Leipzig 1785) und griechiſch und deutſch, nebſt einer Darſtellung der wichtigſten Lehrſätze der ſtoiſchen Philoſophie von Claudius (Göttingen 1786).

Kleiſt von Nollendorf. Emil Friedrich Graf Kleiſt von Nollendorf, Königl Preußiſcher General der Infanterie und commandirender General in der Provinz Sachſen, ward zu Berlin im J. 1762 geboren. Früh dem Kriegsdienſt gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward dann ſpäter Adjutant des Feldmarſchalls von Möllendorf, dann im Generalſtaabe angeſtellt, in welchem er, zum Capitän aufgerückt, die Rheincampagnen mitmachte, und

durch ſeltene Entſchloſſenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. October 1792 beitragend, den Verdienſtorden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang als Commandeur eines Grenadier-Bataillons bewieſen, daß auch damals ſchon Humanität gegen den Soldaten weiter führe als ſtrenger Deſpotism, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß dieſen Poſten trotz des Tadels des Herrn von Maſſenbach ſehr zur Zufriedenheit ſeines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und ſchied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerſtädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demſelben an Napoleon (im Hauptquartier Oſterode) abgeſchickt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorſchläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländiſchen Truppen als General-Major und Chef der Weſtpreußiſchen Brigade in Frankfurt an der Oder angeſtellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens ſeines Monarchen, indem ihn dieſer, als nach Schills bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin, Chazot, dieſe Stelle niederlegte, dazu beſtimmte; wer die damaligen Verhältniſſe kennt, wird wiſſen, welches Maß von Fähigkeit, Energie und Gewandtheit erfodert wurde, um in dieſem Poſten allen Anſprüchen der Regierung zu genügen. Er hat das Problem vollkommen befriedigend gelöſt. Der Krieg von 1812 rief auch ein Preußiſches Armee-Corps ins Feld, bei welchem der G. M. von Kleiſt angeſtellt ward, und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen dieſe ganz gegen ihre Wünſche fechtenden Truppen eben ſo ſichre Beweiſe der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Convention, welche General York ſchloß, iſt bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muße zu den eifrigſten Rüſtungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held ſich das ewige dankbare Andenken ſeines Vaterlandes erringen ſollte. Wir finden den General-Lieutenant von Kleiſt am Ende des Monats März vor Wittenberg wieder, welches damals bloquirt ward. Als die große verbündete Armee die Elbe überſchritt, folgte das Corps des General-Lieutenants von Kleiſt dieſer Bewegung über Deſſau, und beſetzte den Saalübergang bei Halle, deſſen patriotiſche Bewohner die langerſehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April mit Uebermacht angegriffen, hielt der General den Poſten mit großem Verluſt den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelſcenen eines Sturms zu erſparen, und zog ſich darauf über Schkenditz zurück. Es iſt wohlthuend zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle das, was damals für ſie geſchehen, würdigend, ſich bei der erſten Gelegenheit beeilten, ihrem Retter ſo rührende als achtungswerthe Beweiſe ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand der General-Lieutenant von Kleiſt zuerſt Gelegenheit, ſeinen Feldherrnberuf auf das glänzendſte zu bewähren. Unter den Augen des Kaiſers Alexander und ſeines Königs, ſo wie der ganzen Armee, vertheidigte er den ganzen 20. Mai mit geringen Kräften den Spree-Uebergang bei Burg, und zog ſich erſt zurück, als der General Miloradowitſch Bautzen verlaſſen hatte, auf das ſchmeichelhafteſte von Alexander belobt, der ſeinen General auf dieſes ruhmwürdige Beiſpiel aufmerkſam gemacht haben ſoll. Es iſt bekannt, daß der General von Kleiſt es war, der als Preußiſcher Bevollmächtigter den Waffenſtillſtand mit abſchloß; er commandirte nach Ablauf deſſelben das Corps, welches nebſt den Garden

zur großen Oeſterreichiſchen Armee in Böhmen ſtieß. Nachdem ſein
Corps an der Schlacht von Dresden Antheil genommen hatte, und
dem allgemeinen Rückzuge folgte, trat die Cataſtrophe ein, in welcher
dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwiſchen Tod oder Gefan-
genſchaft zu bleiben ſchien; Vandamme war bereits auf nähern
Wegen mit 40.000 Mann in Böhmen eingedrungen, der Rückzug ab-
geſchnitten. Da faßte der General ganz von ſelbſt den kühnen Ent-
ſchluß, ſich das Gebirge herab gerade in den Rücken des Feindes zu
werfen. Die Lage der Dinge ward den Truppen nicht verheimlicht,
ein Theil blieb zur Sicherung des eignen Rückens auf den Höhen
von Peterswalde ſtehen, der Reſt ſtürmte (am 30. Auguſt) in das
Thal von Culm hinab, die Schlacht entſcheidend, die Böhmen und
einen großen Theil der verbündeten Armee rettete. So ließ die kalte
Entſchloſſenheit des Generals und ſeiner Truppen Muth das ihnen
zugedachte ſchmähliche Geſchick auf den Gegner zurückfallen, und er-
warb dem Helden einen Namen, den die Erinnerung an dieſen ruhm-
vollen Tag auf ſpätere Geſchlechter fortpflanzen wird. Wir übergehen
die übrigen Gefechte in den Böhmiſchen Gränzgebirgen, um ſogleich
des Antheils zu erwähnen, den der General von Kleiſt an der
Schlacht bei Leipzig nahm, wo er auf dem linken Flügel der großen
Armee bei Markkleberg, Goſſa und Wachau ſich aufs neue Anſprüche
auf den Dank des Vaterlandes und einen Ehrenplatz in ſeiner Ge-
ſchichte erwarb. Das Corps des Generals bloquirte ſodann Erfurt
und folgte, als die franzöſiſche Garniſon ſich in die Citadellen zurück-
gezogen, dem Heer nach Frankreich, wo es bei der Schleſiſchen Armee
eben noch ankam, um die Reihe von Unfällen, die ſie raſch nach ein-
ander trafen, durch das Gefecht bei Joinvillers (am 14. Febr.
1814) zu beſchließen. Die großen Vortheile, welche der linke Flügel
der Armee bei Laon am 9. Mai erfochten, wurden durch den Ent-
ſchluß der Generale von York und von Kleiſt, den Feind am Aben-
de zu überfallen, errungen. Daß ſie nicht zu noch glänzendern Re-
ſultaten führten, lag wenigſtens nicht an dieſen Männern. Nach
dem Gefecht bei Claye (29. März), wo der General perſönlich eine
Brigade zum Sturm eines Vorwerks führte, rückten die Armeen be-
kanntlich vor Paris, wo der Friede eine beſſere Ordnung der Dinge
herſtellte und befeſtigte. Von dem Könige zum Grafen Kleiſt von
Nollendorf erhoben, mit einem Infanterie-Regimente (1tes Weſt-
preußiſches, das 6te in der Armee) beliehen, folgte er dem Monar-
chen nach England und übernahm ſpäter das Commando der am
Rheine ſtehen bleibenden Armee. Es war ihm bei Napoleons Rück-
kehr gewiß mit weiſer Auswahl das Norddeutſche Bundes-Corps, ſo
wie das 2te Preußiſche Corps übergeben worden. Ehe er es indeß
vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche
Krankheit, die jede Theilnahme an den nachherigen Ereigniſſen
hemmte. Bei der neuen Eintheilung der Preußiſchen Monarchie in
Provinzen und Militärabtheilungen, vernahmen die Bewohner der
Provinz Sachſen mit hoher Freude, daß der König ihnen in dem
General von Kleiſt einen Mann zum commandirenden General ge-
geben, dem der Ruf ſo vieler menſchlichen und geſelligen Tugenden
vorherging. Das dabei bewieſene Vertrauen des Königs iſt eben ſo
ſehr als die frohen Hoffnungen der Unterthanen gerechtfertigt worden,
und wenn das Gefühl geehrt und geliebt zugleich zu ſeyn, etwas Be-
glückendes hat, ſo wird der Held bei einem Rückblicke auf ſein tha-
tenreiches Leben gewiß auch gern bei dem Gedanken verweilen, daß

in dieſer ganzen Provinz nur ein Gefühl, der dankbaren Verehrung und Liebe, für ihn herrſcht. L.

Klippfiſch, ſ. Kabeljau.

Kloſtergelübde ſind die drei das Kloſterleben bedingenden Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams. Die Armuth beſteht darin, daß der Kloſtergeiſtliche kein Eigenthum haben darf; wohl aber können die Klöſter Eigenthum beſitzen, und hier unterſcheidet die Kirche eine hohe, höhere und höchſte Armuth. Die hohe Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter zwar etwas von liegenden Gründen beſitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens nöthig iſt, wie die Carmeliter und Auguſtiner. Die höhere Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter gar keine liegenden Gründe, wohl aber bewegliche Gegenſtände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speiſen und Getränken, Renten u. ſ. w. beſitzen kann, wie die Dominicaner. Die höchſte Armuth endlich beſteht darin, daß ein Kloſter weder bewegliches noch unbewegliches Beſitzthum hat, wie die Franciscaner und vornehmlich die Capuciner. Die Keuſchheit beſteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geſchlecht; der Gehorſam endlich beſteht in der Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgeſetzten.

Kluft, ſ. Gang.

Knorpelthiere, ſ. Amphibien.

Knox (Johann), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland, auf der Akademie St. Andrews zum ſcholaſtiſchen Philoſophen und gewandten Dialektiker gebildet, und ſchon vor 1530 Lehrer dieſer Philoſophie und ordinirter Prieſter, kam durch das Studium der Kirchenväter, beſonders des Hieronymus und Auguſtinus, ſeit 1535 in nähere Bekanntſchaft mit der Bibel und durch dieſe zu proteſtantiſchen Anſichten. Schottland, um hundert Jahre hinter der Cultur des Continents zurück, trug damals die Feſſeln eines Klerus, der roher als irgendwo, aber durch Reichthum und Volksglauben übermächtig, ſeit 1524 mehrere Anhänger der deutſchen Reformation den Flammen geopfert hatte. Erſt 1542, nach Jacobs V. Tode, gewann das neue Licht einigen Raum, da der Regent, Graf Arran, ihm anfangs ſelbſt huldigte und 1543 das Leſen der engliſchen Bibel frei gab. Knox, ſeit 1542 erklärter Proteſtant, predigte um dieſe Zeit im Süden des Reichs gegen das Papſtthum und fand unter den neuen Verfolgungen, welche die 1543 erfolgte Umſtimmung des Regenten nach ſich zog, einen ſichern Aufenthalt im öſtlichen Lothian als Hauslehrer bei dem Laird Douglas. Im Jahre 1547 wurde er Prediger bei den Verſchwornen, die nach Ermordung des Cardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten. Hier veranſtaltete er die erſte öffentliche Communion unter beiderlei Geſtalt, kam aber noch in demſelben Jahre mit der Beſatzung in Gefangenſchaft und nach Frankreich auf die Galeeren. Nach ſeiner Befreiung im Febr. 1549 wurde er von der Regentſchaft in England als Miſſionsprediger des Evangeliums in der Provinz Berwick gebraucht, 1551 mit Beibehaltung dieſes Geſchäfts zum Capellan des Königs ernannt und ein vorzügliches Werkzeug der engliſchen Reformation. Beſonders denkwürdig machte er ſich der engliſchen Kirche dadurch, daß er bei Berathungen mit der Regentſchaft die Abſchaffung der Brodverwandlungslehre und der Hoſtienverehrung bewirkte. Doch immer unzufrieden mit den papiſtiſchen Gebräuchen, die man in England noch ſtehen ließ, ſchlug er 1553 ein Pfarramt in London und

bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals pre-digte, ihm angeragenes Biſthum aus. Durch den Tod dieſes Kö-nigs verlor er 1554 ſeine Bevollmächtigung zum Miſſionsgeſchäft und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch ſeine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundſchaft aufnahm. Hier befeſtigte ſich ſeine ſchon entſchiedene Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfaſſung der presbyterianiſchen Reformirten, daher er auch das im Novbr. 1554 übernommene Predigtamt bei den engliſchen Exulanten in Frankfurt am Main wegen innrer Spaltun-gen dieſer zum Theil der engliſchen Liturgie geneigteren Gemeine nach wenigen Monaten aufgeben mußte, und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In dieſem Reiche hatten inzwiſchen die Freunde der Reformation ſich zwar vermehrt, aber von der catho-liſchen Kirche noch nicht förmlich losgeſagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärtigen, vor denen er in Privatverſammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umher-zog. Vom Klerus nach Edinburgh citirt, erſchien er daſelbſt den 15. Mai 1556; aber ſtatt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erſchrockenen Biſchöfe ihn 10 Tage in einem Privathauſe ungeſtört predigen und die Königin Regentin begnügte ſich, ſeine Rechtferti-gung nicht zu leſen. Denn nach ihrem Wunſche ſollten entſcheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden, und daß Catho-liken und Proteſtanten in Schottland verträglich neben einander le-ben könnten, hielt weder die catholiſche Geiſtlichkeit, noch die prote-ſtantiſche Partei für räthlich oder nur möglich. Ohngeachtet Knox mehrere bedeutende Männer vom hohen Adel für dieſe Partei gewon-nen hatte, ſchien ihm ſein Vaterland zu einer allgemeinen Reforma-tion doch noch nicht reif, und noch im Sommer 1556 folgte er mit ſeiner Gattin, Miß Bowes, die er ſchon in England gewählt, aber wegen ſeines unſtäten Lebens bis jetzt nicht bei ſich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der engliſchen Gemeine in Genf, während die ſchottiſchen Biſchöfe ihn nach ſeiner Abreiſe wieder citirten und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieſes Urtheil an ein allgemeines Concilium mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland, und wußte überhaupt den Mangel ſeiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrſchreiben zu erſetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundene Congregation Chriſti (ſo nannte ſich die proteſtanti-ſche Partei in Schottland) ſeine Rückkehr; er übergab auch ſein Pre-digtamt einem Andern, doch ihre Unentſchloſſenheit nöthigte ihn, von Dieppe nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich wieder nach Genf zu gehen, wo er nicht nur ſeine theologiſchen Stu-dien, vorzüglich der hebräiſchen Sprache fortſetzte, ſondern auch mit einigen Freunden die engliſche Bibelüberſetzung beſorgte, die unter dem Namen der Genfer Bibel bekannt iſt. Auch gab er hier ſein Schreiben an die Königin Regentin zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, und ſeinen Zuruf und Er-mahnung an den Adel und die Reichsſtände von Schottland her-aus, worin er dieſen ihre Pflicht für die Kirchenverbeſſerung zu ſor-gen einſchärfte, und den Proteſtanten eine Liturgie für ihre Verſamm-lungen vorſchrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbeſſern, ſchadete er nur ſich ſelbſt durch die 1558 erſchienene, eigentlich bloß gegen die grauſame Maria von England gerichtete, höchſt bittere und heftige Schrift: Erſter

Trompetenſtoß gegen das monſtröſe Weiberregiment, die ihm die perſönliche Feindſchaft der Königin Eliſabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung ſeiner theologiſchen Kenntniſſe ſehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen und, das Vorbild der Genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der proteſtantiſchen Lehrer beſchloſſen hatte. Sogleich erklärte ſie ihn beſonders in die Acht, und befeſtigte dadurch ſeine nun unverholen ausgeſprochene Ueberzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorſam zu leiſten ſey. Das Volk nahm ihn mit Begeiſterung auf und drängte ſich zu ſeinen Predigten; aber wider ſeine Abſicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienſt hielt, in eine Zerſtörungswuth aus, die ſeine Worte gerechtfertigt zu haben ſchienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein nach der Predigt des Reformators Meſſe leſender Prieſter die Neckereien eines Knaben beſtrafte, das Signal dazu war. Altäre und Bilder wurden niedergeriſſen und zerſchmettert, Klöſter der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter die Armen vertheilt; dies geſchah erſt zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einem Fanatismus ergriffen, den weder Lehrer noch Obrigkeiten mehr bändigen konnten. Freilich gehörten dieſe Bilderſtürmer zum niedrigſten Pöbel und Knox ſelbſt äußerte laut ſeinen Unwillen über ihre Ausſchweifungen. Dennoch brachte ſie die catholiſche Partei auf ſeine Rechnung, und die Congregation der proteſtantiſchen Lords mußte ſie vertreten. Man ſchritt daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Proteſtanten ſiegten, reformirten ſie auf eigne Hand: Knox, die Seele ihrer Partei, predigte zu St. Andrews, und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Catholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerſchaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem franzöſiſchen Heere der Regentin weichen, und unternahm eine Predigerreiſe durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den franzöſiſchen Hülfstruppen der Regentin engliſche entgegen zu ſtellen; vergebens ſetzte ſie einen Preis auf ſeinen Kopf, ſeine Partei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzoſen. So wurde der Proteſtantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament geſetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rückſicht der Lehre und des Cultus ſeine (die presbyterianiſch reformirte) Anſicht die allgemeine Zuſtimmung gewann und den Charakter der Schottiſchen Kirche beſtimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habſucht des Adels zerſplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu ſehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen ſeines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, ſobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den ſchottiſchen Boden betrat, ein Gegenſtand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens ſuchte ſie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen ſie ihn berief, bald zu ſchrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künſte ſcheiterten an der Geradheit und ſittlichen Strenge dieſes Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Aerger über ſeine Unbiegſamkeit ihr

auspreßte, und weder ſo unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen ſie, als ihm das Gewiſſen gebot, ſeinem Unwillen über ihre leichtſinnige Lebensweiſe und papiſtiſche Denkungsart ſelbſt auf der Canzel freien Lauf ließ. Da ſie endlich für ihren Hof den catholiſchen Cultus öffentlich einführte, berief er, um die ſeiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Verſammlung. Der Brief, worin er dieß that, wurde aufgefangen, und Knox von der Königin des Hochverraths beſchuldigt, und vor ein Gericht der Lords geſtellt, bei dem ſie nur das erboste, rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdruſſe ſprachen die Richter ihn frei und „an dieſem Abende," ſo ſchreibt er ſelbſt, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt." Seine bittern Aeußerungen über ihre Heirath mit dem catholiſchen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erſt, da ſie 1566 ſelbſt dahin kam, und kehrte ſogleich nach ihrer Abſetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu deſto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er ſtimmte ſelbſt für ihr durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem ſie ſich aber durch die Flucht entzog (ſ. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr ſeines Lebens wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den ihre Anhänger 1571 erregten; ſie vertrieben ihn von Edinburgh, und als die Wiederherſtellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er ſo ſchwach, daß ſeine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Arbeiten und Kämpfe aller Art hatten ihn aufgerieben, am 24. Nov. 1572 ſtarb er. Im Augenblicke der Einſenkung ſeines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der ſich nie vor einem Menſchen fürchtete. Er hinterließ von ſeiner erſten 1560 verſtorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt ſtarben, von der zweiten, ihm 1564 verbundenen Gattin, einer Tochter des Lords Ochiltree, drei Töchter, die ſich an Prediger verheiratheten; die jüngſte derſelben zeigte ſich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geiſt und Kraft ihrem Vater ähnlich. — Knox nimmt unter den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle ein. Er beſaß mehr Verſtand als Gelehrſamkeit, mehr Kraft als Milde. Eifrig und unerſchrocken, wie Luther, im Kampfe faſt noch heftiger, aber verſchloſſen in ſeinem Weſen und tiefer in die politiſchen Händel der Partei, die er beſeelte, hineingezogen, leitete er die Reformation planmäßiger, als dieſer. Eine hinreißende, gewaltige Beredtſamkeit, eine ehrfurchtgebietende Perſönlichkeit, eine tiefe Religioſität gab ſeinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther feſſelt. In Schottland wurde er von allen Parteien gefürchtet, von der ſeinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die Verfaſſung der presbyterianiſchen Kirche, wie ſie in Großbritannien noch beſteht, iſt ſein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertſon nur ſchwach vertheidigt und die Lobredner der ſchönen Maria Stuart der Rohheit und Säure beſchuldigt haben, mußte in der Periode, wo es unter den Schriftſtellern Mode ward, die Partei dieſer Königin zu nehmen, ſeinem Andenken allerdings ſchaden. Dieſe Tadler vergaßen aber, welche Rückſicht die Sitte ſeines Volks und ſeiner Zeit, die Bitterkeit ſeiner Erfahrungen und Schickſale, ſeine Stellung als Verfechter einer bedrohten Partei und das unaufhaltſame Treiben ſeines thatendurſtigen Geiſtes bei der Beurtheilung ſeines Verfahrens erheiſcht. Rauh, ja zum Trübſinn geneigt war er freilich bisweilen; doch in Schottland

Digitized by Google

wo Privatintereſſen oft noch ſtärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zuſammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre bedurfte die Reformation gerade eines ſolchen ſtrengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie, 3. ed. Edinbgh. 1814; im Auszuge überſetzt unter dem Titel: Leben des Schottiſchen Reformators ꝛc. mit einer Vorrede herausg. von Plank. Göttingen 1817. 8. E.

Kollyridianerinnen, ſ. Maria, Mutter Jeſu.

Kolontay, H., ein polniſcher Patriot, aus einer adeligen, aber nicht ſehr begüterten Familie, ſtudirte in Rom, und wurde Rector der Univerſität Cracau. Nachdem er 12 Jahre lang Vorleſungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788, und wirkte auch als Schriftſteller, um die öffentliche Meinung für die Conſtitution vom 3. Mai 1791 zu gewinnen, deren Entwurf er vorzüglich bearbeitete. Man ernannte ihn zum Kron-Vicekanzler. Allein nachdem die Ruſſen jene Conſtitution umgeſtoßen hatten, begab er ſich mit dem Grafen Ignaz Potocki nach Dresden. Hier ertheilte ihnen Kosciusko Nachricht von der Inſurrection, die man 1793 in Polen vorbereitete; allein beide hielten das Unternehmen für zu gewagt, und es ſcheint, daß ſie an dem Aufſtande im J. 1794 keinen Theil hatten; doch ſchloſſen ſie ſich an, als er einmal — nach ihrer Meinung zu früh — ausgebrochen war. Kolontay wurde Mitglied des von Kosciusko in Warſchau errichteten Nationalraths, im Finanzfache. Sein unbiegſamer Charakter, der nicht ohne Härte war, und ſeine kühnen Anſichten machten ihn den Royaliſten verhaßt. Man warf ihm vor, er habe als Vicekanzler die Sache der Leibeigenen geführt, und wolle jetzt den Adel ſtürzen; er ſtrebe nach der Rolle eines Robespierre und ſey, nebſt ſeinem Amtsgenoſſen Potocki, Schuld an dem Tode einiger Gefangenen, welche das Volk, als der ruſſiſchen Partei verkauft, aufgehangen hatte. Einige Umſtände ſchienen allerdings dieſe Behauptungen zu beſtätigen. Wenigſtens war Kolontay einer von den Inſurgentenhäuptern, die am eifrigſten der Revolution eine demokratiſche Richtung gaben. Nach Kosciusko's Niederlage und Gefangennehmung entzweite er ſich mit ſeinem Freunde Ignaz Potocki, der ihm Ueberſpannung vorwarf. Doch fuhren beide fort gemeinſchaftlich zu handeln bis zu der Einnahme von Warſchau. Noch am Schluſſe ſeiner politiſchen Laufbahn ward er von ſeinen Feinden heftig angegriffen. Sie beſchuldigten ihn und den General Zajonczek, daß er den König, deſſen Familie und Anhänger, ſo wie die ruſſiſchen Gefangenen habe ermorden wollen, um das Volk und die Armee in die Lage zu bringen, ſich auf das Aeußerſte vertheidigen zu müſſen, indem ſie keine Schonung erwarten durften. Er entfloh nach Galizien, ward aber hier verhaftet und nach Olmütz gebracht, bis man ihn auf Alexanders Verlangen wieder in Freiheit ſetzte. Seitdem lebt er zurückgezogen von öffentlichen Geſchäften in ſeinem Vaterlande, wo er ſich einiger jüngern Offiziere von ſeiner Familie, die für die Sache des Vaterlandes gekämpft haben, thätig annimmt.

Kolophon, eine der mächtigſten und reichſten Städte Ioniens, berühmt durch das ſchwelgeriſche Leben und die ausſchweifende Prachtliebe ihrer Einwohner, die ſich allen Vergnügungen überließen. Doch war ſie auch die Vaterſtadt des Philoſophen Xenophanes, des Stifters der eleatiſchen Schule.

Konopka (Johann), geb. zu Slonim in Litthauen den 27. Dec.

1777, diente anfangs in der polniſchen, dann ſeit 1795 in der franzöſiſchen Armee. Im J. 1807 ward er Brigade-General der polniſchen Lanzenreiter bei der Garde, und zeichnete ſich in mehrern Feldzügen aus, vorzüglich in Italien, in der Schlacht bei Friedland, und mehrmals in Spanien, z. B. bei Ciudad-Real und Badajoz. In der letztern Schlacht entſchied er den Sieg, indem er mit ſeinen Lanzenreitern drei engliſche Regimenter, welche den linken Flügel des franzöſiſchen Heeres umgangen hatten, gänzlich ſchlug und ihnen 900 Gefangene nebſt 5 Fahnen und 3 Kanonen abnahm. Im J. 1812 ſollte er im Herzogthum Warſchau ein zweites Regiment Lanzenreiter für die Garde errichten. Er hatte kaum 500 Mann beiſammen, ſo ging er mit ihnen den Ruſſen entgegen, wurde aber mit dem ganzen Regiment, der Caſſe und dem Gepäck, am 3 Oct. um 3 Uhr früh in Slonim, ſeinem Geburtsorte, gefangen genommen.

Kornbrantewein. Die Erfindung, aus mehlartigen Subſtanzen geiſtige Getränke zu bereiten, iſt für die nordiſchen Völker ſehr wichtig, denen die Natur den Wein verſagt, und denen bei der Rauhheit des Clima, bei den dicken Nebeln und bei der harten Seeluft der Genuß geiſtiger Getränke ein ſo großes Bedürfniß iſt. Man mag über den Mißbrauch des Brantweins ſo viel reden als man will, ſo iſt doch ſicher, daß dieſe Völker ſeit der Erfindung deſſelben, an Wohlbefinden und Geſundheit gewonnen haben. Beſonders gilt dieſes in theurer Zeit, wo die Menſchen ungewohnte und ſchlechte Nahrungsmittel zu ſich nehmen, und wo der Genuß des Brantweins den Magen ſtärkt und erwärmt. Vielleicht muß man es zum großen Theile dem Brantweine zuſchreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, ſo wie in früherer Zeit z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Peſt ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau ſehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Abſatz bekommt und einen größern Markt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen iſt, wird als Brantewein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehſtandes ſehr gewonnen, die immer eine Folge der Branteweinbrennereien iſt. In neuern Zeiten haben ſich die Branteweinbrennereien aus Kartoffeln ſehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrſcheinlich gewinnen dieſe zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es ſo weit gebracht, daß man aus 200 Pfund Kartoffeln ſo viel Brantewein zieht, als aus 100 Pfund Korn. Auch wachſen viel mehr Centner Kartoffeln auf einem Morgen, als Centner Korn. Man rechnet, daß auf einem Morgen, mit Kartoffeln beſtellt, ſo viel Brantewein wächſt, als auf 5 Morgen mit Korn beſtellt. Dieſes iſt ein großer Vortheil für die Geſellſchaft, denn es werden nun viel mehr Kartoffeln gebaut, die jetzt in Brantewein verwandelt Abſatz finden, und die nicht würden gebaut worden ſeyn, weil ſie keinen Abſatz gefunden. Das Korn bleibt alſo mehr in der Mehlconſumtion und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter iſt als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt, ob das Brantweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten ſey? — Wenn dieſes überall geſchähe, nämlich in ganz Europa, ſo könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantewein verwandelt wird, muß in der Mehlconſumtion bleiben, allein da ſolches nicht überall geſchieht, ſo kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslaſt Roggen in Riga, oder in Amſterdam, oder in Cölln in Brantewein verwandelt wird, ſie verſchwindet auf

gleiche Weiſe aus der Mehlconſumtion. In Hinſicht der Kartoffeln iſt es anders, da dieſe kein Gegenſtand des Welthandels ſind, und auch immer da conſumirt werden, wo ſie liegen, weil ſie keine Landfracht ertragen, da dieſe ſie zu ſehr vertheuert. Wenn das Branntweinbrennen verboten wird, ſobald ſie das doppelte des gewöhnlichen Mittelpreiſes koſten, ſo müſſen ſie in der Mehlconſumtion der Gegend bleiben, wo ſie liegen. Da man bei einer Hungersnoth ſehr die öffentliche Meinung zu berückſichtigen hat, damit die Geſellſchaft nicht in Schwankungen gerathe, und da dieſe ſich immer gegen die Branntweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil ſie ihres Vortheils wegen die Nahrungsſtoffe in Getränk verwandeln, die es ſelber ſo große Luſt hat zu eſſen, wenn der Hunger in ſeinen Eingeweiden wüthet — ſo iſt es weiſe, durch ein Geſetz feſtzuſtellen: daß das Branteweinbrennen aus Korn ſo wie aus Kartoffeln aufhört, ſobald der Preis über das doppelte des Mittelpreiſes geht. Durch dieſes Geſetz werden die Gewerbe nicht geſtört, weil jeder es vorher weiß und ſich alſo darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen iſt, dem Landmann ſo große Vortheile gibt, daß er im nächſten Jahre doch wieder möglichſt viel Korn und möglichſt viel Kartoffeln baut. Bg.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die *Cerealien* die große Ausdehnung erreicht, iſt der Kornhandel mächtig geworden, ſo wie die Gewerbe. Denn bei der Leichtigkeit der Waſſerfracht auf den großen Waſſerſtraßen der Erde, kann der Gewerbtreibende in ſeiner Werkſtätte Ackerbau auf einem Acker treiben, der 1000 Stunden von ſeiner Hausthüre entfernt iſt. Die Natur des Kornhandels wohl zu erkennen, iſt beſonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwiſſenheit auf falſche Maßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine ſolche Fehlärndte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnlichen Lebensmitteln gewachſen iſt, ſo verhungert noch Niemand, weil die Aerndte nicht überall mißrathen iſt, ſo wie auch im Jahre 1816, wo das Regenwetter ſich an der Weichſel geſchieden, und der Oſten ein trockenes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können ſich nun nicht mehr alle Leute ſatt eſſen, ſondern viele müſſen mit einer geringern Portion vorlieb nehmen, denn es *können nicht mehr Lebensmittel gegeſſen werden als gewachſen ſind*, und bis zur nächſten Aerndte werden auch keine neuen erzeugt. Die Geſellſchaft befindet ſich alſo in der Lage, wie die Garniſon in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandenen Lebensmitteln von einem Monat, nun zwei Monate auskommen ſoll. Jeder muß auf halbe Portion geſetzt werden, und es muß eine möglichſt große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeſchafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Geſellſchaft nicht bevormundſchaften wie eine Garniſon, wo jedem täglich ſeine halbe Portion Lebensmittel zugewieſen wird, und dadurch die andere Hälfte erſpart, die er nicht verzehrt, weil er ſie nicht hat. In der Geſellſchaft ſtellt ſich dieſe Erſparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thlr. auf den Ankauf des Brodtes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt ſo

theuer iſt, für ſeinen Thaler nur die Hälfte — und er iſt alſo nur die Hälfte, und die andere Hälfte, die er nicht iſt, wird in dem allgemeinen Magazine der Geſellſchaft geſpart. Ein anderer, dem es nichts verſchlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3, oder 10 Thlr. auf Brodt verwendet, holt ſich aus dieſem Magazin immer ſeine ganze Portion, und bezahlt dieſe um ſo viel theuerer. Dieſer trägt alſo zum Sparen nichts bei. Indeß je theurer das Brodt wird, deſto höher hinauf reicht in der Geſellſchaft das Sparen, deſto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein feſtes Verhältniß zwiſchen dem, was vorhanden iſt und dem, was verzehrt wird, eintritt, wo dann der Preis nicht mehr ſteigen kann. Denn dieſer richtet ſich beim Korn, ſo wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältniſſe, welches zwiſchen dem Vorhandenen und zwiſchen dem Bedarf ſtatt findet. Die Theurung iſt alſo dasjenige, was der Conſumtion eine gewiſſe Gränze ſetzt. Sie iſt die erſte Bedingung, daß die Geſellſchaft mit dem, was ſie in ihrem Magazine hat, bis zur Aerndte ausreicht, und indem die Theurung eine Folge der Fehlärndte iſt ſo iſt ſie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem ſie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch die Conſumtion vermindert, welches für das geſtörte Verhältnis eben ſo gut iſt wie jenes, da es auf dieſelbe Weiſe wieder dadurch hergeſtellt wird. Durch die Theurung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun ungeachtet der Fracht das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil iſt, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer iſt. Beſonders gilt dieſes von der Seefracht und von der Stromfracht, da dieſe ſo wohlfeil iſt in Verhältniß gegen die Landfracht. Eine Schiffslaſt Korn koſtete im Jahr 1817 von Riga oder Archangel bis Amſterdam (alſo 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieſelbe Laſt koſtete von Amſterdam bis Düſſeldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde ſie nachher auf der Axe 6 Meilen weit auf preußiſcher Chauſſee gefahren, ſo koſtete ſie ebenfalls 30 bis 35 Gulden. Die Laſten ſind etwas verſchieden, die Amſterdammer iſt 55 Berliner Scheffel. Der Berliner Scheffel wird alſo bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur 2 Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa ſitzen um das Weltmeer als um eine große Tafel, und führen ſich ihre Lebensmittel zu. Die See iſt der große Markt, und ob ein Sack mit Getraide an dem einen Ende zu Riga oder an dem andern Ende zu Amſterdam ſteht, das macht nur einen kleinen Unterſchied — da das Meerſchiff ihn für einen Gulden herüberholt. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man den Kornhandel anſehen, und nach den angegebenen Zahlen beurtheilen. Man ſieht dann, daß der Landhandel zwiſchen viel engern Gränzen eingeſchloſſen iſt, als der Stromhandel und dieſer wieder zwiſchen engern als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn ſchenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Geſellſchaft, und iſt daher äußerſt wohlthätig. Denn je mehr an der allgemeinen Erſparniß Theil nehmen, je gleichförmiger die Theurung verbreitet, deſto beſſer iſt es, da es offenbar daſſelbe iſt, ob einer ſich in Riga halb ſatt ißt, oder einer in Cölln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getraidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine ſchwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Oſtſee, eine große Menge Korn

orhanden iſt, die nicht gebraucht wird, ſo ſinkt es unter ſeinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem eeſchiffe und holt es weg, ſo wirkt dieſes auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun iſt auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr orn vorhanden, als ohne dieſes nicht ſeyn würde. (S. den Art. ornmangel.) Der Kornhandel iſt demnach äußerſt wohlthätig ür die Geſellſchaft, und darf auf keine Weiſe durch Ausfuhrverbote eſtört werden, auf welche unrichtige Maxime öfter ſchwache und we- ig aufgeklärte Regierungen kommen, weil ſie nicht einſehen, daß in inſicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und emſelben Verbande liegen. Bg.

Korn-Magazine. Die Anlegung von Getreide-Magazinen ird häufig als eins der vorzüglichſten Mittel gegen Theurung empfoh- en, aber nur ſelten mit Grund. Allerdings ſind dergleichen Anſtal- en fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn ſie groß genug ſind, das Land ine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu verſehen. Sie entfernen ann die Furcht vor möglichem Mangel und ſchützen das Land vor ntblößung von dem zum Bedarfe nöthigen Getraide. Allein der rrichtung und Unterhaltung ſo bedeutender Land-Magazine ſtehen roße, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1. ſie önnen nur in ſehr wohlfeilen Zeiten, und bei größerm Getraide- eberfluß angelegt werden; geſchieht die Anlegung in theuern Jah- en, ſo wird dadurch nicht allein die Staatscaſſe großen Verluſten usgeſetzt, ſondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Ge- raides noch mehr in die Höhe getrieben; 2. ungeheuer iſt der Koſten- ufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung ſolcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verluſt, welchen theils die Untreue, ie Unterſchleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jähr- iche Einbuße durch Schwand, Mauſefraß, Kornwurm, Brandſcha- en ꝛc. herbeiführen. — Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung ieſer Maßregel das Beiſpiel Preußens unter Friedrich dem roßen angeführt. Friedrich II. erlebte gerade ſolche Zeiten, in elchen ergiebige Erndten und faſt in allen mit Preußen concurriren- en Ländern ſehr niedrige Kornpreiſe die Einmagazinirung ausneh- end begünſtigten. England erbaute faſt während der ganzen Dauer iner Regierung weit mehr Getreide, als es ſelbſt bedurfte, und wurde urch die Prämie (bounty) in den Stand geſetzt, alle Märkte mit inem Ueberfluſſe zu überſchwemmen. In Frankreich war zwar zu- eilen das Getreide theuer, aber die deutſchen Häfen fanden doch ſel- n ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte ſtets ittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß ſie ihren Getreide- berfluß preußiſchen Ländern zuführten. Auf ſolche Weiſe hatte er es ſeiner Gewalt, wohlfeiles Getreide in ſeinen Magazinen aufzu- hütten, und damit zuweilen ſogar einen für ſeine Finanzen vortheil- aften Handel ins Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel ſehr ngeſchränkt hatte, mithin nur wenige Privat-Kapitale demſelben ge- idmet werden konnten, ſo blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten faſt er einzige Käufer des Ueberfluſſes, und die Producenten geriethen t in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Dieſe Umſtände aben ſich ſeit dem Tode Friedrichs ſehr geändert. Englands Getreide- usfuhr hatte ſchon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach dem- lben iſt es faſt die ganze Zeit hindurch ein ſtarker Käufer auf deut- hen Märkten geworden. Deutſchlands Bevölkerung hat zugenom- en, und dadurch iſt der Verbrauch im Innern vermehrt worden,

ohne daß der Ackerbau wegen der mannigfaltigen ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe in gleichem Verhältniſſe fortgeſchritten. — Unter den zahlloſen Entwürfen, welche in der neueſten Zeit zum Vorſchein gekommen, um mittelſt Getraidemagazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen für viele Klaſſen der Staatsbürger unerſchwinglichen Preis derſelben zu ſchützen, ſcheint die vom Grafen von Soden zuerſt auf die Bahn gebrachte und in mehreren Ländern bereits praktiſch ausgeführte Idee eines Ideal-Getraidemagazins (ſ. deſſen Schrift: Zwei national-öconomiſtiſche Ausführungen, 1) das idealiſche Getraide-Magazin 2) die National-Hypothekenbank. Leipzig bei Barth. 1813) am meiſten Aufmerkſamkeit zu verdienen. Dieſe Anſtalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getraide-Gefälle aus Grund-Eigenthum beſitzt, verpflichtet, einen beſtimmten Theil dieſes ſeines Getraide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitſchaft zu halten; 2. um die Maſſe des aufzubewahrenden Getraides zu beſtimmen, muß die Regierung das jähliche ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein beſtimmtes Quantum, z. B. die Hälfte dieſes jährlichen National-Bedürfniſſes, nach Beſchaffenheit der Erndte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grund-Eigenthümer und Natural-Renten-Beſitzer aus; 4. dieſe Austheilung geſchieht im abnehmenden progreſſiven Verhältniß, d. h. a. jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Beſitzer, der nur ſein und ſeiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei; b. in dem Grade als die Quantität des nicht zum eigenen Bedarf erfoderlichen Ertrags und Beſitzes ſteigt, erhöht ſich auch die aufzuhebende Maſſe; 5. die Regierung viſitirt nicht die Getraideböden, ſie enthält ſich inquiſitoriſcher Maßregeln, ſie verlangt nur den jedem Einzelnen nach jenen Grundſätzen zugetheilten Betrag und 6. dieſen Betrag verlangt ſie nur dann, ſie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo der Zweck des Inſtituts ſich ausſpricht, wo nämlich wirklicher Mangel eintritt, wo alſo z. B. dieſer durch das drei- oder vierfache des unter gewöhnlichen Verhältniſſen Statt findenden Getraide-Preiſes ſich verkündet; 7. die Regierung verlangt dieſen Betrag nicht in einem andern, als dem höchſten zu beurkundenden Ausfuhr-Preiſe; 8. ſie verlangt zwar zunächſt den Natural-Vorrath, aber ſie ſtellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Beſitzer frei, den ihn treffenden Betrag um dieſen ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuſchaffen; zu dieſer Beiſchaffung und zu nichts weiter verbindet ſie ihn. — Die Vorzüge eines ſolchen idealiſchen Getraide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anſtalten beſtehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getraides bei einem reellen Magazin iſt erſpart, alſo ſind auch die Zinſen dieſes Kapitals gewonnen; 2. der ſehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getraide-Magazine ſo anſehnliche Vorräthe dem Verkehre entzogen werden, iſt vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskoſten, die Verwaltungskoſten, der bei großen Getraidevorräthen unvermeidliche Verluſt iſt gänzlich erſpart. — Praktiſch ausgeführt iſt dieſe Idee worden im Herzogthum Sachſen-Gotha, in Baiern und in verſchiedenen andern Ländern. — Uebrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anſtalten dieſer Art, welche für beſondere Zwecke, z. B.

ür das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbei-
er ꝛc. beſtimmt ſind. Dergleichen Anſtalten ſind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung iſt in der Regel höchſt verdienſtlich. HM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten ſtark geworden und das Eigenthum geſichert, und die Geſetze mächtig, hat ſich die Menge der Lebensmittel ſehr vermehrt, und mit dieſer die Bevölkerung. Da wo ſonſt nur 300 Menſchen auf der Quadratmeile wohnen, wie jetzt noch in Nordamerika, wohnen in Europa jetzt 3000 darauf. Eine Folge hievon iſt, daß wenn Fehljahre eintreten, dieſe auch um ſo viel ſtärker gefühlt werden. Die Bevölkerung kann ſich nie über die vorhandenen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Erndten immer eben ergiebig wären, oder wenn ſie zum Theil aufgeſpeichert würden, ſo daß reiche Erndten und arme Erndten immer durch einander wirkten. Allein eine ſo große Magazinirung iſt nicht wol möglich, da ein Volk von 10 Millionen (ſo wie Preußen) jährlich 20 Millionen Scheffel an Korn verbraucht. Am meiſten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet (ſ. d. Art.), weil doch in ganz Europa nie in demſelben Jahre das Korn mißräth, und alle Völker um denſelben Markt ſitzen, das Meer, wo ſie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln ſo allgemein geworden, hat ſich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt, und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen dieſe ebenfalls (ſo wie es 1816 der Fall war, wo dieſelbe Näſſe, die die Kornerndte am Rheine zerſtörte, auch die Kartoffelerndte zerſtörte), ſo entſteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht ſo ein Gegenſtand des allgemeinen Welthandels ſind, wie das Korn, theils weil ſie ſchwerer an Gewicht und geringer an Werth ſind, — theils weil ſie dem Erfrieren ausgeſetzt ſind, und ſich nicht ſo leicht magaziniren wie das Korn. In ſofern haben die Kartoffeln wirklich zum Kornmangel in ſchlechten Jahren beigetragen, als ſie die Volksmenge vermehrt und mehr Magen hervorgerufen haben, die geſättigt ſeyn wollen. Von der andern Seite haben ſie ihn aber auch wieder vermindert, ſeit man angefangen, Brantwein aus ihnen zu machen, und man eine große Menge Kartoffeln zieht, nicht um gegeſſen, ſondern um in Getränk verwandelt zu werden. Dieſe Ausdehnung, die hiedurch der Kartoffelbau erhält, bewirkt, daß auch ſelbſt in Fehljahren eine verhältnißmäßig große Menge vorhanden ſind, die nun aus der Getränke-Conſumtion in die Mehl-Conſumtion gehen können. (S. d. Art. Kornbrantewein.) Um dem Kornmangel in ſolchen Jahren, wie die von 1816 u. 1817 abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (ſ. d. Art.), unter denen der von Elberfeld einer der berühmteſten geworden. Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine ſolche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn geſtiftet werden, um in theuern Jahren ſich gegen Hungersnoth zu ſichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben, als ſie ohne dieſes nicht hätten haben können. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang ſo viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo ſie theuer iſt, ſondern in entfernten Gegenden, wo ſie wolfeil iſt. Im Jahr 1816 und 1817 wurden viele ſolcher Kornvereine geſtiftet. In Elberfeld ſtifteten 153 Bürger eine ſolche Kornhanſa (an deren Spitze der Banquier Aders ſtand), welche ein Kapital von 74,000 Thlr. zuſammenſchoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem ſie 455,416 Thlr.

umſetzte. Sie kaufte das Korn in Amſterdam und an der Oſtſee. Hierdurch wirkte ſie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit ſeinen 20,000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verſchwand, und weil ſich die Gegend immer nach den Preiſen richtete, die die Kornhanſa wöchentlich für ihr Kornhaus feſtſetzte. Fünfzehn Schöffen beſorgten die Geſchäfte der Hanſa. Dieſe ließen eine Münze prägen, auf der die Worte ſtanden: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeiſtern dieſe Münzen nach einer Liſte an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Dieſe Münze galt beim Brotkauf für drei Stüber. Das Brot hatte nun ſeine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger, der eins holte, bekam es fünf Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Becker für fünf Stüber anrechnete. Der Becker kaufte nun das Korn im Kaufhauſe zu dem feſtgeſetzten Preiſe, und brachte 50 ſolche Münzen mit, die ihm für 4 Thaler 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf dieſe Weiſe konnte nur ein Elberfelder Bürger Brot beim Becker haben, und nur ein Elberfelder Becker Korn im Kaufhauſe. Durch dieſe einfache Einrichtung wurde allem Verſchleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnſüchtige Becker gethan. Die Bürgerſchaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um fünf Stüber wohlfeiler als die Taxe, und gewann gegen die Preiſe der umliegenden Gegend, 65,000 Thlr. Dabei hatte die Kornhanſa unter ſo glücklichen Umſtänden gekauft und verkauft, daß ſie noch 10,800 Thlr. Ueberſchuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an dieſe Zeit immer zu erinnern, in der verſtändiger Bürgerſinn Elberfeld vor Hungersnoth ſchützte. Dieſes beſteht in einem allgemeinen Krankenhauſe, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geſchenkt, um ſein Wohlgefallen an dieſer bürgerlichen Vorſorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt ſtifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornhanſa. Sie ſchoſſen 128,305 Gulden zuſammen, mit denen ſie für 300,604 fl. Geſchäfte machten. Sie gingen von dem Grundſatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preiſe von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wohingegen die Elberfelder Kornhanſa dem Preiſe folgte, ſo wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer fünf Stüber unter dem Satze blieb. Die Frankfurter Kornhanſa bildete ſich nicht ſchon im Juli 1816 wie die Elberfelder, ſondern erſt im November. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preiſen. Indeß hat ſie es doch durchgeſetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hanſa von ihren 128,000 Gulden Kapital 74000 Gulden einbüßte, wohingegen die Elberfelder Actionärs ihr Kapital nebſt 5 pr.Cent Zinſen zurück erhielten. Dieſe Kornvereine ſind ſo wie die Hülfsvereine am Rhein dadurch beſonders merkwürdig geworden, daß ſie ſich ganz von ſelber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß ſie in der Wirklichkeit mehr geleiſtet, als die großen Regierungs-Apparate der Behörden. Sie ſind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verſtändiger Bürgerſinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wohl zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Reſultat gab noch der Elberfelder Kornverein in Hinſicht der Größe des Kapitals, das in ſolchen theuren Jahren in der Brot-Conſumtion umgeht. In Elberfeld hatte jeder Menſch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegeſſen. Danach waren in dieſem Jahre in den preußiſchen Provinzen am Rheine und in Weſtphalen, die eine Bevölkerung an 2,800,000

Digitized by Google

Seelen haben, 56 Millionen Thaler in der Brot-Conſumtion geweſen. Bg.

Kornbill, d. i. das Geſetz in England, nach welchem die Einfuhr fremden Getraides entweder erlaubt oder verboten iſt. Dieſe, nicht nur für England, ſondern ſelbſt für ganz Europa, und beſonders für das nördliche Deutſchland, wichtige Parlamentsacte kam im Jahr 1814 und 1815 mit heftigen Debatten und gründlichen Unterſuchungen zu Stande. Ihres großen Einfluſſes wegen wird folgende Erörterung nicht am unrechten Orte ſtehen. Vor allererſt iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß man in Deutſchland von einem andern Standpunkte als in England ausgeht. Die Deutſchen leiten die allgemeine Noth von der Theurung des Getreides her, die Engländer dagegen von der Wohlfeilheit deſſelben. Dieſe ſtreben darnach, durch Verbot der Einfuhr das Gettaide im Lande in höhern Preis zu bringen, die Deutſchen wollen dagegen Geſetze haben, durch welche die Preiſe der Lebensmittel möglichſt niedrig gehalten werden. Wenn nun auch die Standpunkte, von welchen beide ausgehen, nicht nur verſchieden, ſondern einander ſelbſt entgegengeſetzt ſind, ſo ſind doch die männlich gemachten Unterſuchungen, ehe die Bill durchging, von der größten Wichtigkeit für uns. Denn nirgends iſt ſcharfſinniger und gründlicher über dieſen Gegenſtand geredet worden, als in den Jahren 1814 und 1815 im engliſchen Parlamente, und in mehrern auf dieſe Debatten Bezug habenden Flugſchriften. Viel unvernünftiges Reden über die Noth und die Verhältniſſe der Gewerbe entſteht dadurch, daß man in den Tag hineinredet, ohne Zahlen zu nennen, — ohne zu beſtimmen, welche Gewerbe eigentlich in Noth ſind — und wie groß die Anzahl der Menſchen iſt, ſo von jenem leben, und wie groß die von dieſem? Die Reden werden unklug geführt, ſie ſind gemeiniglich weiter nichts als Declamations-Uebungen. Die Gemüther werden erhitzt, aber der Geiſt wird nicht zur Unterſuchung des Wahren und deſſen Verhältnißkenntniß geführt. Man möchte den Kärner ſteinigen, welcher am nächſten Markttage ſeinen Scheffel Roggen um einige Groſchen theurer, als am vorigen ausbietet, und wagt ſich kaum im Stillen zu fragen, ob dieſer Mann denſelben auch um einen niedrigen Preis ſelbſt erbauet oder angekauft hat. Niemand will erwägen, daß das Gettaide zu erzeugen unter gewiſſen Umſtänden um ein, zwei oder mehr Mal ſo viel koſtet als unter andern Verhältniſſen. Es wird überſehen, daß ein Acker, der am Ende eine Mißerndte gibt, eben ſo viel Auslage erfoderte, als wenn man darauf eine gute Erndte macht. Nur dem Städter, nicht aber dem Getreideproducenten will man die für ſein Erzeugniß gemachten Auslagen, ein billiges Arbeitslohn und endlich einen mäßigen Gewinn zugeſtehen. Man will dem Getraideproducenten ſelbſt die gemeinſten Gewerbsgrundſätze nicht zugeſtehen, und darum verfiel man, wenn Nothfälle eintraten, auf die ſonderbarſten Hülfsmittel. Es iſt darum ein wahres Glück, daß die Engländer zuerſt die merkantiliſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe des Ackerbaues in helles Licht ſtellten. Ihre Unterſuchungsreſultate ſind für uns höchſt lehrreich. Sie mögen darum hier im Auszuge ihren Platz haben. Zuvor iſt der Zuſtand in Erinnerung zu bringen, worin ſich England hinſichtlich des innern Getraideverkehrs im Jahr 1815 befand. Die allgemeine Verſchließung der europäiſchen Küſten, welche die Tyrannenmacht Napoleons bewirkte, konnte Großbritannien nicht, wie doch manche glaubten, durch die Verminderung der Ausfuhr ſeiner Fabrik- und Colonialwaaren gefährlich

werden, wol aber durch die Sperrung aller nordeuropäiſchen Häfen, woraus es bis dahin den beträchtlichſten Theil ſeines fremden Kornbedarfs zog. Allein auch dies war nicht der Fall, ſondern vielmehr ein höchſt wohlthätiges Ereigniß für die engliſche Nation. Denn von dem Augenblicke an, wo die engliſchen Pächter, d. h. die Landwirthe überhaupt, ſich von der läſtigen Concurrenz des auswärtigen Getraides, mit deſſen Preiſe ſie nicht auskommen konnten, befreit ſahen, wandten ſie die größte Anſtrengung an, machten viel in Gemeindeheit wüſt liegendes Land nach der Theilung urbar, brachen vieles zur Weide liegende Land, das ſchon früher zum Getraidebau beſtimmt war, auf. Man vermehrte den Getraidebau eben ſo im Allgemeinen, wie es bisher nur an den öſtlichen Küſten geſchehen war. Dies hatte die wohlthätige Folge, daß England ſeit 1806, der um 2 1/2 Millionen ſeit 20 Jahren vermehrten Bevölkerung und der Verſorgung der großen Flotten und auswärtiger Armeen ungeachtet, kein fremdes Getraide brauchte, ſondern reichlich auskam. Nach merkantiliſchen Anſichten gewann die Nation durch dieſe Verminderung des Paſſivhandels unbezweifelt mehr, als ſie durch die Beſchränkung des Activ- und Zwiſchenhandels verlor, und ihr Reichthum vermehrte ſich gerade durch das, wodurch man ihren Ruin zu bewirken vorgab. Freilich ſetzten ſich die Marktpreiſe mit den Erzeugungspreiſen mehr ins Gleichgewicht, und das irreguläre Schwanken der erſtern hörte auf. Das Getraide galt ſo viel als es gelten mußte, um den höhern Aufwand des Landwirths bei höherer Cultur nebſt den Gewerbszinſen und billigem Gewinn zu bezahlen. Arbeit und Kapital, die bisher bei dem landwirthſchaftlichen Gewerbe ausgelegt waren, ſtanden in einem äußerſt geringen Verhältniſſe gegen die Fabriken und Handel; ſie wurden und konnten nun vom Landwirthe ſtärker angezogen werden. Und ſo ward Großbritannien in kurzer Zeit vom Auslande in ſeinem Getraidebedarf unabhängig. Selbſt ein Mißwachsjahr, wie das von 1812 für England war, erzeugte kaum wahren Mangel. So wie nun aber im J. 1813 und 1814 nach der wiedererrungenen Freiheit von Europa fremdes Getraide in brittiſche Häfen kam, ward die Concurrenz des Angebots ſo ſtark, daß die Marktpreiſe auf einen Standpunkt fielen, wofür alle Landwirthe, unter den ihnen aufgebürdeten Laſten und Abgaben, es nicht produciren zu können verſicherten. Dieſe Angelegenheit ward daher ſchon im Sommer 1814 im Parlamente ausführlich behandelt, und der Grund einer in Vorſchlag gebrachten Bill, daß Getraideeinfuhr zum inländiſchen Verkauf ſo lange verboten ſeyn ſolle, bis die Preiſe über einen gewiſſen Standpunkt hinausgingen, der durch das, wofür der engliſche Landwirth im allgemeinen produciren könne, beſtimmt ſeyn müſſe. Natürlicher Weiſe theilte ſich das Unterhaus gleich in zwei Partheien, je nachdem die Mitglieder von Anſichten und Intereſſen geleitet wurden. Das Intereſſe der Manufacturen und des Handels ſchrie, warum man die Nation von Einer Claſſe abhängig machen, um dieſe zu bereichern, das Brot allen übrigen vertheuern und dadurch den Manufakturbetrieb außer Stand ſetzen wolle, mit dem Auslande Preis zu halten. Das Landbauintereſſe übernahm es, zu erweiſen, daß ohne dieſe Maßregel die Getraideproduction aufhören, oder doch ſo beträchtlich vermindert werden müſſe, daß der Nation ihr Bedarf nicht geſichert bleibe, weil bei den Laſten, die mittel- und unmittelbar den Ackerbau träfen, und bei dem jetzt beſtehenden Silberwerthe er nicht mit Profit, ſondern nur mit eminentem Verluſte betrieben werden könnte. — Dies geſchah durch

die Vernehmung einer beträchtlichen Anzahl der berühmteſten Landbaukundigen, *) die von beiden Theilen vorgeſchlagen und von der ernannten Comité auf eine ſehr ſcharfſinnige Art befragt wurden. Die Ausſagen, zu welchem Preiſe unter den gegenwärtigen Verhältniſſen der Quarter Weizen von 400 Pf. mindeſtens producirt werden könne, ſchwankte zwiſchen 76 und 86 Schilling, und als das Mittlere wurden 80 Schillinge (26 2/3 Thlr.; ein Berliner Scheffel zu 90 Pf. angenommen, käme auf 5 Thlr. 1 gl. 4 pf. zu ſtehen) in dem Bericht der Comité angenommen. Es kam aber in dieſer Parlamentsſitzung die Sache zu keiner Entſcheidung, ſondern ward auf die nächſte vertagt. Sie erregte neben den politiſchen Angelegenheiten von Europa das allgemeine Intereſſe der Nation und es erſchienen eine Menge Schriften für und gegen die vorgeſchlagene Bill, zumal bei Anfang der neuen Parlamentsſitzung. Unter dieſen zeichnet ſich die von William Spence durch Gründlichkeit und Nachdrücklichkeit aus, und mag vielleicht viel dazu beigetragen haben, daß die in Rede ſtehende neue Kornbill — welche nicht den Eingang, wol aber den Verkauf des fremden Korns, ſo lange der Durchſchnittspreis im Reiche nicht über 80 Schillinge fürs Quarter ſteht, verbietet — in der nächſt folgenden Parlamentsſitzung mit einer entſchiedenen Mehrheit der Stimmen in beiden Häuſern durchging. Die ausgemittelten Wahrheiten ſind nicht nur für England, ſondern für ganz Deutſchland von zu großem Intereſſe, als daß wir hier nicht die weſentlichen Reſultate im Auszuge zu geben verſuchen ſollten, wozu uns Spence's Schrift wol die beſte Gelegenheit gibt. Wir werden hier unter andern unmittelbar von einer Menge irriger Vorſtellungen und Vorurtheile über engliſche Manufacturen und Handel befreit und mittelbar belehrt, unſere eigenen Angelegenheiten gründlicher zu erwägen, als die Verwöhnung bisher zugelaſſen hat. Zwar war ich ſeit Anfange der Verhandlungen, ſagt Spence, ſo überzeugt von der Erbärmlichkeit der Gründe, die man der Kornbill entgegenſetzte, und fühlte einen ſolchen Ekel gegen die engherzigen und ſelbſtſüchtigen Gegenvorſtellungen derer, die ſonſt mit Monopolien über und über geharniſcht, das Reich in Flammen ſetzen würden, wenn nur der leiſeſte Wink gegeben würde, daß es wohlthätig ſeyn könne, unſere Manufacturen der Concurrenz der ausländiſchen auszuſetzen, und nun die geringſte Annäherung zu ähnlichen Grundſätzen zu Gunſten ihrer landbautreibenden Mitbürger als die höchſte Ungerechtigkeit verſchreien, — daß ich es für unnöthig hielt, dem über die Sache ſchon Geſagten noch etwas hinzuzufügen. Jetzt aber wird die Sache dringender und ich muß meine Stimme mit denen vereinigen, welche die geſetzgebende Macht auffodern, den drohenden Ruin von der Nation abzuwenden. Ich bin weder Pächter noch Eigenthümer eines Ackerlandes; meine Gründe, welche ich vorbringe, können nur aus der innern Ueberzeugung und der Wahrheit des Satzes hervorgehen: daß ſo anſcheinend oft National- und Privatintereſſe einander entgegenſtehen, ſie doch am Ende immer zuſammentreffen. Welches iſt eigentlich der

*) Land-Surveyers, d. h. Leute, die in der Regel das Gewerbe nicht mehr ſelbſt betreiben, aber die Einrichtung und Abſchätzung der Güter übernehmen, bei Käufen und Pachtungen zu Rathe gezogen werden, und ihr ökonomieverſtändiges Gutachten bei Rechtsangelegenheiten abgeben. Ungefähr das, was wir bei uns Oekonomie-Commiſſäre oder Oekonomie-Räthe zu nennen pflegen. (In Frankreich experts.)

Standpunkt der Frage? Der brittiſche Landwirth, der ſein Getraide mit den ſchwerſten Auslagen jeder Art erbauet — hohe Arbeitspreiſe, Armentaxe, Wegetaxe und andre Auslagen ohne Ende, — bittet, man möge ſeine auswärtigen Mitbewerber mit ihm in gleiche Verhältniſſe ſetzen. — Wenn der Pole für etwas mehr als 30 Schilling, der Franzoſe für 40 Schilling hier mit Vortheil verkaufen kann, was unſerm Landwirth unbedingt 70 Schillinge hervorzubringen koſtet, ſo möge man ihn ſichern, daß ihn jene Nationen nicht von ſeinem Markte ausſchließen, weil er ſonſt aufhören müßte, zu produciren; woraus ſich die Folge von ſelbſt ergäbe. Man ſollte kaum denken, daß hiergegen ein Widerſpruch möglich ſey, und doch iſt er laut und allgemein vernommen worden. Ich werde jedoch nur diejenigen Einwürfe, welche einiges Gewicht zu haben ſcheinen, beantworten, und dann einige ſolcher Beobachtungen über die Frage hinzufügen, die man bis jetzt wenig beachtet zu haben ſcheint. Erſter Einwurf, daß die Kornbill den allgemein anerkannten richtigen Grundſätzen der Nationalwirthſchaft entgegenſtehe. — Man beruft ſich auf den von Adam Smith aufgeſtellten Grundſatz, daß vollkommene Freiheit der Ein- und Ausfuhr, ohne alle Belaſtungen, den Wohlſtand jeder Nation am meiſten befördere. Daß dieſer Satz in ſeiner Allgemeinheit wahr ſey, werden wol wenige jetzt noch leugnen, und ich gehöre gewiß nicht zu dieſen. Wenn alſo die Gegner der Bill (hauptſächlich die Manufacturiſten) dieſen Grundſatz beſtändig vor Augen hätten, ſo würde Niemand ihre Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit in Zweifel ziehen können. Erklärten ſie ſich, daß es der Nation vortheilhaft ſey, die wollnen, ſeidnen und leinenen Waaren ausländiſcher Fabriken ohne hohe Auflagen einzulaſſen, weil ſie alsdann zu weit wohlfeitern Preiſen zu haben ſeyn würden, ſo wären ſie allerdings conſequent. Aber welchen Lärm würde es geben, wenn Jemand nur einen leiſen Wink gäbe, daß Smiths Grundſatz in dieſen Stücken bei uns zur Ausführung kommen ſollte. Es iſt darum lächerlich, wenn dieſe Leute die Autorität des großen Mannes vorſchieben wollen. Unter beſondern Umſtänden erleiden alle im allgemeinen richtige Grundſätze der Staatswirthſchaft eine Ausnahme. Beſchränkungen und Verbote, die bei der Bildung eines neuen Staates unſinnig ſeyn würden, können zur Erhaltung eines ſolchen nothwendig werden, der einmal auf eine künſtliche unnatürliche Baſis begründet, und aus ſolchen Regulirungen aufgebauet iſt. Wenn ein Arzt einen Patienten, welcher durch Uebermaß von ſtarken Getränken zu einem ſolchen hohen Grade der Schwächung gediehen wäre, daß ſeine Erhaltung von einer mäßigen Portion abhängt, zu behandeln hätte und zu ihm ſagte: Mein Freund, es iſt ein anerkannter Grundſatz der Arzneikunde, daß der anhaltende Gebrauch des Alkohols in jeder Geſtalt nachtheilig ſey; ihr ſagt nun zwar, daß ihr augenblicklich ſterben würdet, wenn man euch euren gewohnten Trunk nicht erlaubte. Das mag wol ſeyn, aber man kann doch nicht von dem erſten Grundſatze abgehen. Der Doctor iſt ein Narr! würden wir ſagen, und daſſelbe müſſen wir auch von einem Staatswirthe ſagen, der eine bisher durch künſtliche Maßregeln gehobene Induſtrie, aus Anhänglichkeit an abſtracte Grundſätze, ihrem natürlichen Gang überlaſſen wollte. Wer A. Smith recht verſteht, der weiß auch, daß er hier den Gegnern gar nicht zur Autorität dienen kann. Es erfodert, ſagt er, große Ueberlegung, in wiefern und auf welche Weiſe man die Einfuhr fremder Waaren wieder freigeben dürfe, nachdem ſie eine zeitlang unterbrochen

Digitized by Google

worden, und ſich auf die Einfuhrverbote und Beſchränkungen eine Menge Hände beſchäftigen. Der jetzige hohe Stand des Ackerbaues iſt aber allein durch die Unterbrechung der auswärtigen Zufuhr bewirkt, und beſchäftigt nicht Tauſende, ſondern Millionen. Wenn, ſagt er weiter, eine Taxe auf irgend ein Product der inländiſchen Induſtrie gelegt iſt, ſo muß billig eine gleiche Taxe auf das Product der ausländiſchen Induſtrie gelegt werden, indem hierdurch nur ein Gleichgewicht im Wetteifer zwiſchen dieſer und jener erhalten werden kann. Kann etwas mehr paſſen, als dieſe Ausnahme, auf den engliſchen Ackerbau, der mit unendlichen mittel- und unmittelbaren Abgaben belaſtet iſt, die der ausländiſche nicht trägt? Er gab dem Landbaue vor jedem andern Gewerbszweige den Vorzug. Zu ſeiner Zeit wurden jährlich 25,728 Quarter aller Getraidearten eingeführt, und jetzt in einem Monate mehr als das doppelte in einer Woche. Zweitens behaupten die Widerſacher der Kornbill, daß man den engliſchen Landwirth gegen die Concurrenz der Fremden deswegen nicht ſchützen könne, weil das beim Brote eine andere Sache ſey, indem es die Hauptnahrung der ärmern Claſſe wäre, und es müſſe ein wohlfeiler Preis deſſelben alle Rückſichten überwiegen. — Darauf erwiedert W. Spence ſehr richtig, daß hoher Arbeitslohn und niedrige Preiſe auf die Dauer nie beſtehen können, und führt gnügliche Thatſachen an. Wenn drittens die Gegner der Kornbill vorbringen, das ganze Uebel rühre von dem hohen Pachtgelde her, und die Pächter, d. h. in England die Landwirthe, würden beſtehen können, wenn die Grundeigenthümer die Pachtgelder herunterſetzten: ſo iſt dagegen zu erweiſen, daß dennoch die Pächter bei den jetzigen Preiſen nicht beſtehen würden, wenn ſie auch gar kein Pachtgeld gäben. Die Data ſind öffentlich vorgelegt, auf welchen die Koſtenberechnung des Landbaues beruht, und die Gegner aufgefordert, ihre Einwendungen dagegen zu machen. Keiner hat das vermocht, ſie iſt darum als völlig begründet und unwiderruflich angenommen. Nun aber kann der Landwirth für guten Weizen nicht mehr als 50 Schilling erhalten, an manchen Orten nicht einmal das. Wir wollen aber, um alle Einwürfe zu vermeiden, den Mittelpreis durchs ganze Reich zu 60 Schillinge annehmen. Da nun die Productionskoſten einſchließlich der Bodenrente, wie von dem Parlamente erwieſen worden, 80 Schilling ſind, ſo verliert der Landwirth — den Ertrag nur zu 2 1/2 Quarter angenommen — auf jedem Acker, den er cultivirt, zwei und ein halb mal die Differenz zwiſchen 60 und 80 Schillinge, oder auf das Product des Ackers 50 Schilling. — Der Verluſt dürfte aber, nach Statuirung einiger Ausnahmen, im Durchſchnitte um 10 Schilling größer ſeyn. Daraus ergibt ſich, daß, wenn auch das Land gar nichts gälte, der Producent doch verlieren müſſe. Die Auflagen, wirft man viertens ein, die den Landwirth drücken, und der hohe Arbeitslohn ſind Schuld und dieſe müſſen herunter. — Die Einkommentaxe, auf den Acker im Durchſchnitt 2 Schilling 6 Pence, wenn ſie auch aufhört, hilft dem nicht auf, der 50 Schilling auf den Acker verliert. — So lange 38 Millionen Pfund Sterling erhoben werden müſſen, bloß um die Zinſen unſerer Nationalſchuld zu decken, iſt es nicht denkbar, daß die Auflagen ſo weit verringert werden können, daß unſere Landbauer auf einen Fuß mit dem polniſchen Edelmann kommen, dem ein Quarter Weizen nicht 2 Schilling koſtet, der es alſo für 30 Schilling mehr, ſehr gut nach Danzig hinliefern kann. — Was die Erniedrigung des Arbeitslohns betrifft, ſo würde deſſen Herabſetzung den

Landwirthe wenig helfen; denn was er auf der einen Seite gewänne, verlöre er auf der andern. Wenn die arbeitende Claſſe ihren Unterhalt nicht verdient, ſo muß ſie aus der Armenkaſſe erhalten werden, und folglich die Armentaxe ſteigen. Der fünfte Einwurf, daß die Engländer mehr eine fabricirende als ackerbautreibende Nation ſind, und daß der Handel ſchrecklich leiden würde, wenn die Manufacturen ihre Arbeiter, wegen des hohen Kornpreiſes, viel theurer als ihre ausländiſchen Mitbewerber bezahlen müßten, und darum das geringere Intereſſe des Ackerbaues dem höhern Intereſſe des Handels billig weichen müßte, widerlegt er, indem er ſich vorerſt auf das gemachte Experiment bezieht, daß Britannien ohne fremden Handel wol beſtehen könne. Wenn das Intereſſe der handeltreibenden und der landbautreibenden Claſſe unvereinbarlich verſchieden ſey, ſo müſſe vernünftigerweiſe unterſucht werden, welche Claſſe die zahlreichſte und die weſentlichſte ſey; die dies am wenigſten iſt, müſſe nachſtehen. Bei der Ausmittelung ergab ſich, daß der Theil der Manufacturiſten, welche für den auswärtigen Handel (der Theil, welcher für den inländiſchen Gebrauch arbeitet, kann hier nicht in Betracht kommen), z. B. im J. 1811 arbeiteten, nach H. Colquhoun, der dieſem Zweige ſelbſt eine hohe Wichtigkeit gibt, auf 406,350 Perſonen oder 101,587 Familien, der Theil der Landbauenden 895,998 Familien betrug. Wenn wir aber eine andere Berechnung annehmen, die im Quarterly Review gegeben wird, ſo wollen wir zugeſtehen, daß die Manufacturiſten für auswärtigen Handel 1/5 der ganzen Zahl betragen, was gewiß weit über die Wahrheit iſt. Und ſo bleibt doch die landbauende Claſſe viermal ſo ſtark; folglich müßte das Intereſſe von 895,998 Familien (zu 4 Perſonen) nicht dem von 225,809 Familien aufgeopfert werden. Aber der Reichthum, den der auswärtige Handel bringt! — der Betrag unſerer ausgeführten Manufacturwaaren überſteigt im Durchſchnitte nicht den Werth von 45 Millionen Pf., wir wollen aber 50 Millionen annehmen. Der reine Profit iſt höchſtens 15 p. C.; der Einwendungen wegen mögen es 25 p. C. ſeyn, wodurch bei den ausgeführten Waaren jährlich 12,500,000 Pf. gewonnen würden. Dagegen gewinnt Großbritannien durch ſeinen Ackerbau ſiebenmal ſo viel. Die Bodenrente nebſt dem Zehnten beträgt mindeſtens 50 Millionen. Nun iſt es bekannt, daß der Profit des Wirthſchaftsbetriebes 3 Viertel der Rente oder Pacht betragen müſſe, wie er auch in der Einkommentaxe berechnet worden iſt. Hieraus ergibt ſich ein Einkommen von 87 Millionen vom Landbaue oder ſiebenmal ſo viel als der Gewinn bei den ausgeführten Manufacturwaaren. Alſo weg mit der unſinnigen Behauptung, die unſere Augen gegen die einfachſten Sätze der Rechenkunſt verſchließen will, daß ein Gewerbszweig, der nach der höchſten Annahme nur 13 Millionen einbringt, von größerer Wichtigkeit ſey, als einer, der auf das mindeſte 87 herausgibt. Man würde einen Privatmann verlachen, der eine Herrſchaft von 87,000 Pf. Einkommen beſäße und ſie verkaufte, um ſich in einen andern Gewerbszweig zu begeben, der ihm jährlich 13,000 Pf. eintragen könnte. Durch alle dieſe Ausmittelungen wurden die Engländer und mit ihnen wir Deutſchen zu richtigen Urtheilen über den Werth des Landbaues geführt. Ob ſie gleich viele Gegner fanden, ſo konnten dieſe doch nicht verhindern, daß eine Menge Vorurtheile verſchwanden. Indeß ging die Bill im Parlamente durch; aber wenn dies auch nicht geſchehen wäre, ſo hätte es auch nichts zu bedeuten gehabt. Denn als das Getraide unter dem Koſtenpreiſe verkauft werden mußte, beſchränkte

man deſſen Anbau, zog die Kapitalien, die man auf den Ackerbau angelegt hatte, immer mehr ein, und ſo kam es, daß, als die Bill zu Stande kam, der Quarter Weizen über den Normalpreis hinaufſtieg. Und ſo iſt denn die Einfuhr bis jetzt ungeſtört geblieben, und wird es bei der großen Bevölkerung Englands bleiben müſſen. Pl.

Kos oder Koos, eine berühmte Inſel des ägeiſchen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinaſiatiſchen Küſte, den Städten Halicarnaß und Keidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aeſculap, und ſie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Beſonders berühmt waren die feinen halbdurchſichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

† Koſacken. Die Stadt Tſcherkaskoi beſitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Koſacken-Weiber daſelbſt zeichnet ſich insbeſondere aus. Da die Stadt wegen der Ueberſchwemmungen eine ungeſunde Lage hat, wodurch nicht ſelten verheerende Krankheiten entſtehen: ſo hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tſcherkaſk zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Koſtenaufwand entſchädigt werden ſollen, ziehen werden, ſo daß vielleicht in fünfzig Jahren von der alten Stadt keine Spur mehr übrig ſeyn wird.

* Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen jetzter Ober-Feldherr, einer der edelſten Männer ſeines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Kadetienſchule zu Warſchau erzogen, wo der Fürſt Adam Czartoryski ſeine Talente und ſeinen Fleiß bemerkte. Er ſchickte ihn deshalb auf eigene Koſten nach Frankreich, wo er die Kriegskunſt ſtudirte, und ſich in den zeichnenden Künſten übte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den ſeine Neigung zu der Tochter des Marſchalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn, Polen zu verlaſſen. Einſame Studien, vorzüglich in Geſchichte und Mathematik, und ſeine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Waſhington (als deſſen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte ſich in Amerika bei mehreren Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six, bemerkbar. Waſhington wurde ſein Freund. Die Armee, die franzöſiſchen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. Mehrere Jahre nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte ſich für die Conſtitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joſeph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er ſich gegen die Ruſſen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er ſich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Ruſſen auf einem Poſten, den zu befeſtigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, ſechs Stunden lang, und zog ſich ohne großen Verluſt zurück. Dieſe That gründete ſeinen militäriſchen Ruf. Als der König Stanislaus ſich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Offiziere ihren Abſchied. Darauf mußte er Polen verlaſſen. Er begab ſich nach Leipzig. Um dieſe Zeit ertheilte ihm die geſetzgebende Verſammlung in Frankreich den Titel eines franzöſiſchen Bürgers. Bald rief ihn ſein Vaterland zurück. Dieſes wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaſ-

ſungen des ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Sievers, und des Generals Igelſtröm, der zugleich die ruſſiſchen Truppen in Warſchau befehligte und Geſandter war, von Rußland ſo abhängig, daß es ohne deſſen Einwilligung die ihm aufgedrungene Verfaſſungsform nie ändern oder verbeſſern ſollte. Da beſchloßen insgeheim einige edle Polen in Warſchau das Joch abzuwerfen. Sie wählten Kosciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte daſſelbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontai (ſ. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab ſich Kosciuszko an die Gränze, nebſt Zajonczeck, den er nach Warſchau ſandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber die polniſche Armee theils unter die ruſſiſche geſteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden ſollte, brach der Aufſtand vor der Zeit aus. In Polen widerſetzte ſich Madalinski der Auflöſung ſeines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Kosciuszko kam in Krakau an, als eben die ruſſiſche Beſatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau, vom 24. März 1794, an deren Spitze Kosciuszko die Polen aufrief, die Conſtitution vom 3. Mai wiederherzuſtellen. Seume nennt das Manifeſt unklug, weil es perſönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton deſſelben war auf die polniſche Nation berechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und ſtrengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürſten nach Willkür ein armes, gedrücktes Volk, die Polen, jacobiniſcher Grundſätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deshalb dem geſetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, ſich eine dauerhafte Verfaſſung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treuloſe Aufhebung ſeines mit Polen geſchloſſenen Schutzbündniſſes möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Polen, der ein Herz für ſein Vaterland hatte, empören. Als Kosciuszko hörte, daß die Ruſſen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geſchütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Senſen und Piken bewaffnet, ſchlug er bei Raclawice, den 4. April 1794, 12,000 Ruſſen. Darauf brachte er ſein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte ſich mit dem General Grochowski. Unterdeſſen hatten Warſchau und Wilna die ruſſiſchen Beſatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volkswuth Einhalt, ſandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warſchau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann ſtark vorrückten. Kosciuszko griff ſie bei Szczekociny den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapferſten Widerſtande geſchlagen. Er zog ſich in das verſchanzte Lager von Warſchau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warſchau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermordete einen Theil der Gefangenen, und henkte einige von den Ruſſen erkaufte Polen auf. Allein Kosciuszko beſtrafte die Schuldigen und ſtellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte ſich der König von Preußen mit den Ruſſen, und belagerte Warſchau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten ſchlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich trat unter Dombrowsky ganz Großpolen gegen die Preußen unter die Waffen. Dies und der Verluſt eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen,

Digitized by Google

ie Belagerung von Warſchau aufzuheben. So behauptete ſich der
ühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000
chlecht bewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zuſam-
nen gegen 150,000 Mann ſtark waren. Seine größte Macht war das
Vertrauen ſeiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einſt ſein Ge-
eral, diente unter ihm. Niemand zweifelte an ſeiner Bürgertugend,
velche durch echte Religioſität das Volk begeiſterte. Kosciuszko ver-
valtete die Republik mit unbeſchränkter Gewalt, aber er bediente ſich
hrer mit Waſhingtons Rechtsſinn und mit Cäſars Thätigkeit. Er
orgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anſchaffung
er Kriegsbedürfniſſe; er leitete die Einnahmen und Ausgaben ſelbſt,
im Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe
log er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und ſeine Nächte, al-
eine Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich ſicherte er
en Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenſchaft auf, erklärte laut,
aß Polen nicht nach jacobiniſchen Grundſätzen frei ſeyn wolle, und
ab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe,
en er errichtete, die ihm anvertraute höchſte Gewalt zurück. So ein
Ariſtides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr,
var er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm
en Vorwurf, daß er die dem Biſchof von Chelm und Lublin, Skars-
ewski, nach dem Geſetze zuerkannte Todesſtrafe, auf Verwenden des
äpſtlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das
er Geiſtlichkeit ergebene Gemüth des Volks ſchonen. Hätte er nur
mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorſam und Ordnung
ichts wiſſen wollten, bewieſen! Den König Stanislaus behandelte
r mit Achtung; aber unmöglich konnte er dieſem verdächtigen und
ehaßten Schwächlinge eine Theilnahme an der Gewalt geſtatten,
velche die Nation allein ihm übertragen hatte. Indeſſen handelte er
u mild gegen die Verdorbenen unter ſeinen Landsleuten; er
vollte das Recht und die Ehre wirken laſſen, wo nur der Strang
die Feigen und Verräther ſchrecken konnte. Hätte die Nation zu ihm
ich erhoben, ſie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm ver-
zweifelte, Kosciuszko zu beſiegen. Er machte ihm glänzende Anerbie-
ungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Waſhingtons Schule!
Endlich entſchied Catharina den Kampf durch Truppen-Uebermacht.
Suwarow ſchlug in Volhynien bei Brzesc die Polen unter Sierа-
owski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor,
und vereinigte ſich mit jenem; der ruſſiſche General Ferſen ſollte mit
12,000 Mann zu ihnen ſtoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kos-
ciuszko von Warſchau mit 21,000 Mann entgegen. Poninsky ſollte
mit ſeiner Diviſion zu ihm ſtoßen; allein die Ruſſen fingen die Bot-
ſchaft auf. Nun griffen die vereinigten Ruſſen, welche dreimal ſtär-
ker waren, unter Ferſen, den 10. Oct. bei Maczіewice das
polniſche Heer an (12 Meilen von Warſchau); dreimal zurückgeſchla-
gen, durchbrachen ſie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kos-
ciuszko ſank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Polo-
niae, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor ſein
Vaterland Alles. Suwarow ſtürmte Praga den 4. Nov. Warſchau
unterwarf ſich den 9. Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein öſter-
reichiſches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. So ging Polen
unter. Hätte Polen Kosciuszko's Geiſt erfüllt, ſein Vaterland würde
nicht zu Grunde gegangen ſeyn. Aber unnütz für ihr Vaterland wa-
ren die, welche ihm ſich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Mei-

Digitized by Google

nung Europa's war durch die edle Anſtrengung der Beſiegten für die unglücklichen Polen gewonnen, und Kaiſer Alexander hat die theuerſte Hoffnung der Nation, mit welcher ſie von Napoleon grauſam hingehalten ward, — die Wiederherſtellung des Königreichs Polen mit einer freien Verfaſſung, — im Jahr 1815 großmüthig erfüllt. Eine Nation, die ſolche Männer erzeugte, wie Kosciuszko war, konnte nicht untergehen. Catharina ließ den Helden und ſeine edlen Genoſſen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab perſönlich dieſe Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweiſe ſeiner Achtung aus. Er beſchenkte ihn mit 1500, und ſeinen Freund, den Dichter Niemcewicz, mit 1000 Bauern. Beide begaben ſich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, im Jahr 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikaniſchen Freiheitskriege in ſein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit ſeinen braven Genoſſen in Amerika Schutz und Achtung. Im Jahr 1798 ging er nach Frankreich. Alle Partien in Paris nahmen den Helden der Freiheit feſtlich auf. Seine Landsleute in der italieniſchen Armee überſchickten an ihn den Säbel Johann Sobiesky's, welchen ſie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherſtellung Rußland wehe zu thun, und ſich die Herrſchaft über das öſtliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht bloß durch Krankheit, ſondern vielmehr durch ſein Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Ruſſen zu dienen, gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowsky's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte ſelbſt auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er dieſem Lande eine freie Nationalverfaſſung und ſeine alten Gränzen geſichert ſähe. Fouché ſollte alles verſuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, ſogar mit Gensdarmerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Feſtigkeit: „Gut, ſo werde ich allen Polen ſagen, daß ich nicht frei bin.“ Einen Aufruf an die Polen, den man unter ſeinem Namen den 1. Nov. 1806 im Pariſer Moniteur las, hat er für unecht und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte ſich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut, und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiſte Kosciuszko im Jahr 1815 mit Lord Stewart nach Italien. Im Jahr 1816 ließ er ſich in der Schweiz zu Solothurn nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf ſeinem Gute Siecnowicze in Polen die Leibeigenſchaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthſchaft ſeine liebſte Beſchäftigung. Er lebte einſam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlaſſung ſeines Todes. Er ſtarb mit ruhiger Faſſung den 15. Oct. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahre alt. Sechs Greiſe trugen den Sarg. Er war nie verheirathet. Von ſeiner Familie lebt nur ein Neffe. Im Jahr 1818 hat Fürſt Jablonowsky, auf Koſten des Kaiſers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, deſſen Beiſetzung in Krakau der Kaiſer auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmal errichtet. In Warſchau, Paris, Dresden u. a. O. haben die Polen dem Helden des Vaterlandes den 14. Nov. 1817 eine Todtenfeier veranſtaltet, wobei dem edlen Freunde ſein treuer Gefährte, der Dichter Niemcewicz, Secretär des Senats, in Warſchau die Leichenrede hielt. H.

Digitized by Google

† **Kotzebue** (A. F. F. v.). Im J. 1816 wurde er als Staats-
ath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Pe-
ersburg angeſtellt, und erhielt im J. 1817 den Auftrag, ſich nach
Deutſchland zu begeben, um über den Zuſtand der Literatur
nd der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiſer Ale-
ander unmittelbar einzuſenden. Er that dies in Weimar, und
chrieb zugleich ein literariſches Wochenblatt, in welchem er
ch zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nen-
enswerth ſchienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeiſt
öchſt einſeitig abſprach. Man ſah, daß ihm Deutſchland und die
eue Zeit fremd geworden war. Indeß fand ſeine „Koſakentactik,“
it der er die liberalen Ideen, vorzüglich das Verlangen der Völker
die er ſämmtlich für unmündig erklärt) nach ſtändiſchen Verfaſſun-
en, Preßfreiheit u. ſ. w. im Namen des geſunden Menſchenverſtan-
es, für deſſen Repräſentanten er ſich anſah, angriff, bei einer ge-
iſſen Claſſe von Leſern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen
hn den Unwillen eines nicht kleinen Theils der Nation, und man
laubte in dem, durch den Volksfreund von Ludwig Wieland
ekannt gewordenen, franzöſiſchen Bülletin, das H. v. Kotzebue an
en Kaiſer Alexander über die politiſche Literatur der Deutſchen ein-
eſandt, eine leichtſinnige, in dieſem Falle ſtrafbare Flüchtigkeit zu
emerken, mit der er Stellen und Schriften ausgehoben und franzö-
ſch überſetzt hatte, ohne den Sinn der Verfaſſer, deren politiſche
nſichten er verketzerte, einmal zu treffen.

Kotzebue (N. N. von), der Sohn des vorigen, ruſſiſcher See-
Capitän, unternahm, auf Befehl des Kaiſers Alexander, im Auguſt
814, mit der Brigg Rurik eine Reiſe um die Welt. Er umſegelte
as Cap Horn, und ſuchte eine Durchfahrt im nördlichen Eismeere
ach dem nordatlantiſchen Meere, von Kamtſchatka aus, das er im
Juli 1816 verließ, worauf er durch die Behringsſtraße, an der Küſte
on Amerika hin bis zum 67° fuhr, und nach Oſten zu ein großes
Land entdeckte. Auch in der Südſee hat er mehrere Inſelgruppen,
enen er die Namen Romanzow, Spiridow, Kutuſow u. ſ. w. bei-
egte, entdeckt, und intereſſante Nachrichten von ſeiner Reiſe bekannt
emacht. Er kam gegen die Mitte des Jahrs 1818 von ſeiner Reiſe
ach Europa zurück, und man erwartet ſeine Berichte darüber mit
Ungeduld. — Ein Bruder von ihm, der ebenfalls ruſſiſcher Offizier
ſt, befindet ſich im Gefolge des ruſſiſchen Generals Yermaloff, auf
er Geſandtſchaftsreiſe in Perſien.

Kraſinsky (Vincenz Graf), polniſcher General, aus einer
n den Jahrbüchern ihrer Nation berühmten Familie. Er war Na-
oleons Kammerherr und Oberſter des erſten franzöſiſchen Lanzenregi-
ments leichter Pferde. Im J. 1812 ging er zuerſt mit ſeinem Regi-
mente, ſchwimmend, über den Niemen, und nahm an allen Treffen
Theil; das Jahr darauf ward er Brigade- und 1814 Diviſions-Ge-
eral. Den 13. März d. J. entſchied er den Sieg bei Rheims, in-
em er den Feind von der Straße nach Bery au Bac abſchnitt, ſo
aß derſelbe 22 Kanonen, 5000 Gefangene und 100 Wagen verlor.
Nach Napoleons Fall wandten ſich, mit Buonaparte's Erlaubniß,
ie Polen in ſeinem Heere an den Kaiſer Alexander, der ihnen ihre
Adler und Waffen ließ. Darauf führte der General Kraſinsky die
Ueberreſte des polniſchen Heeres nach Polen zurück, und hielt in Po-
n den 25. Auguſt 1814 ſeinen feierlichen Einzug.

Kreutzer (Rudolph), ein berühmter Tonſetzer, und einer der

erſten Violinſpieler in Europa, geb. zu Verſailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 Jahre alt, ſpielte er im Concert ſpirituel ein von ihm geſetztes Concert mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern geſetzt, die dem Hofe ſo gefielen, daß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten mit auswählte. In der Folge machte er Kunſtreiſen in Italien, Deutſchland und Holland; darauf wurde er erſter Violiniſt bei Napoleons Capelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conſervatoriums. Gegenwärtig iſt er Profeſſor des Violinſpiels bei der königlichen Schule für Muſik und Declamation. Er hat an der von Baillot für den Unterricht im Conſervatorium herausgegebenen Violinſchule Theil genommen, und ſelbſt mehrere Concerte, Symphonien, Duo's, Sonaten u. ſ. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Aſtyanax (mit ſchönen Chören), Ariſtipp und den Tod Abels, auch einige Ballete geſetzt; und für die komiſche Oper 9 Opern, darunter Lodoisca, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orcheſter der großen Oper, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Violinſpieler.

Kreuzbulle, ſ. Cruzada.

Kronwerk, ſ. Außenwerk.

* Krüdener (Juliane, Freifrau von). Dieſe berühmte Frau iſt um das Jahr 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hauſe ihres Vaters, des Barons von Vittinghoff, eines der reichſten Gutsbeſitzer in Kurland, von altdeutſchem Rittergeſchlecht, eine ſorgfältige Erziehung. Sie war 9 Jahr alt, als ſie mit ihren Aeltern nach Paris ging. Hier war das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der ſchönen Geiſter Frankreichs. Man bewunderte den Witz und die Kenntniſſe der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie beſaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen, dabei ein weiches Herz und eine dem Himmel der Unſchuld und des Glaubens offene Phantaſie, aber auch, wie jemand ſagte: un penchant irrésistible aux rêveries mélancoliques. Man vermählte ſie ſchon in ihrem 14ten Jahre mit einem durch edle Geſinnung und gründliches Wiſſen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, welcher damals ungefähr 36 Jahr alt war. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als ruſſiſcher Geſandter mehrere Jahre lebte. Hier, wie in Petersburg und Paris, durch Stand und Vermögen den Erſten gleich geſtellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmſten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten ſah ſie ſich von Verehrern umringt, aber — von Gefühlen und getäuſchten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, war ſie nicht glücklich. Sie gebar ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiſerl. ruſſiſ. Geſchäftsträger bei der Eidgenoſſenſchaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Murſinna in Berlin erſchoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badiſchen Miniſters. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie ſie ſelbſt in einem Briefe an ihren Schwiegerſohn es andeutet, hatte ſie durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, ſich zu vielen Verirrungen hinreißen laſſen, welche ihre häuslichen Verhältniſſe ſo zerrütteten, daß es endlich zur Eheſcheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Eltern zurück. Hier galt ſie im allgemeinen für eine der liebenswürdigſten Frauen,

e Welt und Geiſt mit freier Bildung, anmuthigen Formen und
len Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbil-
ngskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging ſie
ieder nach Paris. Sie ſuchte das Glück außer ſich in dem mannig-
chen Wechſel glänzender Verhältniſſe, fand es aber nicht, und be-
ıb ſich im Jahr 1798, in Geſellſchaft eines Franzoſen, der ihr aus
aris gefolgt war, nach Leipzig, wo ſie einige Zeit ſehr eingezogen lebte.
ierauf ging ſie nach Rußland, und im Jahre 1801 abermals nach
aris. Ihr Hang nach Zerſtreuung verwickelte ſie hier, wie in Pe-
rsburg, in tauſend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte ſie in
aris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um ſie war
n Kreis von Gelehrten und Dichtern verſammelt, und der wilde,
ichtſinnige Garat ſoll damals ihr Herz beherrſcht haben. Indeß ar-
itete ſie mitten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens an ei-
m ſchon früher entworfenen Roman: Valérie, ou lettres de
ustave de Linar à Erneste de G., in welchem ſie ein Verhältniß ſchil-
rte, das ihr ſelbſt einſt theuer geweſen war. Valerie iſt eine liebens-
ïrdige junge Frau, in welche ein ſchwärmeriſcher Jüngling, der
erwandte und Pflegeſohn ihres Mannes, ſterblich verliebt iſt, und
h in dieſem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, dieſem Roman, in
lchem ſich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausſpricht, claſſi-
e Vollendung zu geben, und ſich einen Ruf als Schriftſtellerin da-
rch zu gründen. Der Sturz der preußiſchen Monarchie erweckte
ld nachher den nordiſchen Ernſt aufs Neue, welchen bisher ſüdli-
er Leichtſinn umgaukelt und mit Farbenbildern bethört hatte. Sie
fand ſich damals bei der Königin Louiſe, und das klare reine Ge-
üth dieſer hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Na-
r der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfaſſerin der Va-
ie durch ihr geiſtreiches Geſpräch über die Tröſtungen der Religion
f jenen unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krü-
ner fühlte ſich damals auch ſehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde
ngezogen. Sie begab ſich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen
ele ſich an ſie anſchloſſen, darauf, als der große nordiſche Krieg
sbrach, ging ſie nach Genf und im Jahr 1813 nach Deutſchland,
erall beſchäftigt mit dem Enthüllen der unſichtbaren Welt in ſich,
dem ſie von der äußern ſich abgeſtoßen, und derſelben ſich immer
hr entfremdet fühlte. In Carlsruhe ging ſie viel mit Jung-
tilling um. Schon jetzt glaubte ſie ſelbſt berufen zu ſeyn, den
rmen das Evangelium zu predigen. Daher begab ſie ſich in Heidel-
rg in den Gefängniß-Thurm, um die zum Tode verurtheilten Ver-
echer mit dem Troſte des göttlichen Worts zu erquicken. Als ſie
rauf im Herbſt 1814 wieder nach Paris kam, hielt ſie in ihrem
uſe religiöſe Verſammlungen, bei welchen die bedeutendſten Perſo-
n ſich einfanden, und wo man ſie im Hintergrunde mehrerer dunke-
Zimmer in dem Coſtum einer Prieſterin auf den Knien betend er-
ckte. Hier, in ihrem Betſaale, ſoll auch, ſagt man, die Idee des
ligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monar-
n, deſſen Religioſität übrigens von jeder Schwärmerei frei iſt,
twickelt worden ſeyn. Bei Gelegenheit des Feſtes, das die ruſſiſchen
ere in den Ebenen von Chalons feierten, gab ſie eine Beſchreibung
ſelben heraus (Le Camp de Vertus. Paris chez Normand),
rin ſie ihre Anſicht von der Zeitgeſchichte darlegt. Indeß ſah Frau
n Krüdener bald, daß ihr Bekehrungseifer auf die Dauer auf die
riſer weniger Eindruck machte, ſie begab ſich daher im Herbſte

1815 nach Baſel, wo der Pietismus bereits eine ſtille Gemeinde verſammelt hatte. Hier ſchloß ſich ein junger Geiſtlicher aus Genf, Namens Empeytas, an ſie an, welcher in der Erbauungsſtunde, die Frau von Krüdener alle Abende in einem Gaſthofe hielt, über religiöſe Gegenſtände ſprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu, wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben, tiefer ergriffen, und ſpendeten reichere Opfer, als die Ordnung des Haushaltes geſtattete. Bald entſtanden darüber mehrere Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fäſch auf, und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf Befehl der Obrigkeit Baſel verlaſſen. Eben ſo ging es ihr an andern Orten, in Lörrach, Aarau u. ſ. w. Doch wuchs überall die Zahl ihrer Verehrer, beſonders unter der Jugend. Dabei führte ſie einen ausgebreiteten Briefwechſel. Von weitem her brachten ihr Boten Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm ſie nebſt ihrer Tochter ihren Aufenthalt nicht weit von Baſel, im Badenſchen, auf dem Grenzacher Horn. Ihr Begleiter war außer Empeytas und dem Profeſſor Lachenal, ein Herr Kellner, ein geborner Braunſchweiger, der unter der weſtphäliſchen Regierung Poſtbeamter war, als politiſch verdächtig ins Gefängniß kam, und hier, wo er weder Schreibmaterialien noch andere Bücher erhielt, durch das Leſen der Bibel, die man allein ihm geſtattete, vom Syſtem des Materialismus zu einer chriſtlichen Geſinnung bekehrt wurde. Auf dem Grenzacher Horn verſammelten ſich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende, aber noch mehr Landſtreicher, welche bei ihr Obdach und Speiſe fanden. Mit gedankenloſer Begier griff der Arme, ohne ſich zur Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigem Ausharren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten gnädigen Frau" ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die Schuld alles Uebels vorwarf. So ſtörte, ohne es zu wollen, das ſchwärmeriſche Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der bürgerlichen Verhältniſſe. Daher ließ die Obrigkeit den 23. Januar 1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach Lörrach abführen. Frau von Krüdener ſchrieb deshalb an den Miniſter von Berkheim zu Carlsruhe einen merkwürdigen Brief vom 14. Febr. 1817, in welchem ſie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes, ſich der Hülfloſen anzunehmen, entgegenſetzte, für welches ſie, „durch die Wüſte der Civiliſation wandernd," bereit ſeyn müſſe, ihr Leben dahin zu geben. — Als ſie hierauf im Mai das Grenzacher Hörnlein verließ, theilte ſie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erſchienen iſt) aus, worin ſie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und klar Gedachtes ſagte, und ſtatt das einfache: „Bete und arbeite, und bleibe im Lande und nähre dich redlich" einzuſchärfen, vielmehr dem Irrthum und falſcher Auslegung überall die Hand bot. Da die Frau von Krüdener da, wo ſie hinkam, die Einbildungskraft des großen Haufens in unruhige Bewegung ſetzte, — oft umgaben ſie mehr als 3000 Menſchen — und durch die reichen Allmoſen, die ſie ausſpendete mehr Aufſehn erregte, als Nutzen ſtiftete, ſo konnte ihr die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt geſtatten. Auch von Luzern wurde ſie am Ende des Juni von der Polizei abgeführt. Von dieſem Zeitpunkt an blieb ſie ſtets unter polizeilicher Aufſicht, ward von einem Orte zum andern verwieſen, und endlich, da man ihr den Eintritt weder in das Oeſterreichiſche noch in den Elſaß ge-

Digitized by Google

lattete, zu Ende des Auguſts aus der Schweiz nach Deutſchland, wo Empeytas und Lachenal ſie verlaſſen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten ſie hierauf aus dem Badenſchen, Würtembergiſchen und Baierſchen durch Franken bis nach Sachſen. So kam ſie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man ſie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte Anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu ſtellen, und den Umgang mit ihr zu beſchränken. Nach des Prof. Krug Geſpräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener (Leipzig 1818. 22 S.) zeigte ſie ſich ſelbſt in ihrer ſchwärmeriſchen Befangenheit als eine achtungsund liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausſtrömungen ihres religiöſen Gemüths äußerte ſie mit prophetiſcher Anmaßung wunderliche Gedanken. Uebrigens ſprach ſie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuverſicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz ſich wie das Geſicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunſch, nach Deſſau oder Berlin zu gehen, ward nicht erfüllt. Die Polizei führte ſie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo ſie ein preußiſcher Polizei-Commiſſär übernahm, der ſie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über ſie machten Bresius und Spieker bekannt. Als ſie über die ruſſiche Gränze kam, ward ihr angedeutet, daß ſie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfe. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und andere Perſonen ihrer Begleitung von ihr, und brachte ſie auf die preußiſche Gränze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mietau beſchloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß ſie ſich in das Innere von Rußland begeben würde, um daſelbſt eine chriſtliche Beſſerungsanſtalt für einzelne verirrte Perſonen zu gründen, ſo daß ſie aus jener regelloſen Oeffentlichkeit in ein beſtimmtes und beſchränktes Verhältniß frommer Wirkſamkeit zurückgetreten zu ſeyn ſcheint. In den Zeitgenoſſen (X. S. 107 — 174) ſteht ein reichhaltiger, aus ihren eigenen Aeußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, beſonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Characteriſtik dieſer pſychologiſch merkwürdigen Frau, der mit vorſichtiger Milde abgefaßt iſt. Nach dem was Krug, Bresius und Spieker über die Aeußerungen der Frau von Krüdener berichtet haben, ſind Einſeitigkeit und Ueberſpannung, bei ſich ſelbſt täuſchender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem Heiligen-Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Weſen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zuſammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Aeußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und abſprechende oder halbwahre Urtheile eines asceтiſchen Dünkels vor. Frau von Krüdener beſtätigt die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menſchen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger ſie ſind, um ſo eher auf Abwege führen, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft des Verſtandes und der Vernunft ſtehen, die doch auch herrliche Gottesgaben ſind. In jedem Falle iſt der Eindruck, den dieſes Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem ſie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzloſen Unglauben gefröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geiſt und in der

Wahrheit anzubeten, zurückkehre, ſondern zur myſtiſchen Schwärmerei und zum verſtandloſen Aberglauben hinübertaumle. K.

Kruſemark (Baron von), königl. preußiſcher General-Lieutenant und mehrerer Orden Ritter, preußiſcher Geſandter in Wien, iſt bekannt durch wichtige diplomatiſche Sendungen in Petersburg und Paris. Er war königl. Generaladjutant und Obriſtlieutenant, als er im Januar 1806 den Herzog von Braunſchweig nach Petersburg begleitete, wo eine allgemeine Friedensunterhandlung, oder ein entſcheidender Kriegsplan verabredet, insbeſondere aber das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Rußland und Preußen wieder hergeſtellt werden ſollte. Beide kehrten den 24. März nach Berlin zurück. Als hierauf der preuß. Generalmajor von Knobelsdorf als außerordentlicher Geſandter, im September deſſelben Jahres, dem Cabinet von St. Cloud das Ultimatum des preußiſchen Hofes überbrachte, und England nach Fox's Tode ſich Preußen wieder näherte, ward Kruſemark nach Petersburg geſchickt, um auf den Fall des Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich den gemeinſchaftlichen Kriegsplan und die zu beeilenden Märſche der ruſſiſchen Heere gegen Frankreich zu verabreden. Im Jahre 1809 ging der Oberſte von Kruſemark als außerordentlicher Geſandter nach Paris, um die nach dem Tilſiter Frieden noch ſehr verwickelten Angelegenheiten Preußens mit dem Cabinet von St. Cloud zu ordnen, und dem franzöſiſchen Kaiſer die Nachricht von der Entbindung der Königin zu bringen. Er kehrte mit freundſchaftlichen Verſprechungen den 15. Nov. nach Königsberg zurück, worauf der König ſeine Rückkehr nach Berlin beſchloß. Im Jahr 1812 unterzeichnete der Generalmajor von Kruſemark, als preußiſcher Geſandter in Paris, den mit Baſſano unterhandelten Hauptvertrag zur Feſtſtellung einer Allianz zwiſchen Frankreich und Preußen, vom 24. Februar, ſo wie die Special-Convention über die Mitwirkung Preußens auf den Fall eines Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland. Er begleitete hierauf als preußiſcher Geſandter den Kaiſer Napoleon nach Rußland, von wo er den 4. Dec. 1812 nach Berlin zurück kam. Den 7. Jan. 1813 begab er ſich wieder auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten nach Paris. Dieſer ward jetzt noch ſchwieriger, nachdem der König im Januar ſich mit den Garden nach Schleſien begeben und den Aufruf an die Freiwilligen erlaſſen hatte. Endlich übergab Kruſemark den 27. März die Kriegserklärung ſeines Hofes an Frankreich. Der damalige Schriftenwechſel zwiſchen Kruſemark, dem Staatskanzler Hardenberg und dem Herzog von Baſſano (Maret) enthält wichtige Actenſtücke zur Geſchichte unſerer Zeit. Der Herzog von Baſſano antwortete darauf den 1. April, und Kruſemark traf am 3. Mai von Paris wieder in Berlin ein. Im Jahr 1817 war der General-Lieutenant Baron von Kruſemark als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter am kaiſerl. öſterreichiſchen Hofe zu Wien angeſtellt.

Kteſiphon, am Tigris in Babylonien, die Hauptſtadt des alten parthiſchen Reichs und in ſpätern Zeiten, des neu-perſiſchen, bis die Araber ſie im 7ten Jahrhundert zerſtörten. Sie lag nicht weit von Seleucia und wurde zu einer ſtarken Feſtung gemacht. Vorher war ſie ein offener, aber ſehr volkreicher Ort, der von Trajan und Severus mehrmal eingenommen und verwüſtet wurde.

Kuhlmann (Quirinus), ein religiöſer Schwärmer und Abenteurer, geb. 1651 zu Breslau, verließ die Rechtsſtudien zu Jena, um Projecten zur Umkehrung aller Dinge nachzuhängen, worauf die

Träumereien der Fanatiker und Chiliaſten ſeiner Zeit, und ſein eigner Stolz, zum Theil auch wirkliche Verrücktheit in Folge einer ſchweren Krankheit (1670), ihn geführt hatten. Er trieb ſich als wandernder Prophet und eingebildeter Prinz Gottes, dem die Welt unterworfen ſey, im ganzen proteſtantiſchen Europa herum, ſtreute ſeine Orakelſprüche in verworrenen Verſen (Kühlpſalter und andre wunderliche Schriften) allenthalben aus, wollte in Conſtantinopel und Kleinaſien die Türken bekehren, und kam endlich ganz verarmt nach Moscau, wo er auf Befehl des Patriarchen als Ruheſtörer nebſt einem Anhänger 1689 lebendig verbrannt wurde. Eine Secte zu ſtiften, war ihm nicht gelungen. E.

Kuma oder **Kyme**, die größte und vornehmſte Stadt Aeoliens, und zugleich eine der älteſten, am ägeiſchen Meer. Von ihr hat die kumäiſche oder kumaniſche Sibylle den Namen, und Heſiodos war hier geboren. Uebrigens galten nach Strabon die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäiſche Colonie war die ebenfalls ſehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten ſie, der Sage nach, die Phocäer angelegt; und die Bewohner Italiens verſetzten ſpäterhin die aſiatiſche Sibylle hieher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrſagerin lag in dem der Göttin Trivia geweihten Haine, und in ihrer Nähe war der Acharuſiſche See. In dieſer Gegend beſaß Cicero ein Landgut, das daher das kumaniſche heißt.

Kunſtreiſen ſind, wie ſich leicht verſteht, Reiſen, welche um der Kunſt willen gemacht werden. Hier kann ſowohl Zweck ſeyn, die eigene Kunſt zu üben, als auch die Kunſt anderer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reiſende kann mithin in beiden Fällen ſelbſt Künſtler, oder im letztern nur Kunſtfreund ſeyn. Da jedoch der Fall ſelten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künſtler iſt, bloß der Kunſtanſchauung und Kunſtbildung wegen eine Reiſe anſtellt, wiewohl der Enthuſiasmus für die Kunſt und die Wichtigkeit eines Landes in Hinſicht auf eine beſondere Gattung derſelben, dieß nicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reiſe machen kann, ſo verſteht man gewöhnlicher und gleichſam vorzugsweiſe unter Kunſtreiſen Reiſen, welche von Künſtlern um der Kunſt willen gemacht werden. Aber da, wie wir eben ſagten, ſelten ein Nichtkünſtler die Kunſt zum einzigen Zweck ſeiner Reiſe macht, ſo könnte man mit Rückſicht auf die Menge und Beſchaffenheit der Kunſtreiſen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künſtler noch ſeltener die Kunſt zum Hauptzweck ihrer Reiſen machen, und ſich dieſes hochklingenden Ausdrucks meiſtens nur durch einen Euphonismus bedienen, um die ſchlechten Triebfedern zu verdecken, welche ſie bei dieſen Reiſen leiten. Sonach liegt doch den Kunſtreiſen an ſich eine ſchöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunſt iſt etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabenes. Es iſt die Schönheit ſelbſt, welche im Menſchengeiſte ſchaffend wirkt und beſeligt. An dieſer hat der Einzelne gleichſam nun ſeinen Antheil; und ſoll er etwas Lebendiges, dem Menſchen Angemeſſenes und Erfreuliches hervorbringen, ſo muß die Schönheit menſchlicher Werke ihn erfreut und mannigfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wiſſenſchaft ebenfalls nicht von dem Einzelnen erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menſchlicher Individuen unmöglich, weil ſich auch

hier durch Prüfung und Vergleichung des Verſchiedenen die Anſicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, die durch Literatur befördert wird, iſt die Kunſt doch mehr nomadiſcher Natur. Das Geiſteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte ferner Länder werden dem Gelehrten leicht auf ſeiner Stube bekannt. Nicht eben ſo iſt es mit allen Werken der Kunſt, die keine Beſchreibung vollſtändig kennen lehrt. Zwar die Poeſie ſchließt ſich hier zunächſt an die Wiſſenſchaft an, und wenn die Dichter reiſen (vorausgeſetzt, daß ſie — es können); ſo geſchieht es mehr um ihren poetiſchen Geiſt durch erweiterte Lebensanſchauung anzuregen, als um auf dieſen Reiſen ihre Kunſt unmittelbar zu üben, und fremde Poeſie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauſpieler noch eine Perſon ausmachten. In den älteſten Zeiten der griechiſchen Cultur finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürſten, oder vor dem Volke ihre Lieder ſangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von Arion heißt, die Kunſt, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tauſende Luſt.“ So nennen uns die älteſten übrig gebliebenen Nationalgeſänge der Griechen ſchon wandernde Sänger. Die Rhapſoden trugen dieſe Nationalgeſänge vor, und viele dieſer reiſten ſpäterhin zu den muſiſchen Wettſtreiten in den Odeen, wo ſie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunſt war in Griechenland das Intereſſe der Nation. In der neuern Poeſie finden wir wandernde Troubadours und Minneſinger (ſ. d. Art.), aber ihre Wanderungen und Wettſtreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volkes berechnet. — Mehr als die Poeſie an ſich bedarf die bildende Kunſt der Reiſen zu ihrer Entwickelung. Der Baukünſtler findet am Orte ſeiner Geburt und Heimath ſelten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung ſeiner Kunſt, wie ſehr auch die Baukunſt durch climatiſche Verhältniſſe bedingt iſt. Daher finden wir ſchon Wanderungen der Baukünſtler in der älteſten Zeit. Zur Verſchönerung und Vergrößerung Jeruſalems wurden phöniziſche Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutſche Baumeiſter ausgeführt. — Was den Bildhauer anlangt, ſo iſt es anerkannt, daß ohne Anſchauung und Studium der Antiken in dieſem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leiſten im Stande iſt. Daher muß dieſer Künſtler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Muſeen aufgeſtellt ſind, nach dieſen reiſen, oder das vielgeprieſene Land ſehen, welches noch jetzt die meiſten bedeutenden Werke der Baukunſt und Bildhauerkunſt des griechiſchen und römiſchen Alterthums aufbewahrt. — Der Maler, der ſeine Phantaſie mit allem ſichtbaren Schönen, ſey es Werk der Natur oder der Kunſt, mithin auch der Bild- und Baukunſt, befruchten muß, bedarf zu ſeiner Ausbildung unter den bisher genannten Künſtlern des Mittels des Reiſens am meiſten, und nur zufällig, oder untergeordneter Zweck (der Portraitiſt macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch ſeine Kunſt auf Reiſen ſeyn. Und dieſes iſt der Grund, warum der größte Theil der Kunſtreiſen in neuerer Zeit nach dem claſſiſchen Boden Italiens gemacht worden ſind, wo die neuere Kunſt ſich zuerſt über der alten, umgeben von einer ſüdlich romantiſchen Natur, üppig blühend erhob. Hier reiſt der Archäolog und Kunſtfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die ſchönen Denkmäler der alten, der Hiſtorien-

maler, der die Heiligthümer der neuern Kunſt, und der Landſchaftmaler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigſten Schauplätzen, umgeben von der friſchanregenden Wirklichkeit, zu ſchauen begehrt. In Hinſicht der Muſik jedoch verhält ſichs beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Geſangs und der Melodie iſt, ſo leben und reiſen doch mehr italieniſche Virtuoſen in Deutſchland und in andern Ländern, als umgekehrt; der bildende Künſtler aber würde Italien noch beſuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Muſeum außer dieſem Lande gäbe, als das Muſeum in Paris — war. Die ſ. g. ausübenden Künſtler (Muſiker und Schauſpieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reiſen noch aus beſondern Gründen. Der ausübende Künſtler bleibt auf einer ſehr beſchränkten Stufe der Kunſtbildung ſtehen, wenn er nur ſein Publikum kennt, und an den Künſtlerkreis, in welchem er ſteht, gefeſſelt bleibt. Der Geſchmack eines einzigen Publikums z. B. in einer Provinzialſtadt iſt ſehr partiell, und ſteht oft ſehr niedrig, je nach den Ständen und Claſſen, welche an einem ſolchen Orte den herrſchenden Ton angeben. Auch der ſchlechte Schauſpieler wird von einem ſolchen Publikum zuletzt ertragen, der mittelmäßige, (da man nichts Höheres geſehen hat) mit allen ſeinen Manieren heimiſch geworden, von ihm weit über ſeinen Werth geſchätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der talentvolle keine guten Vorbilder neben ſich, ſo roſtet das Talent in trauriger Verwöhnung und einſeitigem Mechanismus allmählig ein. Kunſtreiſen prüfen daher den Künſtler, können ihn aufmerkſam auf ſich ſelbſt und ſeine Verwöhnungen machen; ſie erhalten die Künſtlerfreiheit, wo Critik ihm daheim mangelt, denn ſie zeigen ihm ſeine Kunſt in größrer Mannigfaltigkeit, als ſie gewöhnlich ſein Auge wahrnimmt, ſie ſchützen vor zu großer Einbürgerung und ſchädlichem Philiſterthum. Daher liebten auch die Schauſpieler von jeher gern das Wandern, und der Karren des Theſpis iſt bekannt, wiewohl bei höheren Gagen heut zu Tage nicht ſehr gebräuchlich. Die eigentlichen Kunſtreiſen dieſer Art aber ſetzen voraus ein vielſeitig gebildetes Land, wo eine große Hauptſtadt, oder wie in den meiſten Ländern des cultivirten Europa eine reiche Cultur durch mehrere Haupt- und Provinzialſtädte vertheilt iſt, deren Wirkung ſich auch die Künſte durch vielſeitige Anregung erfreuen. — Aber es iſt auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künſtler vorzüglich das Reiſen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künſtler ſtellt oder ſendet ſein Werk in die weite, offne Welt, das noch lange nach des Meiſters Tode, geſehen und erkannt von Vielen, in den entfernteſten Ländern das Andenken deſſelben erneuert. In der ausübenden Kunſt iſt das Werk mit dem Schöpfer aus, das Werk lebt und ſtirbt mit ſeinem Meiſter, und was Schiller vom Schauſpieler ſagt:

> Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
> Die wunderbare, an dem Sinn vorüber ꝛc.

läßt ſich leicht auch auf den Virtuoſen der Tonkunſt anwenden. Aber die Kunſt verlangt Anerkennung und ſie kann ſich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allſeitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künſtler mit Recht nach Anerkennung über ſeinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieſer edle Trieb nach Anerkennung wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallſucht, an welche ſich das Streben nach leidigem Erwerb

anſchließt. Was einerſeits der Künſtler, der mit einem friſchen empfänglichen Gemüth mit ſteter Rückſicht auf die ihn beſeelende Kunſt reist, durch Mannigfaltigkeit der Anſchauung, und durch Anregung des Lebens in abwechſelnden Verhältniſſen deſſelben, und was andrerſeits das in verſchiedenen Städten zerſtreute Publikum der Kunſtliebhaber durch Reiſen großer Künſtler, die ſelten eine Heimath feſthält und ernähren kann, an Ausübung und Erweiterung des Geſchmacks zu gewinnen vermag, läßt ſich nicht ſchätzen, und die Kunſtreiſen eines Ifflands, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermſtädt und anderer originellen Künſtler beweiſen dieß zur Genüge. Nur muß jeder, welcher der Kunſtübung wegen eine Reiſe unternimmt, vor allem auch wirklich Künſtler ſeyn, (d. h. eine originelle Darſtellungsgabe beſitzen) oder die Bürgſchaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunſtreiſende überhaupt nicht bloß reiſen um zu reiſen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art luſtigem Müßiggang, aller feſten Sitte und ernſtem Studium zu entſagen, mit Charlatanerie und Frechheit der Leute Beutel zu fegen, und eine Plage der Directoren und aller Menſchen zu ſeyn, die zu ernſter Thätigkeit ihre koſtbare Zeit brauchen. Und doch iſt die Anzahl der ſ. g. reiſenden Künſtler jetzt den Heuſchreckenzügen ſo ähnlich, daß man wenigſtens in Hinſicht der Schauſpieler faſt ſagen dürfte: die Kunſt ſelbſt ſey bei uns nicht mehr zu Hauſe, da ſo viel Künſtler auf Reiſen ſind. Wenigſtens erklärt ſich dadurch vielleicht, warum man auf den größten und berühmteſten Bühnen jetzt ſo viel mangelhafte Enſembles findet, weil ein Ganzes nur durch Ruhe und Beharren zu Stande kommt, welchem Zuſtande die unſtete Veränderlichkeit widerſtrebt.

Kunſtſtraßen. In der neueuropäiſchen Welt ſpielen die Kunſtſtraßen eine große Rolle bei dem Verkehr der Völker, da die Geſellſchaft ſo ſehr an Gütern als an Austauſch der Güter gewonnen. Je beſſer die Straßen, deſto mehr kann der Fuhrmann laden, deſto geringer ſind die Frachten, deſto größer der Austauſch. In dem tiefen Sande der Mark fährt der Fuhrmann mit ſeinem kleinen Pferde nur ſechs Centner. Auf den gepflaſterten Heerſtraßen Brabants fährt der Fuhrmann mit einem Pferde 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute, die von Charleroi nach Brüſſel fahren, laden hinter ſechs Hengſte 22,000 Pf. Kohlen. In England werden auf den Eiſenbahnen, ſo in einigen Gegenden angelegt, hinter ein Pferd 80 Centner geladen. An dieſen Zahlen ſieht man beſſer als an allem anderen den großen Einfluß, den die Kunſtſtraßen auf den innern Verkehr der Geſellſchaft haben. In Frankreich werden die Pflaſterſteine auf den trefflichen Steindämmen 20 Stunden weit gefahren, um neue Steindämme zu bauen, und in Deutſchland klagt man ſchon, wenn man das Material zu den Chauſſeen 3 oder 4 Stunden weit holen ſoll, und nicht mit Unrecht. In Deutſchland fehlt der ſchöne Pflaſterſtein, der in Frankreich ſo allgemein iſt, und vorzüglich in der Gegend von Fontainebleau gebrochen wird. Von ihm iſt das Pariſer Pflaſter. Es iſt ein feinkörniger Sandſtein, der ſich leicht in Parallelepipeda bricht. In England machen die trefflichen Wege, die Schnelligkeit des Fuhrweſens und die Wohlfeilheit deſſelben, daß in einem Kreiſe von 10 Stunden um London ein Sechstheil der Bevölkerung immer auf Reiſen iſt. Bei den Kunſtſtraßen iſt das die Hauptſache, daß ſie immer durch die Thäler geführt werden, auch wenn dieſe durch ihre Krümmungen Umwege machen; damit das Pferd bloß die Friction zu überwinden habe,

ber nicht genöthigt ſey, die Laſt zu heben. Muß man über Berge, ſo kann eine gepflaſterte Straße nicht helfen — eine gewöhnliche mit kurzgeſchlagenen Steinen iſt dann eben ſo gut, weil das Pferd die meiſte Kraft auf das Heben der Laſt und nicht auf die Ueberwindung der Reibung zu verwenden hat. — Noch mehr als die Kunſtſtraßen befördern die Waſſerſtraßen den Verkehr unter den Menſchen. S. dieſen Artikel. Bg.

Kupferdruck, ſ. Abdruck.

Kurakin (Fürſt Alexander), ehemals ruſſiſcher Geſandter in Paris, Wien u. a. O., geb. 1752, wurde mit Paul I. erzogen, und war deſſen täglicher Geſellſchafter. Er begleitete ihn auf ſeiner Reiſe nach Preußen und Frankreich 1776 und 1782. Im Jahr 1796 wurde er Miniſter und Vicekanzler des Reichs, nahm aber ſeinen Abſchied 1802. Darauf ward er 1806 Ambaſſadeur in Wien, ſchloß 1807 den Frieden zu Tilſit ab, und erhielt zur Belohnung die Stelle eines Geheimen-Raths der erſten Claſſe, mit dem Range eines Feldmarſchalls. Im Jahr 1808 ging er als Großbotſchafter nach Paris, wo er vier Jahre blieb. Bei dem Balle, den der Fürſt Schwarzenberg den 1. Juli 1810 gab, wo Feuer im Saale auskam, fiel er auf der Treppe, und wurde ſehr verwundet ohne Bewußtſeyn nach Hauſe getragen. Im Mai 1812, als der Krieg von Napoleon gegen Rußland ſchon beſchloſſen war, er ſelbſt aber durch diplomatiſche Weitläuftigkeiten noch hingehalten wurde, begab er ſich von Paris weg auf ſein Landhaus nahe bei Sevres. Der Schriftenwechſel, der zwiſchen ihm, dem Grafen Romanzow und dem Herzog von Baſſano, bis zum völligen Bruche Statt fand, gewährt ein hohes politiſches Intereſſe, und beweist die Talente wie die Klugheit des ruſſiſchen Botſchafters. Man verweigerte ihm die Reiſepäſſe, ſogar noch von Memel aus, ſo daß er ſich in der Nähe von Paris lange von aller Verbindung mit ſeinem Souverän abgeſchnitten ſah. Im Jahr 1814 überbrachte er dem Kaiſer Alexander die Glückwünſche des Senats wegen der in Deutſchland erfochtenen Siege. Kränklichkeit bewog ihn, ſich nun von allen Geſchäften zurückzuziehen. Er lebte jetzt größtentheils in Paris, ſtarb aber in Weimar in der Mitte 1818.

L.

L, der zwölfte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher zu den Zungenbuchſtaben gehört, und mit Anſtoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgeſprochen wird. Zugleich iſt er der erſte der ſ. g. Halblauter oder der fließenden Buchſtaben, welcher häufig mit r verwechſelt wird, beſonders von denen, die dieſen Buchſtaben nicht gut ausſprechen können.

Lackiren beſteht in der Kunſt einen feſten Firniß auf allerlei Geräthe aufzutragen, der einer guten Politur fähig iſt und von verſchiedenen zum Theil glänzenden Farben gemacht werden kann. Wenn die öſtlichen Völker Aſiens, die Chineſen, Tunkineſen und Japaner auch nicht die Erfinder dieſer Kunſt ſind, ſo haben ſie es doch darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und im Engliſchen nennt man ſogar die ganze Kunſt das Japanen. Der Name Lackiren aber kommt von dem Worte Lack, welches urſprünglich perſiſch iſt, und eine jede beſonders glänzende und rothe Farbeſub-

ſtanz bedeutet. Genau genommen aber bezeichnet man jetzt mit dieſem Worte eine zum Theil harzige, zum Theil wachsartige Maſſe, die zwar ihre Farbe dem Waſſer mittheilt, aber vollſtändig nur in Weingeiſt aufgelöst wird. Sie entſteht durch den Stich einer eigenen Art von Schildläuſen auf den Blättern verſchiedener indiſcher Bäume, beſonders der Ficus religiosa und indica, auch des Zizyphus Jujuba. Anfangs ein Milchſaft, wird dieſe Subſtanz durch Vermiſchung mit den Inſecten hochroth. Mit dieſer bereitet man in Europa gewöhnlich die Firniſſe, womit lackirt werden ſoll. Die Chineſen hingegen bedienen ſich zu ihrem Firniß des harzigen Saftes der Augia chinensis Lour., welcher natürlich glänzend ſchwarz iſt, aber mit dem Oel aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermiſcht wird. Noch weit mehr geſchätzt iſt der Japaniſche Lack, nach Thunbergs ſichern Nachrichten aus Rhus Vernix durch Einſchnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Oele der Bignonia tomentosa vermiſcht. Zu dem gewöhnlichen Lack nimmt man den ſogenannten Körnerlack. Dieſer wird in Weingeiſt aufgelöst und an einen warmen Ort geſtellt. Iſt er ganz aufgelöst und völlig klar, ſo kann man ihn auf Holz oder andere Gegenſtände leicht auftragen. Man nimmt auch ſtatt des Weingeiſtes, wenn nämlich andere harzige Subſtanzen zum Firniß verwendet werden ſollen, weſentliches Terpentinöl, oder man bereitet den fetten Firniß aus Kopal, mit Weingeiſt aufgelöst und Terpentin hinzugethan. Auch ganz altes und völlig hellgewordenes Leinöl läßt ſich mit Bernſtein und Bleiweiß zu einem fetten Firniß verarbeiten. Je mehr Bleiweiß genommen wird, deſto ſchöner weiß wird die Farbe des Lackes. Zu einem Goldfirniß benutzt man entweder Goldpulver oder das Conſtantiniſche Pulver, deſſen Bereitung unter dem Artikel **Vergolden** angegeben wird. So bringt man auch eine ſchöne Goldfarbe hervor, wenn man Körnerlack, Bernſtein, Drachenblut, Gummi Guttä und Safran in Weingeiſt ſich auflöſen läßt. Zu einem blauen Firniß nimmt man Berliner Blau oder Smalte, die mit Lack vermiſcht und dann in Terpentinöl aufgelöst werden. Recht ſchöner rother Lack wird hervorgebracht, wenn man Cochenille oder Carmin mit Lack vermiſcht. Einen grünen Lack macht man aus einer Miſchung von Mineral-Turbith und Berliner Blau; oder noch ſchöner aus Grünſpan-Criſtallen, die auf Goldſchaum gelegt werden. Zu einem ſchwarzen Lack nimmt man gebranntes Elfenbein oder Lampenſchwärze, die mit Körner- oder Schellack vermiſcht werden. Ganz durchſichtigen Firniß macht man aus Bernſtein, ſehr wenig Colofonium und altem Leinöl, die zuſammen gekocht werden. Es muß beim Auftragen dieſer Firniſſe vor allem dahin geſehen werden, daß durch gehörige Hitze, die wenigſtens 150° Fahrenheit ſeyn muß, das Auftragen erleichtert werde. Man reinigt und glättet das zu lackirende Geräth, und bedient ſich dazu eines weichen Pinſels, oder einer Art von Bürſte aus Schweinsborſten.

Ladronen oder **Diebsinſeln**, eine Gruppe von ungefähr achtzig Inſeln, zwiſchen dem Oſtocean und dem ſtillen Meere. Ihr erſter Entdecker Magellan gab ihnen den Namen der St. Lazarusinſeln; nach der Königin Maria Anna von Oeſterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns, Carls III., zuerſt Miſſionarien dahin ſandte, wurden ſie die Marianiſchen Inſeln benannt. Sie ſind wenig bevölkert, obgleich es nicht an Lebensmitteln fehlt. Der ſpaniſche Gouverneur wohnt auf der Inſel Guam oder Agana.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, ſ. Sparta.

* Lama, Lamaiſche Religion. Lama, welches im Tanutaniſchen Mutter der Seelen, Seelſorger bedeutet, iſt bei den Mongolen die Benennung aller Geiſtlichen, bei den Calmucken nur er vornehmern. Danach heißt die Religion der Mongolen und Calmucken die Lamaiſche. In derſelben wird als höchſter Gott der Schigemuni und als deſſen Stellvertreter der Dalai-Lama, . h. der große Lama verehrt. Er iſt das Oberhaupt der geiſtlichen nd weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiſerthum als ein Kirchenſaat (Theocratie), ſo wie ſein Oberhaupt als ein Papſt betrachtet erden kann, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht bloß einen chtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorſtellt, ſondern als ne unter den Menſchen wohnende wirkliche Gottheit gedacht wird. der Glaube an ſein ewiges Fortleben knüpft ſich an die dort herrſchende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, ſo wie ſie den Körper des Dalai-Lama, den ſie bisher bewohnte, erläßt, ſogleich wieder auf eine übernatürliche Weiſe Beſitz von einem andern Körper nehme, ſo daß alſo nur das Aeußere, nicht das Weſen ſelbſt wechſelt. Und in der That kann man auf eine gewiſſe Weiſe dies annehmen, denn bei dem ſo durchaus regelmäßigen hierariſchen Syſteme iſt es faſt gleichgültig wer an der Spitze ſteht. Sein ewöhnlicher Wohnſitz ſind zwei in der Nähe der Hauptſtadt Lhaſſa elegene Klöſter, in denen er abwechſelnd ſich aufhält. Ueberall iſt er on einer Menge Geiſtlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf a, wo er ſich aufhält, übernachten. Unſtreitig geſchieht dies um der m beigelegten Reinheit willen; er iſt der Unbefleckte. Die Anbeung nicht nur der Eingebornen, ſondern auch einer erſtaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongoliſchen Völkerſchaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beſchwerliche Reiſen nternehmen, um ihm zu huldigen und ſeinen Segen zu erhalten, mpfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Kiſſen mit übereinander geſchlagenen Beinen ſitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tataren die größte Ehrerbietung. Aus den ntfernteſten Gegenden begeben ſie ſich zu ihm, und die Fürſten unterwerfen ſich denſelben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiſet nen nicht mehr Achtung als Andern. Er grüßt niemand, entblößt in Haupt nicht, ſteht vor niemand auf, und begnügt ſich ſeine and auf das Haupt ſeiner Anbeter zu legen, welche dadurch Verbung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie ſind überzeugt, daß ie höchſte Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und ſieht, im nnerſten der Herzen lieſet, und über nichts Erkundigung einzuziehen raucht. Thut er es doch, ſo geſchieht es nur, um den Ungläubigen nd Uebelgeſinnten keine Veranlaſſung zu Klagen zu geben. Bisweien theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tatarn viel Aberglauben treiben; falſch aber iſt es, daß von ſeinem nrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchſen verahrt und ſelbſt mit den Speiſen vermiſcht würden. Seine Macht ar ſonſt, wo er Chans ein- und abſetzte, unbegränzter als jetzt, o er vom Kaiſer von China, obſchon ihm dieſer in religiöſer Hincht unterworfen iſt, mehr abhängt. In ſeiner Hauptſtadt reſidiren tzt zwei chineſiſche Mandarinen, mit einer Garniſon von 1000 Chieſen, und im Palaſt zu Peking unterhält der chineſiſche Kaiſer einen nterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgeſandt wird. Iſt n Dalai-Lama geſtorben, ſo kommt es darauf an zu entdecken, wo

Digitized by Google

es ihm gefallen hat, aufs neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man ſich ſtets auf einige Lama's verlaſſen, welche allein von den Zeichen unterrichtet ſind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wiſſen, welches Kind der Verſtorbene zu ſeinem Nachfolger ernannt hat. — Die Lamaiten überhaupt theilen ſich in Gelb- und Rothmützen. Jede Secte ſteht unter drei Lama's: jene unter dem Dalai-Tiſchu- oder Bogdo- und Taranautlama, dieſe unter den drei Schammar. Der Dalai-Lama iſt unter allen der vornehmſte, nächſtdem der Tiſchulama, welcher zu Tiſſulumbu, zehn Tagereiſen ſeitwärts von Lhaſſa wohnt. Die drei Schammar wohnen in verſchiedenen Klöſtern, der vornehmſte von ihnen zu Taſſiſudon, der Hauptſtadt von Butan. Ihnen untergeordnet ſind zahlreiche Geiſtliche von verſchiednem Range, die in großem Anſehn ſtehn, den Unterricht beſorgen und zum Theil nach gewiſſen Ordensregeln, und in eheloſem Stande, wie die chriſtlichen Mönche, leben. Man zählt bloß um Lhaſſa 3000 Klöſter. Die Lamaiſche Religion iſt von Tibet ausgegangen und kennt kein ewiges Urweſen. Ihre Götzen oder Burchanen, 108 an der Zahl, ſind erſchaffne Weſen, die ſchon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewieſene Heiligkeit zum Range göttlicher Weſen emporſtiegen. Schigemuni, der Hauptgötze, erſchien 1000 Jahre vor Chr. zuletzt auf der Welt als Stifter des Lamaiſchen Glaubens und beherrſcht jetzt das in Elend verſunkene Weltalter. Die Erde iſt von Geiſtern aus der Oberwelt, die zu Menſchen ausgeartet ſind, bewohnt. Je nachdem ſie die Prüfung des Lebens gut oder ſchlecht beſtanden hat, tritt nach dem Tode des Körpers die menſchliche Seele in einen höhern oder niedrigern Zuſtand. Dieſer Glaube macht die Lamaiten wohlthätig, menſchenfreundlich und ſittſam. Ihr Götzendienſt beſteht in ſchreienden und lärmenden Geſängen, und Gebeten, begleitet mit einer überlaut tönenden Muſik, in prächtigen und feierlichen Prozeſſionen, und in der Feier gewiſſer Feſte zu beſtimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Caſteiungen. dd.

Lancaſter's und Bell's Syſtem einer verbeſſerten Schuleinrichtung hat in England und Frankreich ſo viel Aufſehn gemacht, und in den Kreiſen der vornehmen Welt ſo eifrige Beförderer gefunden, daß es jetzt in Europa überall, wo das Intereſſe für die Volksſchulen angeregt iſt, zur Sprache kommen muß. Dieſes Syſtem beſteht in dem Kunſtgriffe, die Schule vermittelſt der Schüler ſelbſt zu halten, und mit einem verhältnißmäßig ſehr geringen Koſtenaufwande eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern (Lancaſter hatte 880 beiſammen und will es mit 1000 Schülern ausführen) in einem Lehrzimmer unter einem Lehrmeiſter zu gleicher Zeit und, wie die Erfinder hinzuſetzen, mit dem beſten Erfolge zu unterrichten. Der ganze Cötus der Schüler wird dabei nach Verhältniß der Anzahl und der verſchiedenen Fortſchritte in eine Menge kleiner Claſſen getheilt, und jede derſelben durch einen größeren Schüler in den nöthigſten Fertigkeiten (Leſen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) ſo weit geübt und abgerichtet, als dieſer ſie ſelbſt vorher von dem Lehrmeiſter erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors und haben ihre Claſſe (ungefähr 15 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreiſe ſtehend, vor ſich. Die geübteſten und moraliſch zuverläßigſten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufſicht über dieſe Unterlehrer und deren Claſſen. Andere Ge-

ülfen beſorgen den kleinen Dienſt der Schulpolizei und guten Ord-
ung, jeder ein beſonderes Departement, einer das Aufzeichnen der
Abweſenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer
as Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. ſ. w. Dieſes
anze pädagogiſche Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede
Störung einer Claſſe durch die andre verhütenden Eintheilung des
roßen Locals, ohne ungehöriges Geräuſch und in genau abgemeſſener,
ünktlicher Aufeinanderfolge der Geſchäfte, jedes Penſum, das der
ehrmeiſter vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein ſtrenggehand-
abtes Syſtem von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich,
heils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienſtorden, Schandzettel,
Pranger) berechnet ſind, hält die Maſſe der Kinder in guter Zucht. Alles
eht und wirkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrik, wo jeder
Arbeiter einen Theil des Fabricats fertiget und der Meiſter nur an-
rdnet, oder wie in einer militäriſchen Heerſchaar, wo das Com-
iando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzel-
en Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maſchinenmäßig voll-
gen wird. Der Lehrmeiſter unterrichtet nur die Gehülfen, wacht
ber den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Disciplin;
ebenbei gibt er noch Jünglingen, die ihm ſeinen Unterrichtsmecha-
ismus abſehen, um ihn künftig als Lehrmeiſter eigner Schulen nach-
machen, methodiſche Fingerzeige. Unſtreitig verdient die Ordnung,
ünktlichkeit, Sorgfalt und ſtrenggeregelte, ſich gleichbleibende Thä-
gkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Locale bei
ieſer Schuleinrichtung erhalten und nützlich beſchäftiget werden, eine
chtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die
ußerordentliche Wohlfeilheit derſelben (zur Erſparung des Papiers
erden die erſten Uebungen im Schreiben auf Tiſchen gemacht, die
it Sand beſtreut ſind) die Bewunderung und Theilnahme der
Staatsmänner erregt, denen auch die militäriſche Zucht recht ange-
eſſen ſchien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein geſitte-
s und legales Betragen zu gewöhnen. Die Ehre der erſten Erfin-
ung gehört dem Dr. Andreas Bell, einem engliſchen Geiſtlichen,
r als Aufſeher einer Waiſenſchule in Oſtindien auf die Idee An-
nger durch geübtere Schüler unterrichten zu laſſen, gekommen war
id ſie von 1790 bis 1796 in dieſer Anſtalt (zu Egmore bei Madras)
igewendet hatte. Der nach ſeiner Rückkehr an die oſtindiſche Com-
ignie darüber von ihm erſtattete Bericht erſchien 1797 zu London
i Druck, ohne beſondere Aufmerkſamkeit zu erregen. Im folgenden
ahre eröffnete aber Joſeph Lancaſter, ein Quäker, in einer
orſtadt Londons eine Armenſchule, die er, durch die Menge ſeiner
chüler veranlaßt, allmählig nach der oben beſchriebenen Methode
nrichtete, und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde
iterſtützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er
ehrere Hunderte Mädchen zu einer ähnlichen Schule und umgab
h mit jungen Pädagogen, die er zu Lehrern heranzog und an ſeiner
telle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die
ittiſchen Königreiche bereiſete und die Errichtung mehrerer Schu-
n nach ſeinem Syſtem bewirkte. Mehrere engliſche Große, ſelbſt
nigliche Prinzen beförderten die Ausbreitung des Lancaſterianis-
us, die hohe Geiſtlichkeit aber, unzufrieden, die Verbeſſerung der
chulen von einem Quäker betrieben zu ſehn, ſtellte ihm den Doktor
ell, der bisher auf einem Landgütchen privatiſirt hatte, als den er-
n Erfinder entgegen. Dieſer mußte ſeit 1812 in England Schulen

errichten, pädagogiſche Lehrbücher ſchreiben und unter der Leitung eines pädagogiſchen Nationalvereins, der den Prinzen Regenten zum Patron, den Erzbiſchof von Canterbury zum Präſidenten und mehrere Biſchöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache ins Große treiben. Bell's Schulen haben faſt ganz die dargeſtellte, von Lancaſter ſchon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteiſache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaſter von der Volkspartei unterſtützt, der Staat aber hat von dieſen Schulen nicht Kenntniß genommen und ſie ſind bis jetzt, wie die Volksſchulen in England überhaupt, Privatanſtalten geblieben. Der Graf Laborde brachte die Kunde von dieſer Schulverbeſſerung 1814 nach Frankreich. Mehrere Große in Paris vereinigten ſich 1815 zu einer Geſellſchaft für den Elementar-Unterricht, es entſtand ein Wetteifer, Lancaſterſche Schulen zu errichten und mit anſehnlichen Geldbeiträgen zu unterſtützen, unter den franzöſiſchen Vornehmen, den eine königliche Verordnung vom 19. Febr. 1816 mit Empfehlung dieſer guten Sache beſtens belobte. 1817 war die Zahl der Subſcribenten bis auf 700 angewachſen, und jetzt beſtehen in Paris 17 Schulen nach Lancaſters Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, beſonders den nördlichen und öſtlichen, viele ähnliche. Sie ſind auch in Frankreich durchaus Privatanſtalten, die der Wohlthätigkeit ihre Exiſtenz verdanken und nur Kinder der ärmeren Claſſe aufnehmen. In Paris werden Lehrer nach Lancaſters Idee gebildet. Der ruſſiſche Kaiſer ſchickte 1815 den Baron Strandmann mit vier jungen Ruſſen nach England und Frankreich, um dieſe Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu laſſen. Im Herbſt 1817 eröffnete ein Pädagog, Namens Scappa, im königlichen Armenhauſe zu Neapel, eine Lancaſterſche Schule, und Bells Anweſenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waatlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der Lancaſterſchen Methode unterrichten. Dieſe Schulen ſind in Ländern, wo bisher noch faſt gar nichts, wie in Frankreich, oder nichts geordnetes und zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geſchaffen war, unſtreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein leidiges Surrogat, das die mangelnde Volkserziehung nicht erſetzen kann. Sie wirken bloß auf äußre Dreſſur und Abrichtung in den Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens, nach ſehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beſchränkt ſich auf ein ſeelenloſes Memoriren. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirkſamkeit des Lehrers auf die moraliſche Individualität der Kinder und an eigentliche Geiſtesbildung iſt dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich und das vornehme Europa überhaupt ein Lehrſyſtem, deſſen todter Mechanismus in Deutſchland ſchon ſeit 50 Jahren geächtet und durch beßre Methoden zur wahren Menſchenbildung verdrängt worden iſt, mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Fortſchritten der deutſchen Pädagogik und mit dem Geiſte der Peſtalozziſchen Erziehungs-Idee verräth. Deutſche Dorfſchulmeiſter leiſten jetzt mehr für die Geiſtesbildung ihrer Schüler, als Lancaſter und Bell, und kein Deutſcher, der das einheimiſche Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wohl zur Civiliſation des Pöbels in England und Frankreich brauchbar ſeyn mag, aber, wo Menſchen und Chriſten gebildet werden ſollen, unzulänglich und zweckwidrig iſt. E.

Landcultur (große und kleine). Wie die allgemeine Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Capital der Unterthanen poſitiv ſich zu miſchen, ſeit jeher von den Staatswirthen ſehr verſchiedenartig iſt beantwortet worden, ſo auch die beſondere, ob die große oder kleine Landcultur den Vorzug verdiene, und von Seiten des Staats zu begünſtigen ſey, oder ob vielmehr die Regierung in dieſer Hinſicht Alles ſeinem natürlichen Gange überlaſſen müſſe. Dieſer Gegenſtand iſt beſonders in unſern Tagen von hohem practiſchen Intereſſe, weil davon die Entſcheidung der Frage abhängt, in wiefern die Zerſchlagung und Vertheilung der Staatsdomainen, ſo wie deren Veräußerung rathſam ſey oder nicht. — Der Beſitzer kleiner Grundſtücke iſt, weil er ſeine Felder ſtets unter den Augen hat, im Stande, jedes Fleckchen Erde auf das vollkommenſte zu benutzen, und durch öftern Wechſel der Cultur dem Boden den möglich höchſten Ertrag zu entlocken; keine Beſchwerde ſcheut er, keine Mühe läßt er ſich verdrießen, bietet ſich ihm eine Ausſicht dar, von der Productivkraft ſeiner Aecker höhere Gewinnſte zu ziehen, während der große Cultivateur, nur um das Ganze bekümmert, nicht ſelten die einzelnen Details vernachläſſigen muß. Letzterer, im Stande, mit leichter Mühe ſeine Bedürfniſſe jeder Art aus ſeinen Einkünften zu befriedigen, wird ſelten mit ſolcher Betriebſamkeit und ſo regem Eifer den Boden bauen, als der kleine Landbeſitzer, von deſſen Fleiße und Induſtrie ſein eigener, und vielleicht einer ganzen Familie Lebensunterhalt abhängt. Jener muß ſich fremder Arbeiter bedienen, die noch weniger als er ſelbſt Intereſſe an dem möglichſt vollkommnen Anbau haben, dieſer verrichtet faſt alle Geſchäfte ſelbſt, und bietet einen ganzen Vorrath von Geiſtes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus ſeinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein ſchon geht hervor, daß in Anſehung der Quantität der Producte in der Regel die große Cultur der kleinen weit nachſtehen müſſe. Daraus aber, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit ſtärkern Quantität von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß ſie vor dieſer den Vorzug verdiene, denn nicht die Quantität der Producte, ſondern der reine Ertrag allein kann hier entſcheiden, und dieſer iſt bei einer geringen Quantität von Erzeugniſſen oft bedeutender als bei einer großen. — Wie aber die kleine Cultur auf die Productibilität der Erde und ihren rohen Ertrag höchſt wohlthätig wirkt, eben ſo wohlthätig wirkt ſie auch auf die Bevölkerung des Staats, denn es empfangen vermöge derſelben von den Erzeugniſſen des Bodens, der außerdem nur eine Familie ernährt hätte, mehrere Familien ihren Unterhalt, und wovon ſonſt zehn Menſchen im Wohlſtande lebten, davon erhalten vielleicht jetzt zwanzig ihr nothdürftiges Auskommen. Dieſer Einfluß der kleinen Cultur auf die Bevölkerung iſt aber durchaus kein Grund, ihr den Vorzug vor der großen zu geben, denn einer weiſen Regierung muß weniger daran liegen, recht viele Bürger zu beſitzen, als vielmehr daran, die möglich-geringſte Anzahl Dürftiger unter ihnen zu zählen. — Der reine Ertrag, auf deſſen Größe bei Beurtheilung dieſer Sache Alles ankommt, iſt nach dem Urtheile der vorzüglichſten Oeconomen neuerer Zeit, eines Arthur Young, Thaer ꝛc. in der Regel bei der großen Landcultur anſehnlicher als bei der kleinen. Denn da der Beſitzer großer Ländereien aus der Benutzung des Bodens

ſtärkere Gewinnſte zieht als der Bebauer kleiner Felder, ſo wird es jenem auch weit leichter als dieſem, einen Theil des Ertrags als Capital zurückzulegen und auf Vervollkommnung des Bodens zu wenden; er kann mit Hülfe dieſes Capitals Maſchinen und Werkzeuge anſchaffen, wodurch die Arbeit vertheilt, verkürzt und wohlfeiler gemacht wird. Der große Landbauer iſt allein im Stande, bedeutende agronomiſche Unternehmungen auszuführen, Verſuche zu machen, neue Entdeckungen anzuwenden, und eben dadurch die Vervollkommnung des Ackerbaus und die Wertherhöhung des Grundeigenthums zu befördern; er iſt bei weitem weniger als der kleine der Gefahr der Verarmung ausgeſetzt; denn er vermag den wechſelnden Reſultaten der landwirthſchaftlichen Productivkraft die Spitze zu bieten, und kann vermittelſt des Capitalſtoffs, den er, nicht der kleine Grundbeſitzer, zu ſammeln im Stande iſt, den Verluſt eines unglücklichen Jahrs durch Ausharrung wieder erſetzen, er darf nicht, wie der kleine Landbauer, befürchten, durch einen einzelnen Unglücksfall zu Grunde gerichtet und genöthigt zu werden, ſein Grundcapital ſelbſt unter dem Werthe zu veräußern. Auf der andern Seite aber iſt es eben ſo wahr, daß es der große Landbauer nicht immer in ſeiner Macht hat, die Aecker ſo zu beſtellen, wie es eigentlich ſeyn ſollte, auch kann er oft des bedeutenden Umfangs ſeiner Wirthſchaft wegen den rechten Zeitpunkt zur Saat, zur Aerndte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Es kommt alſo Alles auf die individuellen Verhältniſſe der Landbauer an, ſoll die Frage entſchieden werden, ob ein gegebenes Grundſtück in den Händen eines großen Landbauers oder in den Händen mehrerer kleiner einen höhern reinen Ertrag zu liefern im Stande ſey. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur ſind zur vollkommnen Benutzung des Bodens, und zur Befriedigung der verſchiedenartigen Bedürfniſſe der Bürger erfoderlich. Das eigene Intereſſe und deſſen Verfolgung iſt es, was der Regel nach die zweckmäßigere, den Umſtänden angemeſſene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der geſtiegene höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verſtatteter Freiheit die Inhaber der größern Güter antreiben, ſie zu zerſtückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Capital und Fleiß iſt, wie bei jeder andern Production, ſo auch insbeſondere beim Landbau, dem wichtigſten Zweige der Urproduction, das wohlthätige Geſetz, das die Nationalökonomie vorſchreibt, um den einzelnen Bürgern wie der Nation überhaupt die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beſchlüſſen dieſes Geſetz ſtets vor Augen haben, und nur dann davon weichen, wenn ganz beſondere Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen iſt, ſeine Anwendung verbieten; mögen ſie beſonders die Feſſeln löſen, welche faſt überall noch den Ackerbau ſo hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß und Induſtrie ſo häufig lähmen, die Hinderniſſe hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalcapitals im Wege ſtehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angeborenen und erworbenen Rechten ihrer Unterthanen, ſo befolgen ſie der Nationalöconomie höchſtes Prinzip, erfüllen die heiligſte ihrer Pflichten und tragen am vollkommenſten zum Glück und Wohlſtande ihrer Völker bei. K. M.

Landecker Bäder. Sie befinden ſich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, gar nicht weit von der Stadt Landeck in Schleſien und ſind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das alte oder Georgenbad ſoll ſchon im J. 1498 vom Dr. Conrad v. Berg

chemiſch unterſucht worden ſeyn, und ſpäterhin kamen die Quellen ſo in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem iſt noch das ſogenannte neue oder Liebe Frauenbad, das 1678 erbauet ward. Das Waſſer ſammelt ſich bei beiden, nachdem es aus vielen Felſenritzen hervorgekommen, in einem großen Becken. Das Waſſer hat eine Temperatur von 24 1/2 Gr. Reaumur, iſt ſehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von ſchweflichem Geruche und widerlichem Geſchmack. Die chemiſchen Beſtandtheile ſind vorzüglich aufgelöſete Schwefelleber, Kalkerde und geiſtiger Luftſtoff. Es iſt zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon iſt noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die Landecker Bäder werden vorzüglich bei Verſtopfungen, Gicht, Lähmungen ꝛc. angewendet. Alles badet im gemeinſchaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in deſſen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich ſind. Zwiſchen beiden Bädern iſt ein anſehnlicher Platz zu einem Naturgarten beſtimmt worden, in deſſen Mitte ein großer Saal mit einigen Zimmern erbaut iſt. Vor dem Badehauſe geben einige Linden auf einem Hügel erquickenden Schatten. Die romantiſche Biela rauſcht nahe vorüber, und in kurzer Zeit erreicht man auch die mehr entfernten Spaziergänge, welche in dem nahe liegenden Walde angebracht ſind.

Landesvermeſſung. Wenn ein ganzes Land gemeſſen wird, ſo werden zuerſt die Hauptentfernungen beſtimmt, wie weit von einem Kirchthurme zum andern. Dieſes geſchieht mit einem Dreiecknetz, nachdem vorher eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge gemeſſen worden. Die Winkel in dieſem Dreiecknetz werden am beſten mit dem Spiegelſextanten gemeſſen (ſ. d. Art. Gradmeſſung). Sind die großen Entfernungen beſtimmt, ſo daß das ganze Land die richtige Ausſpannung hat, ſo werden die 3 kleinen Entfernungen gemeſſen, und aufs Papier gezeichnet. Dieſes nennt man cartiren. Nach der Verſchiedenheit des Zweckes, den eine ſolche Meſſung hat, wird ſie auch verſchieden eingerichtet. Will man bloß eine allgemeine Charte vom Lande haben, ſo werden die Wege und die Flüſſe mit Schritten aufgemeſſen, und die Krümmungen mit der Magnetnadel beſtimmt. Hierbei nimmt man zuerſt die Bergrücken auf, weil man auf denen die meiſten Dreieckpunkte ſehen kann, die dem Aufnehmer als Anhaltpunkte dienen. Nachher werden die zwiſchenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken ſchon eine Anhaltlinie iſt. Iſt der Zweck der Landesvermeſſung aber die Verfertigung einer Special-Charte, welche in einem großen Maßſtabe aufgenommen wird, ſo muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen, und die Entfernungen mit der Kette gemeſſen werden. Iſt endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen Flurcharte, ſo muß jedes einzelne Stück gemeſſen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet ſich in dem Artikel Cataſter.

Landrecht (Preußiſches). Wenn ſchon in den älteſten Zeiten das Geſchäft des Geſetzgebers für eines der wichtigſten und ſchwierigſten geachtet wurde, welche in der Verwaltung eines Staats vorkommen können, ſo wird es als ein ſolches um ſo mehr in neuern Zeiten gelten müſſen, wo alle Lebensverhältniſſe verwickelter und feiner, der Kreis menſchlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher und die Sitten von der urſprünglichen Natureinfalt in ſo vielen Beziehungen gar ſehr abgewichen ſind. Wir verſtehen aber hier unter Geſetzgebung nur die Feſtſetzung von Geſetzen für die Unterthanen eines

Staates, keinesweges die Beſtimmung der Staatsgrundgeſetze (legum fundamentalium), obgleich die Staatsverfaſſung auf die Geſetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die am meiſten bewunderte Geſetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unſern Staaten fortlebt, indem ſie der Grund der meiſten neuern geworden iſt, iſt die römiſche, beſonders die von Juſtinian begründete. Allein ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfaſſende, vollſtändige, klare und beſtimmte Geſetzgebung in irgend einem Staate aufzuſtellen, bildeten ſich die Geſetze gewiſſermaßen durch das Bedürfniß von ſelbſt aus den Entſcheidungen, welche in ſtreitigen Fällen die geſunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Geſetzgeber dann zum Grunde ſeiner allgemein ausgeſprochenen Normen gelegt wurden. So in Rom, wo lange vor Juſtinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten iſt das derſelbe Fall geweſen, auch in dem preußiſchen. Hier hatten die verſchiedenen Provinzen und Landſchaften von Alters her verſchiedene Gewohnheits- und ſtatutariſche Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entſcheiden pflegte. Erſt als der Staat ſich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem ſiebenjährigen Kriege und unter Friedrichs des Großen Regierung, fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Geſetzgebung. Die wichtigen und wohlthätigen Wirkungen einer allgemeinen, ſo viel möglich vollſtändigen, klaren und beſtimmten Geſetzgebung leuchteten dieſem großen Regenten ſo deutlich ein, daß er ſich, in den letzten Jahren ſeiner Regierung beſonders, weſentlich mit Ausführung dieſer Idee beſchäftigte. Es wurden von in- und ausländiſchen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Geſetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geſchäft ſtand unter der Leitung des damaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfaſſenden Rechtskenntniß großen Scharfſinn und tiefe Beurtheilung verband. Im Jahre 1792 wurde endlich die Bearbeitung des beabſichtigten Geſetzbuches unter dem Titel: Preußiſches Landrecht, öffentlich legal bekannt gemacht, und mit Geſetzeskraft verſehen. Im Jahre 1803 erſchien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, bei der ſich eine große Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der Anhänge zu Geſetzen befinden. Dieſes allgemeine Preußiſche Landrecht beſteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erſte Theil 23 Titel, der zweite Theil 19 Titel enthält, der 20ſte Titel dieſes Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Geſetzbuches ausmacht. Nach der Aufſtellung allgemeiner Rechtsgrundſätze geht es zum Perſonenrechte, und dann zu den Rechten in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die ſelbſt keine Rechte haben, alſo nicht Perſonen ſind, über. Man hatte gleich Anfangs in dieſem Geſetzbuche getadelt, daß es zu wenig allgemein und im Allgemeinen nicht beſtimmt genug ſey, ohngeachtet viel Fleiß auf das Definiren der behandelten Gegenſtände verwandt worden; ferner daß es das ſchon Beſtehende mehr ergänzt und modificirt, als neu geſtaltet und organiſirt habe; daß es in vielen Punkten gar zu umſtändlich und weitläufig ſey, daher auch dem, der nicht die Rechte ſtudirt habe, oft unverſtändlich bleibe, weil er ſich aus den vielfachen Unterſcheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. ſ. w. Ferner miſche es zu viel fremdartige Gegenſtände, als polizeiliche Ver-

ordnungen, Verfügungen über gewiſſe ſpecielle Geſchäfte, wie das Berg- und Hüttenweſen, auch ſtaatsrechtliche Materien mit ein. Einer der vorzüglichſten deutſchen Rechtsgelehrten, Feuerbach, ſagt (in ſeiner Themis): „dem preußiſchen allgemeinen Landrechte ſey es keinesweges um Erreichung höherer politiſcher Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältniſſe ſelbſt zu thun geweſen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Geſetzgebungsplanes — an Landſchaft und Ständen, an den beſondern Rechten und Vorrechten der verſchiedenen Bürgerclaſſen — zu ſcheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leiſem Finger berühren, an dem Beſtehenden nichts Weſentliches verrücken, an keinem der wohl oder übel erworbenen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform ſey nicht ſowohl auf den Inhalt und das Weſen der Rechtsverhältniſſe, als auf ihre äußere Form und Geſtalt gegangen. Verminderung der Rechtsſtreite durch Beſtimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieſes und wenig mehr ſey die Aufgabe geweſen, welche die preußiſche Geſetzgebung habe löſen wollen, und woraus ſich alle ihre Mängel, ſammt ihren unverkennbaren Vorzügen leicht erklären ließen." „Bei ſolchen Aufgaben konnte ſie, fährt er fort, alle Inſtitute, die ſie vorfand, in ihrem Weſen fortbeſtehen laſſen, wenn ſie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entſtanden waren, oder noch entſtehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenſchaft, wenn gleich unter dem beſcheidenen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemeſſenheit der Frohnden, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Verkaufs- und Einſtandsrechte, und andere Inſtitute, wogegen ſich Vernunft und Staatsklugheit ſchon längſt kräftig ausgeſprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Beſitze, und was etwa hier und da als Beſchränkung hinzukam, iſt meiſtens ſo unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiſte des aufgeklärten Zeitalters ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dagegen mußte aus dem Geſichtspunkte der preußiſchen Geſetzgeber die größte Sorgfalt einerſeits auf die Formbeſtimmung der bürgerlichen Geſchäfte, andern Theils auf die größte Vollſtändigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundſätze verwandt werden. In jener Abſicht wurde bei allen bürgerlichen Geſchäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemeſſen und beſtimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Reihe von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Abſicht mußte das Geſetzbuch zugleich ſein eigner Commentar werden, und einen ſeiner erſten Vorzüge darin finden, daß es ſo viel möglich Alles dem Richter vordachte, deſſen eigenem Nachdenken ſo wenig als möglich gönnte, und, indem es jeden Grundſatz in allen, wenn gleich noch ſo einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahlloſe Ideen und Aber zu erſchöpfen ſuchte. Die allgemeine Aufgabe der preußiſchen Geſetzgebung beſtimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel ſeyn ſollte, ſo war es nicht nothwendig, die ſchon beſtehenden Landesgeſetze zu verdrängen. Dieſes würde ſogar zweckwidrig geweſen ſeyn, weil die beſondern Landes- und Provinzialgeſetze Entſcheidungen enthalten konnten, worüber bei aller ſeiner Vollſtändigkeit das allgemeine Landrecht ſchwieg. Jede Provinz, jeder Diſtrict, jeder Ort blieb daher bei ſeinen alten Particularrechten, und das allgemeine Geſetzbuch begnügte ſich mit dem

Range einer bloßen Hülfsgeſetzgebung." So Feuerbach. — Zu einem in Deutſchland allgemein einzuführenden Geſetzbuche dürfte es ſich demnach nicht eignen, wiewohl es des ernſtlichen Studiums der Rechtsgelehrten, wegen ſo mancher ſchätzbaren Anſichten, Entwickelungen und Beſtimmungen wohl werth iſt. Sehr zum Lobe gereicht es auch dieſer Geſetzgebung, daß ſie auf Beſtimmung der Rechte der Schriftſteller und Verleger Rückſicht genommen hat, und hier ziemlich vollſtändig iſt. Aller Nachdruck iſt, nach genauer Beſtimmung des Begriffs, ſtreng verboten. Die Rechte, neue Auflagen zu veranſtalten, ſind genau feſtgeſetzt und gehörig erörtert, ſo daß die meiſten Verhältniſſe, in welche Schriftſteller und Verleger kommen können, darnach entſchieden werden können. So gibt es in mehrern andern Theilen dieſes Geſetzbuches nicht minder treffende Verfügungen, welche auch in andern Landen der ernſteſten Beherzigung zu empfehlen ſeyn dürften.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütigung verſtanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch ſeines Bodens vom Pächter erhält; dieſe Vergütigung beſteht entweder in einem gewiſſen Theile des dem Boden abgenommenen Erzeugniſſes, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall iſt, oder in dem Preiſe eines ſolchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, alſo auch das Waſſer in Seen und Flüſſen, nicht bloß das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer ſelbſt ſeinen Boden nutzt, wird ſich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm als Eigner an der Rente gehört, von dem andern, der ihm als Unternehmer vom Gewinnſte zukommt, unterſcheiden laſſen, ſobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch ſeines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieſer Rente iſt aber gewöhnlich noch Gewinnſt von einem, nicht dem Unternehmer, ſondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermiſcht, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man dieſen Gewinnſt von der ganzen Rente des Bodens ab, ſo bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Dieſe iſt als ein bloßes Geſchenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urproduction, der daſſelbe ſein Daſeyn verdankt, ein abſoluter Nachtheil erwüchſe. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskaſſe abzuliefern, ſo würde dennoch die Urproduction ihren ungeſtörten Fortgang haben können, denn es würden ja derſelben dadurch eben ſo wenig ihre Kapitale als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und ſo lange dies nicht geſchieht, leidet die Production ſelbſt keinen weſentlichen Abbruch. Inzwiſchen iſt die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebot ſteht, um die Cultur ſeines Bodens zu vervollkommnen, daher muß ſtets deren gänzliche Entziehung, wenn gleich nicht poſitiv, doch negativ, höchſt nachtheilig auf die Urproduction wirken. KM.

† Landſtände hießen bisher die, durch Geburt, Herkommen und Landesreceſſe (Verträge zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen ſeines Landesgebiets) berufenen Claſſen derjenigen Staatsbürger, welche mehrere Landesherren im deutſchen Reiche auf dem Landtage, oder in Ausſchüſſen (Deputationen) um ſich verſammel-

ten, um mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes verfaſſungsmäßig ſich zu berathen, und mit ihrer Zuſtimmung Beſchlüſſe in Hinſicht der Geſetze, Steuern, Landespolizei u. ſ. w. abzufaſſen. Schon die alten Deutſchen, König und Volk, hatten nämlich ſo viel geſunden Menſchenverſtand, um einzuſehen, daß der Staatswille, welcher regiert, nur durch gegenſeitige Beſprechung des Fürſten und des Volks über die Bedürfniſſe des Landes aufgeklärt, zweckmäßig geleitet, und durch die eigne Ueberzeugung der Regierten von der Nothwendigkeit und Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe am kräftigſten unterſtützt werden könne. Da die meiſten Staatsgebiete durch Eroberung entſtanden waren, da eben daher der Landbeſitz die Eigenſchaft eines Staatsbürgers beſtimmte, da ferner das Lehnsverhältniß die einzelnen Grundbeſitzer mit dem allgemeinen Landbeſitzer verband, das Staatswohl aber auf Tapferkeit und Weisheit beruht, da man den Sinn, für das Staatsbeſte zu wachen, nur den freien, oder den ſelbſtſtändigen Grundbeſitzern, ſo wie die Fähigkeit, darüber zu urtheilen, nur dieſen und der ausſchließend durch Kenntniſſe und geiſtige Ueberlegenheit einflußreichen Geiſtlichkeit zutraute, ſo kam es, daß die freien Landſaſſen (der Ritterſtand) und die Prälaten (der höhere geiſtliche Stand) die beiden Claſſen (Curien) der Reichsſtände, ſo wie (nach dem Muſter der Reichsverfaſſung) auch die der Landſtände ausmachten. Späterhin wußte der Adel allein das Vorrecht des freien, landtagsfähigen, Landſaſſiats ſich zuzueignen; doch erhielten bald auch die Städte, vermöge ihrer Municipalverfaſſung, als Corporationen ebenfalls freie Landſaſſen, bei ihrem durch Kunſtfleiß und Handel geſtiegenen Reichthum und politiſcher Wichtigkeit (für die Bedürfniſſe der Fürſten) das Recht der Reichs- und eben ſo auch der Landſtandſchaft; insbeſondere als die Fürſten ſahen, daß die Städte eine Stütze des Throns waren gegen die ſtolzen Anmaßungen der ſich den Fürſten als ebenbürtig gleichſtellenden Adelsmacht und gegen die kühne Herrſchſucht der durch die Idee der Kirche vom Staate unabhängigen Geiſtlichkeit, welche nur durch den Lehnbeſitz von Landgütern in den Geſammtverband des freien Landſaſſiats eintrat. So kam zu den Ständen der Prälaten und der Ritterſchaft ein dritter hinzu, der Bürgerſtand, welcher aber nur durch Abgeordnete der Corporationen, indem dieſe allein als ſolche Landſaſſen waren, auf den Reichs- und den Landtagen erſcheinen konnte. Weil die Bauern entweder Hörige oder Unfreie, die freien Bauern aber nicht begütert genug waren, um wie der Ritterſtand den Heerdienſt zu Roß zu leiſten, und daher zu dem Gefolge des Fürſten nicht gehörten, ſo gelangten ſie in den meiſten Staaten germaniſchen Urſprungs nicht zu dem Beſitze der Landſtandſchaft. Des ehemaligen monarchiſchen Frankreichs États-généraux u. ſ. f. — Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandsſinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräſentation iſt uns nöthig, wenn Deutſchland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlſtande erſtehen ſoll. In dieſer Erwartung hat das Volk, nicht der Adel, den von fremder Gewalt unterdrückten Staat gerettet, die Feſſeln zerbrochen, und der Fürſten Macht und Ehre kräftig wieder hergeſtellt. Das ganze Volk muß alſo repräſentirt werden, nicht die adelige Hufe, nicht das geiſtliche Stift, nicht die ſtädtiſchen Gemeinheiten allein. Ob eine Repräſentation des Volks überhaupt nöthig ſey, oder ob Landſtände, namentlich in Deutſchland, zum Wohl des Ganzen gehören, kann wohl nur der Herausgeber des literariſchen Wochenblatts bezweifeln,

oder irgend ein Miniſter, der ſich für untrüglich hält, und lieber Alles auf eigne und fremde Gefahr thut, ehe er ſeine Eigenliebe durch die Gegenrede kluger und ſelbſtſtändiger Männer verwundet ſehen mag. Doch ſo denken, Gott ſey Dank, die Monarchen nicht, welche in Wien verſammelt waren, noch die Fürſten des deutſchen Bundes. Sie führen den Scepter nicht unbedingt mit eigner Hand; denn ſie ſind beſcheiden wie König Alf im Yngurd, wenn er ſagt:

„Soll ich's geſtehn? Weil mir der Muth gebricht,
Das Schickſal eines Volks allein zu lenken,
Wie Gott die Welt."

Sie ſind überzeugt, daß es vorzüglich ihr Intereſſe ſey, die große, dem moraliſchen Gefühl ſo furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl der Völker mit den Völkern ſelbſt auf dem Wege der ſogenannten Repräſentation zu theilen. Sie ſind ferner überzeugt, daß es nach den Erfahrungen, die der treffliche Friedrich Carl von Moſer in ſeinen Schriften hierüber aufgeſtellt hat, gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt keinen beſſern Schutz gebe, als landſtändiſche Verfaſſungen. Sie ſind endlich überzeugt, daß eine volksgemäße ſtändiſche Theilnahme an der Regierung (wie Frankreichs und Englands Beiſpiele zeigen) die ſicherſte Stütze der Legitimität ſey. Aber eben darum ſollte den ſtändiſchen Repräſentanten nicht bloße Berathung, ſondern in weſentlichen Dingen, beſonders in Beziehung auf Geſetze und Steuern, auch Entſcheidung zukommen, ſo daß ohne ihre Einwilligung vom Regenten weder ein neues Geſetz gegeben, noch eine neue Steuer ausgeſchrieben, noch auf andre Art (Allianzen, Truppenvermehrung u. ſ. w.) die Laſt des Staats vermehrt werden dürfte. Eben daher ſollte ihnen auch das Recht der Einſicht in die Rechnungen über Staats-Einnahme und Ausgabe, das Recht der Beſchwerde über Fehler und Mißbräuche in der Verwaltung, und das Recht der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Verhandlungen durch den Druck ohne vorgängige Cenſur zukommen. In dieſem Sinne iſt unſtreitig der 13te Art. der deutſchen Bundesacte zu verſtehn, welcher allen deutſchen Ländern eine ſtändiſche Verfaſſung zuſichert; denn ſonſt würde dieſe Zuſicherung, die aus den liberalen Anſichten des Kaiſers Alexander (der ſelbſt Rußland eine repräſentative Verfaſſung zu geben entſchloſſen iſt) und mehrerer weiſen Staatsmänner hervorging, wohl kein „den gerechten Erwartungen der Völker und der Aufklärung des Zeitalters," wie man ankündigte, entſprechendes Fürſtenwort ſeyn. Und in dieſem Sinne haben jenes Wort ſchon mehrere deutſche Fürſten gelöſet. Vor allen zuerſt der Großherzog von Sachſen-Weimar, Carl Auguſt. Er gab im Sept 1815 ſeinem Volke das Recht, aus allen Claſſen der Staatsbürger eine Repräſentation zu wählen, welche (ohne in Kammern geſchieden zu ſeyn) zur Geſetzgebung und den Finanzſachen nach freier Prüfung mitwirken ſoll, gegen Mängel und Mißbräuche Vorſtellungen thun, und auf rechtliche Unterſuchungen gegen willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten antragen darf. Mehrere Fürſten ſind ſeinem Beiſpiele gefolgt. Der Herzog von Sachſen-Hildburghauſen hat ſeinem Fürſtenthume den 19. März 1818 eine ſtändiſche Verfaſſung (aus allen Ständen nur eine Kammer) gegeben, wie man ſie erwarten konnte; und der Bundestag hatte kaum beſchloſſen, über dieſe allgemeine Angelegenheit der Nation binnen Jahresfriſt die Erklärungen der einzelnen deutſchen Souveräne zu erwarten, ſo erſchien die baierſche Conſtitution vom 27. Mai 1818, welche Reichs-

der Landſtände in zwei Kammern, die eine durch das Recht der Geburt, die andre durch das Recht der Wahl, einführte. Ueberhaupt ſcheint es, daß man die Verbindung von Erb= (Herrenbänke oder Adelskammern) und von Wahlſtänden als das ſicherſte Steuerruder betrachte, um das Staatsſchiff zwiſchen den Untiefen der Ariſtokratie und zwiſchen den Klippen der Demokratie hindurch zu ſteuern. Vergl. die Art. Staatsverfaſſung, Großbritannien, Königreich der Niederlande, Frankreich, Polen u. ſ. w.

* Landwehr, Landſturm. Schon in den fränkiſchen Capitularien Lantweri finden wir ein Maſſeaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landſturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäiſche Heerweſen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik allmälig entfernt hatte, ſo erloſchen auch jene vaterländiſchen, ſchon unter Heinrich I. im 10ten Jahrhundert gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutze der deutſchen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16ten und 17ten Jahrh. der Landſturm ſowohl zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenſeit der Gränze durch die Reichsſatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienſt nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen hohe Reiſe. Selbſt jeder neu aufgenommene Bürger mußte ſich in mehrern deutſchen Ländern, wie in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt ſich hier und da eine Spur davon in der ſog. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines zum Felddienſt auf den Nothfall beſtimmten Volkstheils, die auch außer Deutſchland in den meiſten europäiſchen Staaten zur Ergänzung oder Unterſtützung des ſtehenden Heeres vorhanden war. Die franzöſiſche Revolution ſtellte zuerſt eine der neuern Kriegskunſt angemeſſene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Uebergewicht derſelben über die bloßen Soldheere, koſtbare Kriegsmaſchinen ohne Volksgeiſt, ward nur zu bald ſichtbar. Man verſuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutſchland etwas Aehnliches entgegenzuſtellen, und bot in einigen Gegenden einen Landſturm auf, an deſſen Spitze ſich der Staatsminiſter Albini (ſ. d. Art.) ſtellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erſt nach dem preßburger Frieden fühlte der öſterreichiſche Staat die Nothwendigkeit, das Heerweſen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeiſt zu gründen. So ward im J. 1808 in den öſterreichiſchen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann beſtehen und das ſtehende Heer unterſtützen ſollte. Jeder Inländer bis zum 45ſten Jahre war zum Dienſt in derſelben verpflichtet. Dieſem Beiſpiel folgten Rußland im J. 1812, Preußen und die übrigen deutſchen Staaten im J. 1813. Zugleich ward ein Landſturm, d. h. ein Volksaufgebot in Maſſe, angeordnet, der erſt bei dem Erſcheinen des Feindes in dem Lande ſelbſt in Thätigkeit geſetzt, und nie außerhalb der Gränzen gebraucht werden ſollte. So nützlich und wirkſam ſich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man ſie als eine Ergänzung des ſtehenden Heeres dieſem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt; ſo wenig Erfolg ſcheint man ſich doch im Ganzen von dem Landſturm in allen ſolchen Ländern verſprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht ſchon vermöge der Localbeſchaffenheit und der Lebensart kriegeriſch ſind. Der deutſche Bundestag iſt jetzt beſchäftigt, die Nationalbewaffnung auf eine zuſammenſtimmende Art zu ordnen.

* Landwirthſchaft iſt dasjenige Gewerbe, welches die Production, zum Theil auch die fernere Bearbeitung vegetabiliſcher und animaliſcher Subſtanzen zum Zweck hat. Sie ſtrebt, wie jedes andere Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn, und heißt vollkommen, wenn dieſer möglichſt hoch und zugleich nachhaltend iſt. Dieſes Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, iſt auf Naturkräfte gegründet, und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beſchleunigt, nichts darf verſäumt werden. Verhältniſſe und Umſtände, die ſelten vorher zu beſtimmen ſind, müſſen möglichſt genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirkſam zu leiten. — Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbsſphäre, d. i. ein Landgut, eine eigene Einrichtung deſſelben, einen angemeſſenen Beſatz oder Inventarium (ſ. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigener Art, und überdies ein ſtarkes Betriebskapital. Durch dieſe Umſtände iſt die Landwirthſchaft an ſich zum ſichern Gewerbe geworden, und wird es noch mehr dadurch, daß es nur unentbehrlich gewordene Producte zum Object hat. Da die erſtern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältniſſe verbleiben, ſo gibt der Preis derſelben auch den Maßſtab zum allgemeinen Arbeitspreiſe. Zwei Drittel bis 4/5 der Einwohner beſchäftigen ſich mit der Landwirthſchaft; ein bedeutender Theil der übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe. Je höher eine Nation an Cultur ſteigt, deſto mehr ſteigt auch die Production, weil die Geſchicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 20 — 30 und mehr. Noch wiſſen wir eigentlich nicht, wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wohl aber, daß ſich mit deſſen Cultur die Arbeit vermehrt, und dieſe Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverſtändige Maßregeln nehmen. Ein ſtark bevölkertes Land iſt auch zugleich ein gleichmäßig cultivirtes. Aus dem Artikel Kornbill erweiſet ſich, daß England nicht ſowohl durch ſeine viel geprieſenen Fabriken und ſeinen Handel, als vielmehr durch ſeine Landwirthſchaft reich geworden iſt. Mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthſchaft wächſt das National-Vermögen. Ein Agriculturſtaat fällt darum auch nur allein mit der Abnahme der Bevölkerung. Durch die Landwirthſchaft wird ein Volk unabhängig von Außen, und hat als Staat im Innern ſeine nöthige Bindung und Feſtigkeit, denn es erzeugt ſeine bekannten und berechneten Bedürfniſſe. Dieſe Erzeugung beſchäftigt die an dieſelbe geſchloſſene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar, und den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthſchaft die Werkzeuge und andere Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfniſſe des Volks gewerbsthätig ſind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthſchaft wird als Kunſt ausgeübt, d. h. man betreibt ſie nach gewiſſen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfſinn im Verein der Naturwiſſenſchaften geſchaffen wurden. Sie kann daher als Kunſt erlernt, aber auch als Wiſſenſchaft gelehrt werden. In ſo fern ſie als Kunſt betrachtet wird, führt ſie den Namen der niedern Landwirthſchaft, als Wiſſenſchaft heißt ſie die hö-

ere Landwirthſchaftswiſſenſchaft. Jene nennt man auch en beſondern und dieſe den allgemeinen Theil. — Rein wiſſenſchaftch iſt ſie erſt in der jüngſten Periode bearbeitet worden, wenn man uch vorher ſchon ein wiſſenſchaftliches Lehrgebäude angefangen hatte. Durch dieſe Bearbeitung erhielt ſie nun auch den ehrenden Namen: ationelle Landwirthſchaft, und wir nennen den einen raionellen Landwirth, welcher im Beſitze der höhern Landwirthſchaftsiſſenſchaft iſt, und durch Hülfe dieſer das landwirthſchaftliche Geerbe practiſch betreibt. Der rationelle, d. i. wiſſenſchaftliche Landirth unterſcheidet die Fälle ſcharf, ſchafft ſich nach den obwaltenden Verhältniſſen die Regel dafür, und kann darum zu ihrer Ausführung uch die zweckmäßigſten Mittel auffinden und anwenden. Der bloß ngelernte Landwirth darf ſich dagegen nie ohne beſtimmte Anweiſung on ſeinem Leiſten entfernen, ob dieſer wohl nur für eine beſondere age paſſend ſeyn kann. Er darf nur, ſagt Thaer, ſeiner einmal ngenommenen Regel gemäß der beſtimmten Vorſchrift des Einſichtsollern folgen, und wird, wenn er ſelbſt denken und frei handeln ill, dem Soldaten gleichen, der voll perſönlichen Muths aus Reih nd Glied hervortretend Feuer gibt, und, ſtatt die gute Sache zu efördern, nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb iſt es oft ſehr ichtig, wenn man ſagt, daß Wirthſchaftsverwalter, die in andern Gegenden und unter andern Verhältniſſen der Sache glücklich vorgeanden hätten, nun, anderswohin verſetzt, durchaus bei jedem Schritte ſtrauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre uf Glauben angenommene Regel paßte nicht bei verſchiedenem Boen, verſchiedenem Maße der Kräfte und verſchiedenen Verhältniſſen. Und ſo erklärte man dieſe auf ihrem Flecke kunſtgerechten Oeconomen ür unwiſſende. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird ſich in en verſchiedenartigſten Lagen orientiren, wenn er ſich die Zeit nimmt, ieſe richtig kennen zu lernen. — Der nicht wiſſenſchaftlich gebildete Landwirth kann darum auch von den beſten Büchern wenig Gebrauch nachen, denn er kann die neuen Ideen nicht ordnen und in das Ganze verweben. Für ihn ſind nur diejenigen Schriften, welche auf ie beſondern Verhältniſſe, worin er ſich befindet, wahren Bezug aben. Seine Bildung beſteht in der handwerksmäßigen Erlernung. Die Landwirthſchaft zerfällt in zwei Haupttheile: Pflanzenau und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander erbunden zu ſeyn; es kann aber jede für ſich betrieben werden, wie as auch wirklich der Fall iſt. Der Pflanzenbau, als Theil er Landwirthſchaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche icht nur ihre beſondere Benennung haben, ſondern auch ſelbſt als in für ſich beſtehendes Ganze, als ein geordneter Wirthſchaftszweig etrieben werden, als Getreidebau; — Wieſenpflanzenau, Wieſenwirthſchaft; — Obſtbau, d. i. Obſtbaumzucht, mit Einſchluß des Weinbaues; — Holzbau, Forſtwirthſchaft. Der Garenfruchtbau oder die Gärtnerei iſt nur in ſo fern als beſonderer Theil anzuſehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunſt anwendet, ewiſſe Pflanzen zu produciren. Nicht ſelten werden in einer und erſelben Wirthſchaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zuammen vereinigt, ob ſie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben verden. Jeder kann eine ſehr bedeutende Ausdehnung erhalten, und adurch den einen oder den andern ſehr beſchränken oder gänzlich verrängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die Gärtnerei wird beſonders in der Nähe großer volkreicher Städte wohl

ſo weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verſchwindet. Obwaltende Lokalverhältniſſe beſtimmen jegliches Mal, welchem Zweige vor dem andern der Vorzug einzuräumen iſt. Indeß bleibt im Allgemeinen der Getreidebau der hauptſächlichſte Zweig, und ſchließt den Anbau mehrerer anderer Pflanzen keineswegs aus, wie im Artikel *Ackerbau* dargethan worden iſt. Die *Viehzucht*, als der zweite Theil der Landwirthſchaft, begreift die *Anzucht*, d. i. Vermehrung, und zugleich die *Pflege der Thiere* in ſich. Sie gründet ihre weitere Abtheilung auf die verſchiedenen Thiergattungen; ſo gibt das Rind die *Rindviehzucht*, das Schaf die *Schafzucht*, d. i. Schäferei, das Schwein die *Schweinezucht*, das Geflügel die Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig weſentlich von dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgeſondert betrieben zu werden. Insbeſondere verdient die Fiſchzucht oder die *Fiſcherei* eine Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Theil der Viehzucht aufgeſtellt, obwohl kein Grund vorhanden iſt, warum man Bedenken trägt. Daß die Fiſche in einem andern Elemente leben, als die übrigen Thiere, die wir abſichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht ſtören; Begriff und Zweck bleiben ja unverändert. Zudem machen ja die Teiche einen Theil des Landguts aus, und die Fiſchzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthſchaft unmittelbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine beſondere Abtheilung zu widmen, wäre eben ſo wenig nöthig, als es gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, ſtreitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andere Gewerbszweige zur Landwirthſchaft, wozu ſie aber eigentlich nicht gehören, wohl aber mit derſelben öfters verbunden und betrieben werden. Wir dürfen ſie darum auch nur als *landwirthſchaftliche Nebengewerbe* betrachten. Sie ſind *techniſch*, und bezwecken die weitere Zugutmachung landwirthſchaftlicher Producte. Hieher gehören die *Bierbrauerei*, *Branntweinbrennerei*, *Stärkefabrikation*, *Oelſchlägerei*, *Zuckerfabrikation*. Noch weniger paſſend werden zur Landwirthſchaft gezählt die *Ziegelbrennerei*, *Kalk- und Gipsbrennerei*, *Torfſtecherei*. Erſtere gehören zum Hüttenweſen, welches einen Theil des Bergbaues ausmacht und nur letztere, nämlich die Torfſtecherei macht, weil die Beſtandtheile des Torfs mehr vegetabiliſche als mineraliſche ſind, einen Nebenzweig des Landbaues aus, indem dieſer die Pflanzenproduction zum Object hat. Die landwirthſchaftlichgemäße Arbeit iſt als vollendet anzuſehen, wenn das beabſichtigte *rohe* Product erzeugt oder gewonnen iſt, z. B. das erbaute Getreide gedroſchen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken iſt. Das Product iſt nun verkäuflicher Artikel, und wird als ſolcher unter günſtigen Umſtänden auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Das Getreide kaufen die Becker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Stärkefabrikanten ꝛc., Runkelrüben und Kartoffeln der Zuckerfabrikant, andere Erzeugniſſe, wie Milch, Holz, Fiſche, nehmen die Conſumenten unmittelbar oder durch den Händler mittelbar an ſich. Bei mehreren Producten iſt jedoch der Landwirth genöthigt, ſich einer gewiſſen weitern Verarbeitung zu unterziehen; Flachs und Hanf verkauft ſich nur gebrochen, die Milch muß in Butter oder Käſe verwandelt werden. Iſt der Landwirth in dem Falle, daß er ſeine erzeugten Producte nicht als ſolche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, ſondern ſie weiter zurichtet oder verwerthet, ſo greift er in andere Gewerbe,

ereinigt dieſe mit dem ſeinigen. Hier kommen jedoch nur folgende
Junkte in nähere Betrachtung. Einmal muß man die hieher vorfal-
enden Arbeiten nicht zu den landwirthſchaftlichen zählen, ſondern
ielmehr anderntheils als Nebengewerbe aufführen und berechnen.
Wenn die auf die Landwirthſchaft genau berechneten Arbeitskräfte
em Hauptgewerbe eigentlich nicht entzogen, ſondern nur beiläufig
ufs Nebengewerbe gerichtet werden, ſo ſtört dies eigentlich das land-
irthſchaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe
ann um ſo größer werden, als auf dieſes weder eigene Gebäude noch
Arbeiter zu rechnen ſind. Wer Zeit und Verhältniſſe gut zu benutzen
eiß, um die beſte Verbindung der vorkommenden Geſchäfte herzu-
ellen und zu erhalten, kann die Rente ſeines Anlagekapitals, das
mmer vorauszuſetzen iſt, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere
Gewerbe, die ſich füglich mit der Landwirthſchaft, zum Gewinn für
ie Beſitzer, verbinden laſſen. Beſonders verdienen die zunächſt eine
Erwägung, die ſich in einer eigens dazu bequemen Zeitperiode betrei-
en laſſen. Dergleichen ſind, welche am beſten im Winter vorgenom-
en werden können, als Branntweinbrennen, Bierbrauerei, Zucker-
brikation aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabakszubereitung,
elpreſſen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die
Wirthſchaft einflußvoll ſind diejenigen Nebengewerbe, welche derſelben
utzbare Abgänge verſchaffen, wie z. B. die Branntweinbrennerei,
ie Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrikation, die alle ein vor-
ügliches Futter auswerfen. Das Düngerquantum wird vermittelſt
eſſelben vermehrt, und durch dieſes wieder der Ertrag des Ackers
rhöht. Für den kleinen Wirth gibt es ſehr viele Gewerbszweige, die
r beſonders im Winter mit manchem Vortheil betreiben kann, als
Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Baſtwerks, Verferti-
ung mancherlei Holzartikel, z. B. Siebe, Geräthſchaften. Man wird
inden, daß die Landleute, wo ſie ſolche Nebenarbeit im Winter vor-
ehmen, arbeitſamer ſind, als wo dies nicht der Fall iſt. Zugleich
flegen auch ſolche Dorfſchaften am bevölkertſten zu ſeyn. Viele ſetzen
ich beſonders auf ſolche Arbeiten an, weil ſie immer Beſchäftigung
inden. Kinder und ſchwächliche Perſonen finden Gelegenheit, ſich ihr
Brod mehr oder weniger ohne andere Unterſtützung zu verdienen. Die
rſtern pflegen bei dringenden Geſchäften, z. B. in der Ernte, die
andwirthe zu unterſtützen. Allein außer dieſer Hülfe veranlaſſen ſie
ür den letztern noch manche Vortheile, auch wenn die Manufacturi-
ten nur als Conſumenten anzuſehen wären. Endlich ſind noch die
uf das Gewerbe Bezug habenden Verhältniſſe der Landwirthſchaft zu
rwägen. So viel uns bewußt, wird die Landwirthſchaft überall als
in freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein geſetzlicher Zwang
ur Innung führte. Allein im Güterbeſitz und in den ſogenannten
Gerechtſamen derſelben iſt eine unüberſehbare Verſchiedenheit, die auf
en Betrieb des Gewerbes, auf die Staatsbürgerſchaft, ja ſelbſt auf
en moraliſchen Charakter der Menſchen mächtigen, aber wohl nir-
gends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem
Grundſatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Re-
gentenfamilie ſey, das dann theilweiſe weiter vergeben und verliehen
wird; anderswo iſt nur ein Theil als ſolches Erbeigenthum ange-
ommen, weil das übrige bereits verſchenkt oder von vorherein frei-
ig gemacht worden iſt. Das erſtere gibt Kronen- oder Domai-
engüter. Kammergüter ſind aber ſolche, die dem Ganzen,
em Staate gehören und dazu dienen ſollen, aus ihrem Ertrage die

Bedürfniſſe des Landes entweder ganz oder zum Theil zu beſtreiten. Rittergüter waren anfangs nichts anders, als vom Landesherrn bedingungsweiſe abgetretene Beſitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf ſeine Koſten ſelbſt und mit ſeinen Leuten zum Heere ſtoße, alſo perſönliche Dienſtbarkeit, die in neuerer Zeit in einen milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Beſitzcanon verwandelt worden iſt. Solche Beſitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wohl aber im Auftrage bewirthſchaften, z. B. als Pächter, Sequeſter. Was Bauergüter ſind, haben wohl die Rechtsgelehrten zu beſtimmen ſich bemüht, landwirthſchaftlich findet ſich jedoch kein Stützpunkt, ſie für etwas anders, als ein gewöhnliches Landgut, d. i. eine landwirthſchaftliche Gewerbsſphäre zu erklären. Pl.

* Länge (Geographiſche), iſt die nach Graden, Minuten, Secunden u. ſ. w. des Aequators oder eines Parallelkreiſes gemeſſene Entfernung eines Meridians von einem andern den man als den erſten annimmt, oder die Entfernung zweier Punkte von Oſt nach Weſt, oder von Weſt nach Oſt. In dieſem Fall unterſcheidet man weſtliche und öſtliche Länge. Durch welchen Punkt man den erſten Meridian zieht, iſt gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonſt hat man ihn meiſt über die Inſel Ferro gezogen; die Franzoſen pflegen ihn über die Pariſer Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen, und von da aus die Längengrade von Weſten nach Oſten zu zählen. Jetzt iſt das Gewöhnlichſte, den erſten Meridian 20° weſtlich von dem Meridian der Pariſer Sternwarte anzunehmen. Die Länge oder die Beſtimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogene Meridian von dem erſten Mittagskreiſe nach Oſten entfernt iſt, wird neben der Breite (ſ. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieſes Orts auf der Erde erfodert. Aus der Geſtalt unſerer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator hin aber immer größer werden müſſen. Die Breitengrade hingegen ſind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geographiſche Meilen. Das Maaß eines Grades auf einem Parallelkreiſe wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Coſinus der Breite multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterſchied der Mittagszeit zwiſchen irgend einem Ort und dem erſten Meridian an. Da die Sonne ihren ſcheinbaren Umlauf in 24 Stunden vollendet, ſo wird jeder Ort, der 15° weſtlicher als ein anderer liegt, eine Stunde ſpäter Mittag haben als dieſer. Orte, deren Längenunterſchied 180° beträgt, werden ſtets die gerade entgegengeſetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andere Mitternacht hat. Wie nun der Unterſchied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angeſtellte Beobachtung der Zeit eines Ereigniſſes am Himmel (Mondfinſterniſſe, Sternbedeckungen, insbeſondere Verfinſterung der Jupiters-Trabanten) gefunden wird, ſo kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterſchiede zweier Orte den Zeitunterſchied derſelben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreiſes in Zeittheile verwandelt. Es ſind nämlich 15° des Parallelkreiſes = 1 Stunde, 1° = 4′, 15′ = 1′, 1′ = 4″, 15″ = 1″, 1″ = 4‴. Als Beiſpiel diene der Unterſchied der Länge zwiſchen Berlin und Pekin. Dieſer beträgt 103° 3′ 15″, folglich 6 Stunden 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das wichtigſte und ſchwierigſte iſt die Erforſchung der Länge zur See, d. i. des Winkels, welchen der Meridian des Schiffes mit einem

ewiſſen andern Meridian macht. Das engliſche Parlament ſetzte im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf eine ſichere Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu beſtimmen. Da bei dem Schwanken des Schiffes Beobachtungen am Himmel nicht mit Genauigkeit gemacht werden können, ſo wäre eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, für einen Seefahrer das bequemſte Mittel, um aus dem Unterſchiede der Zeit des Mittags auf dem Schiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterſchied der Länge des Orts, für welchen die Uhr geſtellt iſt, und desjenigen, wo ſich das Schiff befindet, zu beſtimmen. Wirklich verfertigte zuerſt Harriſon eine ſolche Seeuhr (Längenmeſſer, Zeitmeſſer, Chronometer) von der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der erſten Reiſe binnen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen ſpätere Verſuche minder genau aus. Andre Künſtler folgten, namentlich Kendale, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. Arnold und Emmery ſo genaue Chronometer, daß ſie auf dem Lande und auch zur See recht wohl zu Längenbeſtimmungen brauchbar ſind. Indeß bleiben doch aſtronomiſche Beobachtungen immer das ſicherſte Mittel. Da Verfinſterungen und Bedeckungen ſelten vorkommen und ſchwer zu beobachten ſind, ſo ſchlug man die Diſtanzen des Mondes von der Sonne oder andern bekannten Firſternen zur Längenbeſtimmung vor, da dieſe in den meiſten Nächten gemeſſen werden können. Nur wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondeslaufes erfodert. Dieſe Kenntniß zu erſetzen, berechnete Tobias Meyer (ſ. d.) Mondstafeln (nachher von Bürg in Wien verbeſſert), durch welche auch der ungelehrte Seemann in Stand geſetzt wird, durch einfache Rechnungen die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchſtens eines Fünftheils eines Grades zu finden. — Die aſtronomiſche Länge oder die Länge eines Geſtirns iſt der Bogen der Ekliptik, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte und dem Breitenkreiſe eines Geſtirns enthalten iſt, wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach dem Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Geſtirns durch die gerade Aufſteigung und Abweichung, doch erleidet ſie durch das Vorrücken der Nachtgleichen eine Veränderung.

Laon (Schlacht bei), am 9. März 1814. Feldmarſchall Blücher war nach ſeinen Unfällen in der Mitte Februars bereits wieder gegen Meaux vorgedrungen, als ſich Bonaparte am 5. März mit großer Uebermacht auf ihn warf und den ſchleunigſten Rückzug nöthig machte. Dieſer erfolgte über Chateau Thierry, Oulchy le Chateau, Soiſſons (welches G. Bülow, der ſich hier mit der ſchleſiſchen Armee vereinigte, glücklicherweiſe genommen), Craonne nach Laon, wo die Armee am 8ten concentrirt ward, nachdem am 7ten das hitzige Gefecht bei Craonne ſtatt gefunden. Am 9ten entwickelte ſich die Armee in Erwartung einer Schlacht auf und an dem Plateau von Laon, deſſen ſteiler Abfall die vorliegende Ebene beherrſcht, ſo daß Winzingerode den rechten Flügel, Bülow an der Anhöhe vor der Stadt das Centrum, Kleiſt und York den linken Flügel dergeſtalt bildeten, daß das Corps des erſtern von der Vorſtadt Vaux bis an einen Hügel, der die Straße nach Rheims beherrſcht, das des letztern auf der äußerſten linken Seite ſtand. Als ſich Nachmittags bedeutende feindliche Maſſen gegen ſie zeigten, wurden die Corps von Langeron und Sacken — die bis dahin hinter dem rechten Flügel geſtanden — ihnen als Reſerve zugewieſen. Die Franzoſen eroberten auf dem rechten Flügel die Dörfer Semilly und Ardon, wurden daraus zurückgeworfen, worauf ſich

dort ein ſtehendes meiſt unentſcheidendes Gefecht entſpann; allein gegen 3 Uhr Nachmittags entwickelten ſich ſtarke feindliche Colonnen gegen den linken Flügel der Stellung, die Straße nach Marle bedrohend; die Corps von York und Kleiſt kamen ins Gefecht, man ſtritt um den Beſitz des Dorfes Athis, in welchem ſich beide Theile hielten, die Entſcheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Die Generale v. York und v. Kleiſt hatten ſich indeß dahin vereinigt, am Abende einen plötzlichen und allgemeinen Angriff auf den franz. rechten Flügel zu verſuchen, wozu der Feldmarſchall ſeine Genehmigung gab. Die geſammte Cavallerie unter G. v. Ziethen ward deshalb auf Umwegen in des Feindes rechte Flanke geſendet, und der Angriff begann in dem Momente, wo die preußiſchen leichten Truppen das brennende Athis verlaſſen mußten, indem es der Feind ſtark beſetzte. Jene ſchloſſen ſich ſofort an die Diviſion des Prinzen Wilhelm an (gebildet aus der 2ten und 8ten Brigade), welche voraus auf Athis rückte, unterſtützt von der Diviſion des General-Majors v. Horn (1ſte und 7te Brigade — beide Diviſionen bildeten das 1ſte Corps), während weiter rechts das Corps von Kleiſt ebenfalls vorrückte. Das Dorf ward eben ſo wie eine dahinter gelegene Höhe ſchnell genommen, und da in dieſem Momente die preußiſche Cavallerie in den franzöſiſchen rechten Flügel einbrach, einen großen Artillerie-Train nahm, und eben ſo wie die in der Front vorrückende Infanterie Alles vor ſich niederwarf, ſo artete der nach kurzem Widerſtande vom Feind angetretene Rückzug bald in eine völlige Flucht aus. Dieſer gelungene Ueberfall koſtete dem rechten franzöſiſchen Flügel (Corps von Marmont und Arrighi) 46 Geſchütze und mehrere tauſend Gefangene, Verſprengte ꝛc.; er ward bis Fetieux verfolgt, und die Cavallerie ſtreifte am folgenden Tage bis Bery am Bacq. Hätten ſich die Sieger, nachdem ſie ſo den rechten Flügel der Franzoſen gänzlich über den Haufen geworfen, gegen das Centrum wenden dürfen, ſo war bei der Art des Terrains, das ſie dabei ſehr begünſtigt haben würde, eine gänzliche Niederlage des Feindes unvermeidlich. — Sie wurden indeß durch einen Befehl des Feldmarſchalls in die Hauptſtellung zurückgerufen, denn da Bonaparte am 10ten ſeine Angriffe auf den rechten Flügel der ſchleſiſchen Armee wiederholte — wahrſcheinlich um ſich einen ruhigen Rückzug zu erkämpfen, ſo glaubte man jene augenſcheinlichen Vortheile aufgeben zu müſſen, um die Poſition zu halten. Dies gelang auch gegen alle wiederholte Angriffe — worunter am Abende einer auf Laon ſelbſt — vollkommen. Bonaparte zog ſich ſodann, glücklicher als er vielleicht ſelbſt gehofft hatte, über Chavignon zurück, und endete ſo für immer ſeine Offenſivbewegungen gegen die ſchleſiſche Armee, deren Vereinigung mit dem Hauptheere 14 Tage darauf erfolgte.

* **Lappland** iſt ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und ſumpfiges Land, durch welches ſich die rauhe Kette der nordiſchen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aeſten hinzieht. Sie verflächt ſich allmählig gegen Oſten hin; auf der Nordweſtſeite iſt ſie am höchſten. Viele Bäche und Flüſſe entſtrömen dieſen Gebirgen, und ergießen ſich entweder in das nördliche Eismeer oder in den Bothniſchen Meerbuſen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von einem beträchtlichen Umfange. Das Clima iſt ſehr kalt, der Winter lang und ſtrenge, und der Sommer ſehr kurz; der längſte Tag dauert hier in den ſüdlicheren Gegenden 24 Stunden und in den nördlichſten 3 Monate; eben ſo lang iſt dann die längſte Nacht im

Digitized by Google

Winter. Der Boden iſt nur in wenigen und bloß in den ſüdlichſten Gegenden des ſchwediſchen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachſen bloß verſchiedene Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen beſtehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Coloniſten in dieſem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe, bei den Lappen vertritt das nützliche Rennthier nebſt dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchſe, Füchſe, Marder, Hermeline, Fiſchottern, Haſen ꝛc. An Zugvögeln und anderem wilden Geflügel, ſo wie an Fiſchen hat das Land einen reichen Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eiſen, Kupfer und ſilberhaltiges Bleierz. Lappland iſt ſehr ſpärlich bevölkert; die Einwohner ſind theils Lappen, als Ureinwohner, theils fremde Coloniſten. Die Lappen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Same (denn Lappe halten ſie für ein Schimpfwort), ſind ein finniſches Volk, und ihre Zahl kann etwa 15,000 betragen. Sie ſind von ſehr kleiner Statur, nämlich zwiſchen vier und fünf Fuß, oft auch darunter, haben eine braune Geſichtsfarbe, ſchwarze Haare, eine gutmüthige Phyſiognomie und einen kraftvollen, abgehärteten, ſehr gelenkigen Körper. Sie ſind von Natur gutartig und ſanftmüthig, haben keine hervorſtechenden Laſter, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen ſie ſich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben ihr Vaterland, und ſind in ihrer Art glücklich. Es fehlt ihnen auch nicht an geſundem Verſtande und an Anlagen zu mancherlei Kunſtgeſchicklichkeiten. Daher gerben ſie Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, ſtricken Handſchuhe, machen hölzerne Geräthſchaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsſtücke. Die Kleidung beider Geſchlechter iſt wenig von einander verſchieden, beinahe nur durch mehreren Flitterputz zeichnen ſich die Weiber aus; beide Geſchlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hoſen und Stiefeln, entweder von Leder oder von Pelzen, oder von grobem Tuche. Im Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnungen beſtehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreiſern und Raſen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die Rennthiere, theils die Fiſche. Nach dieſer verſchiedenen Nahrung theilen ſich die Lappen in Rennthier- oder Berglappen und in Fiſcherlappen. Jene ſind nomadiſirende Hirten, die mit ihren Rennthierheerden von Weide zu Weide ziehen. Ein wohlhabender Lappe hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen der Laſten gebraucht werden. Die Fiſcherlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere beſitzen, nähren ſich faſt allein von der Fiſcherei. Sie ſchlagen Robben, fangen Vögel und ſtellen den Eidergänſen nach. In dieſen Fall kommen auch die Rennthierlappen, wenn ſie durch Seuchen oder anderes Unglück ihre Heerden verlieren. Ehemals waren die Lappen Fetiſchanbeter, jetzt aber ſind ſie faſt alle zu Chriſten gemacht oder wenigſtens getauft. Doch haben ſie einen großen Theil ihres alten Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiöſen Meinungen mit denen ihnen aufgedrungenen chriſtlichen Glaubenslehren vermiſcht.

Lanzette, ein chirurgiſches Ritz- oder Schlitzinſtrument, das unter andern zum Aderlaſſen gebraucht wird.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforſcher, geboren zu Dijon den 12. Oct. 1726. Nachdem er ſeine Schulſtudien

bei den Jeſuiten zu Pont-à-Mouſſon geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon ſeiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er beſuchte darauf England und gab 1750 ſeine erſte Schrift, eine Ueberſetzung der Electra des Euripides, der bald mehrere andere Ueberſetzungen folgten, heraus. Im J. 1767 erſchien unter dem Namen eines Supplément ſeine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Dieſe und andere Schriften, namentlich ſeine Preisſchrift über die Venus, und ſeine Ueberſetzung von Xenophons Rückzug der Zehntauſend, beſeſtigten den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inſchriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erſt 1786 erſchien ſeine Ueberſetzung des Herodot, eines der ſchönſten Denkmale franzöſ. Gelehrſamkeit. Im J. 1796 ward er in das Nationalinſtitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete. Eine bedeutend verbeſſerte Ausgabe des Herodot erſchien 1802, als deren Gegner Volney im J. 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiſerlichen Univerſität ward er zum Profeſſor der griechiſchen Sprache an derſelben ernannt, die mit dieſem Amte verbundenen Functionen aber wegen ſeines hohen Alters ihm erlaſſen. Er ſtarb an der Folge eines Falls aus dem Bette, den 22. Dec. 1812.

* Las Caſas (Emanuel Auguſte Dieudonné, Graf v.), bekannt als Verfaſſer des hiſtoriſchen Atlas, noch mehr aber durch ſeine treue Anhänglichkeit an Napoleon, und die daraus für ihn hervorgegangenen Schickſale, iſt um das J. 1763 auf dem Schloſſe Las Caſas bei Soreze in Languedoc geboren, erhielt ſeine erſte Jugendbildung von den Prieſtern des Oratoriums zu Vendome, kam dann in die berühmte Militärſchule zu Paris, von wo er ſogleich in die Marine eintrat. Er war auf der unter Don Louis von Cordova Befehlen vereinigten Escadre, befand ſich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. Oct. 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden beſuchte er, um ſich practiſch zu bilden, alle Colonien America's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, beſtand auf das ehrenvollſte die Prüfung, und erhielt ſogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendſten Ausſichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. Er hing feſt an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt ſich abwechſelnd in Koblenz und Aachen auf, wo die franzöſiſchen Prinzen in der glänzendſten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792 unter dem Herzog von Braunſchweig mit, nach deſſen unglücklichem Ausgang er ſich, von allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünſtigſten äußern Verhältniſſe zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, ſuchte er die Hülfsmittel ſeiner Subſiſtenz in ſich ſelbſt. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er ſelbſt am meiſten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch ſeine beſchränkte aber anſtändige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolgloſen Verſuch auf die Vendee und der Metzelei zu Quiberon, der er faſt nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beſchloß er, ſich bloß ſeinem Privatintereſſe zu widmen. Er gab damals die Skizze zu ſeinem hiſtoriſchen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihn in eine Lage verſetzte, die ihm

nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben würde, wenn er ſie in ſei-
nem Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er da-
her die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Bonaparte die Aus-
gewanderten zurückrief. Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezo-
gen, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt. Sein Hauptwerk
war der hiſtoriſche Atlas, der jetzt in größerm Umfang erſchien und
außerordentlichen Beifall fand. Sechs bis ſieben Jahre genoß er auf
dieſe Weiſe eines ſtillen Glücks. Indeß fühlte ſein feuriges und leb-
haftes Gemüth ſich immer mehr von Bewunderung für den Mann
durchdrungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher
und höher hob, und als derſelbe öffentlich erklärte, er werde fortan
als ſchlechte Franzoſen Alle anſehen, die ſich nicht mit ihm vereinigen
würden, eilte auch Las Caſas ſich ihm anzuſchließen. Der Angriff
der Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, ſeinen Ei-
fer zu bethätigen. Napoleon ernannte ihn zum Kammerherrn und
zugleich, auf Las Caſas Geſuch, zum Requetenmeiſter im Staats-
rathe in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich ver-
einigt wurde, ſandte ihn Napoleon dorthin, um alle die Marine be-
treffenden Gegenſtände in Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war
eine andere Sendung in die illyriſchen Provinzen, um die Liquida-
tion der Staatsſchuld dieſer Provinzen zu Stande zu bringen. Nach
Beendigung dieſes Geſchäfts bekam er den Auftrag, die Hälfte
ſämmtlicher franzöſiſchen Departements zu bereiſen, um die zur Ab-
ſtellung der Bettelei errichteten Inſtitute, die Gefängniſſe, Hoſpitäler
und ähnliche Anſtalten zu beſichtigen. Die Beendigung dieſer Miſ-
ſion fiel mit dem Rückzug aus Rußland zuſammen. Als bei dem
Vordringen der Alliirten gegen die Gränzen eine zahlreiche National-
garde errichtet wurde, trat Las Caſas in die zehnte Legion, über
welche er in Abweſenheit des Chefs das Commando führte. Erſt
nach der Capitulation gab er daſſelbe ab, um ſich als Mitglied des
Staatsraths nach der Loire zu begeben. Inzwiſchen erfolgte Napo-
leons Entſetzung und Ludwigs XVIII. Thronbeſteigung. Las Caſas
als unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte ſich die Beitritts-
acte des Staatsraths zu unterzeichnen, beſuchte, um nicht Zeuge der
Vorgänge in Paris zu ſeyn, England, und lebte nach ſeiner Rückkehr
in der Zurückgezogenheit. Er trat aus derſelben erſt nach Napoleons
Rückkehr von Elba. Dieſer ernannte ihn ſofort zum Staatsrath und
zum Präſidenten der Commiſſion der Bittſchriften. Als aber die
Schlacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt
hatte, erbat Las Caſas ſich von demſelben als höchſte Gunſt die Er-
laubniß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte ſeitdem, getrennt von ſei-
ner Familie, nur von ſeinem älteſten Sohn begleitet, freiwillig das
Schickſal dieſes großen Verbannten mit einer Hingebung, Anhänglich-
keit und Selbſtaufopferung, deren Würdigung jetzt noch nicht möglich
iſt. Bis gegen Ende des J. 1816 befand er ſich bei Napoleon auf
St. Helena, und diente demſelben vornemlich als Secretär bei Ab-
faſſung ſeiner Lebensgeſchichte, die jener ihm zu dictiren pflegte. Da-
mals aber wurde ein an ſich unverfänglicher, wiewohl freimüthiger
und in ſeinen Details höchſt intereſſanter Brief an Lucian Bonaparte,
den er gegen das ausdrückliche Verbot des engliſchen Commandanten
auf St. Helena, heimlich nach Europa zu ſchaffen verſucht hatte, die
Urſache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach ſechswöchentlicher
Haft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn
gegen acht Monate in harter Gefangenſchaft hielt, und endlich nach

Europa zurückſchickte. Bei ſeiner Ankunft auf der Themſe wurden ihm ſeine Papiere genommen; er ſelbſt aber durfte nicht ans Land ſteigen, ſondern wurde nach Oſtende übergeſchifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erſt in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen ſichern und ruhigen Aufenthalt, indem er ſich unter öſterreichiſchen Schutz ſtellte. Er hat ſeitdem über die ihm widerfahrene geſetzwidrige und willkürliche Behandlung, ſo wie über die Wegnahme ſeiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord Bathurſt nachdrückliche Beſchwerde geführt, und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr als die Zurückgabe ſeiner Papiere bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieſes Briefs ſeine Beſchwerden vor den Richterſtuhl des Publikums zu bringen. Dieſer Brief, ſo wie der Brief an Lucian, der ſeine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet ſich dem 1818 bei F. A. Brockhaus erſchienenen Leben des Grafen Las Caſas angehängt.

Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache.

Laterna magica, ſ. Zauberlaterne.

* Lauſitz heißt das 197 Quadratm. umfaſſende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen ſächſiſchen Churkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schleſien gränzt, und von ſeinen beiden Hauptflüſſen, der Spree und Neiße ziemlich parallel von Mittag nach Mitternacht, in einer Länge von beinahe 27 M. durchſchnitten wird. Die Breite beträgt 12 bis 16 Meilen, die Zahl der Einwohner ungefähr eine halbe Million, wovon der Cottbuſſer Kreis mit 34,600 E. auf 17 Q.M. vor dem Tilſiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber bis 1815 ganz zum Königreich Sachſen gehörte. Geſchichtlich iſt erwieſen, daß ſeit der Völkerwanderung Stämme der ſlaviſchen Sorben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eigenen freien Dynaſten die Lauſitz bewohnten, im ſüdlichen Theile die Milczener, im nördlichen die Luſiczer. Sie theilten die Schickſale und Kriege der bis gegen Thüringen hin herrſchenden Sorben. Erſt 922 wurden ſie vom Kaiſer Heinrich I. zinsbar gemacht, und 968 zum Chriſtenthum bekehrt. Seitdem hieß der nördliche Theil (die jetzige Niederlauſitz) die Mark Luſicz, der ſüdliche die Mark Budiſetz und Goreletz (Budiſſin und Görlitz, d. i. die jetzige Oberlauſitz). Nur allmählig konnten die Sorben ſich an deutſche Herren gewöhnen; im Anfange des 11. Jahrh. hielten ſie es mit Polen und kamen nach blutigen Kriegen erſt 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lauſitz untergeben hatte. Nach dem Ausſterben der Dynaſtie des Gr. Gero von Stade, herrſchten ſeit 1075 in der NL. die Markgrafen von Meißen aus dem Wettinſchen Hauſe. Inzwiſchen hatte Wratislaw von Böhmen die OL. 1073 in Lehn erhalten und nahm auch die NL. in Beſitz, konnte ſie aber gegen Heinrich den älteren von Meißen nicht behaupten, und erſt deſſen Sohn, Heinrich der jüngere, verlor ſie wieder 1123 an Wieprecht von Groitzſch, den Eidam Wratislaws, der die OL. ſchon ſeit 1084 inne hatte. Nach einer kurzen Zwiſchenregierung des Gr. Hoyer von Mansfeld 1112—1115 in der OL. und Albrechts von Ballenſtädt 1124 — 31 in der NL. vereinigte Wieprechts Sohn Heinrich beide Markgrafthümer. Nach deſſen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad den Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmiſchen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Camenz und Ruhland in

der NL., und des böhmiſchen Königs Wenzel Ottokar Eidam, Otto III. 1231 den Reſt des Landes. Nur Zittau mit ſeiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. beſaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmiſches Lehn und ſeit 1330 auch die bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askaniſchen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgeſtorben waren, gab Ludwig der Baier die NL. mit Brandenburg ſeinem Sohne Ludwig, die Stände der OL. unterwarfen ſich freiwillig dem böhmiſchen Könige Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt wegen der Anſprüche ſeiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er ſie 1329 gegen anderweite Entſchädigung auch an Böhmen ab. Dieſer freiwilligen Uebergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten, die 1346 von Johanns Sohne Carl IV., welcher 1364 die NL. dazu kaufte, beſtätigt wurden. Unter ihm bildeten die größeren Städte eine feſte Verbindung gegen die Plackereien der Wegelagerer und Raubritter, anfänglich mit Dresden, Meißen und Hayn, dann unter ſich allein. Carl der IV. gab 1376 die Stadt Görlitz mit dem Gubner Kreiſe in der NL. ſeinem jüngern Sohne Johann, nach deſſen Tode dieſes Fürſtenthum 1395 an den berüchtigten König Wenzel von Böhmen zurückfiel. Die Lauſitz blieb dieſem und ſeinen Nachfolgern Siegmund, Albrecht und Ladislav in den huſſitiſchen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Huſſiten die ſchrecklichſten Verheerungen erdulden. Erſt 1459 erkannte ſie Georg Podiebrad als König an, wandte ſich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im Olmützer Frieden 1479 die Lauſitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lauſitz für den ſüdlichen und nördlichen Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund, und gründeten dadurch die bis auf die neueſten Zeiten beſtandene Vereinigung der Sechsſtädte (Bautzen oder Budiſſin, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau), welche von den Kaiſern und böhmiſchen Königen Privilegien zu erlangen wußten, die ſie den Reichsſtädten ähnlich machten. Sie unterhielten ſtehende Mannſchaften und vertheidigten ſich in den Kriegen dieſes Jahrhunderts meiſt auf eigene Hand. Nach Matthias Tode 1490 blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen, und kamen mit derſelben 1526 an Ferdinand I. von Oeſterreich, von dem ſie wegen eigenmächtiger Einführung des Proteſtantismus harte Bedrückungen litten. Beſonders wurden die Sechsſtädte durch den ſogenannten Pönfall 1547 des größten Theiles ihrer Privilegien beraubt, und mußten große Summen opfern, um ſie allmählig wieder zu erlangen. Die lutheriſch gewordenen Standesherren, Sechsſtädte und Ritter reſervirten ſich die Conſiſtorialgerechtſame, auch gab Ferdinand 1562 den letztern die Obergerichtsconceſſion für peinliche Fälle. Durch die Wahl des Churfürſten Friedrich von der Pfalz, zum Könige von Böhmen, wurde die Lauſitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen beſetzte ſie 1620 in des Kaiſers Namen und behielt ſie als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskoſten, und anderer Schuldfoderungen an den Kaiſer bis 1635, wo ſie im Prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmiſches Lehen, förmlich vom Kaiſer an Sachſen abgetreten wurde. Oeſterreich behielt ſich nur die Schutzgerechtigkeit über die catholiſchen Stifter vor. Seitdem theilte die Lauſitz, als ein von den churſächſiſchen Erblanden getrenntes, zu keinem

Digitized by Google

Reichskreiſe gehöriges, Nebenland, alle Schickſale Sachſens und erhielt im Tilſiter Frieden 1807 einen Zuwachs durch den, in der NL. gelegenen, bisher zu Brandenburg gehörigen Cottbuſſer Kreis. Die Natur hat dieſes Land mit mannigfaltigen Hülfsquellen geſegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendſten Anſichten und merkwürdige Naturſchönheiten in der OL., unter denen der Oybin und die hohe Lauſche bei Zittau, die von der böhmiſchen Gränze bis gegen Bautzen hin laufenden Berge und Spreethäler, die Königshainer Berge bei Reichenbach, die Landeskrone bei Görlitz und der an die Sudeten gelehnte Queiskreis (ſo genannt vom Queisfluſſe, der hier die Gränze gegen Schleſien macht) mit der Tafelfichte ſich auszeichnen, ſondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwiſchen den ſüdlichen Gebirgsgegenden und den nördlicher liegenden Ebenen dar, welche bis in die Niederungen der faſt durchaus flachen NL. ablaufen. Dieſe hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Gränze von Schleſien und im Spreewalde, einer 6 Meilen langen, von mehr als 300 Armen der Spree und kleineren Flüſſen in unzähligen Schlangenwindungen durchſchnittenen Ebene, deren Bruch- und Torfboden mit Laubholz bewachſen iſt, an Holz und Wild, in ihren Flüſſen und anſehnlichen Teichen an Fiſchen, und auf ihrem ſandigen Boden an Obſt, Flachs, Haidekorn, Gerſte, Hafer und Gemüſe Ueberfluß genug, um mit dieſen Artikeln einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben, und Brotgetraide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner (150,000 mit Einſchluß des Cottbuſſer Kreiſes); der Tabaksbau liefert jährlich gegen 4000 Ctr., und im Gubner Kreiſe wird auf 780 Morgen Landes ein rother Wein erzeugt, der dem Naumburger an Güte gleich kommt. Die Bienenzucht iſt in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend, und es gibt in den Haidegegenden mehrere privilegirte Zeidlergeſellſchaften. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schleſien gewährt der NL. viele Handelsvortheile, theils durch ihre Naturproducte, theils durch den Tranſitohandel, der den Oderzoll bei Schidlo ſehr einträglich für Sachſen machte, denn bei dieſem noch auf dem rechten Ufer liegenden Dorfe geht die Oder durch einen kleinen Strich der NL. Viel wichtiger für den Handel iſt die OL., deren fruchtbarer Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünſtiget, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetraide für die ſtarke Bevölkerung von 320,000 Einwohnern auf 100 Q. M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. ſind reich an Holz und Fiſchen, der daſelbſt häufige Raſeneiſenſtein beſchäftiget einige hohe Oefen und Hammerwerke, in der Muskaiſchen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den ſüdlichen Gegenden gibt es anſehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meiſten Hände beſchäftigt der Gewerbfleiß, und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpf-Fabrikation, in den ſüdlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5000 Einwohner zählen, die Weberei, welche ſich ſonſt über alle Sorten Leinwand erſtreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damaſtweber in Großſchönau, einem unter das Zittauer Rathsgebiet gehörigen Dorfe von 4000 Einwohnern, fertigen Tafelzeuge in Muſtern aller Art, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damaſtfabrik erreicht worden iſt. Der ſonſt ungemein bedeutende Großhandel der Oberlauſitzer Kaufleute mit dieſen, beſonders den leinenen Waaren hat ſeit 10 Jahren ſehr abgenommen, und nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geſchäfte nach Italien, Rußland und Ame-

Digitized by Google

rika gemacht, da der inländiſche Handel mit der Production in kei-
nem Verhältniß ſteht. Die Gränzorte gewinnen bei dem Tranſito-
und Schleichhandel nach Böhmen. An dieſer Gewerbsthätigkeit ha-
ben blos die deutſchen Lauſitzen Antheil; die Wenden, welche unge-
fähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Vieh-
zucht und Ackerbau. Juden ſind blos in dem niederlauſitziſchen Städt-
chen Friedland anſäßig. Die alte, vom Churfürſten Johann Georg I.
1630 beſtätigte Verfaſſung, ſicherte den Ständen große, vorzüglich in
der Oberlauſitz in ihrer Art einzige, Gerechtſame. Dieſe Ver-
faſſung war vor der Theilung des Landes, und iſt im königl. ſächſi-
ſchen Antheile der OL. noch jetzt folgende. Das Oberamt zu Budiſ-
ſin als oberſte, nur dem geheimen Concilio (jetzt Geheimenrathe) in
Dresden untergebene Regierungs- und Juſtizbehörde, ſonſt von einem
Landvoigt oder Statthalter, ſeit 40 Jahren blos von einem Oberamts-
hauptmann dirigirt, hat die beiden Aemter Budiſſin und Görlitz als
Behörden der beiden Kreiſe gleiches Namen unter ſich. Jedem ſteht
ein Amtshauptmann vor, deſſen Beiſitzer bei den Amtsvorbeſchieden
(Kreisgerichtstagen) die Landesälteſten und die Deputirten der Sechs-
ſtädte ſeines Kreiſes waren. Das Appellationsgericht für beide Kreiſe
(Judicium ordinarium) beſtand unter dem Vorſitze des Oberamts-
hauptmanns, der zugleich Amtshauptmann des Budiſſiniſchen Kreiſes
iſt, und zu Amt und Oberamt gleiches Perſonal von Officianten hat,
aus dem Landeshauptmann, dem Amtshauptmann von Görlitz, den
Landesälteſten und acht ritterſchaftlichen und neun ſechsſtädtiſchen
Deputirten aus beiden Kreiſen, und verſammelt ſich jährlich dreimal.
Die Aemter ſind die erſte Inſtanz für eximirte Perſonen, z. B. Guts-
beſitzer, Geiſtliche, Advocaten u. ſ. w., für die Untergebenen der Pa-
trimonial- und Stadtgerichte die zweite; für adelige Perſonen und
Angelegenheiten der Rittergüter gibt es bei jedem Amte ein Hofge-
richt, das aus einem Hofrichter und drei Beiſitzern beſteht. Die lan-
desherrliche Finanzſtelle iſt die Landeshauptmannſchaft zu Budiſſin,
welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren
u. ſ. w. bezieht, und aus dem jetzt fehlenden Landeshauptmann, ei-
nem Gegenhändler als Controlleur und mehreren Officianten beſteht.
Conſiſtorialſachen der Evangeliſchen gehören vor die Civilobrigkeiten
und vor das Oberamt, nur in Muskau iſt ein Specialconſiſtorium
mit einem Superintendenten für dieſe Standesherrſchaft. Die Brüder-
gemeinen hängen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab. (Vergl.
d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsſtädte ſte-
hen allein unter dem Oberamte, doch können Budiſſin und Zittau
auch unmittelbar an das geheime Concilium berichten, und von ihm
Reſcripte empfangen (Recht der unmittelbaren Audienz). Von den
Landesbeamten wählt der Regent den Oberamtshauptmann, Landes-
hauptmann und Gegenhändler aus den ihm von den Ständen vorge-
ſchlagenen Gliedern der Ritterſchaft, die übrigen alle aber dieſe ſelbſt
aus ihrer Mitte mit bloßer Beſtätigung des Regenten. Zu den Ständen,
unter denen alle, außer den Prälaten und den Deputirten der Sechs-
ſtädte, von ſtiftsfähigem Adel ſeyn müſſen, gehören: 1. die Beſitzer
der Standesherrſchaften Hoyerswerde, Königsbrück, Muskau und
Seidenberg, als Standesherren, 2. die Prälaten, nämlich das Dom-
ſtift zu Budiſſin, die Ciſterzienſer-Nonnenklöſter Marienſtern und
Marienthal, und das Magdalenenſtift zu Lauban, die Klöſter von
evangeliſchen adeligen Kloſtervoigten, das Magdalenenſtift nebſt dem
Domſtift vom Dechant deſſelben repräſentirt, welcher den Biſchofstitel,

die Aufſicht über die Klöſter und die kirchliche Gerichtsbarkeit über die der Parität genießenden Catholiken in der OL. (ungefähr 15,000 Seelen) führt; 3. die begüterte Ritterſchaft beider Landkreiſe, welche in Anſehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bürgerlichen hat. Dieſe drei Abtheilungen machen unter Leitung der vier Landesälteſten (für jeden Kreis zwei) eine Kurie aus, die andre bilden die ſtädtiſchen Deputirten, und beide müſſen zuſammenſtimmen, um die Beſchlüſſe gültig zu machen, welche die Stände auf ihren jährlichen drei Landtagen (Oculi, Bartholomäi und Eliſabeth) faſſen. Die Gegenſtände der Berathſchlagungen waren (und ſind für die Stände des ſächſiſchen Antheils noch) Verleihung öffentlicher Aemter und ſtändiſcher Stipendien, Beſchwerden oder Vorſchläge in Angelegenheiten der allgemeinen Wohlfahrt und gemeinnütziger Landesanſtalten, landesherrliche Geſetze, die, wenn ſie die Verfaſſung betreffen, einer landſtändiſchen Genehmigung bedürfen, und hauptſächlich die landesherrlichen Steuerfoderungen, welche von den Ständen unter dem Titel gutherziger Bewilligungen zugeſtanden, und im Ganzen aus den Landſteuer-Caſſen abgeführt, aber den verfaſſungsmäßigen Quoten gemäß auf das Land und die Sechsſtädte vertheilt, und von jedem Stadtrathe in ſeinem Gebiete, wie von den Landſtänden in beiden Landkreiſen, abgeſondert durch willkürlich ausgeſchriebene Steuern aufgebracht werden. In dieſem Geſchäfte der Subrepartition, wie in allen ihren Verhandlungen, ſind die Stände völlig frei und nur dem Oberamtshauptmann, der ihren Beſchlüſſen, ſofern ſie das Intereſſe der Regierung angehen, die landesherrliche Beſtätigung und Geſetzeskraft auszuwirken hat, jährliche Vorlegung ihrer Landesrechnung ſchuldig. Die Steuerüberſchüſſe dienen zur Beſoldung der Beamten und anderen Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt. Dieſe Verfaſſung der Oberlauſitz, bei der dieſe Provinz eigentlich von den Ständen unter Autoriſation des Landesherrn regiert wurde, hat bei Gelegenheit des ſächſiſchen Landtages (1817 und 1818) vom Könige für den ihm verbliebenen Landesantheil eine neue Beſtätigung erhalten, und nur das Selbſtregieren wird in ſo fern eingeſchränkt werden, als die Verwandlung der Landeshauptmannſchaft in ein königliches Rentamt, und des Oberamtes zu Budiſſin in eine Oberamtsregierung, welche aus einem königlichen Präſidenten und vier königlichen Räthen beſtehen, vom Regenten allein abhängen, übrigens aber die Reſſorts des Oberamtes behalten wird, beſchloſſen worden und gegenwärtig (Sommer 1818) im Werke iſt. Von den Standesherrſchaften iſt nur Königsbrück bei Sachſen verblieben, und Reibersdorf für den Grafen Einſiedel zur Standesherrſchaft creirt worden. Aus dem Prälatenſtande fiel aber nur das Magdalenenſtift in Lauban an Preußen, von den Sechsſtädten Görlitz und Lauban. Von der Bevölkerung blieben 177,702 Seelen, alſo die Mehrzahl, bei Sachſen, welches den ihm gelaſſenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil in einen Kreis, den Budiſſiniſchen, zuſammenzog. — Steuerfreiheit genießen nach der alten Verfaſſung in beiden Lauſitzen nur die adeligen Stände für ihre Perſonen, ihre Rittergüter ſind aber wie andre Grundſtücke der Beſteurung unterworfen, und die Rittergutsbeſitzer haben ſelbſt ihre Unterthanen, im Falle des Unvermögens derſelben, in dieſer Rückſicht zu überheben. Die Leibeigenſchaft findet in beiden Lauſitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund und Boden der Rittergüter und Herrſchaften Gebornen (glebae adscripti) erbunterthänig, und daher ſowol zu beſtimmten Hofedienſten, als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn ſie wegziehen, ver-

pflichtet ſind. Sonſt ſteht ihnen jeder Recurs an die Landesbehörde frei, und Individuen ſowol als Gemeinen können Proceſſe gegen ihre Herrſchaften führen. Schutzunterthanen und Coloniſten, deren es viele gibt, ſind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewiſſen Schutzgelde verbunden. Die Niederlauſitz hatte auch eine ſtändiſche, obwol weniger freie, Verfaſſung. Zu den Ständen gehörten 1. die Prälaten, der Abt des Ciſterzienſer-Mönchskloſters Neuzelle, welches nebſt einem dabei liegenden Dorfe die einzige katholiſche Gemeine in der NL. ausmacht, und der Johanniter-Ordensmeiſter wegen der Ordensämter Schenkendorf und Friedland, 2. die zwölf Standesherrn von Dobrilugk, Sorau, Spremberg, welche landesherrliche Domainen ſind, Forſt, Pförthen, Sonnewalde, Leuthen, Drehnau, Straupitz, Lieberoſe, Lübbenau und Amtitz, 3. die Ritter oder adeligen Gutsbeſitzer, 4. die Deputirten der landtagsfähigen Kreisſtädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau. Ihre Beamten, fünf adelige und zwei bürgerliche Landesälteſten, erſtere für die fünf Landkreiſe, letztere die Bürgermeiſter von Luckau und Guben, fünf adelige Landesdeputirte, ein adeliger Oberſteuereinnehmer, ein adeliger Landſyndicus, der bei den zwei Landtagen zu Lübben (Trium regum und Johannis) den Vortrag hatte, und der Landesbeſtellte (bürgerlicher Anwald und Protocollant) wurden von ihnen ſelbſt gewählt; auch übten ſie das Recht der Bewilligung und Subrepartition der Steuern, wie auch die Berathſchlagung über allgemeine Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten aus; aber ſie haben ſeit 1666, wo ihr ſtändiſches Regiment aufhörte, keinen Antheil mehr an der Regierung und Gerichtspflege. Dieſe war in den Händen der Oberamtsregierung zu Lübben, einer königlichen Behörde, welche aus einem Präſidenten und vier, zur Hälfte von den Landſtänden vorzuſchlagenden, Räthen beſtand. Der Landesherr wählte nicht nur das Perſonal dieſer Regierung, ſondern auch die Beamten bei der Landeshauptmannſchaft. Die Landtage wurden von dem Präſidenten unter königlicher Autorität ausgeſchrieben und geleitet, und die landſtändiſchen Beſchlüſſe erhielten nur durch landesherrliche Beſtätigung Kraft. Das mit der Regierung verbundene Conſiſtorium zu Lübben hatte alle Conſiſtorialſachen der Evangeliſchen unter ſich, und ſtand, wie die Regierung, unmittelbar unter dem geheimen Concilio. Dieſem Conſiſtorio waren die Conſiſtorien und Superintendenten zu Sorau und Forſt, die Conſiſtorialgerichte der Standesherren und Prälaten, und die mit der Conſiſtorialgerechtſame nicht bekleideten ſämmtlichen Städte und Dörfer untergeben. Dobrilugk und Sonnewalde gehörten nur in Hinſicht der Steuern zur NL., in allen Regierungsangelegenheiten aber unter die Landesſtellen zu Dresden. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich den 18. Mai 1815 an Preußen abgetretenen größeren, öſtlich und nördlich gelegenen Hälfte der Oberlauſitz mit 139,094 Einwohnern, iſt die hier beſchriebene Verfaſſung dadurch faſt ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen dieſe Landestheile in geiſtlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Juſtizſachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Conſiſtorien und das Amt Görlitz aufgelöst, neue Steuern und Auflagen ohne Rückſprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichkeit der Lauſitz, als einer für ſich beſtehenden Provinz, verwiſcht hat. Im Februar 1817 wurde auch das Kloſter Neuzelle aufgehoben und ſäculariſirt. Welches Schickſal die koſtbaren Sammlungen von Büchern, Naturalien und Kunſt-

Digitized by Google

ſachen, und die Fonds der ſonſt blühenden, jetzt aber wenig thätigen oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz treffen werde, iſt unbekannt. An öffentlichen Bildungsanſtalten hat die Oberlauſitz blühende Gymnaſien in Budiſſin, Görlitz und Zittau, ein Lyceum in Lauban, Bürgerſchulen in Zittau, Löbau, Budiſſin und Camenz, und Seminarien für Landſchullehrer in Zittau und Budiſſin, die Niederlauſitz Gymnaſien und Lyceen in Sorau und den vier Kreisſtädten, wie auch ein Seminarium jetzt in Neuzelle, ſonſt in Luckau, und ein Hebammeninſtitut in Lübben. Zuchthäuſer ſind in Zittau und Luckau, erſteres allein für den ſächſiſchen Theil der Oberlauſitz. E.

* Lazariſten werden in Frankreich die Prieſter der Miſſion nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieſer aus regulirten, durch vollſtändige Mönchsgelübde verpflichteten Klerikern beſtehende geiſtliche Orden, wurde 1634 vom heil. Vincenz von Paul, zum Miſſionsgeſchäft errichtet. Außer der Chriſtenheit haben die Lazariſten weniger als andre Orden von gleicher Beſtimmung dafür gethan, und ſich nur im Orient verbreitet. In China behaupten ſie noch einen Miſſionsplatz. Deſto geſchäftiger waren und ſind ſie in der Chriſtenheit ſelbſt. In Frankreich überlebten ſie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienſte um die Belehrung und Seelſorge des Landvolks ihrer urſprünglichen Beſtimmung wiedergegeben, und zeichnen ſich jetzt als die eifrigſten Miſſionsprediger und Emiſſärs der ultraroyaliſtiſchen Partei aus, welche ihnen auch einen Theil ihrer ehemaligen Häuſer und Güter wieder verſchaffte. In Polen, wo ſie Väter der Miſſion heiſſen, ſind ſie am zahlreichſten, behaupten ihre alten Klöſter und, als Lehrer in den Seminarien der jungen Kleriker und geiſtlichen Cenſoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologiſchen Wiſſenſchaften, deren Armſeligkeit in dieſem Reiche hauptſächlich ihrer wirkſamen Oppoſition gegen jedes hellere Licht zuzuſchreiben iſt. Auch in Spanien blüht dieſer Orden, doch ohne ein ſo bedeutendes Gewicht. Oeſterreich hat ihn nicht zugelaſſen, aber in der Pfalz machte er ſeit 1780 erfolgreiche Verſuche, durch pädagogiſche Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geiſtlichen Standes (man nannte dieſe Umtriebe Lazarismus), die durch Aufhebung der Jeſuiten entſtandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des franzöſiſchen Krieges ihn um 1793 auch da wieder verdrängten. E.

Lebensalter, ſ. Alter.

Lebensdauer, ſ. Lebensverſicherung.

Lebensfähigkeit. Für lebensfähig wird ein Kind angeſehen, wenn die zum Leben nöthigen Organe hinlänglich ausgebildet ſind, um es außer der Mutter wenigſtens eine Zeit lang fortleben zu laſſen. Dazu wird vom Tage der Empfängniß bis zur Geburt eine Zeit von 182 Tagen erfodert. Ein früher gebornes Kind, wenn es auch Zeichen des Lebens von ſich geben ſollte, wird dennoch als todtgeboren angeſehen und iſt daher unfähig, Rechte zu erlangen und zu übertragen.

Lebensluft, ſ. Gasarten.

Lectüre (lecture), bezeichnet ſowohl das Leſen (Lectüre in formaler Bedeutung), als das Geleſene, oder zu Leſende, (Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des Leſens iſt, ſich durch ſchriftliche Mittheilung geiſtig zu beſchäftigen. Mit dem Hören hat daher das Leſen gemein, daß beide auf einer mittelbaren Geiſtesbeſchäftigung beruhen, d. h. einer ſolchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Ge-

dankengange folgen. Dieß thun wir, inwiefern wir eines eigenthümlichen Gedankenganges noch nicht fähig ſind, — oder um die Summe unſerer Erkenntniſſe und Anſichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geiſteserzeugniſſe Anderer, oder endlich blos um dieſe kennen zu lernen und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verſtandes uns dem wiſſenſchaftlichen, d. i. ſelbſtthätigen Nachdenken und Unterſuchen gewidmet haben, muß Leſen und Hören dieſem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine paſſivere Richtung des Geiſtes zur herrſchenden zu machen — Im Verhältniſſe zum Hören oder zum mündlichen Unterrichte hat das Leſen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Ueberlegung auffaſſen und im Zuſammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht ſo eindringlich und lebendig wirkt, als das Hören; indem der mündliche Vortrag den verſchiedenen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demſelben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der ſchriftliche Unterricht aber leicht mechaniſch wird, weil man oft an den bekannten Buchſtaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälſchlich verſtanden zu haben glaubt. — So wie nun der Zweck der Geiſtesbeſchäftigung den Zweck des eigentlichen Unterrichts zum Behufe der Erweiterung oder Verdeutlichung unſerer Erkenntniſſe, und den Zweck der ſpielenden Geiſteserregung und Unterhaltung umfaßt, ſo unterſcheidet man die unterrichtende und unterhaltende Lectüre (lecture pour l'instruction und lecture pour l'amusement). Beide aber gränzen natürlich zuſammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Uebergang, indem in ihnen die Unterhaltung ohne eigentliche Anſtrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelſten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Leſen unterrichtender Werke, ſo wie bei geſchichtlichen Unterſuchungen über Literatur kommt es auf ihre Aechtheit und ihren Sinn ſowol im Ganzen, als im Einzelnen an. Erſtere zu unterſuchen iſt die Sache der Critik, letztere der Hermeneutik (ſ. d. Art.). Bei der Unterhaltungslectüre kümmert man ſich weniger um jene. Die niedrigſte und gemeinſte Art der Lectüre aber iſt die, welche blos zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verſchiedenartiger Gedanken, Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechſel von Spannung und Abſpannung zu verſetzen, angewendet wird. Hier ſucht der Leſer blos und unaufhörlich neuen Stoff, und dieſe rohe Begierde nach Stoff und gleichſam mechaniſcher Bewegung der innern Lebensthätigkeit iſt um ſo ſchädlicher, je öfter ſie durch gehaltloſe, oder ſolche Schriften, welche blos die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüre, wenn ſie nicht einſeitig auf den Geiſt wirken, und mithin demſelben mehr ſchaden und ſchwächen, als nützen und ſtärken ſoll, richte ſich zuerſt nach dem Horizonte und der Fähigkeit des Individuums; ſie ſey ferner geordnet, um die Klarheit des Geiſtes zu befördern, folglich nicht zu heterogen, d. i. über allzuverſchiedenartige Schriften verbreitet, ausgewählt, d. i. auf das Beſte einer Gattung möglichſt gerichtet, methodiſch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielſeitiger Zwecke des Individuums zuſammenhangend, und wo möglich ſtufenweiſe fortſchreitend, und end-

Digitized by Google

lich nicht zu überhäuft und angeſtrengt. Aus dem Gegentheile des letztern iſt oft das ſogenannte Ueberſtudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den ſittlichen und religiöſen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geſchieht. — Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor allem auf richtige Auffaſſung des Sinnes, beſonders wenn man den ſpeciellen Zweck hat, Schriften zu beurtheilen, ferner auf lebendige Auffaſſung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, ſondern durch klaren Verſtand geſchieht, der im Stande ſeyn muß, ſich über das Geleſene Rechenſchaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen (denn nur ſo wird das Aufgenommene gleichſam in Fleiſch und Blut verwandelt); endlich auf eine unparteiiſche Beurtheilung zu ſehen, wobei man verpflichtet iſt, auch die Schriften entgegengeſetzter Parteien zu leſen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beſchaffenheit des Gegebenen, mithin von der Literatur ab, und richtet ſich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Anderer, Neigung oder eignem Takt. Herrſchende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur — denn beſonders bezieht ſich die Lectüre auf das Bücherleſen. Das Leſen ſelbſt (Lectüre im formellen Sinn) iſt entweder ſtatariſch (langſam, verweilend) oder curſoriſch (flüchtig). Die größere oder geringe Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher beſtimmt, welches von beiden Statt finden, und ob man ſich Auszüge des Geleſenen machen (excerpiren) ſoll. Die wahre Lectüre iſt aber die, welche den Geiſt, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Legal. Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengeſetz der Materie nach übereinſtimmt, heißt ſie legal, und dieſe Uebereinſtimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das geſehen, was geſchieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterſcheidet ſich die Legalität von der Moralität.

Legion (engliſch-deutſche), the Kings German Legion, wurde im November 1803 zu Beſchil bei London, zuerſt nur ein Bataillon ſtark, aus Offizieren und Mannſchaften der hannöverſchen Truppen errichtet, welche durch die Convention vom 5. Juli 1803 dienſtlos geworden, nach England auswanderten. Bis zum Jahr 1805 wurden ſodann durch gleiche Mittel 6 Bataillons, 3 Cavallerie-Regimenter und eine Batterie errichtet, und im November d. J. in Deutſchland gelandet. Die damaligen politiſchen Verhältniſſe ließen dieſe Truppen nicht in Thätigkeit kommen, ſie wurden daher im folgenden Jahre wieder eingeſchifft. Preußens Beſitznahme von Hannover führte wieder eine Menge Offiziere und Soldaten, auch andre kriegsdienſtfähige junge Männer nach England, durch deren Eintritt das Corps auf 10 Bataillons und 5 Cavallerie-Regimenter gebracht werden konnte. Im J. 1807 wurden 2 Bataillons davon nach Gibraltar geſandt, 2 Cavallerie-Regimenter blieben in Irland, alles übrige ward nach Rügen eingeſchifft, und dann zur Unternehmung gegen Copenhagen verwendet; 5 Bataillons und ein Cavallerie-Regiment fochten im Sommer des folgenden Jahres in Portugal, und litten dann bei dem bekannten Rückzuge des Generals Moore 1809 ſo bedeutend, daß ſie ſich in England erſt wieder ergänzen mußten. Sobald dieß geſchehen, ward der größere Theil mit zur Expedition gegen Wal-

Digitized by Google

eren gebraucht, wo er ebenfalls viel litt. Vier Bataillons von
en von Copenhagen zurückkehrenden wurden damals nach Sici-
en geſendet, von welchen im J. 1814 zwei Bataillons unter Ben-
inck bei Genua fochten. Alle übrige Truppen der Legion wurden
on 1809 bis 1811 zu der Armee Wellingtons in der Halbinſel
zogen. Man brauchte ſie hier beſonders zum Vorpoſtendienſt, zu
em ſie ſich mehr eigneten als die Engländer, denen ſie indeß in aus-
auernder Tapferkeit in der offnen Feldſchlacht gleich kamen, ſo wie
e denn z. B. an dem Siege von Salamanca vorzüglichen An-
heil hatten. Um ſie dafür zu belohnen, ward die Legion natura-
iſirt, d. h. den engliſchen Nationaltruppen in jeder Hinſicht gleich-
eſtellt. Die großen Verluſte wurden durch Einſtellung von Ueberläu-
rn von den bei der franzöſiſchen Armee befindlichen Rheinbundstrup-
en gedeckt. Im J. 1813 wurden 500 Mann nach Deutſchland ge-
ndet, um zu Stämmen der neuen hannöverſchen Armee zu dienen,
in Huſaren-Regiment focht dort ſchon unter Walmoden und ent-
hied das Treffen an der Görde. Nach dem Frieden wurde die Legion
ach den Niederlanden geſendet, wo ſie bei Bonaparte's Wiederkehr,
it Ausnahme zweier in Italien gebliebenen Bataillons, ganz ver-
mmelt war, und an den Schlachten von Quatrebras und Wa-
erloo den rühmlichſten Antheil nahm. Nach dem Frieden im J.
816 erfolgte die Auflöſung der Legion unter Bedingungen, die den
ffizieren beſonders vortheilhaft waren, doch auch die verſtümmelten
nd verwundeten Soldaten berückſichtigten. Faſt alle Offiziere traten
n die hannöverſche Armee über, wo ſie neben ihrem Gehalte noch den
alben engliſchen Sold fortbeziehen. Eben ſo iſt der größte Theil der
Mannſchaften in dieſe Armee eingetreten. — Ruſſiſch-Deutſche
egion. Der Plan zu einer ſolchen Unternehmung ward ſchon im
J. 1805 von dem hannöverſchen Obriſtlieutenant Arentſchild dem
Kaiſer Alexander vorgelegt und von ihm genehmigt, kam aber damals
icht zur Ausführung. Arentſchild trat nachher in Oldenburgiſche
Dienſte, und folgte ſeinem neuen Landesherrn, als dieſer von Bona-
arte vertrieben ward, im J. 1811 nach Rußland, wo bei dem bevor-
ehenden Kriege mit Frankreich jener Plan zu einer Legion wieder
ufgenommen, und die Realiſirung einer beſondern Commiſſion über-
ragen ward. Viele vorzügliche preußiſche Offiziere, als Gr. Cha-
ot und Dohna, von Golz, von Stülpnagel, von Natzmer,
Tiedemann, Monhaupt (welcher nachher die Artillerie organi-
irte), verließen im J. 1812 ihr Vaterland und traten in die Legion
in, welche zuerſt in Reval, dann in Borgo, in Finnland, or-
aniſirt ward, ohne daß die bekannte Proclamation an die Deutſchen
ei Bonaparte's Armee ihr ſtarken Zufluß von Ueberläufern verſchafft
ätte. Dieſe fanden ſich jedoch ein, und wurden durch Gefangene,
ie freiwillig Dienſte nahmen, verſtärkt, als der Feldzug eine un-
lückliche Wendung für die Franzoſen nahm. Von Borgo nach
Petersburg, dann nach Reval, ſpäter nach Königsberg
erlegt, marſchirte ſie Anfangs Juni 1813, 4 Bataillons, 1 Com-
agnie Schützen, 2 Cavallerie-Regimenter und 2 reitende Batterien
tark, an die Nieder-Elbe, wo ſie unter den Befehl des Gen. Wal-
moden trat, und während des Waffenſtillſtandes durch ein von Kö-
nigsberg nachgeſendetes, zwei neuerrichtete Bataillons und eine neu-
formirte Fußbatterie verſtärkt wurde. Sie hat darauf an den Gefech-
ten bei Vellahn, an der Görde, an der Stecknitz und bei
Seeſtädt rühmlichen Antheil genommen, und rückte dann im Früh-

Digitized by Google

ling 1814 in die Niederlande, wo ſie Ende März zur Deckung von Brüſſel gegen Maiſon berufen ward. Nach dem Pariſer Frieden ward ſie in preußiſchen Dienſt überwieſen; bei der neuen Formation im J. 1815 blieb den Officieren frei geſtellt, ob ſie in der preußiſchen Armee fortdienen wollten. Die große Mehrzahl davon blieb, von den Mannſchaften wurden alle Ausländer, die es wünſchten, entlaſſen, die dienſtfähigen Inländer im Dienſt behalten. Aus der Infanterie ward das 30ſte und 31ſte Infanterie-Regiment, aus der Cavallerie das 8te Uhlanen-Regiment formirt, und durch Mannſchaften aus den Rheinprovinzen ergänzt. Sie ſtanden nebſt der neuformirten Artillerie in dem Feldzuge dieſes Jahres bei dem preußiſchen 3ten Armee-Corps, und haben bei Ligny und Wavre ihre Tapferkeit aufs neue bewährt.

Legitimation, ſ. Advocat und Vollmacht.

Lehnrecht, ſ. Lehnsweſen.

Lehnsſtamm (constitutum feudale), iſt der Geldbetrag, welchen die Geſammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheimfällt, den Allodialerben des Vaſallen entrichten müſſen.

Lehrmethode, ſ. Methode.

Leicheneröffnung, ſ. Section.

Leichenhäuſer, ſ. Beerdigung.

Leibzoll, eine gegenwärtig in den meiſten Staaten abgeſchaffte Abgabe, welche fremde Juden bei der Durchreiſe und dem Aufenthalte an einem Orte zu bezahlen haben.

Leichte Reiter, ſ. Cavallerie.

Leiden, ſ. Leyden.

Leihcontract, ſ. Darlehn.

* Leipzig, eine der in der Geſchichte von Deutſchland berühmteſten Städte des Königreichs Sachſen, durch Wiſſenſchaft und Handel noch jetzt blühend, liegt in einer fruchtbaren Ebene des von ihr benannten Leipziger Kreiſes, unter dem 30 Gr. Länge, 51 Gr. Breite, an dem kleinen Fluſſe Pleiße, der hier ſich mit der Elſter vereinigt. Die innere Stadt hat kaum den Umfang einer Viertelmeile, und iſt nach den 4 Hauptthoren (dem Grimmaiſchen, Halliſchen, Ranſtädter- und Petersthore) in 4 Viertel getheilt. Die Stadt iſt ſehr freundlich und durch Verwandlung der ehemaligen Wälle in grünende Anlagen (ein Verdienſt des unvergeßlichen Bürgermeiſters und geheimen Kriegsraths Müller, ſ. d. Art.) mit bequemen und erfreulichen Spaziergängen geſchmückt. Die Vorſtädte, welche von der Stadt noch durch alte, enge Thore getrennt ſind, haben ſich ſeit einigen Jahren nach Süden zu erweitert; mit dieſen mag die Stadt ohngefähr den Umfang einer halben deutſchen Meile haben. In dieſem kleinen Raume befinden ſich ohngefähr 1400 Häuſer, und in ihnen eine Volksmenge von 36,000 Menſchen zuſammengedrängt, wobei man bemerkt hat, daß Leipzig im Verhältniſſe gegen andere große Städte in Europa die größte Mortalität hat. Dieſe Volksmenge, welche durch den Zuſammenfluß der Fremden in den beiden Hauptmeſſen ungeheuer vermehrt wird, macht den Aufenthalt an ſich etwas ungeſund, auch würde eine Erweiterung der Stadt wenig helfen, ſo lange Stadt und Vorſtadt noch durch Thore und Mauren getrennt ſind; indeſſen haben jene Anlagen um die Stadt, und viele andere verdienſtliche Einrichtungen zur Verbeſſerung des Geſundheitszuſtandes in Leipzig viel beigetragen. Leipzig hat zwar wenig große Gebäude, welche in architektoniſcher Hinſicht Aufmerkſamkeit verdienten (die vorzüglichſten ſind das Ge-

Digitized by Google

[G]andhaus, worin der ſchöne Concert- und Ballſaal — beide [m]it Plafonds von Oeſer geziert; die unter Müllers Leitung reſtau[r]irte Nicolaikirche, und auch dieſe nur in Hinſicht ihres Innern; [u]nd das unter Weinbrenners Direction im Sommer 1817 neu [g]ebaute Schauſpielhaus; die Börſe und das noch nicht vollkommen [a]usgebaute Bürgerſchulgebäude); auch außer dem ſchönen [M]arkte wenig freie Plätze: aber Wohlſtand, Bequemlichkeit und Sinn [f]ür das Zierliche zeigt ſich auf allen Straßen, in Privatgebäuden [u]nd Anpflanzungen der Bewohner. Auch gibt es mehrere durch hiſto[r]iſche Erinnerungen und Alterthümlichkeit merkwürdige Stellen und [G]ebäude (z. B. das Rathhaus und die Univerſitätskirche). Leipzig [i]ſt ferner reich an gemeinnützigen Anſtalten, ſo wie es ſich überhaupt [d]en Ruf der Wohlthätigkeit und Induſtrie weit und breit erworben [h]at. Zu dieſen Anſtalten gehört vor allen die von Friedrich dem [S]treitbaren im Jahr 1409 auf Veranlaſſung der Unruhen auf [d]er Univerſität zu Prag geſtiftete Univerſität. Sie iſt reich an Bene[f]izien für arme Studirende, und hat ſeit ihrer Gründung bis in die [n]euere Zeit einen vortheilhaften Ruf unter den deutſchen Univerſitäten [b]ehauptet; vorzüglich wird von ihr ein gründliches Studium in der [P]hilologie, Geſchichte und Jurisprudenz gerühmt. Die Zahl der [S]tudirenden hat im Durchſchnitt immer 900 betragen. Sie beſitzt [e]ine ſehr ſchätzbare, durch alte Drucke und Manuſcripte, ſo wie auch [d]urch die von dem verſtorbenen Stadtphyſikus Dr. Gehler legirte [m]edicíniſche, und die kürzlich angekaufte philologiſche Bücher[ſ]ammlung des Prof. Schäfer, bedeutende Bibliothek; ein kürzlich neu [e]ingerichtetes, vortreffliches anatomiſches Theater, mit einer ſchönen [S]ammlung anatomiſcher und pathologiſcher Präparate, und einen [a]usgezeichneten botaniſchen Garten, der unter Aufſicht des Prof. Dr. [S]chwägrichen ſteht. Ferner iſt anzuführen die Rathsbiblio[t]hek, in einem ſehr ſchönen Locale des Gewandhauſes aufgeſtellt; die [Z]eichnungs-, Malerei- und Architektur-Akademie, deren Director jetzt [d]er Profeſſor Schnorr iſt; zwei gelehrte Schulen (die Thomas- [u]nd Nicolaiſchule); eine treffliche Bürgerſchule unter dem Direktor [G]edike; eine öffentliche Freiſchule (unter Plato's und Dolz's [L]eitung), — beide Inſtitute ſind Müllers Werk — und mehrere an[d]ere Armenſchulen; das ſeit 1792 ſehr zweckmäßig eingerichtete Laza[r]eth oder Jacobsſpital und damit verbundene cliniſche Inſtitut [u]nter des Hofraths Dr. Clarus, und das Hebammeninſtitut [u]nter des Dr. Jörg Aufſicht; eine treffliche Armenanſtalt, ein Wai[ſ]enhaus und Arbeitshaus für Freiwillige; ein königl. Taubſtummen[i]nſtitut; und ſeit 1816 eine Sonntagsſchule, von einer hieſigen Frei[m]aurerloge gegründet und erhalten. Zu den übrigen guten Einrich[t]ungen der Stadt gehören die Waſſerkünſte, gewölbten Schleuſen, die [d]urch Reverberen vervollkommnete Stadtbeleuchtung ꝛc. Seine Wohl[h]abenheit verdankt Leipzig vorzüglich dem Handel und der Induſtrie, [w]elche durch ſeine geographiſche Lage ſehr begünſtigt ward. Hier fin[d]et man in einem engen Raume, beſonders in den ſehr bedeutenden [M]eſſen (der Oſtermeſſe — auch Jubilatemeſſe — Michaelis- und [N]eujahrsmeſſe) nicht nur die Erzeugung der Landesinduſtrie, ſondern [d]ie Waaren faſt aller Länder und Zonen zuſammengedrängt zum Kauf. [A]uch werden große Wechſel- und Speditionsgeſchäfte gemacht. Ein [H]auptzweig des Leipziger Handels iſt der Buchhandel. Hier iſt das [M]agazin der deutſchen Literatur, wo ſich alle bedeutende deutſche [B]uchhändler in der Jubilatemeſſe verſammeln, und wo ſie fortdauernd [d]urch Commiſſionäre ihre Niederlagen beſorgen laſſen; ja Leipzig hat

ſelbſt gegen 56 Buchhandlungen und drei Muſikhandlungen (worunter die ſchon von Alters her berühmte Breitkopfiſche, jetzt Breitkopf-Härtelſche; ſ. Breitkopf), eine große Anzahl Buchdruckereien und Schriftgießereien (viele auswärtige Buchhändler laſſen hier drucken und von hier aus ihren Verlag verſenden), unter welchen jetzt die Tauchnitziſche und die Härtelſche vorzüglich ausgezeichnet ſind. Hier ſind eine Menge anderer Fabriken und Manufacturen, z. B. Wachstuch-, Tapeten-, Leder-, Tabak-, Spielkartenfabriken, auch werden Sammet, ſeidene und halbſeidene Waaren, Petinet und Stickereien hier verfertigt. Indeſſen ſtehen doch die Manufacturen in Leipzig in keinem Verhältniſſe mit der Größe des daſigen Handels. Auch findet man hier faſt alle Arten der Handwerke. Die Lebensart iſt ſehr bequem und geſellig; ſie würde vielleicht weniger koſtbar ſeyn, wenn es große Kornmärkte daſelbſt gäbe. — Was die Geſchichte Leipzigs anlangt, ſo legten die Sorben dazu den Grund wahrſcheinlich im 8ten Jahrhundert, doch wird es vor dem Anfange des 11ten Jahrhunderts noch nicht in der Geſchichte genannt. Wahrſcheinlich war es alſo früher nur ein Dorf. Sein Name deutet ebenfalls auf dieſen Urſprung; denn es hieß urſprünglich Lipz, Lipzk, Lipſigk, und man deutet dieſes Wort auf die in der Gegend dieſes Orts ſchon früher ſo häufigen Linden; — daher auch der Beiname Lindenſtadt (Phylirea, philurea). Wahrſcheinlich ſtand Leipzig im 11ten und 12ten Jahrhunderte unter dem Markgrafen zu Meißen; andere haben behauptet, es habe damals dem Stifte zu Merſeburg gehört, und ſey erſt 1134 durch Tauſch an den Markgrafen von Meißen Conrad von Wettin gekommen. Im 12ten Jahrhunderte iſt Leipzig ſchon befeſtigt und wird von Graf Wiprecht eingenommen; in dieſem Zeitraum erſcheint es ſchon als Stadt. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156 — 1190) erhält es Märkte (Jubilate- und Michaelismarkt). Unter den Markgrafen Albrecht und Diezmann, welche ſich gegenſeitig befehdeten, wurde ſein Aufblühen ſehr gehemmt. Im 13ten Jahrhundert erhielt es eine ſtärkere Befeſtigung, und der Handel hob ſich, wiewohl die Stadt in mancherlei Fehden verwickelt wurde, worunter die der Brüder Friedrich und Dietrich (Diezmann), welcher Letztere in der Thomaskirche ermordet wurde, mit ihrem Vater Albrecht die wichtigſten waren. Im 14ten Jahrhundert wurde hier ein Schöppenſtuhl errichtet, die Märkte erweiterten ſich. Im 15ten Jahrhundert wanderten die von Prag ausgezogenen Lehrer und Studirenden ein; der Durchgangshandel zog ſich nach Leipzig; die Märkte wurden fürſtlichprivilegirte Meſſen. 1519 hielt Luther hier ſeine berühmte Disputation auf der Pleißenburg mit Eck. Die Reformation wurde hier erſt ſpät öffentlich eingeführt (mit Heinrichs des Frommen Regierungsantritt 1539). Unter Moritz's wohlthätigem Schutze wuchs die Univerſität; die Stadt erhielt die Stapelgerechtigkeit und viele Beſitzungen, mußte aber auch eine Belagerung (1547) erdulden. Im 17ten Jahrhunderte entſtand die Kramer-Innung, ein Büchermarkt, nachher Buchhändlermeſſe, und ein bedeutender Wollmarkt. Der 30jährige Krieg brachte Leipzig in viele Bedrängniß (1632 wurde es an Tilly, 1633 an Holke übergeben, 1636 aufs neue von den Schweden belagert, und 1642 an Torſtenſohn übergeben). Nach dem weſtphäliſchen Frieden blühte es neu empor, und hatte, trotz einer furchtbaren Epidemie im J. 1680, in den folgenden Jahren auf 18,000 Einwohner. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts erhielt der Leipziger Rath von dem König von Polen und Churfürſt

Digitized by Google

Friedrich Auguſt ſeine bedeutenden Privilegien. Mit der Later- enbeleuchtung wurde auch das wohlbekannte Thor- oder Sperrgeld ingeführt. Nach den Laſten, welche der nordiſche Krieg auf Leipzig arf, hob ſich Leipzig durch manche vortreffliche Einrichtung, worun- er einige gelehrte Geſellſchaften, Natur- und Kunſtſammlungen ge- ören. Auch unendlich litt Leipzig durch die beiden ſchleſiſchen und or allen durch den ſiebenjährigen Krieg, woher ſich noch jetzt meh- ere Abgaben ſchreiben. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhun- erts ſieht Leipzig eine Menge ausgezeichneter Männer in ſeinen Mauern. Hierher gehören Gottſched, Weiße, Gellert, Erneſti, Morus, Hommel, Reiz, Menken, Platner, Hindenburg, Hiller, Oeſer ꝛc. Unter Friedrich Auguſts Regierung hob ſich die Stadt zu hrer jetzigen Größe. Sie hörte nach dem Hubertsburger Frieden uf, Feſtung zu ſeyn, mußte aber ſeit 1806 ununterbrochen fremde eere, und im J. 1813 die große Völkerſchlacht vor ihren Mauern hen. Glücklich und unverſehrt iſt ſie durch alle dieſe Stürme und efahren der Zeit hindurchgegangen.

* Leipzig (Schlachten bei). Bonaparte war endlich mit ſeinem eere von Dresden, wo er den Marſchall Gouvion St. Cyr it 20,000 Mann zurückließ, aufgebrochen, hatte vergeblich den ronprinz von Schweden und General Blücher zur Schlacht zu brin- n geſucht, über Wittenberg und Deſſau Demonſtrationen ge- n Berlin machen laſſen, war aber, als die öſterreichiſche Haupt- mee immer näher an Leipzig rückte, am 14ten dahin geeilt — e königlich ſächſiſche Familie folgte ihm dahin — und bereitete ſich er zur Schlacht, in der Hoffnung, das öſterreichiſche Hauptheer er zu ſchlagen, als die ſchleſiſche und Nordarmee auf dem Kampf- atze eintreffen könnten. — Ein großes Reitergefecht, das am 14ten ctober bei Liebertwolkwitz ſtatt fand, ſchien die Einleitung zu eſer Schlacht zu ſeyn. Es hatte aber keine weitern Folgen, und e Armeen zogen ſich immer näher nach Leipzig hin zuſammen, nn auch Bonaparte rief ſeine nach Deſſau und Wittenberg rgeſchobenen Corps zurück. Die Stellung der beiderſeitigen Heere r demnach am 16ten früh folgende: Das öſterreichiſche Hauptheer öſterreichiſche, das 2te preußiſche und das ruſſiſche Corps von ittgenſtein) bei Gröbern, Goſſa und Störmthal, deſſen ſerve unter Conſtantin bei Magdeborn, die öſterreichiſche Reſerve Zöbigker und Pröbel, zwei öſterreichiſche Corps bei Klein- chocher und Zwenkau (Weißenfels mit einer Diviſion be- haltend), zuſammen 136,000 Mann, die ſchleſiſche Armee (Corps n York, Sacken, Langeron) bei Schkeuditz, 56,500 M.; Nordarmee (Bülow, Stedingk, Winzingerode) von alle nach Landsberg rückend, 68,000 Mann, die ſogenannte niſche Armee (Ruſſen und eine öſterreichiſche Diviſion unter Ben- gſen) 41,500 Mann von Dresden aus in Anmarſch. Von franzöſiſchen Armee waren die Garden (24,000 Mann) und die Augereau hergeführte Reſerve (10,000 Mann) nahe bei Leip- ; das 8te Corps (Poniatowsky, 10,000 Mann) bei Con- witz, das 2te (Victor, 15,000 Mann) bei Wachau, das 5te auriſton, 10,000 Mann) bei Liebertwolkwitz, alle drei mit igen Cavallerie-Corps unter Murats Oberbefehl gegen die öſter- chiſche Hauptarmee beſtimmt; das 11te Corps (Macdonald, 000 Mann) bei Holzhauſen; das 6te (Marmont, 20,000 ann) bei Möckern gegen die ſchleſiſche Armee; das 4te (Ber-

Digitized by Google

trand, 14,000 Mann) bei Lindenau; das 3te (Ney, 20,000 Mann) war in Anmarſch von Düben; das 7te (Regnier, 20,000 Mann) rückte von Düben nach Eilenburg; die 5 Cavallerie-Corps (zuſammen 20,000 Mann) waren vertheilt, zum größern Theil hinter Wachau. Der 16. October war zum vereinten Angriff aller verbündeten Armeen auf Bonaparte beſtimmt; da indeß der Kronprinz von Schweden, in ängſtlicher Rückſicht die Verbindung mit der Elbe nicht zu verlieren, an dieſem Tage noch nicht herankam, ſo ſchlugen nur die öſterreichiſche Haupt- und die ſchleſiſche Armee, aber auf ganz getrennten Schlachtfeldern, ſo daß wir die Darſtellung ihrer Leiſtungen in die Schlachten von Wachau und von Möckern trennen, wozu noch das Gefecht von Lindenau kommt. Schlacht bei Wachau. Das erſte Treffen der öſterreichiſchen Hauptarmee unter Wittgenſtein begann um 8 Uhr in vier Colonnen den Angriff auf die franzöſ. Stellung; die erſte (General Kleiſt) gegen Markkleeberg, die zweite (Prinz von Würtemberg) gegen Wachau; die dritte (Fürſt Gottſchakow) vom Univerſitätsholze aus gegen Liebertwolkwitz; die vierte (Klenau) von Naundorf und Thräne ebendahin dirigirt. Die erſte Colonne nahm Markkleeberg und behauptete es gegen wiederholte heftige Angriffe; es ward von ihr zugleich eine Abtheilung in den Raum zwiſchen dieſes Dorf und Wachau detachirt, ein Bataillon derſelben verſuchte vergeblich Wachau zu nehmen, doch wurde die angewieſene Stellung mit großem Verluſte gehalten. Die zweite Colonne beſetzte anfangs Wachau, ward aber durch feindliche Uebermacht bald wieder herausgeworfen, und beſtand nun ein heftiges Gefecht, in welchem zwar erſt der Feind eine Zeit lang am Debouchiren aus dem Dorfe gehindert, doch endlich eine rückgängige Bewegung gegen Goſſa nöthig wurde. Die 3te Colonne ging etwas ſpäter gegen Liebertwolkwitz vor, da aber die 4te noch nicht auf ihrem rechten Flügel eingetroffen war, ſo mußte ſie ſich nach einem mörderiſchen Gefecht bis zwiſchen das Univerſitätsholz und Goſſa zurückziehen, welches letztere durch eine Abtheilung beſetzt ward. Die 4te Colonne rückte um 9 Uhr von Gr. Pösna gegen Liebertwolkwitz und beſetzte die beherrſchende Höhe, den Kolmberg, mit einer Abtheilung. Da dieſer die franzöſiſche Stellung bei Liebertwolkwitz flankirte, ſo richtete das 11te Corps bald ſeine Angriffe dagegen, er mußte nach langem Widerſtande eben ſo wie das dabei liegende Holz verlaſſen werden, und als 2 Diviſionen der jungen Garde den Krähenwald ſtürmten, zog ſich die Colonne in eine Stellung zwiſchen Gr. Pösna und Fuchshain. — Bis dahin hatte auch das Corps des General Meerfeld bei Connewitz und Dölitz vergeblich den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen geſucht, der von dem 8ten Corps aufs hartnäckigſte vertheidigt ward. Während ſo alle Angriffe vom Feinde zurückgewieſen wurden, hatte Bonaparte die Stellung bei Wachau — wo er ſich ſelbſt befand — durch die Garden, 150 Canonen und das erſte Cavallerie-Corps, den linken Flügel durch die ſchon erwähnten 2 Diviſionen junger Garde und das 2te Cavallerie-Corps verſtärken laſſen, und ging nun ſelbſt zum Angriffe über, zunächſt den linken Flügel bedrohend, und als dieſer, durch eine Grenadier-Diviſion verſtärkt, ſeine Stellung behauptete, das Durchbrechen des Centrums verſuchend. Das 1ſte und 5te Cavallerie-Corps machte einen lebhaften Angriff, brach theilweiſe durch, riß die ruſſiſche leichte Garde-Cavallerie-Diviſion, die gar nicht zum Entwickeln kam, mit ſich fort,

Digitized by Google

und drang, Goſſa links laſſend, lebhaft vor. — Die Schlacht ſchien in dieſem Augenblicke verloren, und die Monarchen, die hier auf einer Höhe hielten, waren in perſönlicher Gefahr. Aber das ruſſiſche Leibgarde-Coſacken-Regiment warf ſich auf den Feind, brachte ihn zum Stehen, und als die indeß wiedergeſammelte leichte Garde-Cavallerie-Diviſion, ſo wie zwei dahin geſchickte preußiſche Cavallerie-Regimenter ebenfalls attakirten, ward jene Cavallerie Maſſe wieder zurückgeworfen, die von ihr bereits eroberten Canonen wieder genommen, und die dringende Gefahr war beſeitigt. — In dieſem allerdings glänzenden Momente der Schlacht ließ Bonaparte in Leipzig den vollſtändigſten Sieg verkündigen. Obwohl nun die indeß herangezogenen großen Reſerven gegen Markkleeberg, Wachau und hinter Goſſa aufgeſtellt wurden, ſo drang der Feind doch mit großen Infanterie-Maſſen im Centro vor, und eroberte die Schäferei Auenhain, die indeß bald mit dem Bajonnet wieder genommen ward. Gleichzeitig griff er Goſſa an, und eroberte es zum Theil; wieder herausgeworfen wiederholte er bis zum Abend die wüthendſten Angriffe, die jedoch nun, wo dieſer Punkt hinlänglich verſtärkt war, ſämmtlich abgewieſen wurden. Während deß hatte ſich die 3te Colonne im Univerſitätsholze gegen den dahin nachdringenden Feind behauptet, die 4te konnte ſich nur mit großer Anſtrengung in ihrer oben bemerkten Stellung halten. Gegen Abend gelang es dem Feinde Seifartshain zu nehmen, er ward jedoch nach hartnäckigem Kampfe wieder daraus vertrieben. Die Colonne des Generals Meerveldt endlich hatte den ganzen Tag über mit bedeutendem Verluſt vergeblich verſucht, über die Pleiße zu gehen, und ſo, ihrer Beſtimmung gemäß, den feindlichen rechten Flügel aufzurollen. Am Abend drang endlich ein Bataillon bei Dölitz durch eine Furth auf das rechte Ufer, allein es ward von einer Diviſion der alten Garde ſofort wieder zurückgeworfen, der General Meerveldt, der ſich an der Spitze befand, gefangen. So war auf dieſer Seite durch das blutige Gefecht eines ganzen Tages nichts gewonnen, und die Hauptarmee ſtand am Abende bei Gröbern, Goſſa, im Univerſitätsholze und zwiſchen Groß-Pösna, Fuchshain und Seifartshain, die Reſerven lagerten hinter Goſſa, das Merveldtſche Corps auf dem linken Ufer der Pleiße gegen Connewitz. Gefecht bei Lindenau. Das Corps des Generals Giulay (3te öſterreichiſche Armee-Abtheilung, 1ſte öſterreichiſche leichte Diviſion und Streifcorps des Generals Thielemann), beſtimmt, die Verbindung zwiſchen der Haupt- und ſchleſiſchen Armee zu unterhalten, und deren Angriffe mittelbar zu unterſtützen, ging in drei Colonnen gegen den bei Leutzſch, Lindenau und Plagwitz ſtehenden Feind vor. Die erſte Colonne eroberte Leutzſch, und verſuchte Lindenau von der Nordſeite zu nehmen; der Sturm mißlang und das Gefecht beſchränkte ſich hier auf ein lebhaftes Tirailleurfeuer. Die zweite Colonne griff von Klein-Zſchocher aus die zwiſchen Plagwitz und Lindenau ſtehenden Franzoſen an. Nach heftigem Gefecht ward um 1 Uhr das erſtere Dorf, ſpäter auch das zweite genommen, ſo, daß ſich der Feind bis hinter den Kuhthurm zurückzog, und in großen Vierecken bei der Ziegelſcheune vor Leipzig aufſtellte. Auf Bonaparte's Befehl mußte aber Lindenau um jeden Preis wiedergenommen werden, worauf eine lebhafte Canonade bis zum Abende währte. Die Colonne zog ſich gegen Klein-Zſchocher zurück, und wies noch zwei Verſuche des Feindes, dahin vorzudringen, ab. Die 3te Colonne focht

auf der linken Seite von Lindenau ohne beſondere Reſultate, ihr Hauptzweck war, die Verbindung mit der ſchleſiſchen Armee zu unterhalten. Schlacht bei Möckern. Die ſchleſiſche Armee (Corps von York, 21,400 Mann, Sacken, 10,000, Langeron 25,000) rückte vom Skeuditz heran, das Gros des Feindes (6te Corps, 20,000 M., 3te Cavallerie-Corps, 3000, eine Diviſion polniſche Cavallerie, am Abende wohl auch etwas vom 3ten Corps) ſtand anfangs zwiſchen Lindenthal und Wahren, zog ſich aber nach einigen unbedeutenden Avantgardengefechten in eine vortheilhafte Stellung hinter und ſeitwärts Möckern, den linken Flügel hinter dieſem Dorfe; weiter rechts Groß- und Klein-Wedderitzſch beſetzt haltend. Der General Blücher dirigirte nun das Corps von Langeron über Breitenfeld gegen Wedderitzſch, das von York mehr rechts gegen des Feindes Hauptſtellung bei Möckern, Sacken blieb bei Radefeldt in Reſerve. Langeron kämpfte um den Beſitz jener beiden Dörfer, eroberte ſie endlich und ſchickte Cavallerie-Abtheilungen gegen die Dübner Straße vor, ohne weiter an der Schlacht bei Möckern unmittelbaren Theil zu nehmen, in der unter des General York Führung der entſcheidende Schlag geſchah. Dieſer General ſendete die 8 Bataillons der Avantgarde auf der großen Straße gegen das Dorf, dirigirte die 7te und 8te Brigade (Horn und Hünerbein) links zum Angriff auf Lindenthal, und ließ ihnen das 1ſte und 2te (Steinmetz und Prinz Carl von Mecklenburg) als Reſerve folgen; als Lindenthal vom Feinde verlaſſen ward, wurden die Truppen mehr rechts gewendet, und ſo begann etwa Nachmittags 3 Uhr der Kampf, als eben Bonaparte einen entſcheidenden Sieg über die Hauptarmee zu erringen glaubte. Zuerſt kamen jene 8 Bataillons der Avantgarde ins Gefecht, die Möckern wiederholt angriffen, ohne es ganz erobern zu können (die 7te und 8te Brigade wurden bald darauf mit dem rechten Flügel des Feindes engagirt). Als ſie ſchon ſehr geſchmolzen waren, rückte die 2te Brigade zu ihrer Unterſtützung heran, und verſtärkte ſie theils unmittelbar, theils ſtellte ſie ſich neben dem Dorfe parallel mit dem Feinde auf. Sie litt hier bei der Heftigkeit eines in großer Nähe wüthenden Infanteriegefechts unglaublich, und da auch der Kampf im Dorfe, den die hinter demſelben ſtehenden feindlichen Maſſen immer nährten, unentſchieden, ja faſt ungünſtig war, ſo trat ein ſehr critiſcher Moment der Schlacht ein. Da zog der General York die letzten diſponiblen Truppen *), und die erſte Brigade heran. Sie füllte die ſchon ſehr bedeutenden Lücken, hielt den Feind vom Vordringen ab, und ging bald ſelbſt, doch nicht ohne großen Verluſt, zur Seite des Dorfes vor. Jetzt aber fuhren 2 zwölfpfündige Batterieen auf Flintenſchußweite gegen den rechten feindlichen Flügel, beſchoſſen ihn und das Centrum mit großer Wirkung mit Kartätſchen, und erſchütterten eine der großen Infanteriemaſſen, auf welche ſich ſogleich das brandenburgiſche Huſaren-Regiment unter Yorks perſönlicher Anführung ſtürzte und ſie niederhieb. Die geſammte Reſerve-Cavallerie folgte durch dieſe Lücke, drang in den Rücken des Feindes und hieb von da in ſeine Maſſen ein. Da indeſſen auch die 7te und 8te Brigade trotz des heftigen Feuers, ohne ſelbſt einen Schuß zu thun, links heran-

*) Denn die Hauptreſerve unter Sacken bei Radefeld war ſo entfernt, daß ſie nur eintreffen konnte, wenn das Gefecht ſchon entſchieden geweſen wäre.

Digitized by Google

drangen, ſo ward die Niederlage des Feindes bald vollſtändig, wenige einer Bataillone blieben geſchloſſen, alles floh lebhaft verfolgt gegen Gohlis, 53 Canonen wurden genommen. — Das Corps von York blieb auf dem eroberten Terrain, das von Langeron bei Wedderitzſch stehen, das von Sacken ward als zweites Treffen hinter jenem aufgeſtellt. Wir werden zwar am Ende der Darſtellung den Verluſt aller Armeen im Ganzen angeben, es mag aber bemerkt werden, daß das 21,400 Mann ſtarke Yorkſche Corps in dieſem etwa dreiſtündigen Gefechte 166 Offiziere, 5500 Gemeine an Todten und Verwundeten zählte. Der 17te October verſtrich ziemlich ruhig; bei der Hauptarmee traf die 1ſte öſterreichiſche Armee-Abtheilung ſo wie die Avantgarde der polniſchen Armee ein; jene ward bei Markkleeberg auf dem linken, dieſe bei Fuchshain auf dem rechten Flügel aufgeſtellt. Eine Abtheilung der ſchleſiſchen Armee nahm Eutritzſch und Gohlis, zwei ruſſiſche Huſaren-Regimenter machten einen glänzenden Angriff, drangen im Rücken der feindlichen Stellung bis in die Vorſtadt von Leipzig, und brachten ihre Gefangenen nebſt 5 eroberten Geſchützen glücklich zurück. Die Nordarmee traf auf den Höhen zwiſchen Breitenfeld und Podelwitz ein. — Das franzöſiſche Heer ward durch das bei Taucha eingetroffene 7te Corps verſtärkt. Der 18te October. Die franzöſiſche Armee, während der Nacht enger zuſammengerückt, hatte am Morgen folgende Stellung. Das 8te Corps bei Connewitz, das 2te bei Probſtheyde, das 5te bei Stötteritz; unter Murats Oberbefehl den rechten Flügel bildend, hatten ſie vorwärts noch Dölitz, Döſen, Zuckelhauſen, die Schäferei Meisdorf und die Ziegelſcheune beſetzt; 2 Diviſionen junger Garde unter Oudinot ſtanden gegen Connewitz in Reſerve. Das 11te Corps war als Centrum bei Holzhauſen aufgeſtellt, Klein-Pösna und Baalsdorf beſetzt haltend, die Garden unter Mortier en reserve bei der Tabaksmühle, wo ſich auch Bonaparte den Tag über aufhielt. Der linke Flügel unter Ney's Oberbefehl ward vom 6ten, 3ten und 7ten Corps gebildet, die bei Schönefeld, längs der Parthe bei Neutzſch und St. Thecla, und bei Paunsdorf ſtanden; nordwärts von Leipzig bis an Pfaffendorf befand ſich vorzüglich Cavallerie unter Arrighi und Dombrowski; das 4te Corps marſchirte nach Weißenfels. Die verbündeten Heere griffen dieſe Stellungen in 6 großen Colonnen an. Die erſte (40,000 Oeſterreicher), unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg, ſtellte ſich zwiſchen Döſen und Lösnig auf, drängte den Feind etwas zurück, fand dann heftigen Widerſtand, und befand ſich am Abende auf der Höhe vorwärts Döſen; die zweite (55,000 Ruſſen und Preußen), unter Barclay de Tolly, theilte ſich in zwei Abtheilungen, wovon eine — Gr. Wittgenſtein — gegen Liebertwolkwitz drang, den Feind hier und bei der Ziegelſcheune warf, und gegen Probſtheyde heranrückte, die andre — General Kleiſt — raſch über Wachau gegen Probſtheyde vorging, hier eine Zeitlang ſtehen mußte, und dann um 2 Uhr von einem Theile jener unterſtützt, den Angriff auf dieſes Dorf begann. Aber hinter demſelben ſtanden große feindliche Maſſen, und wie oft die Truppen ſich eindrangen, wurden ſie doch jedesmal wieder herausgeworfen. Man zog ſie alſo etwas zurück und hinderte den Feind nun am Debouchiren, eine heftige Canonade währte bis zum Abende. Die dritte (50,000 Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen) unter Bennigſen, beſtimmt, des Feindes linke Flanke zu umgehen, rückte

in 4 Abtheilungen vor, eroberte Zuckelhauſen, Holzhauſen, Baalsdorf, Zwei-Naundorf, Mölkau und Paunsdorf, unterſtützte die Angriffe der vierten Colonne auf Sellerhauſen, und drang immer näher gegen Stötteritz. Die vierte (die Nordarmee und das Langeronſche Corps von der ſchleſiſchen, 9600 Mann), unter dem Kronprinz von Schweden, ging an vier Punkten (Taucha, Grasdorf, Plaußig und Mockau) über die Parthe, eroberte das vom Feinde wiedergenommene Paunsdorf zurück, und nöthigte ihn, ſich in eine Linie zurückzuziehen, die von Schönefeld über Sellerhauſen nach Stünz lief. Hier gingen die Sachſen und eine würtembergiſche Cavallerie-Brigade zu ihr über. Später ward Schönefeld mehreremale ohne Erfolg angegriffen. Der Feind machte nun ſelbſt zwei Angriffe, einen von Sellerhauſen und Volkmarsdorf aus gegen das Centrum, den andern zwiſchen Mölkau und Engelsdorf gegen den linken Flügel; beide wurden abgewieſen, Stünz und Sellerhauſen erobert, und gegen mehrfache Angriffe behauptet. Gleichzeitig nahm Langeron Schönfeld und drang gegen Reudnitz vor, ward aber aufgehalten, da Bonaparte ſelbſt eine zahlreiche Verſtärkung herbeiführte. Die fünfte Colonne (die ſchleſiſche Armee ohne das Langeronſche Corps, 25,000 Mann) war bei Gohlis und im Roſenthale im Gefechte. — Der General Blücher befand ſich beim Corps von Langeron; das Yorkſche Corps ſtand in Reſerve zwiſchen Gohlis und Eutritzſch, und ſchickte nur einige Bataillone in das erſtere Dorf, als die Ruſſen es nicht allein halten zu können glaubten. — Die ſechste (20,000 Oeſterreicher) unter Giulay, ſtand in der Gegend von Lindenau, und beſchoß das nach Weißenfels zurückgehende 4te Corps, mit welchem ſich auch die leichten Truppen engagirten. Die Truppen lagerten am Abende auf den von ihnen eroberten Punkten; die Abtheilung des Generals Giulay marſchirte in der Nacht nach Pegau, das Yorkſche Corps nach Merſeburg; — die franz. Armee begann ihren Rückzug. Als die Colonnen der verbündeten Heere am Morgen des 19ten Octobers vorrückten, fanden ſie die Dörfer Connewitz, Probſtheyde, Stötteritz und Volkmarsdorf vom Feinde verlaſſen, und zwiſchen ihnen nur einzelne Abtheilungen, die überall raſch zurückgeworfen wurden. Gegen 9 Uhr vor der Stadt Leipzig angekommen, die vom 8ten und 11ten Corps vertheidigt ward, theilte ſich das Heer in vier große Colonnen, deren erſte (die Hauptarmee) das Petersthor, 2te (polniſche Armee) das Hoſpital- Sand- und Windmühlen-Thor, 3te (Nordarmee) das Hinter- und grimmaiſche Thor, 4te (ſchleſiſche Armee) das halliſche Thor zu ſtürmen beſtimmt waren, da auf die jenſeitigen Anträge wegen Uebergabe der Stadt nicht eingegangen werden konnte. Der Feind hatte ſich vortheilhaft hinter den mit Palliſaden verſehenen Thoren und crenelirten Gartenmauern geſetzt; ſehr hartnäckigen Widerſtand leiſtete er aber nur am halliſchen und Hinterthor. So wie das letztere durch das an der Spitze der Nordarmee marſchirende oſtpreußiſche Bataillon genommen war, mußten auch die übrigen bald aufgegeben werden, oder wurden faſt gleichzeitig erobert. Ein Gefecht, in welchem der Feind ſehr viel litt, begann in den die Stadt umgebenden Alleen und freien Plätzen, und endete mit der völligen Eroberung der Stadt. Alles drängte nun nach dem weſtlichen Ausgange, wo der Troß der Fliehenden in ungeheurer Verwirrung ſich ſelbſt den Weg nach den beiden Brücken

verſperrte. Die erſte derſelben, eine beim Richterſchen Garten geſchlagne Nothbrücke, brach bald zuſammen, Poniatowsky fand hier den Tod. Früher noch ward die ſteinerne am äußerſten Ranſtädter Thore geſprengt, und Alles, was ſich noch dieſſeits der Elſter und Pleiße befand, ward getödtet oder gefangen. Tauſende fanden bei dem Verſuche, dieſe tiefen ſchlammigen Gewäſſer zu durchwaten, den Untergang. Die verbündeten Monarchen mit ihren Feldherren zogen gegen Mittag unter dem Jubel der geretteten Bewohner in die eroberte Stadt, und ſo war der große Kampf um die Freiheit Deutſchlands, ja Europa's, geendet. Der unaufhaltſam gegen Erfurt fliehende Feind hatte in dieſer dreitägigen Schlacht 15,000 Todte, 30,000 Bleſſirte, 15,000 Gefangene (über 20,000 Kranke und Verwundete, die man in Leipzig fand, ungerechnet) und 300 Geſchütze verloren; er zählte 4 todte, 8 verwundete, 24 gefangene Generale; dagegen hatten die Verbündeten dieſen herrlichen Sieg ebenfalls durch große Opfer erkauft, man rechnete ihren Verluſt an Todten und Verwundeten zu 21 Generalen 1793 Offizieren, 44900 Mann.

Leoniniſche Verſe heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen, und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie ſind als eine geſchmackloſe Ausartung zu betrachten.

Leoniniſcher Vertrag (Societas leonina, Löwengeſellſchaft, alſo benannt nach der bekannten äſopiſchen Fabel), iſt eine Geſellſchaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt, und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine ſolche Uebereinkunſt iſt als Societät nach den Rechten ungültig, da ſie vielmehr eine Schenkung iſt.

Leoniſche Gold- und Silberarbeiten. Das Leoniſche oder unächte Gold iſt eine Miſchung aus dem reinſten cämentirten Kupfer und dem reinſten Zink; das Silber aber wird aus Kupferſtangen verfertigt, die mit Blattſilber verſilbert ſind. Man macht dann Leoniſchen Drath daraus, und aus dieſem wieder Waaren, die den ächten zwar ziemlich ähnlich ſind, an der Luft aber anlaufen und bald unanſehnlich werden. Dieſe Arbeiten ſind beſonders Spitzen, Galonen, Borten, Treſſen u. ſ. w. Der Zettel iſt dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cämentirtem oder verſilbertem Kupferdrath genommen. In Deutſchland ſind Fabriken der Art hauptſächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. ſ. w.

Leoniſten, Arme von Lyon, ſ. Waldenſer.

Leopard, ein reißendes, zu dem Katzengeſchlechte gehöriges Thier, welches mehrere Gegenden Aſiens, vornehmlich aber Afrika bewohnt, und die Größe eines anſehnlichen Fleiſcherhundes erlangt. Das Fell iſt von einer lebhaften gelben Grundfarbe, auf dem Rücken und an den Seiten mit kleinen, ziemlich runden und ſchwarzen Flecken dicht beſetzt, und kommt in den Handel. — Da das engliſche Wappen drei Leoparden enthält, ſo wurde in Napoleons Bulletins England oft als Leopard bezeichnet.

Lettern (verſch. Arten derſ.), ſ. Schriften.

Leucas, Leucadiſcher Fels. Leucas war die Hauptſtadt der Inſel Leucadia (jetzt St. Maura) an der Küſte von Griechenland. In der Nähe befand ſich ein großer Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daſelbſt gefeierte Feſt und den ſ. g.

Leucadſchen Sprung berühmt geworden iſt. Als Sühnopfer, gleichſam belaſtet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feſte von dem Felſen hinab ins Meer geſtürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat, und ſelbſt lebendige Vögel an ihm befeſtigte, ſo kam der ſelbſt halb zum Vogel umgewandelte Menſch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbſchwebend in die Tiefe, wo er ſofort aufgefiſcht und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von dieſem Felſen freiwillig thaten, um ſich von den Qualen unglücklicher Liebe zu befreien, denn dieſe wunderbare Wirkung ſchrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemiſia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln ſind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft ſie des Nachts aus Haubitzen, oder aus Mortier-Canonen, auf Gegenſtände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Luſtfeuerwerken, die kleinen runden Maſſen, welche in die Höhe ſteigen und eine Zeitlang mit ſehr hellem weißem Lichte ſcheinen.

Leuchten des Meers, ſ. Meer.

Leucoſyrer, ſ. Cappadocien.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche, vom Stamme Levi abſtammend, den Dienſt im Tempel verſehen. Dann wurden auch die Prieſtergehülfen Leviten genannt, und bei den Catholiken heißen noch jetzt die Diaconen, welche dem Prieſter beim Gottesdienſt helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangeliſchen Diaconen bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Moſis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

† Leyden hat jetzt 3000 Häuſer mit 31,000 Einwohnern. Es iſt der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der ſich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münſter aufwarf, und des berühmten Phyſikers Peter von Muſchenbroek, der 1761 ſtarb.

Leyſer (Auguſtin von), ein berühmter Rechtsgelehrter. Er war 1683 zu Wittenberg geboren, ſtudirte hier und in Halle, und ward, nachdem er Holland, England, Deutſchland und Italien bereiſet hatte, 1706 außerordentlicher Profeſſor der Rechte in Wittenberg. Im Jahr 1712 ging er in gleicher Eigenſchaft nach Helmſtädt, kam 1729 nach Wittenberg zurück, ward nach und nach Hofrath, erſter Profeſſor der Rechte, Ordinarius der Juriſtenfacultät, Director des Conſiſtoriums und Schöppenſtuhls, und erſter Beiſitzer des Hofgerichts und ſtarb 1752. Seine Meditationes ad Pandectas (11 Bände, wozu Höpfner einen zwölften fügte) ſind ein reiches Magazin von practiſchen Bemerkungen, und noch jetzt nicht ohne Brauchbarkeit.

Libertas, die perſonificirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiter und der Juno. Sie erſcheint oft auf Münzen dargeſtellt, und hier muß man beſonders zwei Arten der Abbildung unterſcheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt iſt die römiſche Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllendem Schleier, iſt die Göttin Freiheit. Letzterer gehörte der von Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Lichtſtrahl, ſ. Licht.

Liebenſteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen, bei dem Dorfe Liebenſtein, in einer ſehr reizenden Gegend, die ſüdlich vom lieblichen Werrathal, nördlich vom Gebirge des Thüringer Waldes begränzt wird. Auf einer Bergkuppe ſteht das verfallne Schloß Liebenſtein, das wahrſcheinlich Veranlaſſung zur Erbauung des Dorfes ward. Es war eine Beſitzung der Herren von Stein, und fiel 1673 als eröffnetes Mannlehn dem Hauſe Sachſen-Gotha zu, worauf es wüſte ward. Bei der Theilung 1677 erhielt es S. Meiningen. Von dieſen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Ausſicht über die Berge des Thüringer Waldes, einige düſtre, wilde Thäler deſſelben, das ſanfte Werrathal und die fernen blauen Berge des Pleß, der Geba und der fernern Rhön Frankens. Das Fürſtenhaus, Wohnſitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem edlen Styl erbaut. Vorzüglich ſchön iſt der mit 12 Säulen gezierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel angebrachte Verſammlungsſaal. Neben dieſem Gebäude ſteht das Schauſpielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut, durch zufällig herbeikommende Geſellſchaften verſehen wird; die Muſik beſorgt die herzogl. Kapelle. Das Gaſthaus liegt jenen Gebäuden gegenüber, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäſte und ein Billard- und Geſellſchafts-Zimmer. Auch in den übrigen Häuſern des Dorfs findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat in ſeinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäſte höhern Standes, mit eben ſo vielen Nebenbehältniſſen. Das untere Stockwerk nehmen Ställe und Wagenſchuppen ein. Hinter demſelben iſt eine Reitbahn. Der Speiſe- und Tanzſaal iſt hinter dem Gaſthauſe, und enthält außer dem Saale noch einige Zimmer. Das Brunnenhaus, in Form eines Tempels, iſt ſtets offen. Der Sauerbrunnen zu Liebenſtein ward zuerſt bekannt unter Herzog Caſimir zu Coburg, mag aber ſchon früher benutzt worden ſeyn. Im Jahre 1614 faßte man den Brunnen, und der Herzog beſtellte einen Aufſeher darüber. Im 30jährigen Kriege aber ſank ſein Ruf. Als der Herzog von Gotha 1673 Liebenſtein erhielt, grub man den Brunnen neu auf, faßte die vorzüglichſte Quelle beſonders, und die vier andern Quellen ebenfalls. Nachdem noch mehrere Anſtalten gemacht worden, hob den Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus ſeiner Vergeſſenheit. Er ließ Gebäude anlegen, Kunſtſtraßen bauen, Baumgänge einrichten und für Bequemlichkeit ſorgen. Nach Göttlings Analyſe hat die alte Quelle in 3 Pfd. Waſſer: Kohlenſaures Gas 96 Kub. Zoll, kohlenſauren Eiſenkalk 6 Gr., kohlenſ. Kalkerde 8 Gr., Kohlenſaures, ſalzſaures und ſchwefelſaures Natrum 16 Gr. Die neue Quelle iſt nur reicher an Kohlenſäure. Vorzüglich hülfreich iſt der hieſige Sauerbrunnen bei ſchwacher Verdauung, Uebermaß von Schleim, chroniſchem Huſten, Bleichſucht, Menſtruationsbeſchwerden, Hypochondrie, Nervenſchwäche, hyſteriſchen Krämpfen, Magenlähmungen nach Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chroniſchen Hautausſchlägen ꝛc. Unter dem Schauſpielhauſe ſind 7 Bäder angelegt, in welchen man ſich nach Gefallen warmes und kaltes Waſſer zulaſſen kann. Die nöthigen Bedürfniſſe während der Badezeit werden entweder hieher gebracht, oder man läßt ſich dieſelben aus den benachbarten Städten Salzungen, Schmalkalden, Eiſenach, Gotha oder Meiningen holen. In der an Naturſchönheiten ſo reichen Gegend, findet man jedoch der Unterhaltung genug. Entweder bringt man die

Zeit unter den Kaſtanien des Gaſthauſes, oder in dem von hohen
Buchen beſchatteten Felſengrund des Erdfalls zu; oder man wandelt
auf anmuthigen Pfaden nach dem Felſenthor, oder der Ruine der
Burg und der hohlen Scheuer. Weitere Parthieen macht man nach
der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei ſonntäglicher
Erleuchtung den unterirdiſchen See beſchifft; oder nach Altenſtein
mit ſeiner gothiſchen Capelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denk-
mal und dem Hohlenſtein; oder nach der Buche im Thüringer
Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg ge-
bracht ward; oder endlich auf den wegen ſeiner unendlichen Ausſicht
bekannten Inſelsberg, und das ſo freundliche großherzoglich wei-
mariſche Luſtſchloß Wilhelmsthal mit ſeinen lieblichen Anlagen.

Liebwerda, ein bekannter Curort Böhmens in einem roman-
tiſchen Thale, zwiſchen der Tafelfichte und dem Haindorfer und Weis-
bacher Kamme. Der hieſige Sauerbrunnen fing erſt im letzten Vier-
tel des vorigen Jahrhunderts an bekannter zu werden. Der Quellen
ſind eigentlich drei, von denen zwei benutzt werden; der eigentliche
Sauerbrunnen bloß zum Trinken, der Stahlbrunnen zum Baden
und Trinken. Ein vierter, der Chriſtiansbrunnen, wird jetzt eben-
falls ziemlich benutzt. Beide ſind in Stein gefaßt. Der letztre ent-
hält in einem Pf. zu 16 U. Glauberſalz 1/3 Gr., Bitterſalz 1/6 Gr.,
Selenit 2/3 Gr., Kochſalz und ſalzſaure Bittererde 1/2 Gr., luftſaure
Bittererde 2/25 Gr., luftſaure Kalkerde 1/3 Gr., luftſaure Alaunerde
1/20 Gr., luftſaures Eiſen 4/25 Gr., Kieſelerde 1/5 Gr., Luftſäure
20 8/9 Cubikzoll. Der neue oder Stahlbrunnen dagegen enthält in
gleicher Quantität: luftſaures Mineralalkali 1/10 Gr., Kochſalz 1/60
Gr., luftſaure Kalkerde 1/10 Gr., luftſaures Eiſen 7/60 Gr., Kie-
ſelerde 1/20 Gr., Luftſäure 17 7/9 Cubikzoll. Das Liebwerder Sauer-
waſſer dient vorzüglich dazu, die Nerven zu ſtärken und zu beleben,
den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulöſen
und zu verdünnen, die verſtopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer
und den Urin zu treiben, und die Säure zu dämpfen. Man fängt
die Cur mit einem Bierglaſe voll Sauerwaſſer an, und ſteigt damit
bis zu einer Flaſche. Das Bad nimmt man 1 auch 2mal des Ta-
ges, lau oder kalt, das letztre nur nach und nach vom Wärmern
übergehend. Vor dem Gebrauche des Bades nimmt man abführende
Mittel, und läßt, wenn man vollblütig iſt, zur Ader. Für jede
Wanne iſt im Badehauſe eine beſondere Kammer mit den nöthigſten
Bedürfniſſen. Die Spaziergänge an dem kleinen Bache im Thale
hinauf ſind recht artig. Größere Ausflüge aber macht man nach Meſ-
fersdorf, einem ſtattlichen Rittergute in der Lauſitz, nach dem
höchſt reizend gelegenen Kloſter Haindorf, und einigen andern
Gebirgspunkten um die Tafelfichte des Rieſengebirges.

Lieutenant, dem Wortſinne nach, ein Stellvertreter, daher
Generallieutenant, Obriſtlieutenant. Lieutenant ohne weitern Zuſatz
iſt der Offizier nach dem Hauptmann.

* Ligny (Schlacht bei), am 16. Juli 1815. Bonaparte hatte
am 15. Juni das 1ſte preußiſche Corps von der Sambre zurückge-
drängt, und ſeine Hauptmaſſen in der Gegend von Fleurus vereinigt,
während jenes Corps nebſt dem eiligſt herangezogenen 2ten und 3ten
am 16ten des Morgens eine Stellung zwiſchen den Dörfern Som-
bref, St. Amand und Ligny bezogen. Gegen dieſe Stellung, in wel-
cher das 3te Corps auf dem linken Flügel Sombref beſetzt hatte, ſich
links bis Tongrines ausdehnte, das 1ſte im Centrum die Dörfer

Digitized by Google

igny und Brie, das 2te auf dem rechten Flügel St. Amand beſetzt
ielt. entwickelte der Feind in 2 großen Colonnen ſeine Angriffe, die
Nachmittags 3 Uhr begannen. Zuerſt ward St. Amand, bald darauf
igny angegriffen und der Theil beider Dörfer, welcher jenſeit des
urchfließenden Baches liegt, genommen, ein mehrſtündiges Dorfge-
cht begann, im Laufe deſſen der Feind in St. Amand, über den
Bach vordrang, einen Theil des dieſſeitigen Dorfes nebſt einer be-
errſchenden Kirche nahm, von einem Bataillon, das der Feldmar-
hall Blücher perſönlich anführte, aber wieder zurückgeworfen ward,
hne daß ſolches jedoch weiter hatte vordringen können (Abends 5
hr). Als jetzt bei Bonaparte die Meldung einging, daß das von
Marſchall Ney (der bei Quatrebras mit den Engländern focht) in die
reußiſche rechte Flanke zu detachirende Corps nicht eintreffen könne,
ab er den Hauptangriff auf dieſen Flügel — den einzigen, der zu
ntſcheidenden Reſultaten führen konnte — auf, und beſchloß, das
Centrum bei Ligny zu durchbrechen. Die Garde, die dort eben ange-
ommen war, erhielt daher mit allen ihr zugehörigen Batterien die
Direction gegen Ligny und marſchirte ab. Dieſe Bewegung ward
atürlich dieſſeits bemerkt, und dem in die Gegend von Brie zurück-
ekehrten Feldmarſchall in der Art gemeldet, daß ſich der Feind gegen
Fleurus abziehe; — eine Brigade war ſchon früher gegen den bedroh-
n Punkt von St. Amand entſendet worden, jetzt ließ ihr der Feld-
arſchall, um den Sieg zu vervollſtändigen, alle Reſerven bis auf
Bataillons und 3 Cavallerie-Regimenter mit dem Befehle folgen,
em Feinde gegen Fleurus nachzudringen, (ungefähr 7 Uhr Abends).
Dieſe Bewegung entſchied aber die Schlacht für den Feind, denn
leichzeitig als jene Truppen bei St. Amand eintrafen, kamen die
ranzöſ. Garden bei Ligny an, von welchem noch ein Theil erobert
ard, worauf eine Maſſe feindlicher Cavallerie, von Artillerie und
Infanterie unterſtützt, aus Ligny anrückte und gegen die Höhe von
Brie drang; da ihr keine Reſerve entgegengeſtellt werden konnte, ſo
erſuchte der Feldmarſchall ſie durch einen allgemeinen Cavallerieani-
griff — wozu aber nur 6 Escadronen vorhanden waren — zurückzu-
werfen. Dies mißlang gänzlich und der Feldherr kam dabei in die
rößte perſönliche Gefahr. Der Rückzug ward unter dieſen Umſtän-
en nothwendig, und vom 1ſten und 2ten Corps über Brie nach
Gembloux angetreten. Erſteres Dorf ward von der Arriergarde bis
Uhr des Morgens gehalten, ſo wie denn auch die Reſerve-Caval-
erie des 1ſten Corps an der Chauſſee ſtehen blieb, und am andern
Morgen der Armee folgte; der Feind, der am 16ten Abends 10 Uhr
och einige Batterien vorgeſchoben und die preußiſ. Armee beſchoſſen
atte, verfolgte nicht. Das 3te Corps war im Laufe der Schlacht
ur durch ein lebhaftes Tirailleurgefecht beſchäftigt geweſen. Ein
Angriff, den einige Escadrons mit einer reitenden Batterie in die
Flanken und den Rücken des feindlichen rechten Flügels machten,
ard abgewieſen, wobei einige Geſchütze verloren gingen; es hielt
eine Stellung bis zum 17ten früh 3 Uhr, und marſchirte dann mit
er Arriergarde ab. Das 4te Corps, deſſen Eintreffen auf dem
Schlachtfelde eben ſo ſehnlich erwartet wurde, als ſich davon eine
ünſtige Wendung des Gefechts hoffen ließ, war noch zu weit ent-
ernt, und vereinigte ſich erſt nach einem angeſtrengten Marſche in
er Nacht bei Gembloux mit der Armee. Die preußiſche Armee zählte
ngefähr 90,000 Mann, die franzöſ. wird nicht ſtärker geweſen ſeyn,
enn da 2 Infanterie-Corps und 1 Cavallerie-Corps unter Ney

detachirt waren, und das 6te Infanterie-Corps erſt in der Nacht eintraf, ſo blieben für die Schlacht von Ligny bloß das 3te und 4te Infanterie-Corps, 3 Cavallerie-Corps und die Garden diſponible. Der Verluſt betrug diſſeits ungefähr 14,000 Mann, der des Feindes war gewiß nicht geringer, 15 Geſchütze hatten ihm überlaſſen werden müſſen.

Lingam, ſ. Indiſche Mythologie.

Linguiſtik, Sprachenkunde, iſt der Inbegriff alles deſſen, was wir durch hiſtoriſch-critiſche Forſchungen über den Urſprung, die Bildung und Verwandtſchaft der Sprachen, und ihrer Mundarten wiſſen: Linguiſt, der ſich mit dieſen Forſchungen beſchäftigt.

Linth. Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechniſchen Unternehmungen, die in Europa ausgeführt worden, ſind die Lintharbeiten in der Schweiz. Es verhält ſich aber damit folgender Weiſe: Der Wallen-See und der Zürcher-See waren urſprünglich nur Einer. Die Linth, welche von Glarus herunter kömmt, fällt von der Seite in den See, und da ſie ungemein viel Geſchiebe mit ſich führt, ſo dämmte ſie ihn zu. Hierdurch entſtand da, wo ſonſt See war, das Thal zwiſchen Meeſen und Uznach, welches bald bevölkert und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhunderts, indem ſie immer fortfuhr, bei großen Ueberſchwemmungen Geſchiebe zuzuführen, ihr Bett ſo angehöht, daß die Maag, welche der Abfluß des Wallen-Sees in den Zürcher-See iſt, ſich ſtemmte, und der Wallen-See um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte, Weſen, am untern Ende und Wallenſtadt am obern Ende, können nicht mehr bewohnt werden, da das Waſſer auf den Straßen und in den Häuſern ſteht. Die ganze Gegend zwiſchen beiden Seen wird ein Sumpf, deſſen Ausdünſtungen bösartige Fieber veranlaſſen, die ſich ſchon bis gegen Zürch erſtrecken. 5000 Morgen Wieſen und Feld ſind ſchon theils ganz erſoffen, theils halb verſumpft, und die Gegend mußte bald verlaſſen werden. Der Grund vom Uebel lag darin, daß die Linth ſo viel Geſchiebe führt und dadurch ihr Bette immer erhöht. Um dieſes Uebel an der Wurzel anzugreifen, ſchlug Eſcher vor: Man ſolle der Linth ein neues Bette durch den Felſen ſprengen und ſie in den Wallen-See leiten. Indem ſie nun genöthigt werde, ſich in dieſem engen Bette mit reißender Geſchwindigkeit zu bewegen, ſo müſſe ſie ihr Geſchiebe mit bis zum See nehmen, und in dieſen würde ſie es dann legen, und ihn nach und nach theilweiſe zufüllen. Die Tagesſatzung nahm 1805 dieſen Vorſchlag an, und ernannte eine beſondere Linthcommiſſion, an deren Spitze der verdienſtvolle Eſcher ſteht. Dieſer Canal iſt nun gebaut, die Linth legt ihr Geſchiebe in den See nieder, und kommt nun mit der Maag als klarer Fluß aus ihm heraus. Das Bette der Maag iſt nun geſenkt worden, der See iſt wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und Wieſen ſind dem Verſumpfen entriſſen. Dieſes große Unternehmen hat 200,000 Laubthaler gekoſtet. Das Geld wurde auf Aktien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Aktien werden gedeckt 1. aus dem Verkauf der verſumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus einer Abgabe von 1 bis 1 1/2 Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, ſo der Gefahr des Verſumpfens entriſſen wurden. — Ausführliche Nachrichten hierüber findet man in Benzenbergs Briefen über die Schweiz.

Bg.

* Liſſabon, Lisboa, die Hauptſtadt und bis 1807, in welchem Jahre ſich der Hof nach Braſilien flüchtete, die Reſidenzſtadt des Königs von Portugal, liegt in der Provinz Eſtremadura, am

Digitized by Google

rechten Ufer des hier 5/4 Meilen breiten Tejo, unweit von ſeiner Mündung, auf drei Hügeln, in einer romantiſchen Gegend, und gewährt von der Seeſeite einen ſehr angenehmen Anblick. Sie iſt mit den Vorſtädten Junqueira und Alkantara über 1 Meile lang und 1/2 breit, und beſteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo, welche 40 Quartiere und eben ſo viele Kirchſpiele ausmachen. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöſter, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44,000 Häuſer und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, beſonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der ſpaniſchen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Laſt- und Waſſerträger ſind, und überhaupt alle grobe Arbeiten verrichten. Die Stadt iſt ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat bloß ein auf dem höchſten Hügel erbautes, jetzt verfallenes, Caſtell; hingegen der ſchöne, breite und ſichere Hafen der Stadt wird durch vier in und an dem Fluſſe liegende ſtarke Forts beſchützt. Viele Straßen der Stadt ſind wegen der bergigen Lage ſehr uneben; die ſchönſten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäuden nicht, ſondern die Wohnungen der Großen zeichnen ſich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der weſtliche Theil der Stadt oder o Mejo, iſt ſeit dem ſchrecklichen Erdbeben den 1. November 1755, wodurch die Hälfte von Liſſabon zerſtört wurde, und an 30,000 Menſchen umkamen, ſchön wieder aufgebaut, und hat gerade, regelmäßige Straßen, ſchöne Häuſer und prächtige Plätze, dagegen der öſtliche Theil, der von dem Erdbeben verſchont blieb, ſein finſteres Anſehen behalten hat, wo man krumme und winkliche Gaſſen, und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodiſche Häuſer findet. Sonſt war Liſſabon wegen der Unſicherheit und Unreinlichkeit ſeiner Straßen berüchtigt, aber in neuern Zeiten iſt für die öffentliche Sicherheit geſorgt, und eine ſehr ſchöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat ferner, durch ſorgfältige Reinigung der Straßen, Wegſchaffung des ſeit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths, und todter Hunde und Katzen auf die Straßen, es dahin gebracht, daß Liſſabon jetzt zu den reinlichen Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich beſonders aus der Commerzplatz und der Rocio oder Roscioplatz, welche beide durch parallellaufende, ſchöne, breite und gerade Straßen verbunden ſind. Der erſtere Platz, auf welchem ſonſt der eingeſtürzte königliche Palaſt ſtand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze des Hafens, iſt viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf drei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin iſt offen) mit anſehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht die bronzene Bildſäule des Königs Joſeph I. Der Rocio oder Roscioplatz, wo ſonſt die Auto's da Fé gehalten wurden, iſt ein regelmäßiges, längliches, 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, deſſen eine Seite der in modernem Style erbaute Inquiſitionsplatz einnimmt. Auf dieſem Platze treffen zehn Straßen zuſammen. Unter den vielen Kirchen iſt die ſogenannte neue Kirche nicht nur die ſchönſte, ſondern auch das prächtigſte von allen Gebäuden, die ſeit der Wiederherſtellung der Stadt aufgeführt worden ſind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Ausſicht hat, iſt im Innern äußerſt prachtvoll, und enthält einen reichen Schatz und viele Koſtbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugieſiſchen Geiſtlichkeit, hat jährlich 130,000 Fl. Einkünfte. Man ſchätzt die jährlichen Einkünfte dieſer Kirche auf 700,000

Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Liſſabons gehört auch die 1 1/2 Meilen lange Waſſerleitung, welche an einer Stelle ſo hoch iſt, daß ein Linienſchiff mit vollen Segeln durchpaſſiren kann; ſie führt das Waſſer auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dieß Werk widerſtand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußſteine ſich einige Zoll in die Tiefe ſenkten, aber von dem Mittelpunkte des Gewölbes, das ſich ſogleich wieder ſchloß, aufgefangen wurden. Von den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind vorzüglich anzuführen das große St. Josephs-Hoſpital, wo jährlich 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worein jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. An literariſchen Anſtalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, eine Erziehungsanſtalt für den Adel, eine Seecadetten-Akademie, mehrere Seminarien, ein botaniſcher Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalien-Cabinet und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter ſich die 80,000 Bände ſtarke königliche Bibliothek auszeichnet. Liſſabon iſt der Sitz der höchſten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugal, mit einer zahlreichen Geiſtlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fabriken, ja es ſind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger iſt der Handel und die Schifffahrt. Liſſabon iſt der Mittelpunkt des geſammten portugieſiſchen Handels, der ſich beinahe nach allen europäiſchen Ländern, beſonders den außereuropäiſchen Beſitzungen der Portugieſen, erſtreckt. Daher zählt man hier 240 portugieſiſche und 150 ausländiſche Handelshäuſer, vorzüglich engliſche. Jährlich laufen in den hieſigen Hafen 17 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäuſern (6 bis 7000) verſchönert.

Literärgeſchichte iſt die Erzählung des Urſprungs und der Hauptveränderungen aller Theile der Gelehrſamkeit nach ihren Urſachen im Zuſammenhange. Als der Vater der Literärgeſchichte iſt Chriſtoph Myläus zu betrachten. Nach Bacons genialer Idee hat ſie zuerſt Reimann, Halle 1708, bearbeitet. In der neueſten Zeit ſind viele treffliche Arbeiten, theils für die geſammte Literärgeſchichte, theils für einzelne Zweige derſelben, geliefert worden. Wir begnügen uns hier die zu Göttingen erſcheinende Literärgeſchichte anzuführen, zu deren Ausführung mehrere Gelehrte ſich verbunden haben.

* Liverpool, nach London die größte brittiſche Handelsſtadt, liegt in der Lancaſhire oder der Pfalzgrafſchaft Lancaſter in England, am Ausfluſſe des ſchiffbaren Merſey in das irländiſche Meer, und hat eine amphitheatraliſche Lage, in einer Landſchaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuſer geſchmückt iſt. Im Jahre 1565 war dieſe Stadt ein äußerſt unbedeutender Ort von 130 Häuſern, jetzt hingegen iſt ſie eine der anſehnlichſten Städte Englands, welche 24 Kirchen, 18 Bethäuſer, 14,000 Häuſer und 95,000 Einwohner zählt. Dieſen Wachsthum der Größe verdankt ſie bloß dem blühenden Handel, der beſonders nach Afrika, Weſtindien, Irland und den Oſtſeelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren, und den Guineahandel faſt ausſchließlich betreiben. Der Hafen iſt ein Meiſterwerk der Kunſt, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denſelben ein. Die Waarenſpeicher ſind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit iſt keine Stadt ſo thätig in Ausrüſtung von Kaperſchiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckerſiede-

len, Eiſengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt iſt gut gebaut; ner der ſchönſten Stadttheile iſt der in neuern Zeiten angelegte öſt- che, von welchem, da er den höchſten Punkt der Stadt einnimmt, an ganz Liverpool überſehen kann. Dieſe Ausſicht genießt man vor- iglich von der Terraſſe, welche auf dem ſogenannten Mont Plea- ınt angelegt iſt, und einen der beſuchteſten Spaziergänge Liverpools ldet. Zur Rechten erheben ſich übereinander und mit Gärten un- rmiſcht Reihen niedlicher Landhäuſer; zur Linken ſieht man unter ch die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht ſich, wie eine Silberglanz ſtrahlende Fläche, der Merſey hin, und auf dem Fluſſe, cht an den Gebäuden, ſteigen unzählige Maſten empor. In blauer erne dehnen ſich die Küſten von Wales hin, und verlieren ſich, in ebel gehüllt, in eine beinahe unabſehbare Ferne. Das reiche Liver- ool hat ſeinen Ueberfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literari- he Anſtalten zu bilden, und dadurch vielen groſſen Städten ein achahmungswerthes Beiſpiel gegeben. Unter dieſen Anſtalten muß r allen das Athenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde, n ſchönes drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche ngliſche Zeitſchriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche An- alt iſt das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer dieſen eiden größeren Anſtalten gibt es noch mehrere weniger ausgedehnte. ine Hauptzierde Liverpools iſt der botaniſche Garten, welchem nach em königlichen botaniſchen Garten zu Kew, bei London, der erſte latz angewieſen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Sub- ribenten unterhalten. Zu den anſehnlichſten öffentlichen Gebäuden ehören das Stadthaus und die hinter demſelben liegende Börſe. as erſte hat eine prächtige mit korinthiſchen Säulen gezierte Façade, ber welcher ſich eine kühne leichte Kuppel erhebt. Die Börſe bildet rei Seiten eines Vierecks, und iſt ein drei Stockwerk hohes Ge- äude, vor welchem ein dem Lord Nelſon errichtetes Denkmal ſteht. on den Mildthätigkeitsanſtalten verdient die Blindenanſtalt vor- iglich erwähnt zu werden. Sie iſt die zuerſt in England errichtete lindenanſtalt, und behauptet auch jetzt noch den erſten Rang unter enſelben, indem ſie von den Einwohnern Liverpools mit einer außer- rdentlichen Theilnahme unterſtützt wird. Die Blinden werden hier urch eine eigene Methode in der Muſik und im Leſen unterrichtet, nd verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnuren, Stricke, Körbe, aminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter ſeine berühmteſten Bürger illiam Roscoe, den Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen Loren- 's von Medici und Leo's des Zehnten, Meiſterwerke, die überall kannt und in mehrere Sprachen übertragen worden ſind. Seine ſtbaren Sammlungen von Büchern, Gemälden und Handzeichnun- n, hat er jetzt öffentlich veräußern laſſen. Der Reichthum an ältern alieniſchen Werken zur Geſchichte der Literatur und Kunſt in Ita- en, welche dieſe Sammlung enthielt, war ſehr groß.

* Livorno, berühmte Handelsſtadt und Freihafen in Toscana, n mittelländiſchen Meere, iſt regelmäßig gebaut, und mit einigen eſtungswerken und zwei Caſtellen verſehen. Die Straßen ſind ge- ıde, gut gepflaſtert, aber enge und durch die hohen Häuſer dunkel. ie Häuſer ſind von Stein gebaut; man findet zwar keine ſtolzen aläſte, wie in andern italieniſchen Städten, aber auch keine armſe- gen Hütten. Die ſchönſte Straße iſt die Strada Ferdinandea, welche h durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie rchſchneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die

beiden Hauptthore ſehen kann. Die Stadt hat 3/4 Stunden im Umfange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Palaſt, eine griechiſche, eine armeniſche Kirche, 8000 Häuſer und 50,000 Einwohner, darunter gegen 12,000 Juden, welche eine ſchöne Synagoge haben, ein eigenes Quartier, Ghetto genannt, bewohnen, und viele Freiheiten genießen. Außerdem befinden ſich hier viele Fremde, Griechen, Armenier und Türken, welche eine eigene Moſchee haben. Es ſind hier große Salz-, Tabaks- und beſonders ſchön eingerichtete Oel-Magazine, und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantaine-Anſtalt mit drei Lazarethen. Unter den hieſigen Fabriken ſind die Corallen-Fabriken am wichtigſten. Die Corallen werden an der afrikaniſchen Küſte gefiſcht, in Livorno verarbeitet, und dann vorzüglich nach Afrika geſendet. Dieſe vier Corallen-Fabriken liefern jährlich für 400,000 Fl. Waaren. Auch findet man Roſoglio-Brennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Handel iſt ſehr ausgebreitet; jährlich wird der Hafen von mehr als 4000 Schiffen beſucht. Livorno iſt gegenwärtig die erſte Handelsſtadt von Italien, und treibt beſonders einen äußerſt ſtarken Handel nach der Levante. Viele europäiſche Handelsnationen haben hier Conſulate. Der Handel iſt meiſtens in den Händen der Ausländer, beſonders der Engländer. Die Armenier und Juden machen die Mäkler aller Nationen. Durch die Menge der daſelbſt abgeſchloſſenen Geſchäfte entſteht auch ein wichtiger Commiſſions-, Speditions- und Wechſelhandel für die Stadt. Schon ſeit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend geweſen war, mußte erweitert werden. Der Hafen von Livorno wird durch zwei feſte Thürme auf Felſenklippen im Meere und durch ein altes Caſtell geſchützt. Für Kriegsſchiffe hat er nicht hinlängliche Tiefe; dieſe müſſen daher auf der Rheede anlegen, welche aber gegen die Winde nicht geſichert iſt. Der Hafen iſt der Verſchlämmung ausgeſetzt, und wird daher durch bewegliche Brücken von Zeit zu Zeit gereinigt. Um ihn her iſt ein großer ſtarker gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben gepflaſtert iſt, und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht werden kann. Könnte man dem Hafen, der von Natur gebildet, und durch Kunſt bequemer und ſichrer gemacht worden iſt, gleiche Tiefe geben (an einigen Orten beträgt ſeine größte Tiefe 72 Fuß), ſo würde er noch vorzüglicher ſeyn. Er theilt ſich in den innern und äußern Hafen. Der innere heißt Darſena, und dient den Barken zur Befrachtung; auch werden hier die ſchadhaften Schiffe ausgebeſſert. Dieſer innere Hafen wird durch einen Damm in zwei Theile getheilt, der in der Mitte eine Einfahrt hat, aber durch eine Brücke geſchloſſen werden kann. Auf dem Platze vor der Darſena iſt die koloſſale marmorne Bildſäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine ſtehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meiſten Schiffe liegen, und wo das größte Gewühl herrſcht. Außerhalb des Hafens iſt in der See, auf einem Felſen, ein Leuchtthurm erbaut, von da man eine ungemein weite Ausſicht über die Stadt, das feſte Land, ja bis Corſika und ſelbſt Sardinien genießt. An gutem Trinkwaſſer fehlt es Livorno; man holt es von Piſa, wohin täglich kleine Schiffe gehen, die von Menſchen oder Pferden gezogen werden. Zwiſchen der Stadt und den rings um dieſelbe laufenden Vorſtädten, iſt ein langer Spaziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Piazza d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dienen zu öffentlichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken;

it der Zerſtörung des Hafens von Piſa nahm Livorno zu, vorzüg-
h als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von
ſedicis befeſtigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmus I.
klärte den Hafen für einen Freihafen. Von dieſem Zeitpunkte an
eg das Wachsthum und der Wohlſtand von Livorno (nur im Re-
lutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derſelbe ge-
rt), bis es zu ſeinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Locris, Locrier, Locri. Erſteres iſt eine Landſchaft Mit-
l-Griechenlands, deren Einwohner Locrier heißen, und zu den
lteſten griechiſchen Völkerſchaften gehören. Man unterſcheidet vier
tämme derſelben — die epicnemidiſchen, opuntiſchen, ozoliſchen und
izephyriſchen Locrier. Die letzten waren eine Colonie der ozoliſchen
ocrier, und wohnten in Unteritalien. Locri iſt der Name ihrer
auptſtadt, eine der mächtigſten, glänzendſten und reichſten Städte
es alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reſte noch
orhanden ſind.

Löffler (Joſias Friedrich Chriſtian), einer der ausgezeichnet-
en und aufgeklärteſten Theologen unſerer Zeit, geb. zu Saalfeld den
8. Jan. 1752, beſuchte anfangs die Schule ſeiner Vaterſtadt, und
vard 1763, nach des Vaters Tode, nach Halle auf die Schule des
ortigen Waiſenhauſes geſchickt, in das er ſpäter ganz aufgenommen
wurde. Er zeichnete ſich hier durch Lebhaftigkeit, Fleiß und Lernbe-
ierde aus. Jene Schule verließ er nach 5 Jahren, blieb den Win-
er in Saalfeld bei ſeiner Mutter, und bezog Oſtern 1769 die Uni-
erſität Halle. Dort kam er bei Gelegenheit der Vergleichung von
Handſchriften, die zur halliſchen Ausgabe des Theodoretus gebraucht
wurden, in Bekanntſchaft mit Nöſſelt, der ihn zu ſich ins Haus nahm
ind nebſt Semler, der ihn zum Mitglied und nachher zum Senior
es theologiſchen Seminars machte, ihm dazu verhalf, daß er bis
Johannis 1774 auf der Univerſität bleiben konnte. Teller, den er
Oſtern deſſelben Jahres in Berlin perſönlich kennen gelernt hatte,
rug ihm eine Erzieherſtelle in dem Hauſe eines reichen Kaufmanns
aſelbſt an, welche Löffler annahm. Wiewohl ein Schulamt ſein vor-
üglichſter Wunſch war, ſo trat er doch 1777 die Stelle eines Pre-
igers an der Hofgerichtskirche in Berlin an, und machte im folgen-
en Jahre als Feldprediger bei dem Regiment Gensd'armen den bai-
iſchen Erbfolgekrieg mit. Im Jahre 1782 erhielt er endlich ſeiner
Neigung gemäß ein akademiſches Lehramt und zugleich eine Prediger-
telle zu Frankfurt an der Oder. Er las hier hauptſächlich Kirchen-
eſchichte und Exegeſe, nebenbei aber auch über Profanſcribenten.
So erwünſcht ihm indeß auch dieſer Wirkungskreis war, ſo ſah er
och die Veränderungen voraus, die Friedrichs II. Tod in Religions-
achen, wenn auch nur vorübergehend, nach ſich ziehen würde, und
olgte daher 1787 einem Rufe nach Gotha als Generalſuperintendent.
Hier hat er bis an ſeinen Tod, welcher am 4. Febr. 1816 erfolgte,
a er eben in der Kirche von Gamſtädt den Gottesdienſt verrichtete,
ls gelehrter Theolog und rückſichtloſer Forſcher durch Schriften und
mtliche Gutachten, als Hauptpaſtor und erſter Prediger durch Kan-
elvorträge und Magazine für Prediger, als Ephorus des blühenden
Gymnaſiums durch umſichtiges Zuſammenwirken und eigne Lehrvor-
räge, als Hauptpaſtor durch kräftige Vermittelung für die Bildung
es Bürgerſtandes, als erſter Conſiſtorial durch zweckmäßige Kirchen-
iſitationen und Abfaſſung neuer Lehrbücher zur Bildung der untern
Stände, und zur Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen nützlich und rühmlich

gewirkt. Seine in acht verſchiedenen Abtheilungen erſchienenen Predigtſammlungen tragen das Gepräge reiner, klarer Darſtellungsgabe und Anordnung, und unter den Gelegenheitsreden ſind Muſter der feinſten Menſchen- und Weltkenntniß. Faſt alle entbehren aber der bibliſchen Erwärmung; ſie wollen überzeugen, nicht überreden. Eine ſeiner letzten und wahrhaft verdienſtlichen Arbeiten war ſein trefflich gewähltes Leſebuch für Stadt- und Landſchulen. Unverkennbar iſt in allem, was er lehrte, ſchrieb und wirkte, ſein ungeheucheltes Streben nach Weisheit, Licht und Recht; wenn man auch im Einzelnen mit ſeinen theologiſchen Anſichten und Meinungen nicht einverſtanden ſeyn möchte.

Loge, ſ. Freymaurer.

Logiſche Eintheilung iſt die adäquate Auseinanderſetzung aller der Begriffe, welche unter einem höhern enthalten ſind, oder die Vorſtellung eines allgemeinen Begriffs mit allen den möglichen Determinationen, die ihm zukommen können. Man unterſcheidet eine Nominal- und Realeintheilung. Jene beſteht darin, daß man ſich die möglichen Bedeutungen eines vieldeutigen Wortes vorſtellt; dieſe in einer ſolchen, wobei man ſich die unter einem abſtracten Begriff enthaltenen untergeordneten Begriffe vorſtellt. Der allgemeine Begriff, welcher eingetheilt wird, iſt das Totum dividendum, die untergeordneten Begriffe ſind die Theilungsglieder und das Merkmal oder der Punkt, wobei ſich die Theilungsglieder von einander trennen, iſt der Eintheilungsgrund. Die Logik verlangt, daß 1. der Begriff des eingetheilten Ganzen allen Theilungsgliedern zukommen müſſe, nämlich die Realdefinitionen; 2. daß die Eintheilung vollſtändig und 3. daß der Eintheilungsgrund weſentlich ſey.

Lohe, iſt jeder vegetabiliſche Stoff, der in ſeiner Miſchung zuſammenziehenden Extractivſtoff oder Gärbeſtoff enthält. Dazu dient in Deutſchland gemahlne Eichenrinde.

Lollharden, ſ. Beguinen und Brüderſchaften.

* **Lombardei**, begriff im 6ten Jahrhunderte, als die Longobarden einen großen Theil Italiens eroberten, das ſogenannte Ober-Italien, ſpäterhin nannte man die öſterreichiſchen Provinzen in Italien (nämlich die Herzogthümer Mailand und Mantua) die öſterreichiſche Lombardei. Nachdem 1805 die Franzoſen aus dieſen Ländern und andern das Königreich Italien gebildet hatten, verſchwand dieſer Name ganz; jetzt, da durch den pariſer Frieden 1814 dieſes von Napoleon geſchaffene Königreich wieder aufgehört hat, und Oeſterreich zum Beſitze eines großen Theils des vormals zum Königreich Italien geſchlagenen Oberitaliens gelangt iſt, iſt 1815 dieſer öſterreichiſche Antheil an Italien zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche umgeſchaffen worden. Es begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien (mit Ausnahme Iſtriens und des Cantons Cividal, welche zu dem neuen Königreiche Illyrien gekommen ſind), die Herzogthümer Mailand (öſterreichiſchen Antheils) und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza und dem päpſtlichen Gebiete, und die ſonſt zu Helvetien gehörigen Landſchaften Veltlin, Worms und Kleven, und wird von Helvetien, Deutſchland, dem adriatiſchen Meere, den Flüſſen Po und Ticino, und dem Lago maggiore begränzt. Der Ticino und der Lago maggiore bilden die Gränze gegen den ſardiniſchen Staat, und der Thalweg des Po bis zur Mündung des Goro bildet gegen Modena, Parma und den Kirchenſtaat die Gränze. Die Größe beträgt (nach Liechtenſtern) 830 Quadratmeilen, und die Bevöl-

ſerung 4,200,000 Seelen. Es wird von dem Tagliamento, der Piave, Brenta, Adda, dem Etſch, Po, Mincio und Ticino bewäſſert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comerſee, den Iſeo- und den Gardaſee; auch gibt es eine Menge von Canälen. Der Boden iſt größtentheils eben, nur an den nördlichen Gegenden berühren Zweige der Alpen das Land, und weſtlich von Padua erſtrecken ſich die euganeiſchen Berge, meiſtens vulkaniſchen Urſprunges und von mittlerer Höhe (17 bis 1800 Fuß hoch). Ueberhaupt iſt dieſe Provinz in den meiſten Gegenden trefflich angebaut, und gleicht einem Garten. Das Clima iſt kälter in den nördlichen an die Alpen ſtoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und geſund, doch nicht frei von Winterkälte und Froſt, daher geſchieht es oft, daß die Oliven, Pomeranzen, Citronen und andere zarte Gewächſe erfrieren, der Weinſtock Schaden leidet, und die Flüſſe zufrieren. Selbſt die Lagunen um Venedig werden ſo eisfeſt, daß man Stunden weit darüber hinläuft, und ſelbſt darauf fährt. Dieſes Land iſt ſehr fruchtbar, und hat Rindvieh (bekannt iſt der Parmeſankäſe), mittelmäßige Pferde, Schafe mit einer groben Wolle, eine große Menge von Federvieh und viele Fiſche; auch unterhält man Seidenbau. Der Feldbau iſt die vorzüglichſte Nahrungsquelle der Einwohner, und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens ſehr ergiebig an Getraide, Mais, Hülſenfrüchten, Gartengewächſen, Flachs ꝛc. Wo die Felder ſumpfig ſind, werden ſie zum Reißbau gebraucht, der theils im Lande verbraucht, theils nach Deutſchland ausgeführt wird. Ferner iſt der Wein- und Oelbau ſehr ausgebreitet. Außer den gewöhnlichen Obſtarten hat man Caſtanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Lorbeeren. Mit Pomeranzen, Citronen und Feigen wird ein bedeutender Handel getrieben; doch ſind die Pomeranzen und Citronen hier nicht vor dem Erfrieren ſicher, und müſſen im Winter vor dem Froſte geſchützt werden. Die Producte des Mineralreichs beſchränken ſich vorzüglich auf Eiſen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwaſſer. Die Einwohner ſind bis auf wenige Griechen, Deutſche und Juden, lauter Italiener, und die herrſchende Religion iſt die catholiſche. Die Induſtrie iſt zwar ziemlich ſtark, doch von ihrer ehemaligen Höhe ſehr herabgeſunken. Die vorzüglichſten Fabriken beſtehen in Seide, Glas und Eiſenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei iſt durch das ganze Land ausgebreitet. Es werden alle mögliche Arten von Zeugen, Bändern, Tüchern, Strümpfen, auch eine große Menge von Zwirnſeide gemacht und ausgeführt. Die Glasfabriken in Venedig und Murano ſind ſehr wichtig; ſehr berühmt iſt das Spiegelglas. Außer den Spiegeln werden auch viele Glasperlen und alle Glasarbeiten in größter Vollkommenheit verfertigt. Die Stahl- und Eiſenfabriken haben beſonders ihren Sitz in Brescia, wo man viele Gewehre, Säbelklingen, Meſſer ꝛc. verfertigt. Die Wollentuchfabriken haben ſehr abgenommen. Die Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand ſind berühmt; auch verfertigt man Porcellan, Fayence, Tapeten, Papier, viele Waaren des Luxus und eßbare Dinge, als Masken, künſtliche Blumen, Pomaden, Confituren, Eſſenzen, Würſte, candirte Früchte, Nudeln. Für die Muſik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere muſikaliſche Inſtrumente. Der Handel mit dieſen Landesproducten und Fabricaten iſt bedeutend, und die Ausfuhr überſteigt die Einfuhr. Dieſes mit dem öſterreichiſchen Staate verbundene Königreich hat ſeine beſondere Verfaſſung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, der zu Mailand ſeinen Sitz hat, und zerfällt in

Digitized by Google

zwei Gouvernements, welche das lombardiſche und venezianiſche heißen. In jedem derſelben iſt die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchſten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gouvernial-Collegium anvertraut. Das lombardiſche Gouvernement enthält auf 390 Quadratmeilen 2,200,000 Einwohner, iſt in die neun Provinzen oder Delegationen, Mailand, Mantua, Brescia, Cremona, Bergamo, Como, Sondrio, Pavia und Lodi eingetheilt, und hat zur Hauptſtadt Mailand; das venezianiſche Gouvernement enthält auf 440 Quadratmeilen 2 Mill. Einwohner, iſt in acht Provinzen oder Delegationen, nämlich Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Rovigo, Treviſo, Belluno und Udine eingetheilt, und hat Venedig zur Hauptſtadt. In jeder Provinz iſt die Verwaltung einer königlichen Delegation übertragen. Den landesfürſtlichen Verwaltungsbehörden ſind permanente Collegien aus Mitgliedern der verſchiedenen Claſſen der Nation an die Seite geſetzt.

† London. Die Fabriken Londons ſind äußerſt wichtig, und es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Meſſing, Zinn, Leder, Glas ꝛc. verfertigt. Vorzüglich wichtig ſind auch die Zuckerſiedereien, und Porter- und Alebrauereien. Die Bierbrauerei der Herren Barclay und Comp. iſt eine der beträchtlichſten. Außer 200 Menſchen und einer großen Anzahl von Pferden, die beſonders zu den auswärtigen Arbeiten gebraucht werden, wird darin alles durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. Im Innern dieſer ungeheuern Fabrik ſieht man keinen Menſchen, eine unſichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen ſteigen auf und nieder, und rühren unaufhörlich in Keſſeln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 F. Durchmeſſer, voll Hopfen und über Feuer geſtellt. Hebemaſchinen ſchaffen täglich 2500 Scheffel Malz auf den oberſten Theil des Gebäudes, von wo aus es durch verſchiedene Canäle nach den Orten vertheilt wird, wo es gebraucht werden ſoll. Die Tonnen werden fortgeſchafft, ohne daß man ſie berührt. Die Bottiche oder die Tonnen, worein die Flüſſigkeit gegoſſen wird, nachdem ſie die letzten Zubereitungen erhalten hat, ſind von rieſenhafter Größe; der größte faßt 3000 Faß, jedes zu 36 Gallonen, und ſolcher Gefäße ſind 40 bis 50 da, wovon das kleinſte 800 Faß hält. Der kleinſte Bottich, wenn er voll Bier iſt, enthält für 300 Pf. Sterling, und wenn man in dieſem Verhältniſſe die andern anſchlägt, ſo enthält bloß der Keller ein Capital von 300,000 Pf. Sterling. Das Gebäude iſt feuerfeſt, denn die Fußböden ſind von Eiſen und die Mauern von Backſteinen. Dieſe Brauerei liefert jährlich 250,000 Fäſſer Bier, womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen beladen könnte. London treibt einen äußerſt wichtigen Handel, und hat 3/5 des ungeheuren brittiſchen Handels in ſeinen Händen. Man ſchätzt das Capital, welches ſeine Kaufleute im Umlaufe haben, auf mehr als 2000 Millionen Gulden. Die Stadt beſitzt an 5000 Schiffe, und jährlich laufen in den Hafen, in welchem oft 1000 Schiffe beiſammen liegen, 13000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig ſind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des weſtindiſchen Handels, von einer Geſellſchaft mit 600,000 Pf. Sterling Koſten erbauten Docks. Dieſer neue durch Kunſt hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Weſtindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müſſen, liegt Greenwich gegenüber, und beſteht aus zwei ungeheuren Baſſins, wovon das größere 200 bis 300

Digitized by Google

Schiffe faſſen kann. Schöne breite Quais mit großen prächtigen Magazinen, umgeben die mit Schiffen bedeckten Baſſins. London iſt der Sitz der Bank von England, der oſtindiſchen Compagnie, und der Süd-ſee-, der Levante-, der Hudſonsbai-, der afrikaniſchen und der engliſchen Heringsfiſcherei-Geſellſchaft. Man zählt 72 Privatbanken, privilegirte Aſſecuranzgeſellſchaften auf Schiffe und 14 andere Aſſecuranzgeſellſchaften. Die Zahl der Kaufleute, der Mäkler der Schiffseigenthümer ꝛc. iſt außerordentlich groß. Faſt 1/3 der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schifffahrt beſchäftigt. Zum Beſchluß liefern wir eine kurze Schilderung des täglichen Treibens dieſer Rieſenſtadt. Der Morgen iſt vor zehn Uhr ganz ruhig; kein Wagen, kein Karren, nichts geht vorüber. Die Milchweiber mit ihren reinlichen Milcheimern klopfen von Thür zu Thür, um die Mägde in Bewegung zu ſetzen, welche noch halb ſchlafend kommen, um die Milch zum Bedarf der Familie in Empfang zu nehmen. Den erſten beträchtlichen Lärm machen die Trommel und die Feldmuſik der Leibwache, welche aus den Caſernen kommt, um im Hyde Park ihre Uebungen vorzunehmen. Gegen 3 oder 4 Uhr des Nachmittags gibt die große Welt erſt Lebenszeichen. Beſuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thüre ſeiner Freunde abgeben, in den Läden umherlaufen, modiſche Neuigkeiten ſehen, in einer Straße auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hauſe kommen, um ſich anzukleiden, iſt die Skizze eines Londoner Vormittags. Nun fangen die Gaſſen an von einem Ende bis zum andern erleuchtet zu werden. Von 6 bis 8 Uhr des Abends nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagseſſen. Die Kutſchen, mit zwei Laternen verſehen, erſchüttern das Pflaſter von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Plötzlich halten ſie, ein Bedienter ſpringt herab, läuft an die Thür, hebt den ſchweren Klöpfel auf, thut einen ſtarken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine ſchnelle Schläge aus Leibeskräften, mit einer gewiſſen Kunſt, nach einer Weiſe und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen ſeiner Herrſchaft angezeigt wird. Zwei Stunden ohngefähr läßt es nach. Es tritt die große Criſis des Lärmens, des Putzens und der Eilfertigkeit ein. Man unterſcheidet nichts mehr, als ein eintöniges, allgemeines Raſſeln. Dieſe große Criſis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder ein Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört.

Londoner Bank (Bank von England) — nach ihrer älteſten, amtlichen Bezeichnung: the governor and the company of the bank of England, — die vornehmſte unter den dermalen in Europa beſtehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichſte Geld-Corporation in der Welt. — Schon ſeit den Fortſchritten des engliſchen Handels unter Cromwell, noch mehr aber ſeit der im Jahre 1660 erfolgten Reſtauration des Hauſes Stuart, hatte ſich das Bedürfniß angemeldet, dem Privatcredite der einzelnen Handelshäuſer in dem Geſammtcredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verſchaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in ſeinen Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwiſchen vermittelſt darauf ausgeſtellter Wechſel oder durch einſtweilige Verpfändung ſo zu realiſiren, daß ſein Capital durch anderweite Geſchäfte in beſtändiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die umlaufende baare Münze

ſtand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittiſchen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts eingetretene Verſchlechterung und Verwirrung der brittiſchen Münzen, erſchwerte die Circulation dieſer unzureichenden Geldmaſſe noch mehr. Unter dieſen Umſtänden war der Discont der Privatwechſel ſo wie der Zinsfuß überhaupt zu einer unerſchwinglichen Höhe geſtiegen: die Regierung konnte ihre Anticipations- und Creditgeſchäfte ſelten unter einem Zins von 20, 30, ja 40 pCt. zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Interregnums und die Verſchwendungen K. Carls II. beitrugen. Regierung und Handelsſtand hatten alſo ein gleiches Intereſſe, Handelscompagnien, Creditaſſociationen, und corporativen Verbindungen des Geldintereſſe Vorſchub zu leiſten. Nur die damalige Unbeſtimmtheit der politiſchen Verfaſſung, die anerkannte Habſucht der Krone und vielfältige Gewaltſtreiche machten jede Theilnahme der Regierung an ſolchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 erfolgte: Königin Maria und Wilhelm III. beſtiegen capitulationsweiſe den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befeſtigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in ſeiner höchſten Handelsblüthe ſtehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und ſo kam im Jahre 1694 der längſt genährte Plan einer **Leih- und Zettelbank** zu Stande. William Patterſon, ein Schotte von großen merkantiliſchen Einſichten, und Michael Godfrei, nachheriger erſter Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieſes Centralinſtituts des brittiſchen Credits. Eine Geſellſchaft von Kaufleuten bildete, vermittelſt Aktien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21ſten Juni bis 2. Juli 1694 einen Fond von 1,200,000 Pf. St. — Dieſes Capital wurde der Regierung zu 8 pCt. Zinſen und weiterer jährlicher Prämie, unter dem Titel Verwaltungskoſten von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum 1. Auguſt 1705 vorgeſchoſſen; nach dieſer Verfallzeit ſollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerſtattung des Capitals von Seiten der Regierung ſollten ſämmtliche beiderſeits daran geknüpfte Bedingungen erlöſchen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente garantirte oder fundirte Zinſen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränk- und anderer Taxen zugewieſen waren, bildeten alſo die Grundlage des Bankgeſchäftes. Die auf ſolchem Grunde ausgeſtellten Noten ſollten pfandweiſe gegen Wechſel, Gold, Silber und andere Waaren ausgegeben, und dadurch eben ſowohl dem Privatcredite der Grundbeſitzer, Fabrikanten und Kaufleute aufgeholfen, als dem Mangel an Geld- und ſicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieſer weiſe Plan mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen: man fand den von der Regierung erheiſchten Zins von 8 pCt. zu gering für den Credit der Bank; ſelbſt die Autorität der heiligen Schrift (Luc. 19. 23.) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrſchenden Vorurtheile zu beſchwichtigen. Für das der Regierung geleiſtete Darlehn wurde der Bankgeſellſchaft unter Autorität des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derſelben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, geſtattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis ſollte auf den Handel mit Wechſeln und edlen Metallen, und auf Pfandverleihungsgeſchäfte beſchränkt ſeyn, daher ihr nur der Verkauf der Producte ihrer Grundſtücke, und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder

anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes unterſagt war. Eben ſo ſollte ſie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen ſeyn, wenn ſie ſich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kron-Ländereien und Gerechtſamen, über Anticipationen von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeſchäft verſtändigte. Dieß war das erſte Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelſt weiterer Darlehen an die Regierung, oder Herabſetzung der früher bewilligten Zinſen, prolongirt worden, und dermalen, unter den ſeit einem Jahrhundert eingetretenen Modificationen, bis zum Jahre 1833 rechtskräftig beſtehet. Die Rechte der Grundſtückerwerbung, ſo wie der Pfandverleihung gegen Waaren ſind faſt unbenutzt geblieben; die Bank iſt, ungeachtet des erſten Entwurfes, niemals Lombard geweſen, ſondern der Wechſeldiskont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeſchäft; und jedermann erſieht aus der erſten Anlage dieſes Inſtituts, wie daſſelbige ſich im Laufe der Zeiten zu der dritten ſeiner großen Functionen, zu einer allgemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeſchäften und zu einem Generalzahlamte derſelben, heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank iſt nach den Grundgeſetzen folgende: jeder Intereſſent, der mit einem Aktiencapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalverſammlung, aus deren Mitte der dirigirende Ausſchuß der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch ſein Antheil ſey, ſollte mehr als Eine Stimme führen können. Der erwählte Directionsausſchuß ſollte aus einem Gouverneur von mindeſtens 4000 Pf. St. Aktieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindeſtens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. beſtehen, mindeſtens 13 anweſende Mitglieder dieſer Direction, die beiden Gouverneure mit eingeſchloſſen, ſollten allemal zur Faſſung eines gültigen Beſchluſſes erforderlich ſeyn. Die Dividende, ſo wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank ſollte nicht von der Direction, ſondern nur von einer Generalverſammlung beſchloſſen werden können. Die Bank ſetzte in den früheſten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinſentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelſcheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überſtiegen, verzinſet wurden. So vorſichtig man in Creation dieſer Papiere zu Werke ging, ſo zeigte ſich doch bald, daß ein zur Erhaltung dieſes Inſtituts weſentlicher Umſtand überſehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein feſtes Münzſyſtem auf die Dauer beſtehen; das ganze engliſche Münzweſen war, wie ſchon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfſinn eines Newton zu deſſen Berichtigung aufgeboten wurde, ſo ſtörte bis dahin nichts deſtoweniger die ganz zertragene und verfälſchte Circulation des Landes alle merkantiliſchen Verhältniſſe. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechſelnden Noten die ſchlechte Silbermünze nach der geſetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beſchloſſen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erfoderte — wollte niemand die alte, ſchlechte Münze bei der Präſentation ſeiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anſtalt verbreitete ſich, die Directoren mußten

zweimal die Aktionärs zu Hülfe rufen, und ſie zu einem jedesmaligen Zuſchuß von zwanzig pCt. zur urſprünglichen Einlage beſtimmen; nichts deſtoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die präſentirten Noten konnten nur theilweiſe, mit 10 pCt. jede 14 Tage abſchläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realiſirt werden; es blieb kein Ausweg als mit Siegelſcheinen von der oben erwähnten verzinslichen Art die präſentirten Noten einzulöſen. So geſchah es, daß die Bank im Jahre 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Criſe, die ſie in unſern Tagen erlebt und überſtanden hat, ihrem Untergange nahe war: ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Diskont von 15 — 20 pCt. angenommen. Es erfolgte eine Unterſuchung von Seiten einer Comittee des Hauſes der Gemeinen; man überzeugte ſich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Emiſſion der Papiere, ſondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits ſeinen Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank verſtärkt werden müſſe. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankcapitals vermittelſt einer Subſcription, nicht in baarem Gelde, ſondern zu vier Fünftheilen in umlaufenden Schatzkammerſcheinen und einem Fünftheile in cirkulirenden Banknoten, und prolongirte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. Aug. 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieſer Art geſtattet werden ſolle. Dieſe Maßregel hatte die glücklichſte Wirkung; ſtatt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 200,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerſcheinen der Cirkulation enthoben; hiermit ward das Uebel an ſeiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Invaſion des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Criſen, dauerhaft befeſtigt: die Regierung einer- und die Nation andererſeits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; ſelbſt die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerſet, Newcaſtle und andere unterſtützten ſie mit ihrem perſönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereigniſſe, welche die Nation von Außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten an der Bank herbeiführen; die merkwürdigſten Criſen dieſer Art waren die des Jahres 1745 und insbeſondere die des Jahres 1797. Die erſtere ward durch den Allarm veranlaßt, den die Expedition des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und deſſen Fortſchritte zu London verbreitete. — Die Bank ward um die Realiſation ihrer Noten beſtürmt, und alle Künſte der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nichts, als daß ſie den Andrang des Publikums vermehrten. Dies beſtimmte am 26. Sept. deſſelben 1745ſten Jahres — einem deshalb in der Geſchichte des neuen Geldweſens unvergeßlichen Tage — eine Geſellſchaft von Londoner Bank- und Kaufherren zu der Erklärung, daß ſie die Banknoten überall an Zahlungsſtatt annehmen, und auch ſelbſt zu deren vereinzelter Realiſation aus allen Kräften beitragen würden; eilfhundert Individuen unterzeichneten dieſe Erklärung, das Gedränge an den Tiſchen der Bank war verſchwunden, und ihr Credit vollſtändig wieder hergeſtellt. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit zum er-

Digitized by Google

ſten Male eine gewiſſe, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhängige Centripetalkraft des Credites, und eine Conſolidation des nationalen Geldintereſſe, welche, falls die in der Natur des Welthandels und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiſer Vorſicht berückſichtigt wurde, ein Geldſyſtem herbeiführen konnte, deſſen Erſchütterung nur möglich war, in wie fern England ſelbſt in ſeinen Grundveſten wankte. Von da an hat ſich in den folgenden 50 Jahren das Intereſſe der Bank mehr und mehr in das Intereſſe der Regierung und jedes einzelnen Handelshauſes von England verwoben, und es iſt eine Wechſelverbürgung jedes einzelnen Hauſes durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie dieſes große Inſtitut, und England mit ihm, ſeine letzte und größte Criſe im J. 1797 hat überſtehen können. Das der Dividende unterworfene Actiencapital der Bank hatte ſich in dem erſten Jahrhundert ſeiner Entſtehung, von 1694 bis 1794, von den urſprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeſchäft der Bank, die Discontirung guter Wechſel vermittelſt ihrer Noten, hatte ſeine Garantie in ſich; eben ſo die Geſchäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleiſtete Zahlungen und Vorſchüſſe entweder directe Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die ſie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. ſ. f., bezog, oder durch die Autorität des Parlaments, durch ſichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das Effectivvermögen der Bank (nach Colquhouns Angabe ſich dermalen auf 25 Mill. Pf. St. belaufend) war ſo ſicher geſtellt, daß eine völlige Unbekanntſchaft mit ihrer inneren Einrichtung dazu gehörte, um ihre innere Solidität zu bezweifeln. Je vollkommener aber das inländiſche Geldſyſtem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England beruhte, und je unabhängiger ihr Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abſtrömen der Gold- und Silbermaſſen wurde, um ſo größer erſchien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch ſowohl in politiſcher, als mercantiliſcher Hinſicht von der übrigen Welt abgeſchnitten werden könnte. Deßwegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Coffern, und es kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachſamkeit in beiden Rückſichten nicht verſagt werden. Es reichte nicht hin, daß ſie mit den erfoderlichen Vorräthen verſehen war, wenn die Cirkulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Coffer reagirt, und ſelbige geleert haben würde. Dieſer wichtige Umſtand, eine Folge der zwiſchen der Bank und dem Handelsſtande ſtehenden Verbindung auf Tod und Leben, darf nicht überſehen werden, wenn man die Criſe des Jahres 1797 richtig beurtheilen will. Der im Jahre 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution hatte an Kriegskoſten, Subſidien, Wiedererſtattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. ſ. f. eine große Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war ſchon im October 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis geſtiegen, dadurch eine Prämie auf das Einſchmelzen und Ausführen der Goldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theils derſelben zu beſorgen. Die baare Cirkulation von England beſtand in Gold; Silbermünzen wurden

nur zum Auswechſeln der Guineen verwendet. Schon im December 1794 beſtürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren deßfallſigen Beſorgniſſen, beſchloßen ihre baare Zahlungen auf ſichere Effecten der Regierung möglichſt zu limitiren, und gaben jedesmal mit äußerſtem Widerſtreben nur der Erwägung nach, daß die Exiſtenz Englands ſelbſt und ihre eigene auf dem Spiele ſtand, wenn die alte Verbindung zwiſchen der Regierung und der Bank gerade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeſchnitten würde. Die Summe, über welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung ſtand, hatte im Anfang des Jahrs 1797 7 1/2 Mill. überſtiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8,640,000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohungen einer franzöſiſchen Invaſion, Unruhen in Irland und ſelbſt auf den Flotten, verbreiteten ein paniſches Schrecken im Innern des Landes; Jedermann wollte ſich in baaren Vorrath ſetzen. Bei allen Provinzialbanken (country banks, kleineren Privatunternehmungen in den Provinzen, die ſich wie Planeten um das große Centralinſtitut der Bank her gebildet hatten, und deren Anzahl ſich dermalen auf 800 beläuft) wurden die cirkulirenden Noten präſentirt; dieſe foderten baare Rimeſſen von ihren Londoner Correſpondenten, und dieſe letzteren drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präſentationen bei der Bank ſtieg nach dem 20. Febr. 1797 von einem Tage zum andern um das Vierfache. Freitags den 24ſten wartete die Direction Herrn Pitt auf, ſtellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das geſammte Zahlungsgeſchäft für die Regierung in Stockung gerathen müſſe. Die Verſammlung des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigener Perſon präſidirte, und nach einer langen lebhaften Debatte ein Befehl an die Bank beſchloſſen, wonach dieſelbe mit den baaren Zahlungen unmittelbar und auf ſo lange einzuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherſtellung des allgemeinen Credites erfoderlichen Beſchlüſſe gefaßt haben würde. Die Direction der Bank publicirte dieſen Befehl am 27. Febr., und kaum war er bekannt geworden, als auch ſchon dreitauſend der erſten Banquiers und Kaufleute unter dem Vorſitze des Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß ſie bei jeder Zahlung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das Aeußerſte thun würden, um ſelbſt alle ihre Ausgaben in Banknoten zu beſtreiten; eben dieſe Erklärung gaben die ſämmtlichen Mitglieder des Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Beſtürzung von zweimal vier und zwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England jemals erlebt, ſo überſtanden, daß alle Geſchäfte ihren ruhigen Gang, als wenn nichts vorgefallen wäre, fortſetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsſtande, ſo wie ſpäterhin bei den wiederholten Erörterungen dieſer großen Angelegenheiten im Parlamente, entſchied: 1. daß der brittiſche Handel ruinirt ſey, wenn die Discontirende Vermittlung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich beſchränkt werde; 2. daß der Staatscredit gebrochen ſey, wenn die Bank ihre Discontirung ſicherer Regierungseffecten (denn darin beſtand der Verkehr der Regierung und der Bank) einſtelle oder auch nur limitire; 3. daß die baaren Zahlungen der Bank dem Publikum von England keineswegs zu gute kämen, indem ſie, bei der Gemeinſchaft des Schickſals zwiſchen England und ſeiner Bank, aus denſelben Gründen, wie aus den Coffern der Bank, ſo ins Ausland wandern würden; 4. daß alſo England mehr damit gedient ſey, daß ſeine

nk beſtehe, als daß ſie auf Koſten ihrer Exiſtenz ihre augenblick- en Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies mand zweifelte; 5. daß die durch die Bank verurſachte ſolidari- Handelsverbindung von England ſchlechthin unerſetzlich, der Gold- igel aber und die daraus herrührenden Zahlungsſchwierigkeiten übergehende Uebel ſeyen; 6. daß die Bank und die edeln Metalle Führung der brittiſchen Geſchäfte zwar gleich weſentlich, jedoch e das Prinzipale, dieſe das Acceſſorium ſeyen; 7. daß die Unter- chungen der Zahlungen an der Bank von England das einzige ittel ſeyen, um dem Ausſtrömen des Goldes entgegenzuwirken, weil r die Bank jene anziehende Kraft beſitze, welche in dem gelegenen tpunkte die erfoderlichen Geldvorräthe herbeiſchaffen könne. In ſem Sinne entſchied das Parlament in ſeiner Acte vom 3. Mai ſelben Jahres für die Reſtriction der baaren Zahlungen, : ſeitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß da- rch der öffentliche und der commerzielle Credit die mindeſte Erſchüt- ung erfahren hatte. In wie fern England ſelbſt beſtehet, iſt mit icherheit anzunehmen, daß in Zukunft baare Zahlungen an der Bank n England nur dann Statt finden werden, wenn Goldpreis und echſelcurs günſtig ſtehe, in allen andern Fällen aber die Reſtriction r Zahlungen, eben ſo unnachtheilig für das Ganze, wieder eintre- n werde. Während der 21 Jahre, in denen nunmehr die Suspen- on der baaren Realiſation der Londoner Banknoten Statt gefunden it, haben die Papiere im geſammten innern Verkehr von England inerlei directe Depreciation erlebt; in den erſten 12 Jahren dieſes ahrhunderts bildeten ſie faſt ausſchließlich die Cirkulation von Groß- ritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theurung es Barrengoldes (bullion *) verſchwunden; nichts deſto weniger

*) Bullion, in ſeiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieſes Wort hat ſeit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, für mehr als England, erhebliche Bedeutung gewonnen, da es ſich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegenheitliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erſchwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rückſichten zuverläſſigen und gül- tigen Nationalgeldes, wie es die Noten der Londoner Bank für England geworden waren, zu ſchließen? In den Jahren 1808 bis 1810 nämlich war der Preis einer Unze dieſes Barren-Goldes, wofur die brittiſche Münze 3 Pf. 17 Sh. 10 1/2 P. bezahlt, und aus welchem ſie nach dieſem Verhältniſſe Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagſchatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. geſtiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, geſetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preisſteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. koſtete, und das bloße Einſchmelzen des gemünzten Goldes und deſſen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15 — 18 pCt. eintrug, ſo darf das Verſchwinden ſämmtlicher umlaufenden Goldmunze nicht be- fremden. In demſelben Verhältniſſe, als ſich die Guineen verloren, mußte ſich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten ver- mehren, die auch den Mangel des cirkulirenden baaren Mediums ſo voll- ſtändig erſetzten, daß innerhalb der Gränzen von England keine weſent- liche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war.

haben ſich alle Lebensbedürfniſſe und Waaren, mit einziger Ausnahme des Bullion und der Wechſel, auf dem gewöhnlichen Wege einer allmähligen Preisſteigerung erhalten, und es iſt keine Spur einer plötzlichen Steigerung, wie ſie den eigentlichen Unfall eines umlaufenden Cirkulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. Man kann alſo behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung, ungeachtet ihrer durch das Verſchwinden des baaren Geldes nothwendig gewordenen zwei- und dreifachen Vermehrung, nicht depreciirt worden ſeyen; ſondern daß ſie nur im Verhältniß gegen das Ausland oder in ihrer Eigenſchaft als Weltwährung, unter den unerhörten Umſtänden des Krieges, insbeſondere aber durch die unter dem Namen der Continentalſperre bekannte Blokade von England, eine momentane Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, und ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders iſt, als ein Verſuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwürdigen, und da dieſer Verſuch glänzend mißlungen iſt, ſo iſt auch die Depreciation der Bankroten auf dem Continentalmarkte nur als ein correlates, vorübergehendes Kriegsereigniß anzuſehen. Ein Geldwe-

Dieſe unerhörte Erſcheinung iſt nur aus der vollkommenen Verfaſſung der Londoner Bank (ſ. dieſen Art.), insbeſondere aber aus dem Umſtande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkührlich, ſondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollſtändiges Unterpfand ſolider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emittirte Papier nicht bloß, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpunkte ausſtrömte, ſondern eben ſo regelmäßig und nothwendig mit dem Verfall der Wechſel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenſcheinlich, daß ein ſolches bloß auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländiſchen Marktes überſteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nämlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöſchte, nicht, wie ein willkührliches Papiergeld, blieb, ſondern die Canäle der Cirkulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht bloß inländiſcher Markt iſt, ſondern auch Weltmarkt, ſo mußte zur ganz vollkommenen Organiſation jenes Discontgeldſyſtemes noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derſelben präſentirt, und, als ein Wechſel auf Sicht, baar realiſirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, ſondern ſelbſt des Auslandes, weil bei allen zum Discont präſentirten Wechſeln und Effecten nunmehr nicht bloß auf die inländiſche Sicherheit und Solidität, ſondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen geſehen wurde. Dieſer größeren Vollkommenheit hatte die Bank von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der franzöſiſcher Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg dieſen Staat in die Nothwendigkeit brachte, ſich ſelbſt in Belagerungsſtand zu verſetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieſes Belagerungsſtandes; die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu beſtehen, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfniſſen genügende Landes- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolgloſen Demonſtrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalſperre) eintrat, und Ausfälle aus der Feſtung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diverſionen im Rücken des Feindes, und mancherlei

ſen, das in ſich ſelbſt beſtand, konnte ſo wenig als eine Nation, die auf ſich ſelbſt baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergeſtalt nun iſt die Bank von England der Grund und Schlußſtein ſeiner ganzen unvergleichlichen Haushaltung, ſo wie das Parlament der Schlußſtein ſeines rechtlichen und nationalen Daſeyns; und ſo wie im gemeinen Leben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren begünſtigenden Umſtände den Mann machen, ſo macht die innere erprüfte Bindung alles Privatcredites durch die Bank, und nicht die Maſſe der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. In wie fern die Bank ihrer natürlichen, durch große Prüfungen befeſtigten Verfaſſung getreu bleibt, wofür Regierung und Volk die gleiche Bürgſchaft leiſten, wird es an der nothwendigen und eigentlich dienlichen Maſſe der edlen Metalle nicht fehlen: alles dieſes in der Vorausſetzung, daß die rechtliche Verfaſſung des Landes, die den ganzen Coloß von Ruhm und Segen letzten Ortes zu tragen hat, beſteht, und nicht etwa von den leichtſinnigen Reform-Ideen des Jahrhunderts überlaufen wird. A. M.

Verſuche, den Entſatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an dieſem Kriegsbedürfniſſe ein, der um ſo empfindlicher war, weil England im Friedensſtande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländiſchen Wechſel nahm in der beſchriebenen empfindlichen Progreſſion zu. Da nun erhob ſich inner und außer den Thüren des Parlaments die Beſorgniß, daß eine zu weit getriebene Emiſſion der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechſelpreiſe bewirken möchte, daß alſo vielleicht die Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank dieſe für den Commerz des Landes ſchwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament ſetzte zur Unterſuchung der Sache einen Ausſchuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausſchuſſes (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, faſt ausſchließlich mit dieſem Probleme beſchäftigt. Der Bericht der Committee, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derſelben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geiſtreicher Schriften über die Bullionangelegenheit ſind ein Denkmal des Ernſtes und Tiefſinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden; und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endreſultat, welches jedoch erſt nach eingetretenem Frieden überſehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derſelben als Weltwährung, als leichtverſchmerzliche Kriegslaſt Statt gefunden. Ohne daß die baaren Zahlungen der Bank hergeſtellt worden ſind, haben ſich Bullionpreiſe und Wechſelcours nach dem Frieden in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbeſprochenen Beſorgniſſe iſt für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldſtaates von Großbritannien und ſein ganzes inneres Getriebe iſt ans Licht gekommen; England iſt deſſen, was es im natürlichen Laufe ſeiner Entwickelung erworben, bewußt, alſo mächtig und ſicherer, und eine Wiſſenſchaft des Geldumlaufes iſt möglich geworden. (Durch dieſe Anmerkung wird der über denſelben Gegenſtand im zweiten Bande enthaltene Artikel Bullion überflüſſig gemacht.) A. M.

Londoner Theater. Die Zahl derſelben beläuft ſich gegenwärtig auf eilf, eine Anzahl, welche bei einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menſchen gegen Paris gering genannt werden kann. Auch würde ſich ihre Zahl bald vermehren, wenn es nicht zur Gründung eines neuen Theaters einer beſondern Parlaments-Acte bedürfte. Wir führen hier die wichtigſten und einige ihrer vorzüglichſten Schauſpieler an. 1) Drurylane. Das vorige Gebäude brannte am 2. Febr. 1809 ab, und das jetzige neugebaute wurde am 10. Febr. 1814 wieder eröffnet. Die Logen haben Platz für 1200, das Parterre für 800, die Gallerien für 480, die oberſte Gallerie für 280 Perſonen; das Ganze kann alſo über 2800 Zuſchauer faſſen. Die Einrichtung iſt prachtvoll, und man hält dies Theater für eins der ſchönſten und geſchmackvoll angeordneteſten, nicht bloß in England, ſondern in ganz Europa. Wyatt war der Architekt. 2) Coventgarden. Auch hier wurde das ältere Gebäude im Sept. 1808 durch Feuer zerſtört, aber ſchon nach kaum einem Jahre wieder eröffnet, nämlich am 18. Sept. 1809. Der Architekt war Smirke. Der Haupt-Charakter der innern Einrichtung iſt Eleganz wie beim Drurylane-Theater Pracht. Man verſuchte bei der neuen Eröffnung die Preiſe zu erhöhen, allein das Publikum foderte ſechs Wochen lang bei jeder Vorſtellung die alten Preiſe zurück, und es gab darüber jeden Abend ſo tumultuariſche Auftritte, daß die Verwaltung endlich nachgeben mußte. Man bezeichnet dieſe Vorfälle in den Londner dramatiſchen Annalen mit dem Namen: o. p. (old prices) war. 3) Das Italieniſche Opernhaus. Dieß große Inſtitut der Londner großen Oper bahnte ſich in einem hundertjährigen Kampf den Weg gegen die Vorurtheile des Volks und den Parteigeiſt der Nationalbühne, iſt aber bei dem ungeheuern Aufwand, den daſſelbe durch die immer ſteigenden Anſprüche der fremden Künſtler erheiſcht, immer noch nicht feſt begründet, ohnerachtet es vom Adel und dem gebildeten Publikum wegen ſeiner Eigenthümlichkeit und der reizenden Anmuth höherer Ton- und Tanzkunſt ſehr begünſtigt wird. Das jetzige Gebäude wurde vor etwa 30 Jahren neu gebaut, im Innern aber vor zehn Jahren nach eines italieniſchen Architekten, (Marinari's) Angaben neu ausgebaut, und höchſt prachtvoll und elegant angeordnet. — Nach dieſen drei Haupt-Theatern, welche übrigens vom Mai bis September geſchloſſen und nur im Winter oder vielmehr vom 15. Sept. bis 15. Mai (the season genannt) dem Publikum geöffnet ſind, iſt auch der Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in England zu beurtheilen. — Drurylane und Coventgarden ſind Nebenbuhler ſowohl in den Darſtellungen der Tragödie, als des Dramas und des Luſtſpiels, und ſuchen beide die erſten Schauſpieler der Nation für ſich zu gewinnen. Dieſe gehen daher oft von dem einen zu dem andern über. Die bedeutendſten engliſchen Schauſpieler der jetzigen Zeit ſind die Familie Kemble (ſ. d. Art.), Cooke, Kean, Young, Fiſher, und die Damen Siddons, O'Neil, Somerville, Davenport, Stephens und Egerton. Die Italieniſche Oper ſucht jederzeit die ausgezeichnetſten Talente für ſich zu gewinnen. So glänzten in neuerer Zeit die Damen Graſſini, Catalani, Marianne Seſſi, Strina Sacchi hier in der ſchönſten Blüthe ihrer Talente. Gegenwärtig gehören Ambrogetti (der erſte Don Juan auf den europäiſchen Bühnen), Crivelli, Braham, die Damen Fodor, Borroni, Ambrogetti, Bertinotti, zu den erſten Zierden dieſer Bühne. Das Ballet

wetteifert mit dem von Paris und Neapel; das Orcheſter iſt unübertrefflich. — 4) Haymarket-Theater iſt den Sommerdarſtellungen gewidmet, und wird an demſelben Tage eröffnet, wo die großen Theater ihre Vorſtellungen beſchließen; es hört dagegen mit den ſeinigen auf, wenn die ihrigen wieder beginnen. Die Gattung ſeiner Darſtellungen iſt wie bei Drurylane und Conventgarden, und auch Opern. Die bei den beiden großen Theatern engagirten Schauſpieler gehen für die Sommer-Jahrszeit theilweiſe zum Haymarket-Theater. Der berühmte Samuel Foote war der erſte Eigenthümer von Haymarket; von ihm ging es auf George Colman über, deſſen Sohn der jetzige Eigenthümer iſt. 5) Engliſh Opera Houſe, auf dem Strand (eine der Hauptſtraßen Londons). Das Pariſer Theater in der Straße Feydeau, und daher kurzweg Theatre Feydeau genannt, hat dem Unternehmer Hrn. Arnold bei der Errichtung vorgeſchwebt. Es iſt übrigens kaum fertig; daher kann über den Erfolg dieſer Unternehmung noch nichts geſagt werden. Die übrigen Theater ſind: Royalty Theatre auf Wellcloſe ſquare (zu Pantomimen). Sadlers Wells (ebenfalls für Pantomimen, Ballete, Seiltänze und dgl.), Amphitheater of Arts (für Reit- und Voltigeur-Künſte), Newroyal Circus oder Surrey Theater (ebenfalls für Reitkünſte, Pantomimen u. dgl.), Olympic Pavillon von Aſtley errichtet, und jetzt in den Händen des beliebten Schauſpielers Elliſton (ſ. d. Art.), wie er es früher vom Surrey-Theater war. Es gibt Farcen und andere kleine Darſtellungen, worüber es aber kürzlich von den großen Theatern angefochten wurde. Der darüber geführte Streit wurde mit vielem Witz geführt; — Sans pareil Theater auch im Strand (zu kleinen Singſpielen, National-Geſängen, Farcen beſtimmt), Minor-Theater, in der Catharinenſtraße am Strand (ähnlichen Darſtellungen wie das Vorherige gewidmet).

Longwood, jetziger Wohnort oder Staatsgefängniß Napoleon Bonaparte's, ehemaligen Kaiſers von Frankreich, der ſeit dem 18ten Oct. 1815 unter genauer Verwahrung der brittiſchen Regierung ſich hier befindet. Ein enger, gewundener, mit Abgründen umgebener Steig führt von James-Town, der einzigen kleinen Stadt der Inſel St. Helena (ſ. d. Art.), zu einer 1 1/2 Stunden entfernten ebenen Fläche auf der Höhe dieſer felſigen Inſel. Dieſe ohngefähr 1 Stunde im Umfang habende kleine Ebene, die einzige auf St. Helena endigt ſich an einer abſchüſſigen, in bedeutender Höhe über das Meer herabhangenden Klippe, und enthält in ihrer Mitte Longwood, das kleine hölzerne Wohnhaus des Exkaiſers. An jedem Zugange iſt es mit Schildwachen, welche regelmäßig abgelöſet werden, umgeben. Eine in einiger Entfernung befindliche Officierswache läßt kein Individuum ohne einen eigenhändig vom brittiſchen Admiral unterſchriebenen Paß zu. Dieſer Bezirk iſt der einzige Raum, der dem Staatsgefangenen gelaſſen iſt, um ſich einige Bewegung zu machen. Ueberdieß liegt an der Gränze deſſelben ein Lager von 250 bis 300 Mann, und auf jeder Anhöhe, auf jedem Standpunkte, der einen Blick auf ſeine Bewegungen zuläßt, ſtehen Schildwachen. Der erwähnte enge Weg von James-Town iſt der einzige Zugang, und auch auf demſelben ſind allenthalben in beſtimmten Reihefolgen, Piquets und Schildwachen aufgeſtellt. So iſt für die Sicherheit zu Lande geſorgt. Auf der See hat man noch viel größere Sorge getragen, das Entweichen

Digitized by Google

Napoleons unmöglich zu machen. Kein Schiff kann ſich in irgend einer Richtung der Inſel nähern, ohne von einigen der zahlreichen Signalpoſten erblickt zu werden, die rund um die Inſel aufgeſtellt ſind, und beſtändig mit einander in Verbindung ſtehen. Sobald man ein fremdes Segel ſieht, werden Signale an die Kreuzer gemacht, welche in zwei Diviſionen getheilt, einander beſtändig in der Beobachtung dieſes Punkts des Oceans ablöſen. Sie entfernen ſich bis zu einem beſtimmten Punkte vom Ankerplatze, und ſegeln dann dem Winde oder andern Umſtänden gemäß, bis ſie die ganze Inſel umſchifft haben. Wenn ſich irgend ein Schiff nähert, ſo ſegeln ſie ſogleich auf daſſelbe zu, unterſuchen es auf das ſorgfältigſte, und bringen es nöthigenfalls zur genauen Prüfung des Admirals auf. Doch erlaubt man ihm nicht, vor Anker zu gehen, wenn es nicht ein königliches Kriegsſchiff oder ein Oſtindienfahrer iſt, und dieſen nur unter ſehr genauen Vorſichtsmaßregeln. Die Unterhaltung und Bewachung Napoleons koſtet England große Summen, welche man auf 2 bis 300 000 Pf. Sterling berechnet; denn außer den Koſten des Unterhalts Napoleons und ſeiner Umgebung, und der Garniſon und der Flottille, ſind die Beſoldung des Gouverneurs von 4000 auf 12,000 Pf. Sterling, und die des Admirals nach demſelben Verhältniſſe erhöhet.

Longus, der Verfaſſer eines griechiſchen Romans, Poimenica, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrſcheinlich zur Zeit Theodoſius des Großen. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk iſt eine durch Einfachheit anziehende Dichtung, und enthält verſchiedene ſchöne Beſchreibungen. Die ältern Ausgaben, unter denen die Villoiſonſche die beſte iſt, enthalten das Werk nicht ſo vollſtändig, wie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8vo) erhielten. Dieſer ergänzte aus einem florentiniſchen Codex eine bedeutende Lücke, beging aber die Unvorſichtigkeit oder Schändlichkeit (und letzteres iſt das wahrſcheinlichſte), nach genommener Abſchrift die Seite des Codex, welche jene Ergänzung enthielt, durch einen ungeheuern Tintenklecks völlig unleſerlich zu machen, welchen Klecks der mit Recht darüber entrüſtete Bibliothekar del Furia im Kupferſtich, nebſt einem Bericht des ganzen Hergangs dem Publikum vor Augen gelegt hat.

Löthen heißt zwei Stücke Metall vermittelſt eines weichern und zu dieſem Zwecke flüſſig gemachten Metalles oder Metallgemiſches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemiſch von Silber und Meſſing, auch mit Zinn; Eiſen mit Kupfer oder Meſſing u. ſ. w. Das Inſtrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr und dient dazu, vermittelſt der hindurch geblaſenen Luft die Lichtflamme zu verſtärken und auf das Loth zu concentriren, und es ſomit zum Schmelzen zu bringen.

* **Lothringen** enthält 460 Q. M. und 1,220,000 Einwohner.

Lotus, Lotos, iſt 1) ein Gewächs, das mit unſerm Steinklee übereinkommt, ein Futterkraut; 2) ein Baum mit kleinen dattelartigen, ſüßen Früchten, aus denen man Meth und Wein bereitete, ſo wie man aus den Wurzeln eine Art Brot buck. Dies iſt unſtreitig derſelbe Baum, von dem die Homeriſchen Lotophagen den Namen haben, eine Völkerſchaft an der nordafrikaniſchen Küſte, wo dieſer Baum noch gegenwärtig wächſt. Es gibt aber noch einige andre Arten, die denſelben Namen führen, deren Holz zum Theil zu mancherlei

Digitized by Google

Geräthſchaften und Inſtrumenten gebraucht wurde, die aber keine ſo liebliche Frucht tragen und nicht mit jenen zuerſtgenannten Bäumen verwechſelt werden müſſen; 3) führte dieſen Namen auch eine ägyptiſche Pflanze, eine Art Waſſerlilie, mit ſehr ſchönen Blumen, die im ganzen Morgenlande bekannt und ſehr beliebt war. Auch dies Gewächs benutzte man zur Speiſe.

Lotti (Lorenzo), ein berühmter Maler des 16ten Jahrhunderts, geb. zu Bergamo, war nach Einigen ein Schüler Bellini's und Giorgione's, nach Andern Palma Seniore's. Man findet die trefflichen Arbeiten dieſes Meiſters beſonders in ſeiner Vaterſtadt, in Venedig, in Treviſo, Ancona, Recanati u. ſ. w. Beſchäftigt, die Kirche zu Loretto mit ſeinem Pinſel zu verſchönern, ſtarb er daſelbſt 1560. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemälde iſt die Vermählung der heil. Catharina.

Louiſenſtiftung. Dieſe zum Andenken an die Königin Louiſe zu Berlin gegründete Anſtalt hat den ſchönen Beruf, Erzieherinnen zu bilden und verbindet damit die Ausbildung junger weiblicher Zöglinge und ihnen zugegebner Wärterinnen. Der Aufruf zu ihrer Gründung erging ſchon am 23. Aug. 1810. Der Plan wurde am 3. Dec. deſſelben Jahres öffentlich vorgelegt. Am 19. Juli 1811 wurde die Anſtalt, welcher der König ein eignes Gebäude angewieſen und ſeine Tochter, die Prinzeſſin Charlotte, zur Beſchützerin gegeben hatte, eröffnet. Zu ihrem Abgeordneten bei der Anſtalt ernannte die Prinzeſſin den Propſt Ribbeck. Bei der Eröffnung beſaß die Anſtalt durch die Beiträge der Nation ein Vermögen von 8500 Thlr., welches 1818 bis auf 24,868 angewachſen war. Zu den Zinſen des Capitals kommen die Beiträge der Nation, die Zuſchüſſe von Seiten des Königs und die Penſionsgelder der Zöglinge (200 Thaler für jede). Im letzten Jahre betrug die Einnahme 7730, die Ausgabe 6530 Thlr. Um zur Vollſtändigkeit zu gelangen, erfodert der Plan jährlich 10,000 Thaler. Gegenwärtig zählt die Anſtalt 25 Zöglinge (von 6 bis 14 Jahren) zur Erziehung, 6 Erzieherinnen (von 18 bis 24 Jahren) und 6 Wärterinnen (von 12 bis 14 Jahren), und überdieß zur Aufſicht und zum Unterricht eine Aufſeherin, nebſt zwei Gehülfen und Lehrerinnen, ſechs Lehrer und eine Muſiklehrerin.

Löwe, ein zum Katzengeſchlecht gehöriges, vornämlich in Afrika einheimiſches Raubthier von gelbbrauner Farbe, mit dickem Kopfe, einer Mähne an Hals und Schultern, einem ſchlanken Körper und einem langen, am Ende mit einem Haarbüſchel verſehenen Schweife. Die größten meſſen wol 4 Ellen in der Länge und 5 Fuß in der Höhe; gewöhnlich aber beträgt Länge und Höhe nicht viel über die Hälfte. Wegen ſeiner Stärke, ſeines Muths, ſeiner brüllenden Stimme und überhaupt wegen ſeines Furcht einflößenden Anſehns, wurde er von Alters her der König der Thiere genannt. Auf den Menſchen macht er nicht leicht einen Angriff, er müßte denn gereizt oder hungrig ſeyn. Von den vierfüßigen Thieren nehmen es nur der Elephant, das Rhinoceros und allenfalls der Büffel mit ihm auf.

Löwen (Johann Friedrich), geb. 1729 zu Clausthal auf dem Harze, ſtudirte die Rechte zu Göttingen und ging, in der Abſicht ſein Glück in England zu verſuchen, 1751 nach Hamburg, wo er Auffoderung bekam, als Schriftſteller aufzutreten. Seine erſten Verſuche waren einige Poeſien von freilich ſehr mittelmäßigem Werth. Mit Vorliebe wählte er die komiſche Poeſie, namentlich die ſcherzhafte Satyre. Im Jahr 1757 ward er Secretär in Schwerin, heirathete die Tochter des Schauſpieldirectors Schönemann, und fing jetzt

an, für das Theater zu arbeiten. Als im J. 1767 der Hamburger Bühne eine neue Geſtalt gegeben und ſie zu einer Akademie für junge Schauſpieler erhoben werden ſollte, trat Löwen an die Spitze der Unternehmung, und widmete ihr ſeinen ganzen Eifer. Er kündigte Vorleſungen über die Kunſt an, und ließ ſeine Frau und Kinder ſelbſt die Bühne betreten. Aber ſchon nach einem Jahre löſ'te ſich das Ganze wieder auf. Löwen mußte 1768 die Stelle eines Regiſtrators in Roſtock annehmen und ſtarb, mit Sorgen und Hypochondrie kämpfend, im J. 1771. Seine größtentheils vergeſſenen Schriften hier aufzuführen, würde gegen unſern Zweck ſeyn. Er ſelbſt gab 1765 und 66 eine Sammlung derſelben in 4 Bänden heraus, wovon der erſte Lehrgedichte, Erzählungen u. ſ. w., der zweite Oden, Lieder und muſikaliſche Poeſien, der dritte komiſche Gedichte (worunter ſechs Romanzen) und ſcherzhafte Briefe, der vierte theatraliſche Schriften (eine Geſchichte des deutſchen Theaters und fünf Schauſpiele) enthält. Im Ganzen verdient Löwen in Rückſicht auf ſeine Zeit mit Auszeichnung genannt zu werden. Unter ſeinen Gedichten ſind manche wohl gelungene, namentlich ſeine Romanzen.

† Löwen, jetzt die Hauptſtadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Fluſſe Dyle und an einem Canale aus demſelben in die Rupel, wodurch ſie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung ſteht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Aecker nehmen faſt 2/3 davon ein. Man findet hier 7 Kirchen, 5 Klöſter, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuſer und 25,400 Einwohner. Am wichtigſten ſind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fäſſer ausführen; ferner ſind hier zwei Zuckerſiedereien, eine Cattundruckerei, Baumwollenſpinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Lowth (Robert), Biſchof von London und einer der ausgezeichnetſten Geiſtlichen der engliſchen Kirche, war 1710 zu Wincheſter geboren. Nachdem er das berühmte Seminar ſeiner Vaterſtadt beſucht und im Griechiſchen, Lateiniſchen, wie in den orientaliſchen Sprachen große Fortſchritte gemacht hatte, ging er in ſeinem neunzehnten Jahre nach Oxford, wo er 1734 Fellow, 1737 Magiſter und 1741 Profeſſor der Poeſie wurde. Dieſes Lehramt gab ihm Veranlaſſung, ſeine trefflichen Praelectiones de sacra poesi Hebraeorum auszuarbeiten, die er zuerſt 1753 drucken ließ. Sein erſtes geiſtliches Amt war die Pfarre von Ovington in Hampſhire, die er 1744 erhielt. Im Jahr 1748 beſuchte er Berlin; im folgenden Jahre gab ihm der Herzog von Devonſhire den Auftrag, ſeine Söhne auf ihren Reiſen durch Europa zu begleiten. Nach ſeiner Rückkehr ſtieg er von Stufe zu Stufe, ward 1754 Doctor der Theologie zu Oxford, dann 1766 Biſchof zu St. David, dann zu Oxford und 1777 Biſchof von London. Er ſtarb 1787. Lowth war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und feinem Geſchmacke, der ſich durch ſeine Verdienſte um bibliſche Literatur einen bleibenden Namen in und außer ſeinem Vaterlande erworben hat. Von ſeinen Werken nennen wir außer den oben angeführten Praelectiones (beſte Ausgabe von Roſenmüller, Leipzig 1815) ſeine Introduction to the english Grammar und ſeine Bearbeitung des Jeſaias. Seine Predigten, von denen mehrere gedruckt ſind, ſind ein Muſter eines lichten, geiſtvollen und gediegnen Vortrags.

Ludditen nennt man in England die Zerſtörer der Maſchinen, die ihr Unweſen zu verſchiednen Zeiten in mehrern Fabrikſtädten Eng-

lands getrieben haben, und größtentheils nahrungsloſe ehemalige Fabrikarbeiter ſind, welche das immer mehr überhandnehmende Maſchinenweſen als den Grund ihrer Nahrungsloſigkeit anſehen. Woher der Name Ludditen rühre, iſt uns unbekannt.

Ludwig der Baier, deutſcher Kaiſer, war ein Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Baiern, und 1286 geboren. Als Heinrich VII. geſtorben war, fand eine doppelte Kaiſerwahl Statt. Fünf Churfürſten wählten Ludwig von Baiern, die übrigen Herzog Friedrich von Oeſterreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die Krönung vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Oberhand behielt, und im Treffen bei Mühldorf 1322 ſeinen Gegner ſogar gefangen bekam. Nach vergeblich verſuchten Vergleichen ſtarb Friedrich in der Gefangenſchaft. Schon 1315 vertrieb Ludwig ſeinen Bruder Rudolph von der Pfalz, der ſeiner Wahl entgegen geweſen war, ſah ſich aber doch nach deſſen Tode 1324 genöthigt, mit ſeinen Söhnen einen Vergleich einzugehen, kraft deſſen ſie ihr väterliches Land wieder bekamen, und die Churwürde zwiſchen Baiern und Pfalz künftig abwechſeln ſollte. Die erledigte Mark Brandenburg verlieh Ludwig 1322 ſeinem älteſten Sohne. Indeß zerfiel er bald mit dem Papſte Johann XXII., gegen deſſen Abſichten er der Viſcontiſchen Partei in Italien Hülfe zuſchickte. Er durchzog ſiegreich Italien und ſtellte in Nicolaus V. einen Gegenpapſt auf, wodurch er aber in langwierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Clemens VI. that ihn 1346 in den Bann und brachte es ſogar dahin, daß fünf Churfürſten den böhmiſchen Carl von Luxemburg zum römiſchen König wählten. Indeß fand Ludwig viele treue Anhänger und würde ſich haben behaupten können, allein er ſtarb ſchon 1347 am Schlagfluſſe, als er eben in der Gegend von München auf der Bärenjagd war. Er war ein Fürſt von Muth und Entſchloſſenheit, der unter minder ſchwierigen Verhältniſſen glücklich regiert haben würde.

Luftförmigkeit, derjenige Aggregatzuſtand, in welchem ein Körper als Luft oder Dampf erſcheint.

Luftröhrentzündung, ſ. Croup.

Luftſpiegelung (Erhebung, Seegeſicht), ſ. Fata Morgana.

Luftſäure, eine Benennung der kohlenſauren oder fixen Luft. S. Gasarten.

*Lüneburg, Fürſtenthum in Niederſachſen, zum Königreich Hannover gehörig, welches nach Oſten an die Alte Mark, nach Süden an das Braunſchweigiſche, Hildesheimiſche und Calenbergiſche, nach Weſten an Hoya, Verden und Bremen, nach Norden an das Hamburgiſche, Lauenburgiſche und Mecklenburgiſche gränzt. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seere aufnimmt, bildet größtentheils die Gränze gegen die drei letztgenannten Länder. Etwa 10 bis 12 Meilen von der Stadt entfernt, und derſelben parallel fließt die Aller durch den ſüdlichen Theil des Landes, und nimmt hier die Oker, Fuhſe, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes beſteht aus einer im Ganzen magern Ebene, welche ſich in mannigfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabſenkt. Sich ſelbſt überlaſſen iſt ſie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden ſich auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, beſonders von Fichten, auf derſelben. In den Niederungen an den kleinen Flüſſen iſt der Boden beſſer, und hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Luchow und Uelzen, woſelbſt ſehr vieler und gutes

Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, Bick- und Kronsbeeren in großer Menge, und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt, doch nimmt der künſtliche Anbau des Bodens erſtaunlich zu. Die Marſchen an der Elbe und deren Nebenflüſſen gehören zu den fruchtbarſten, reichſten und bevölkertſten Gegenden von Deutſchland, und werden faſt mehr noch zu Viehzucht und zum Gartenbau, als zum eigentlichen Ackerbau benutzt. Aber die Dämme, welche ſie gegen Ueberſchwemmungen ſchützen, erfodern ungeheure Koſten. Bei Lüneburg ſtreicht ein Gypsflötz an mehreren Stellen zu Tage aus. In demſelben finden ſich neſterweiſe die ſo merkwürdigen Boraciten *), und in ſeiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem iſt eine ſchwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerquellen zu Edemiſſen. Das Land enthält 178 Quadratmeilen, 26,600 Feuerſtellen und gegen 200,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow iſt ein Diſtrict, Dramän oder auch das Wendland genannt, deſſen Einwohner in Sprachen und Sitten noch manche Spuren ihres wendiſchen Urſprungs beibehalten haben. Dies Fürſtenthum gewinnt bedeutend von dem durchgehenden Handel, indem die Hauptſtraße zwiſchen Hamburg und dem innern Deutſchlande durch daſſelbe läuft. Der Stapelort deſſelben iſt Lüneburg. Nicht unbedeutend, jedoch mit jenem nicht zu vergleichen, iſt der Waarenzug von Hamburg über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck über Lüneburg. Die Landſtraßen ſind in einem elenden Zuſtande. Durch den Handel und den Gewinn der rohen Producte erwirbt das Land zu viel, als daß Fabriken und Manufakturen aufkommen könnten. (Geſchichte des Königr. Hannover.) — **Lüneburg**, alte Hauptſtadt des Fürſtenthums, an der bis hieher ſchiffbaren Ilmenau, 3 Meilen vom Ausfluſſe derſelben in die Elbe, mit etwa 1000 Häuſern und 10 000 Einwohnern. An ihrem weſtlichen Ende liegt der ſogenannte Kalkberg, ein Gypsfelſen, auf welchem im 10ten Jahrhundert ein Kloſter und Befeſtigungen angelegt wurden. Das erſtere iſt in die Stadt verlegt, ſpäterhin ſäculariſirt und ſeit 1656 zur Einrichtung einer ſ. g. Ritterakademie benutzt. Auch die neuern Feſtungswerke ſind eingegangen und der Felſen wird nur noch zu einem ſehr einträglichen Gypsbruche benutzt, deren ſich noch zwei andre in der Nähe der Stadt finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichſten (die eine iſt vollkommen geſättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne vorgängige Gradirung verſotten. Seit einigen Jahren hat man auch ſie zu Soolbädern zu benutzen angefangen, deren Ruf und Beſuch noch immer in Zunahme iſt. Mit Salz und Kalk, ſo wie mit den Producten der Umgegend, führt die Stadt einen nicht unbedeutenden Handel, doch iſt die Spedition noch viel bedeutender als dieſer. — In der neueſten Kriegsgeſchichte iſt Lüneburg durch das Treffen am 2. April 1813 merkwürdig geworden. In demſelben wurde die überlegene Kriegsmacht des franzöſ. Generals Morand durch die Generale Dörnberg und Czernitſcheff gänzlich vernichtet, und der neue Krieg

*) Schön und rein auscriſtalliſirte Steinchen von mattem Glanze, gewöhnlich nur 1/10 oder 1/8, ſelten 1/4 Zoll im Durchmeſſer, größtentheils aus Borax, Talk- und Kalkerde beſtehend. Man iſt erſt ſeit etwa 25 Jahren auf ſie aufmerkſam geworden, und glaubte lange, daß ſie ſich nur im lüneburgiſchen Gypsbruche fänden. Aber auch in dem ihm ſehr ähnlichen Segeberger Gypsfelſen hat man ſeit einigen Jahren Boraciten entdeckt.

in Deutſchland eben ſo glücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 Meilen weſtlich von Lüneburg liegt die Görde, ein ſchöner Wald mit einem königl. Jagdſchloſſe, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Diviſion Pecheur durch das Wallmodenſche Corps ein gleiches Schickſal erfuhr. C — e.

Lunette, in der Befeſtigungskunſt zwei kleinere Halbmonde, die vor den Ravelins oder größern Halbmonden angelegt werden, um dieſe zu decken.

† Lüttich bildet jetzt (nachdem jedoch einige Theile des vormaligen Hochſtifts Lüttich zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur einige andere dazu geſchlagen worden ſind) eine Provinz des Königreichs der Niederlande, welche an Limburg, die preußiſche Provinz Niederrhein, Luxemburg, Frankreich, Namur und Südbrabant gränzt, und 102 Quadratmeilen mit 354,000 Einwohnern enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten ſie liegt, wird ſie vorzüglich von der Ourthe durchfloſſen. Der Boden dieſer Provinz iſt im ſüdlichen und öſtlichen Theile, wohin ſich eine Fortſetzung der Ardennen zieht, waldig, felſig und hügelig, im weſtlichen Theile eine fruchtbare Ebene mit gutem Getraidelande. Getraide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen, und muß durch den Kartoffelbau erſetzt werden. Die Rindvieh- und Schaafzucht iſt ſehr ausgebreitet. Bekannt ſind die Limburger Käſe, welche dieſe Provinz liefert. Das Steinreich gibt ſehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eiſen, Kalk Bau Wetz- und Flintenſteine, und guten Marmor, und zu Spaa iſt ein berühmtes Mineralwaſſer. In einem großen Theile iſt die Induſtrie ſehr wichtig, beſonders die Tuch- und Eiſenfabriken; die Lütticher Gewehre und Vervierstücher werden weit und breit ausgeführt. — Lüttich, die Hauptſtadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimmt, zwiſchen zwei Bergen, und war ſonſt feſt und mit einer Citadelle verſehen. Die Stadt iſt groß aber nicht hübſch, und die Straßen ſind meiſtens enge und finſter, nur die Geſtade längs des Fluſſes ſind ſchön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere, und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorſtädte zu Lüttich. Ueber die Maas führen ſiebenzehn Brücken, unter welchen ſich die Brücke des Arches durch ihre eiſernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gaſſen, 40 Kirchen, 8000 Häuſer und nur 47,000 Einwohner, größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Außer den Tuch- und Wollenzeugfabriken, ſind vorzüglich die hieſigen Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohrerei, Gerbereien, Leimſiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblechmühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Centner Blech. In der Nähe ſind große Steinkohlenbrüche, die ſich mehrere tauſend Fuß unter der Erde forterſtrecken, und jährlich gegen 4 Millionen (nach Villefoſſe faſt 9 Millionen) Centner Steinkohlen liefern. Auch der Handel Lüttichs mit dieſen Fabrikaten und Producten, ſo wie der Speditionshandel iſt anſehnlich; daher iſt auch hier eine Börſe und ein Handelsgericht.

Lycaonien, bei den Alten eine Landſchaft Aſiens, welche von Phrygien, Iſaurien und Cilicien, Gallatien und Cappadocien eingeſchloſſen wurde, und gute Schafzucht hatte.

Lyon (Unruhen zu) im J. 1817. Die franzöſiſche Nation

iſt noch immer das Spielzeug der Ränkeſucht und des Parteienhaſſes. Politiſche Verbrechen ſind ein Gegenſtand der Speculation geworden. Man reizt abſichtlich unzufriedene, leichtgläubige, bewegliche Menſchen zu verdächtigen Aeußerungen und Schritten, um ſie als Verſchwörer angeben und ſich dadurch ein Verdienſt erwerben zu können. So iſt es von der angeblichen Verſchwörung vom 22. Oct. 1816 erwieſen, daß ihr Angeber ein Agent der Militärpolizei war, welcher das von ihm denuncirte Complot ſelbſt angeſtiftet hatte. Daſſelbe ſcheint, nach amtlichen Zeugniſſen, der Fall mit der ſogenannten großen Verſchwörung zu Lyon vom 8. Juni 1817 geweſen zu ſeyn. Seit 1816 ſchon verbreitete man, daß die Unzufriedenen in Lyon und dem Rhonedepartement Unruhen befürchten ließen. Nach allen Seiten wurden von der Militärpolizei Kundſchafter und geheime Agenten verſchickt, welche bald entdeckten, was ſie zu entdecken wünſchten. Es gab nämlich hier und da einzelne Auftritte, die man für Zeichen eines allgemeinen Complots, die Bourbons zu ſtürzen, erklärte. Gleichwohl unterließ der General Canuel, welcher in Lyon 5000 Mann befehligte, jede Maßregel, um aufrühreriſchen Bewegungen, wie man ſie erwartete, zuvorzukommen. Endlich erhielten am 7. Juni die Behörden zu Lyon die Anzeige, daß am folgenden Tage, dem 8ten, die große Verſchwörung ausbrechen ſolle. Auch wurde in der That an dieſem Tage in 32 Gemeinden die Sturmglocke gezogen, und die dreifarbige Fahne aufgeſteckt. Aber ſchon am 8ten waren die angeblichen Rebellen von wenig Gensdarmen und Truppen, ohne daß dieſe einen Schuß thun durften, zerſtreut. Es hieß, die meiſten Rottenführer ſeyen entflohen. Die eingefangenen und zum Theil durch trügliche Verſicherungen eingelockten Meuterer aber wurden von dem Prevotalgerichtshofe, ohne daß man die Anführer, noch ihre Plane kannte, gerichtet und verurtheilt; Andre hingegen als Agenten, die auf Befehl der Militärpolizei an den Unruhen Theil genommen, oder ſie vielmehr provocirt hatten, und als Angeber (Révélateurs) losgeſprochen. Mobile Colonnen durchzogen das Land, griffen alle Verdächtige auf, und die Bluturtheile wurden von Seiten der königlichen Offiziere mit empörender Wildheit vollzogen. Das Gräßlichſte geſchah bei der Hinrichtung des Capt. Oudin zu St. Genys. Von allen Seiten hörte man Klagen über Gewaltmißbrauch. Da ſchickte endlich der König am 3. Sept. den Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, mit außerordentlicher Vollmacht nach Lyon, um die Vorgänge zu unterſuchen. Mit Mühe entwickelte der Marſchall das Gewirre von Anzeigen und Unterſuchungen. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß allerdings einzelne Bauern tumultuirt, und daß einige: Es lebe der Kaiſer! andre: es lebe Napoleon II.! und noch andre: es lebe der Prinz von Oranien! gerufen hatten, daß aber die Verſchwörung ſelbſt erdichtet, daß jeder unbedeutende Vorfall von Angebern und Spionen vergrößert worden, und daß das Ganze eine Cabale ſey. Er überzeugte ſich, daß die Behörden, namentlich der Maire von Lyon, der verſtorbene Graf Fargues, der General Canuel, ſelbſt der Präfect, Graf Chabrol, durch ihre Agenten und ihren blinden Royalismus getäuſcht, ſtatt den Unruhen mit leichter Mühe vorzubeugen, ſie abſichtlich zum Ausbruche hatte kommen laſſen, um ſich ein Verdienſt um den Thron zu erwerben, und ihren Haß an allen anders Geſinnten zu kühlen. — So ſtellen die Sache dar der Oberſte Fabvier, ein Zeuge der geführten Unterſuchung, als Chef des Generalſtabes des Herzogs von Raguſa in Lyon, in ſeiner Schrift: Lyon en 1817, und der gewe-

Digitized by Google

ſene Polizei-Lieutenant von Lyon, Sainneville, in ſeinem Compte rendu des événemens qui se sont passés à Lyon, Paris 1818. Beide Schriften haben in ganz Frankreich außerordentliches Aufſehen erregt, und die Ultras noch verhaßter gemacht, als ſie ſchon waren. Auch die Regierung ſchien zu glauben, daß die Behörden in Lyon ſich geirrt und in ihrem Eifer unrecht gehandelt hätten; nur hielt ſie für rathſam, um die Ehre der Obrigkeiten zu ſchonen, müſſe man das ganze Verfahren verhüllen. Indeß hatte der Herzog von Raguſa ſieben Maires der inſurgirten Landgemeinden abgeſetzt, und mehrere Offiziere aus Lyon verwieſen. Auch wurden auf ſeinen Bericht der Präfect Graf Chabrol und der General Canuel von Lyon abgerufen, ſtatt aber beſtraft zu werden, zu andern Poſten ernannt, und Canuel zum Baron erhoben. Um ſo lauter foderte jetzt die öffentliche Meinung die richterliche Unterſuchung ihres Betragens; und da jedermann das Zeugniß des Herzogs von Raguſa erwartete, ſo entſchloß ſich derſelbe, ſeinen Brief an den Miniſter Richelieu vom 1. Juli 1818, in welchem er ſagt, daß alle von Fabvier angeführten Thatſachen, in den Berichten, die er, der Marſchall, an den Miniſter eingeſandt habe, enthalten ſeyen, öffentlich bekannt zu machen. (Er ſteht im 23. H. der Minerve Franç. S. 501.) Zwar haben Canuel und Chabrol auf jene beiden Schriften geantwortet; auch hat Canuel die Herren Fabvier und Sainneville als Verläumder verklagt; allein dennoch ſcheint aus allen Umſtänden zu folgen, daß die ganze Verſchwörung nichts geweſen ſey, als — ein Manöuvre einiger unteren Beamten und beſoldeten Kundſchafter, von denen die Oberbehörden ſich täuſchen ließen, weil ſie alles gern glaubten, was jene anzuzeigen für gut fanden. Die vermeintlichen Verſchwörer waren nur Betrogene, und leider machte man ſie zu Schlachtopfern des Betrugs. Der Marſchall bezeugte ausdrücklich: Man konnte dieſe ſchreckliche Cataſtrophe vermeiden, und doch mußte franzöſiſches Blut fließen! Arme Bauern, die von ihren Angebern erſt dazu verführt waren, hatten zu den Waffen gegriffen, die Sturmglocke gezogen, ohne zu wiſſen, warum, ohne Plan, ohne Ordnung. Viele waren hinzugelaufen aus Neugierde, oder in der Meinung, es ſey Feuer. So wie der Tumult ausgebrochen war, verſchwanden die Aufhetzer. Unter einem Haufen von 250 Menſchen waren kaum 60 bewaffnet, und nur einer davon leiſtete wirklichen Widerſtand. Gleichwohl wurden von 122 Gefangenen, 28 zum Tode, 6 zu Zwangsarbeit, 34 zur Deportation, 42 zu Gefängnißſtrafe, und die übrigen zu Geldbußen verurtheilt! Nach dem Strafcodex aber können nur die Anſtifter und Anführer einer Aufrührer-Rotte geſtraft werden. Und Graf Chabrol geſteht in ſeiner Gegenſchrift (Sur les événemens de Lyon, au mois de Juin 1817) ſelbſt ein, daß man die Anſtifter und Anführer nicht kenne; ja daß man nicht einmal erfahren habe, ob es deren gebe, oder nicht. In jedem Fall wird die weitere Unterſuchung darthun, daß die Ultras durch ihren Eifer, überall Feinde der Bourbons in den Freunden der conſtitutionellen Freiheit zu erblicken, und wo es angeht, ſie zu verfolgen, die eigentlichen Urheber der Verſchwörung von Lyon geworden ſind. Benjamin Conſtant ſagt bei dieſem Anlaß ſehr wahr: La nation entière est douée d'un instinct admirable de bon ordre et de liberté constitutionelle. Qu'on soit juste envers elle, elle sera fidèle. Qu'on ne lui tende point de pièges, et sa loyauté sera le prix de la loyauté. K.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google